Pumpauf und Pumprich.

Eine Novelle

herausgegeben

von

David Schiff.

Zerbst 1826.

In Commission der von Schünischen Buchhandlung.

Mein Leser!

Ganz offenherzig muß ich gestehn, daß ich nicht weiß, welch' ein ehrendes Beiwort ich Dir geben soll, um Dein Gemüth durch diese kleine Schmeichelei für mich zu gewinnen, damit Du wenigstens etwas lüstern werden möchtest, die nachfolgende Geschichte kennen zu lernen, da bereits alle Autoren, grosse und kleine, die schönsten Formeln der gewöhnlichen Anrede erschöpft und abge-

nutzt haben. Das ganze Magazin der schriftstellerischen Höflichkeit, von den pedantischen Vorreden dickleibiger Quartanten, bis zu den zierlichen Taschenausgaben der neusten herrlichen Zeit, und von den großen Alten bis zu den Pygmäen des jetzt lebenden Geschlechtes, bin ich Armer nun vergebens durchlaufen, blos um eine recht geschickte Anrede, womit ich Dich anständig, ehrfurchtsvoll und edel begrüßen könnte, ausfindig zu machen. Aber umsonst! Ich fand leider den Ausspruch wahr: es giebt nichts neues unter der Sonne; denn so oft ich auch mit der angestrengtesten Bemühung meines Scharfsinns ein neues Beiwort für Deine Person gefunden zu haben glaubte, so mußte ich doch allemal zu

meinem gröſsten Leidweſen in irgend einem Buche, welches mir dann mein unglückliches ſatyriſches Geſchick jedesmal in die Hände ſpielte, die eben gewählte Form vorfinden. Vergebens wollte ich Dich vortrefflich nennen, denn ich bemerkte, Hoffmann habe das Wort ſchon längſt durch allzuhäufigen Gebrauch unwirkſam gemacht. Darauf dachte ich Dich ſcharfſinnig oder verſtändig anzureden, allein ich fand ſehr bald, daß der groſse Cervantes ſich dieſes Beiwortes bedient; den groſsgünſtigen und nach Standesgebühr höchſtgeehrten Leſer fand ich in manchem Quartanten und mir ebenfalls entrückt; ja, nicht einmal Dich auf eine leiſe Art zu ſchelten blieb mir, denn ſchon Cervantes nennt Dich: mü-

ſiger Leſer; höflich konnte ich gar nicht ſeyn, denn die Unzahl von liebenswürdigen Leſern und ſchönen Leſerinnen, welche unſere Literatur geſchaffen hat, würde uns tödten, wenn ſie wirklich in ſolcher Maſſe vorhanden wären, oder die Bücher, welche für dieſe allein, vermöge der Anrede beſtimmt ſind, müßten nothwendig Maculatur geworden ſeyn, oder man müßte den ſämmtlichen Autoren einen ſehr trivialen, vielleicht gar keinen Geſchmack zutrauen, oder aber endlich dieſe Anrede, wie ſo manche andere, von der ironiſchen Seite nehmen, gute Miene zum böſen Spiel machen, und all den herrlichen, idealen, zarten, gemüthvollen Dichtern eine hübſche Portion Bosheit zumuthen wollen, weil ſie eine Gabe,

oder ein verfagtes Geſchenk der Natur zur Zielſcheibe ihres Witzes gemacht haben. Ja:

Da ſteh' ich nun, ich armer Thor,
Und bin ſo klug als wie zuvor.

Was hilft es mir nun, über die wegzefiſchten Anreden zu lamentiren und über die Unbeſonnenheit, mit der meine Vorgänger ihre Beiwörter zu freigiebig, weil jeder durchaus originell ſeyn wollte, verſchwendeten, meine arme, verlorne Stimme zu erheben? Es geht ja in unſerm lieben Deutſchland im Großen auch nicht beſſer; damit muß ſich die betrübte Seele eines armen Schriftſtellers, dem ſeine beſten Krondomainen der captatio benevolentiae verſchleudert ſind, trö-

sten! Machten es etwa die Kaiser des heiligen römischen Reichs besser? Nein! jeder verschenkte, so lang' es etwas zu verschenken gab, der Nachfolger mochte zusehn, wo er etwas herbekam, und daher geschah es, daß der Successor sich oft an die Verordnungen und Schenkungen seines Vorfahren durchaus nicht kehrte, sondern das schon ein- und mehrmal Verschenkte wiederum den Seinen gab, ohne nach der Vergangenheit eben zu fragen. Gut also, diesem gekrönten Vorbilde zu folgen, ist keine Schmach, ich will es eben so machen, und unter den vorhandenen Anreden eine zum Wesen meiner Geschichte passende freimüthig erwählen, und Dich, mein Leser, sodann damit beschenken. —

Wohlan, nach langem Ueberlegen finde ich unter den schon gebrauchten Titeln keinen für den Inhalt dieser Geschichte passender als: muthwillig, und diesen habe ich mir zur Anrede ausersehn, da er bescheiden, edel und fein zu gleicher Zeit ist; denn Dich übermüthig zu nennen, was eben so gut gepaßt hätte, hielt ich für zu gewagt, da man es in unsern Tagen roh genannt hat, indem es sich nicht schicke, und über die Grenzen des Anstandes und der Sitte gebildeter junger Leute hinaus sey, übermüthig zu seyn.

Also mein lieber, muthwilliger Leser, (ich hoffe, dieß neuerworbene Beiwort soll Dich erfreun, wie eine neu erlangte Würde, bei deren Titel jeder sich gern nennen hört) mit Dir wär' ich nun auf

den in der That ſchwierigen Punkt gekommen, Dich mit Anſtand und auf nicht ganz unwirkſame und verbrauchte Weiſe anreden zu können, eine Sache, die faſt eben ſo mühſam iſt als die, einen guten Titel zu einem Buche zu erfinden, weil von beiden ſo erſtaunlich viel in der jetzigen Periode unſerer vortrefflichen Literatur abhängt. Auch ich habe, geſteh' ich es nur, ſehr daran gekrankt, wie ich es mit dem Titel meiner Schriften halten ſolle, da auch hierin bereits eine ſo entſetzliche Ueberſchwemmung, und ſolches unglückliches Vorwegnehmen ſtatt gefunden hat, daß man nur in Jammer und Schmerz bei Betrachtung dieſer Concurs-Maſſe verſinken kann.

Ja, ich läugne es nicht, muthwilliger Freund, auch ich baute manchesmal meine Autor-Luftschlösser, dachte mir, ich würde vielleicht nicht ganz ungünstig aufgenommen werden, nach dieser Geschichte eine Reihenfolge anderer, ihr ähnlicher und dennoch durchaus verschiedener, unter einem Haupttitel folgen lassen, und o des Schmerzes, befand mich dann in der traurigen Lage eines Tantalus; denn so oft ich irgend einen recht schönen Titel gefunden und erschnappt zu haben glaubte, mußte ich ihn von irgend einem der neuen deutschen Classiker oder Classikerinnen, deren Werke die staunende Nachwelt voll Ehrfurcht preisen wird, heimtückischerweise entführt und benutzt sehn. Kunst und Natur (sel-

ber schon der Titel eines bekannten Werks) sind erschöpft für Titel schon, wie viel mehr für Inhalt! Vergebens suchst du armer Geist nach dem Labsal irgend eines neuen, es wird dir versagt, du mußt die alten, wie ein armer Mann, der seinen einzigen Rock viermal wenden läßt, stets von neuem gebrauchen, und beständig ein Titelecho seyn.

Verzeih, o muthwilliger Leser, diesen unwillkührlichen Ausbruch meines Schmerzes, Du schreibst keine Bücher, und weißt nicht, wie süß es ist, mit einem nie gelesenen Titel, und wär' er noch so abgeschmackt, rasch erfunden, kühn gedruckt, von Allen bewundert, einherstolzieren zu können; Du weißt nicht, wie sehr darauf beim Verkauf eines Werkchens,

wovon man denn nun doch einmal leider lebt, geachtet, wie ſchnell eine Sache mit unerhörtem Titel, ſie ſey auch noch ſo ſchlecht, bezahlt wird, und wie lange ein gutes Buch ſogar warten muß, bevor es ein nur mittelmäßig anſtändiges Unterkommen finden kann, wenn es nicht mit dem offnen Empfehlungsbriefe eines ſchönen Titels verſehen iſt.

Aber genug davon, denn ich habe noch viel auf dem Herzen, deſſen ich mich entledigen möchte, ohne gerade Dich, gutmüthiger Leſer, doch gar zu lange bei der Vorrede dieſes unbedeutenden Büchleins aufzuhalten, da Du ohnſtreitig größere und beſſere Werke der vielgeleſenen und bedeutenden Modeſchriftſteller vor Dir haſt, um ſie zu genießen.

Ich zweifle nicht, mein Lieber, Du wirst über den Helden der Geschichte murren, wirst vielleicht sogar an der Moralität des armen Dichters, der diesen Scherz niederschrieb, leise zweifeln, wirst die unglückliche Hauptperson der kleinen Geschichte verdammen, und das Buch mitten im Lesen, was das größte Unglück für mich Armen wäre, wegwerfen und zornig verachten, wenn Du das Ganze gar zu streng und ernsthaft nimmst. Darum, muthwilliger Freund, setz' einmal alles bei Seit', was man Ernst, Betrachtung, Moralphilosophie u. s. w. nennt, und gieb Dich ganz dem übermüthigen Scherze des Augenblickes hin, lache, wenn Dir die Begebenheit komisch erscheint, und

sollten Dich ernstere Gefühle umfangen, so laß Dich auch von ihnen ganz leiten. Zürne mir nicht, daß ich Dich nicht in die Prunksäle der Reichen und Großen führe, Dir nicht zarte Damen mit edler Seele und großen Entschlüssen, Männer voll Heroismus und ungeheuren Thaten, oder feine Böswichter, schlechte Hofleute, zärtlich Liebende, treulose Bräutigame, verlassene Mädchen, und andere zarte, große, erschütternde oder erfreuliche, glückliche oder unheilsvolle Begebenheiten erzähle, sondern laß Dich einmal herab in ein wunderliches Leben, in die niedrige Behausung eines schlechten Mädchens zu blicken, tolle Studentenstreiche und kleine Erfahrungen einer beschränk-

ten Welt zu beobachten, denn ich verspreche Dir im voraus, falls Du so gütig seyn solltest, diesen Scherz als solchen und nicht ungünstig aufzunehmen, daß ich Dich dann auch einmal in das Rollen der Begebenheit und den Kampf großer Geister hineinführen werde, und versuchen, ob es mir wohl gelingen sollte, Dich zu rühren, zu begeistern, zu erschüttern und zu erfreuen.

Vor allen Dingen bin ich bei der jetzigen hohen Sittlichkeit, welche alle Leser, Leserinnen, Buchhändler, Drukker, Setzer, kurz, alles was zur schönen Literatur gehört, so mächtig ergriffen hat, veranlaßt, mich gegen den entsetzlichen Vorwurf der Immoralität

zu verwahren, welchen man mir so leicht machen kann.

Es ist wahr, ich versteh' es nicht, Zweideutigkeiten, und gemeine, sittenlose Sinnlichkeit in ein anmuthiges Gewand, oder den Schein der Moral und des liebenswürdigen Leichtsinns zu kleiden, wie mancher vielgelesene, oft gepriesene Schriftsteller unserer Tage; es ist auch wahr, ich kann nicht falsche Frömmigkeit, Methodistenansicht und hochmüthige Demuth in das echte Gewand des Christenthums und die Heiligkeit der wahren Gottesverehrung stecken, wie mancher andere berühmte Dichter; bin ich aber darum, o muthwilliger Freund, etwa innerlich immoralisch? — Bin ich es deshalb, weil

meine Helden die Sache nehmen wie sie ist, nennen, wie sie heißt, und das thun, was sie müssen, um so zu seyn, wie sie sollen? — Ich denke nicht, und hoffe auch, Du denkst es nicht, deshalb schließe ich ganz kurz diese Vertheidigung ab, und mit ihr die Vorrede; denn an die Rezensenten kann ich mich aus zwei Gründen nicht wenden. Einmal, weil ich noch nicht weiß, ob sie mich vor ihren Richterstuhl fordern werden, und dann, weil ich es überhaupt für verlorne Mühe und Zeit achte, jemanden, der mit aller Gewalt einen Scherz ernsthaft zergliedern will oder muß, davon abzurathen. Mag er seine Freude haben, lasse er uns nur die unsere, denn

ich kann ſo gut auf ihn, wie er auf mich, anwenden, was Fauſt vom Teufel ſagt:

es muß auch ſolche Käuze geben.

Aber ich fühle, daß ich ſchon gar zu lange mit Dir, o muthwilliger Leſer, ernſthaft geſprochen habe, und das mit Unrecht; denn das iſt ja eben das ſchönſte und göttlichſte Geſchenk der Natur, daß ſolche Gemüther, wie ich meine Leſer mir denke, leicht und ſcherzend über allen Ernſt hinweggaukeln und dennoch gern bei ihm verweilen, wenn ſie ihn plötzlich mitten in der Heiterkeit und dem Lachen wiederfinden.

So leb denn wohl, mein Freund, bis wir uns wiederſehn, das heißt,

bis zu meinem nächsten Werke, wenn Dich dieß so amüsirt, daß mein Verleger wünscht, ein Mehreres von meiner Hand zu besitzen. Leb wohl, und möge Dich das Dargebotene erfreuen.

Halle, eben ſo berühmt durch ſeine Gelehrſamkeit und Armuth, als ſeine Studenten und den Schmutz der Straßen, iſt der große Schauplatz der denkwürdigen Geſchichten, welche ich zu erzählen im Sinne habe. So feſt und treu, wie die Halloren an ihrer Tracht oder die Juden an ihren Gebräuchen hängen, eben ſo klebt der Student an der Sitte, gut zu leben und nichts zu bezahlen, oder Geld zu bekommen und neue Schulden, anſtatt der getilgten, aufſummen zu laſſen. In dieſer, allen Studenten gewöhnlichen Lage, gedrängt von den Leuten, welche bezahlt ſeyn wollen, nicht aus Geiz, ſondern weil

ihre eigene Armuth so groß ist, daß sie oft nicht wissen, woher das Brod des folgenden Tages zu nehmen sey, ohne Hülfsquellen, sich aus der Noth zu reißen, befand sich auch ein junger Mann, der schon etliche Jahre hindurch auf der berühmten Friedrichs-Universität studirt hatte, und blos deshalb sein Examen nicht machen konnte, weil es ihm beständig an Geld gebrach, um die Examinatoren zu bezahlen, und die Zeugnisse über die gehörten Collegia herbei zu schaffen. Er wohnte vor dem sogenannten Clausthore, die Fenster seiner geräumigen Stube sahen auf die Saale, und sein Name war Pumpauf. Die Sonne schien in sein Zimmer und warf die freundlichen Strahlen weithin auf den neugekehrten und mit frischem Sande bestreuten Boden; denn es war Sonntag und die Wirthin hatte hübsch aufputzen lassen, damit, wie sie sich ausdrückte, das

Haus doch auch einmal wüßte, wie es thäte, wenn es Sonntag wäre. Ganz im Gegensatze mit diesem häuslichen, stillen und beschränkten Anblicke, wandelte Pumpauf in einem eben so schönen als merkwürdigen Aufzuge, Dampfwolken von Tabaksrauch wirbelnd, in der Stube umher. Er war nämlich mit einem alten ehemaligen Pelze bekleidet, wovon fast nichts übrig war, als die dunkelblaue Leinewand, woran früherhin der Pelz geheftet gewesen; denn die Hasenfelle, welche eigentlich wärmen sollten, waren längst den ganzen Rükken hinauf verschwunden, bis auf wenige Stellen, wo sie noch an den Seiten befindlich waren, aber halb heruntergerissen, traurig herabhingen, oder Fuchsschwänzen gleich, nachschleppten, voll Bekümmerniß — schien es — über das Schiksal ihrer geschiedenen Brüder und Freunde. Vorn saßen zwar noch einige Bruchstücke von

Haasenfellen recht fest, aber entweder hatten sie viel an Haaren verloren, oder die Nähte waren treulos, oder Striche von abgewischten Federn hatten die Haare zu einem unverständigen, nutzlosen Teige zusammengebacken, so daß man es weit eher ein Fragment oder die Ruine eines Pelzes nennen konnte, als sagen: es sey die Morgenbekleidung, welche gewöhnlich Pelz geheißen wird. Pumpauf konnte auch nie anders als mit einer gewissen Rührung, und voll stiller Trauer auf dieß ehrwürdige Kleidungsstück blicken, dessen Ursprung sich noch tief in sein goldnes Zeitalter hinein verlor. Beinkleider hatte unser gelehrter Freund ebenfalls nicht an, sondern ein bloßes, sehr zerrissenes Hemd bedeckte kaum den fahlen, magern Leib; an den, man könnte fast sagen, unreinen Füßen, befanden sich Socken ohne Sohlen, was man aber nicht gewahr ward, da er

alte, verschossene, grüne Pantoffeln trug. Ungewaschen, mit Federn in den Haaren, eine alte Mütze auf dem Kopfe, deren blaue Farbe — wie das Silber der Einfassung — durch Regen und die übrigen zerstörenden Einwirkungen der Zeit kaum mehr erkennbar waren, eine lange Pfeife im Munde, wandelte er, wie gesagt, wehmüthig, mit großen Schritten durch sein Zimmer.

So ist denn gar nichts mehr da? fragte er sich selber und sah unter den Ofen, wo der Stiefelknecht stand; er hob ihn auf, wog ihn in der Hand und sagte: Ei nun, wenn ich einmal gar kein Holz mehr haben sollte, kannst du mir doch noch den Kaffe einmal wärmen, wie du bis jetzt alle Abende seufzend und knarrend meine Kanonen mir ausgezogen hast, guter Knecht! Warum seufztest du denn bei der Arbeit immer, mein Bester? Ge-

wiß, daß auch dieſe, ſammt den Sporen, den Weg alles Fleiſches zum würdigen Juden Lutze gewandert ſind. Ja, ja, ſagte er, und ſetzte den ſchweigenden Diener wieder an ſeinen Ort, ich weiß es, du nimmſt redlich Theil an mir. Aber, alle Teufel, fuhr er fort, iſt denn gar nichts mehr da? — gar nichts, als mein blauer Frack und meine blauen Hoſen, die ſollen herhalten, nachdem ſie Muſterung paſſirt ſind. Er nahm Rock und Beinkleider, und als er die Bemerkung machte, daß bei allen beiden die Wolle bereits ſo abgeſchabt war, daß die Sonne ihre Strahlen hindurch warf, und daß man durchſehen konnte, als wär' es ein Haarſieb, ſo ſpreitzte er den Rock aus, indem er ihn bei den Zipfeln vorn an der Bruſt faßte, ſo daß die Arme herunterhingen, wie beim Menſchen im Zuſtande der Trauer oder Ohnmacht, und ſprach:

Ein munteres Fähnchen, dafür werd' ich viel bekommen! Ei, ei, armer Pumpauf, halt' die Ohren ſteif und werde fidel!

Er legte ſich nun der Länge nach auf das Canapee, trank gelaſſen ſeinen Kaffe und bedachte, welche Garderobe er noch übrig behielte zu ſeinem Bedarfe, wenn er Rock und Beinkleider verſetzte. Da ſind, hub er nach einigem Sinnen an, noch die alten grauen Beinkleider; gut genug wären ſie wohl, aber zu kurz. Ei nun, was thuts? Man ſchnallt die Tragbänder um ſo länger! aber als Rock? — hic haeret aqua, mein Herr Pfarr! ſprach er und blickte in der Stube umher. Aber, fuhr er fort und ſtand auf, hängt da nicht mein alter treuer hellgrüner Flauſch? — O du Lieber, ſprach er, ihn betrachtend, zwar biſt du ſo ratzetahl von Wolle, wie ich vom Gelde; hier iſt auch ein bedeutendes Loch hineinge-

gebraunt, und da verkünden eine Masse Tintenstriche deinen eigentlichen Beruf als Arbeitsrock, und in den Ruhestand versetztes Kleidungsstück; allein, wenn die ganze übrige Garnison auf das Manöver rückt, da müssen, hab' ich oft gesehn, auch noch die Invaliden Dienst thun, und somit wirst du zur alten Würde wieder erhöht und angenommen. Nun, sprach er, und setzte sich mit zufriedener Miene wieder auf's Sopha, geholfen wäre mir ja, und das elende Corpus bekleidet, wenn nun nur auch Freund Lutz käme. In diesem Augenblicke klopfte es, und der Herbeigewünschte drehte sich zur Thür hinein; ein kleiner, blasser, hagerer Mann, mit tiefliegenden, schlauen, dunkeln Augen, doch nicht bösartig, eine Filzmütze auf dem Kopfe, in einem dunkelblauen Ueberrock mit besponnenen Knöpfen gekleidet. Sie haben mich rufen lassen? frug er

freundlich und mit einer gewiſſen Demuth, nun, was befehlen Sie? Höre Lutze, ſagte Pumpauf, da liegt mein blauer Frack und die Beinkleider, gieb mir vier Thaler, ich brauche ſie. Der Jude trat zum Fenſter und beſah die Kleidungsſtücke, dann zuckte er die Achſeln und ſagte: Kann ich doch nur geben drei Thaler, und das mit genauer Noth. Aber ich brauche vier nothwendig, ſagte Pumpauf. Ich kann's nicht geben! betheuerte der Jude, gewiß und wahrhaftig nicht lieber Herr, es iſt gar zu ſchlecht und gar zu erbärmliche Zeit, hab' ich doch ſelber kein Geld, gar keinen Pfennig Geld, denn ich habe alles müſſen hingeben um die Lieferung von Mützen, welche ich habe gemacht nach Magdeburg an das Militair; aber aus großer Liebe will ich Ihnen geben drei Thaler zwölf Groſchen. Nun,

so sey es drum, sprach Pumpauf, und empfing vom Juden das Geld.

Indem trat ein zweiter Student mit dem Rufe: Prost, Herr Bruder, in die helle Stube. Er war in einem dunkelblauen Frack, mit blanken Messingknöpfen gekleidet, trug schöne gelblederne Beinkleider und blanke Kanonen, eine roth- und schwarzgestreifte Weste, aus der das weiße Jabot herausſah, wie ein zartes Mädchen aus dem Fenster im Negligé, während sein rothes, volles Gesicht aus dem neuen, schwarzseidenen Halstuche wie eine rothe, dicke Doppelnelke hervorblühte; den Kopf zierte eine orangenfarbene, mit Gold verbrämte Mütze, und in der Hand trug er eine schöne Pfeife, mit einem prächtig gemahlten Kopfe. Er bildete den vollkommensten und wunderbarsten Gegensatz zu seinem Freunde; denn wenn jener eingefallene Backen, lichtgraue, matte Au-

gen, mittelmäßig feine Augenbraunen, etwas langes, ſchlichtes, dunkelblondes Haar, eine hohe, breite Stirn, eine gerade, große Naſe, einen feinen Mund, ſtark eingebognes Kinn, blaßgraue Farbe und einen magern Leib hatte, ſo ſtrotzte dieſer in Fülle der Geſundheit, ſeine kleinen, dunkeln Augen glänzten luſtig und pfiffig unter den dicken, breiten Augenbraunen hervor, die winzige Naſe verſchwand faſt vor der Fülle des Geſichts, die niedere Stirn ward beinahe ganz von den kurzen, ſchwarzen Haaren bedeckt, und die etwas aufgeworfenen rothen Lippen, ſo wie das runde Kinn, zeigten von Geſundheit und Jugend. Als er des Juden anſichtig wurde, ſprach er zu dieſem: Hört, Lutze, kommt morgen um Neun, eh' ich in's Collegium gehe, zu mir, wir machen ein Geſchäft. Gut, ſprach Lutze, ich werde kommen, und empfahl ſich.

Nun, ſagte Pumpauf, Proſt, Bruder Pumprich! willſt Du auch, daß der Teufel dort im dunkelblauen Ueberrocke deine ſchönen Sachen hole? Bei mir hat er eben einen armen Frack und ein Paar ſündhafte Hoſen in ſein Reich abgeführt. Pumprich lachte und ſprach: sic transit mundi gloria. ich bin wie der, welcher gehängt werden ſollte, und ſich als Gnade ausbat, noch einmal in ſeinen beſten Kleidern ſpatziren gehen zu dürfen. Morgen iſt alle dieſe Herrlichkeit verſchwunden, oder zum Teufel, oder bei Lutze für den Bettel von vierzehn Thalern. Ja, ja, ſagte Pumpauf, nickte zweimal mit dem Kopfe und kniff die Oberlippe mit der untern: Ich wüßte ſonſt auch wahrhaftig nicht, was der Reichthum in den Behauſungen der Armuth wollte, oder weshalb Du die Gemächer des Unglücks und die Höhlen des Jammers durchwanderteſt, es müßte denn ſeyn, daß Du

etwa die Geſchichte des reichen Mannes aus der Bibel verſinnlichen wollteſt; denn wahrhaftig, hier biſt Du in der Geld-Hölle, und wenn Du, wie jener um einen Tropfen Waſſer, ſo um einen Sechſer Münze winſelteſt, Du würdeſt vergebens ſchreien. Doch, laſſen wir das, ſprach er weiter, und fuhr in die groben aſchgrauen Beinkleider, laß uns auf den Markt, und zur Gevatterin gehen, bei den andern nachzufragen, was ſie angeben wollen. Wir werden recht hübſch als Allegorien von Armuth und Reichthum, Gegenſatz und Ergänzung, Bejahung und Verneinung, Licht und Schatten, Weiß und Schwarz, Tugend und Laſter oder etwas dem Aehnliches, die Straßen des ſchönen Saal-Athen durchwandeln, ei nun:

Durch Graus geht man in Wonne,
Aus Nacht geht man in Sonne,
Aus Tod in Leben ein.

Und im Uebrigen kann ich Dich versichern, befinde ich mich wohl, obschon das bei Schwindsüchtigen, wie ich einer am Gelde bin, ein übles Zeichen ist; bald darauf crepieren sie; dann aber tröstet mich der so eben declamirte Fouqueische vortreffliche Vers, und ich denke, lebst du heute nicht wieder auf, geschieht es vielleicht morgen, es giebt ja eine Auferstehung der Todten, und ich bin in dem Punkte eben kein Sadducäer.

Unter diesen Reden hatte er sich völlig angezogen, setzte nun seine Mütze auf, und steckte die viertehalb Thaler in die Tasche, indem er sagte: Wenn ich Geld einstecke, kann ich es nur mit einer gewissen Wehmuth thun, denn wenn es in der Tasche ist, kommt es mir vor, wie ein armer Sünder auf der Kuhhaut, wo es bald zum Galgen geht, oder wie ein Diener, dem die Stelle aufgesagt worden ist, und wenn ich

irgendwo einen vollen Geldbeutel ſehe, muß ich ſeufzen, denn mir fällt allemal der Hunger des Meinigen auf's Gewiſſen, und er kommt mir vor wie ein drohendes Traumbild, welches mir alle Peinigungen durch grobe und feine Manichäer auf eine zarte Weiſe vorſpiegelt, und, indem es mich zur Standhaftigkeit ermahnt, mich auf die ſieben Plagen Aegyptens vorbereitet.

Ja, ja, ſagte er ferner, indem ſie über die Straßen gingen, ich fühle, welche ſündhafte Seele ich bin; denn die Teufel, verkleidet als Gläubiger, plagen mich für meine Borg-Sünden unaufhörlich. Könnte ich nur einmal dieſes Ungeziefer los werden, aber da hilft nichts als Fett und Queckſilber; o, es iſt ſchändlich, daß einen dieſe Flöhe ſo ungeſtraft beißen! Die Seele kratzt ſich und Blaſen entſtehen in ihr, welche man gewöhnlich Mißmuth,

able Laune, Langeweile oder mit dergleichen angenehmen Namen tauft.

Ei, ei, sprach Pumprich, Du bist heute gar zu moralisch, wirst dadurch ennyant, und machst am Ende Andere verdrießlich. Sieh das hübsche Mädchen dort am Fenster! — Guten Morgen! mein schönes Kind; — ahaha! wie die zurückprallte.

Spanische Fliegen ziehn, mein Bester, und eine Moxa thut allemal die beste Wirkung, sagte Pumpauf, ohne die Auffoderung seines Freundes zu beachten.

So kamen sie auf den Markt. Dort fand er mehrere seiner Bekannten, und bessere Gelegenheit über die Gläubiger zu klagen, welche ihn verfolgten. Wo kommst Du denn her, Bruder? fragte ihn einer seiner Bekannten, sonst gehst Du ja immer durch das Ulrichsthor?

Mein Freund, entgegnete Pumpauf, alles in der Welt hat seine Zeit, und so

auch meine Wege ſeitdem ich genöthigt worden bin der elenden Zeiten halber, welche doch nach und nach dahin ſtreben, alles ſyſtematiſch oder encyclopädiſch zu machen, auch ein Syſtem oder eine Theorie zu erſinnen, wie ich am bequemſten den Menſchen entgehen kann, welche mich — wie den Biſchoff **Hatto** von Mainz die Ratten — unaufhörlich verfolgen; ſeitdem habe ich meine Sonntagswege und Alltagsgaſſen. Dies hat obenein noch den Vortheil, daß man kein Geld auszugeben braucht, um eine ſtete Erinnerung an den lieben Sonntag zu haben, und daß der Geiſt angenehm beſchäftigt wird, wenn er von Woche zu Woche die merklichen Verbeſſerungen der lieben Hauptſtraßen in Augenſchein nehmen und ſich an dem ſteigenden Reichthume der verehrungswürdigen Einwohner ergötzen kann. Dazu kommt noch, daß ich dadurch gleichſam genöthigt werde,

Christ zu bleiben und nicht mit in das allgemeine Heidenthum zu versinken, woraus Ihr und alle Welt wiederum lernen könnt, wie der Himmel alles Böse zum Guten wendet, so wie man eine Hand umdreht, denn obschon es wahr ist, daß Schulden, wie der grobe Philister es nennt, (wiewohl es eigentlich eine Purganz für die gemeine Wirklichkeit, oder das Leben in wahrhafter Idealität heißen sollte,) daß diese übellautenden Schulden, — ein Wort, das mir so barbarisch, wie den Griechen altdeutsche Namen, klingt — daß, zum drittenmale bin ich, so vieler Einschiebsel halber, genöthigt, dieß schändliche Wort zu gebrauchen, daß Schulden etwas Böses sind in den Augen gemeiner Weltkinder und gewöhnlicher Alltagsmenschen; aber wie weiß der Himmel solche Schulden allerliebst zur Besserung und Läuterung des Menschen auf der irdischen Pilgerbahn zu

drehn! Seht nur, wie uns dieſe unſchuldigen Schulden allemal auf zweierlei Weiſe daran erinnern, ſtets Chriſt zu ſeyn. Erſtens nämlich wird man mit der gewöhnlichen Plage des Gemahntwerdens, welche auf Schuldenmachen ſo ſicher als Podagra auf Liederlichkeit folgt, allemal Sonntags verſchont; dadurch fühlt ſich die Seele freier, dem Ueberirdiſchen näher, ſie genießt den Feiertag und erhebt ſo auch den Körper, deſſen Freuden ſie ſo ſteigert, daß er nicht mehr am niedrigen Eſſen und Trinken allein klebt, ſondern gewiſſermaßen bis zum Edeln erhoben wird; zweitens aber ſieht meine Seele durch ihre geöffneten Augen, daß die Kaufleute die ihrigen, den Laden, geſchloſſen haben, und wir heute nolens volens durch die Finger ſehen müſſen, weil Sonntag iſt. Muß nun bei ſo vortrefflichen Anſtalten, welche der Himmel getroffen hat, uns Arme aller ſieben Tage

wenigſtens der Mannichäer Plage zu entnehmen, nicht jeder, der nur einigen Sinn für die Wunderwerke und heiligen Einrichtungen des Weltalls hat, erſchüttert und gerührt die ewige Weisheit anbeten und preiſen? Werde ich nicht auf ſolche Weiſe ein moraliſcher Menſch? — O ſagt mir nichts mehr gegen Schulden und Schuldenmachen, dieß führt uns am erſten zur Gottſeeligkeit, was die Theologen auch nur zu gut wiſſen, und ſich deshalb von der argen Welt, ſich ihres edeln Strebens bewußt, immerhin als die Liederlichſten der Univerſität bezeichnen laſſen, während ſie unverzagt dem wahren Ziele entgegenſtreben, welches ihre Erkenntniß zu erreichen ſucht, weil ſie fühlen, nur auf ſolche Weiſe ſeyen ſie im Stande ihr zukünftiges Leben dem wahrhaften Nutzen ihrer Mitwelt zu weihen.

Es hatte ſich während dieſer Rede ein groſſer Kreis ſeiner Bekannten um ihn verſammelt, und alle baten ihn, als ſie ſahen, daß er aufhören wollte, fortzufahren, denn ſie hörten ihm ſehr gern zu, weil alles, was er ſagte, von einer gewiſſen Luſtigkeit belebt war. Er ließ ſich auch nicht lange bitten, ſondern ſagte bloß: ſie wollten ſich in die Gevatterbude ſetzen, dort einiges Obſt verzehren, und er wollte ihnen daſelbſt ſeine weitern Gedanken über allerhand Gegenſtände des gemeinen Lebens eröffnen.

Es ſah wirklich wunderbar aus, wie die ganze Menge verſchiedenfarbiger Mützen, meiſt elegant gekleideter, oft ſchöner junger Männer, einem folgten, deſſen Anzug aus einem alten meergrünen, bis auf den Faden abgeſchabten Flausrock, aſchgrauen, groben Tuchbeinkleidern und Schuhen beſtand, durch deren durchlöcherten

Körper die eben nicht nagelneue Seele der Strümpfe hervorblickte, und deſſen Mütze der ganzen Univerſität zum Farbenräthſel hätte dienen können. Alle ſetzten ſich nieder, nachdem die Gevatterin einige Studentenſcherze überſtanden hatte, und der Redner fuhr fort, wie folgt:

O, meine Freunde, alſo predigen ſoll ich Euch noch heute, ich, der ich nichts von dem Allen beſitze, was dazu gehört, eine Predigt kräftig, eindringlich und anmuthig zu machen? Aber dieſe Sache, deren Möglichkeit ich mir nie hätte träumen laſſen, giebt euch einen ſchlagenden Beweis zu dem Sprichworte: unverhofft kommt oft, und ſomit will ich mein reiches Thema von Schulden weder damit einweihen, daß ich zeige, wie ſehr dieſelben den Theologen anzuempfehlen ſind, weil nur derjenige den wahren Weg zum Seelenheil zeigen könne, der ſelbſt nach langen Schmer-

zen und Leiden zur Ruhe des göttlichen Philisterlebens gelangt sey, oder wie es die Juristen billiger, die Mediziner menschenfreundlicher, und die Philosophen erkenntnißreicher mache; noch will ich Eure Gedanken damit peinigen, daß ich in das volle Horn stoße und Euch etwa die Plagen und Qualen unsers lieben Studentenlebens abschildere, o nein, das würde ich für Bosheit halten, meine Freunde, nein, trösten will ich Euch, und hinausführen über die beschränkten Ansichten, welche den Philistern erb- und eigenthümlich sind, in die Gegenden, von denen aus wir im Stande seyn werden, alles Unglück und Elend dieser Welt geduldig zu tragen, indem wir einsehen, daß es nichts als die bittere Schaale des guten, süßen Kernes ist, oder wie der grobe Friesrock eines hübschen, derben Bauermädchens. Sollte ich übrigens etwas zu weitläuftig werden,

so verzeiht es mir, denn ich habe selber eine Art Freude daran, so wichtige Gegenstände unsers Daseyns etwas in Extenso zu behandeln, und sollte ich nicht ganz Eurer Erwartung entsprechen, so denkt an das Sprichwort: Ein Hundsfott giebt mehr als er hat, und haltet mich für entschuldigt. Doch zur Sache: Wie nun, ausser andern hier unberührten Gründen, das Schuldenmachen dem Heile unserer Seelen dadurch dienlich ist, daß wir die Hauptstraßen der Stadt nur Sonn- und Festtags passieren können, so leitet uns der Himmel an arbeitsamen Wochentagen durch das Betreten dunkler Nebengassen zur wahren Bescheidenheit hin. Ohne Aufsehn erregen zu wollen, wandelt der Mann von wahrem Verdienste, unbeachtet will er seyn, und bleibt es, bis er zum allgemeinen Erstaunen und zur grosten Freude seiner sämmtlichen Zeitgenossen, nach Errin-

gung ſeines hohen Zieles, aus dem beſcheidenen Dunkel plötzlich, ein Gott, in das hellſte Mittagslicht einer jeden Kneipe treten darf, ein reichliches Amt hat, und ein reputirlicher, angenehmer, junger Philiſter wird. Allein dieß iſt noch lange nicht der größte Nutzen, ſondern neben dieſem dem Einzelnen zu Gute kommenden, hat es eben ſo vielen in Beziehung auf die Welt und das Menſchengeſchlecht. Daß dieß nicht ſo anerkannt wird, als es wohl ſollte, meine Freunde, liegt blos in der Unfähigkeit ſo vieler Menſchen, etwas wahrhaft zu objectivieren, allein dem ſinnigen Beobachter, und dem tiefern Denker gehen auch hier beim Schuldenmachen ſo groſsartige Anſchauungen auf, daß er nichts kann, als die herrliche Einrichtung der Welt bewundern und verſtummen, und wenn die wahre Cultur und Bildung erſt ſo weit wird gedrungen ſeyn, daß auch der thörichte Phi-

luſter, nicht mehr der gebildete, gelehrte Mann allein frei und edel über Alles denkt, dann werden wir ſehen, wie man ſogar das Schuldenmachen zu befördern ſuchen wird, indem man findet, daß es die beſte Arznei für Leute iſt, die durch ihre ſitzende Lebensart allen Appetit und die Einwirkungen der Galle auf den Magen verloren haben. Ja, es wird dahin kommen, daß bei gewiſſen Krankheiten die Aerzte förmlich verſchreiben werden, welche Summen, wie oft und an wie grobe oder feine Gläubiger der Patient borgen ſoll, um zu geneſen, und das Miniſterium des Kultus und der Medizinal-Angelegenheiten die Studenten durch Spezialbefehl zum fleißigen Schuldenmachen anhalten wird; aber das ſind fromme Wünſche! und ſo wie die Sachen jetzt ſtehn, muß jeder nach Maaßgabe ſeiner Kräfte und Fähigkeiten Gutes der Art, wie er weiß und kann zu vollbringen ſuchen, und

der Segen, der alles Schöne und Gute belohnt, wird auch ihm nicht entgehn, sondern er wird fühlen, wie mit Ausübung seines Berufs die Fähigkeiten und Kräfte, demselben mit Ehren vorzustehen, beständig wachsen und gedeihen werden, und seine Seele, an Erfindungskraft neuer Arten sich Geld zu verschaffen, reicher und vollkommener werden wird. Ich, meine Freunde, für meinen Theil muß Euch gestehn, daß mich niemals ein schöneres Gefühl wahrhaft edler Christenpflichterfüllung durchleuchtet, als wenn ich Sonntags durch eine der lieben Hauptstraßen wandle, und bei meinem freundlich lächelnden Gruße sehe, daß ein dicker Philister, durchröthet vom ewigen Burgundertrinken, eine weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, mit einem prächtigen Warschauer Schlafrock angethan, eine lange weiße Thonpfeife im Munde, dessen wohlgenährtes herabhängendes Unterkinn

zum Sonntage fein säuberlich behauen ist, daß solche Aurora der Straße, vor Aerger über meinen theuern Gruß, mit den kurzen, dicken Rosenfingern, an denen prächtige Solitärs glänzen,, auf dem fühllosen Fensterbrete herumtrommelt. Mit wahrhafter Rührung blicke ich ihn dann oft an, indem ich bei mir zufrieden denke: den hab ich nun vielleicht auch wieder von dieser oder jener Krankheit errettet, durch ein so einfaches Heilmittel als etwas Aerger nur immer seyn kann: bewahrt hab' ich ihn davor, unnöthig Geld für Doctor und Apotheker wegzuwerfen, Summen, welche alles, was er dir geliehen hat, mit Zinsen zu sechs Procent gerechnet, weit übersteigen würden. Dann rechne ich ohngefähr zusammen, was ihm wohl diese oder jene Krankheit, der sein Körperbau unterworfen seyn dürfte, gekostet haben würde, mit den Begräbnißkosten, versteht sich, weil er vermuth-

lich, trotz Doktor und Apotheker, apoplektiſch verſtorben wäre, und findet es ſich dann, daß es auf die gemannte Weiſe die mir geborgte Summe überſteigt, ſo glaube ich mich berechtigt, ihn für bezahlt von mir zu halten, und ſtreiche ihn feierlich aus der Liſte meiner unglücklichen Gläubiger. Mag nun der Philiſter auch ſchimpfen ſo viel er will, das thut mir ſüßer als Lob, und ich verzeihe ihm gern, weil ich einſehe, daß ein verkehrter Menſch niemals eine Sache richtig wird anſehn können. Mit wahrem innern, ſtillen Entzücken überleg' ich wohl oft im Geiſte, wenn ich ſo bei einem reichen Knauſer vorübergehe, mit welchen Ehrentiteln mich ſein kindiſcher Maulwurfsgeiſt beſchenken wird: „da geht er nun hin," hör' ich ihn dann ſagen, „der liederliche Kerl, dem ich auch zum Schaden meines Beutels geborgt habe; von dem Lump werd' ich auch nichts wiederbekom-

men, denn der Betrüger hat nichts. Der jämmerliche Kerl," fährt er in seinem albernen Zorne fort, „sieht im stinkendsten Renommee, und gebehrdet sich, als wenn er Tausende zu verthun hätte; wo er nur Essen und Trinken herbekommen mag; denn zu verkaufen oder zu versetzen hat er ja doch schon lange nichts mehr." Wenn ich mir im Geiste dieß nun so vorhalte, dünke ich mir ein Märtyrer des Edlen und Guten, das ja von jeher gekreuzigt ist und verbrannt ward, weil die verdrehten Menschen nur das für gut halten, worin sie einen ihnen begreiflichen Vortheil haben. O, der Thoren! — Ich tröste mich dann, wenn mir dergleichen bewegliche Schimpfreden eingebildet oder wirklich vor mein Ohr kommen, damit:

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
„Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.

Manchmal auch, wenn der Sturm der Gemeinheit gar zu heftig brauſt, ruf ich aus: „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!“ Und gleich bin ich wieder in der idealen Welt, von der ich ja doch weiß, daß ſie einzig und allein Jungfrau geblieben iſt, während die Gemeinheit alles Uebrige niederträchtiger Weiſe geſchändet hat. Ich erleide dann auch ruhig und mit einem Lächeln über den kindiſchen unreifen Menſchengeiſt alles Elend und jede Plage der erbärmlichen Aeußerlichkeit, da mich dieſe Anſichten genugſam entſchädigen für das, was ich dulden muß.

Ja! unterbrach hier Pumprich ſeinen redenden Freund, der Troſt iſt gut genug für die reichen Philiſter, aber wie gehſt Du denn mit den Handwerkern um?

Juriſtiſch, mein Freund, ſagte gelaſſen Pumpauf, rein juriſtiſch und moralphiloſophiſch. Seht, da ſetz ich mich oft auf

mein Sopha zu Hause, lege das Verzeichniß der Schuster und Schneider, welchen ich schuldig bin, vor mich hin und halte nun Gericht. Nun wäge ich Folgendes ab: Ist der Mann N. N. schon einmal bei dir gewesen? Hat er dich gemahnt? — ja — wie, grob oder höflich? — sehr grob, er hat dich geschimpft — ist eine Injurie, und hat der Gläubiger, über die Art sein Recht zu fordern, das Recht selber eingebüßt, wird ausgestrichen! und gedacht, gethan. Wenn dieß aber nicht der Fall seyn sollte, giebt es eine andere Weise, eben so triftig und edel, und, glaube ich, von derselben Sicherheit. Ich stelle nämlich folgende Schlußreihen auf: der Mann hat dir geborgt, und vor dir vielen andern: viele andere vor dir haben ihn nicht bezahlt, folglich mußt du ihn auch nicht bezahlen, denn der Mann würde in seiner gewöhnlichen Rechnung und Lebensweise gestört, und

jede Störung unſerer Gewohnheit iſt unangenehm, oft ſchädlich, ja tödlich, und ſomit wird er ausgeſtrichen — Oder ich ſage: der Mann hat geſchloſſen: wenn du für den Studenten arbeiteſt, wirſt du bezahlt, aber die Erfahrung hätte ihn belehren ſollen, ſchon ehe er mir borgte, daß gerade dieß nicht der Fall ſey; wenn ich daher wirklich bezahlte, würde ich den Mann zu einer falſchen Logik verführen, er würde in Irrthümer verſinken, ich würde ſeinen irregeleiteten Geiſt auf meinem Gewiſſen haben, daher bezahle ich ihn lieber nicht, ſo kömmt er vielleicht zur Erkenntniß der Wahrheit, und ſein Geiſt wird gerettet — Oder, trotz ſo vieler Erfahrungen des unglücklichen Ausganges, borgt mir dieſer Handwerker leichtſinniger Weiſe dennoch; er rennt auf dieſe Weiſe ſeinem ſichtlichen Verderben mit Vorſatz entgegen, ein neuer Verluſt muß ihn davor

bewahren und zugleich belehren: kein Laſter, nichts Böſes und wär' es unſchuldiger Leichtſinn, der ſich in die Maske eines gutmüthigen Mitleids hüllt, bleibt in dieſer beſten Welt unbeſtraft. Durch ſolche großartige und ſchöne Formeln, meine Freunde, halte ich mein Gewiſſen von jedem Vorwurfe rein, und entledige mich meiner überflüſſigen und unglücklichen Gläubiger.

Aber, ſagte Pumprich, warum borgſt Du immer von neuem, oder erſinnſt Dir beſſere Arten, die Philiſter um ihr Geld zu bringen?

Mein Freund, antwortete der Redner, giebt es Tugend ohne Anfechtung? Kraftgefühl ohne Gegenſtand es zu erproben? Standhaftigkeit ohne Lockung? — Meine Liebe, dieß verkehrte Volk, welches in allen ſeinem Thun und Treiben ſich ſelber mißverſteht, zu beſſern, kräftigen und

zu erleuchten, geht so weit, daß ich mich selbst zum Versucher und Teufel hingebe, und aus reinem Eifer für das Gute und Schöne als schlecht und böse erscheine, weil ich mir nichts gelte, das Menschengeschlecht aber und dessen Erziehung mir alles ist.

Aber, fragte sein Freund, wie hältst Du es denn da mit den Weinschenken und Conditoren? — O, rief mit einer Art von Entsetzen Pumpauf, dieß Otterngezücht ist der wahre Verderb der Jugend, sie erregen durch zur Schau ausgestellte Waaren, schön gemalte und blanklackirte Aushängeschilder, zuvorkommende Freundlichkeit bei Borgversuchen und tausend andere Höllenkünste, die sich in die unschuldigen Kleider der Höflichkeit, des Zutrauens, der Achtung und so weiter hüllen, die Begierden der jungen Leute erst recht, um sie hinterher desto gewisser zu

verderben. Ja, diese Banditen unſrer Geldbeutel, welche rücklings alle Thaler und Groſchen niederſtechen, und die Leichen in ihre eiſernen Gräber verſchließen, dieſe bezahle ich mit Vorſatz niemals; denn ſolche Brut kann nur durch gänzlichen Banquerott vertilgt werden, und Euch alle muß ich bei der wahrhaften Liebe, welche ich zu Euch trage, hiermit auffordern, nach Kräften dahin zu arbeiten, daß ſie aus unſerer vortrefflichen Stadt vertrieben werden, nicht mit Gewalt, ſondern mit Liſt, indem Ihr ſie zum Banquerott nöthigt. Wein iſt zwar eine edle Sache, aber eben ſo, wie, durchleuchtet von dem herrlichſten Zwecke, jede Sache, jedes Mittel, an ſich ſchlecht, vortrefflich werden kann, eben ſo wird auch umgekehrt jede noch ſo edle Sache, jedes noch ſo gute Mittel, durch den jämmerlichen Zweck, dem es dienen muß, elend und

niederträchtig. So der Wein, in den Händen jener Verkäufer; die ersten drei Flaschen, welche Ihr baar bezahlt, sind gut, die übrigen, welche von Euch auf Borg vertrunken werden, elender Krätzer, weil die Schufte auf die Wirkung des edlen bei Euch rechnen, und glauben, Ihr werdet den Betrug nicht merken. Ausgerechnet aber werden Euch die Flaschen, als hättet Ihr den wunderherrlichsten Wein aus dem Gaunerkeller getrunken, und behandelt werdet Ihr, als wenn es die reine, pure Gnade von dem schuftigen Philister wäre, Euch zu borgen, O! meine Freunde, nichts in der Welt kann mich so empören, als diese Behandlung, der Menschlichkeit unwürdig, und auf leerem Hochmuth basirt; dagegen, und gegen die Folgen eines solchen Despotismus, kann man sich nur so rächen, daß man sich trunken anstellt, vorsätzlich Spiegel, Fen-

ſier und alles Zerbrechliche unbarmherzig zerſtört, und dann mit vollem Bewußtſeyn dem Beſtraften um Schadenerſatz und die geborgte Summe zu bringen ſucht. Hier iſt Schuldenmachen und Prampiren, betrügen und durchgehen edel, heroiſch, und des dichteſten Lorbeerkranzes würdig, echt groß, und wahrhaft genialiſch; nur muß die Art dabei ſo ſchlau und ſubtil gewählt ſeyn, daß die durch ewiges Weinriechen verflucht geſchärfte Naſe des zu Prellenden nichts davon wittert, denn ſonſt ſeyd Ihr zwar nicht verloren, aber doch blamirt. Und nun, meine Beſten, mit dieſer Ermahnung, ſtets das wahre Wohl Eurer ſelbſt, und Eurer unglücklichen, verblendeten Mitmenſchen durch fleißige Uebung deſſen, was Euch meine eben nicht einſeitige Erfahrung darin lehren kann, recht von Herzen zu befördern, will ich für diesmal meine Vorleſung ſchließen,

da die Fleißigen durch Repetition der Collegia, die Genialen durch allerhand Sorgen behindert werden, mir länger Ihr geneigtes Gehör zu schenken. —

Als er dies gesprochen hatte, erhob er sich, worauf sich der ganze Schwarm sehr bald hier und dorthin zerstreuete, und ihn mit einigen Vertrauten allein auf dem Platze zurückließ. Was beginnen wir denn heute? sagte Pumprich, und blickte gewissermaßen wehmüthig umher. — Ey, sprach Pumpauf, ich dächte wir besuchten die Georgine. Ich habe noch viertehalb Thaler, und zu Hause einige Flaschen Wein, nebst vortrefflichem Essen, die ich einem liebenswürdigen frommen Philister abgejagt habe, dafür wollen wir lustig und guter Dinge seyn, und unsern neuen Wohlthäter und Maecenas in der Stadt hoch leben lassen. — Recht gut, entgegnete Pumprich, wer ist denn aber diese Geor-

gine? — Ein Geschöpf, erwiederte der Gefragte, welches mich liebt, wie zwanzig Andre vor mir, um die sich der gute Engel der Jugend und des bessern Lebens, mit der Gemeinheit und dem Geldmangel streiten, und deren Ende ein Hospital seyn wird, wie ihre Wiege die Krankenstube eines hectischen Schneiders war. — Gut, sagte Pumprich, ich bin dabei, denn noch besitze ich etwas Geld, und das soll daran glauben. Bei diesen Worten gab er dem Pumpauf einige Thaler, wozu die Andern das Ihrige ebenfalls beitrugen, und sich dann trennten, mit dem Versprechen, in zwei Stunden einander bei der Georgine zu finden.

Um die verabredete Zeit ging Pumprich mit noch zwei andern, Namens Beselmeyer und Haubein, von welchen der erstere Medizin, der andere aber Theologie studirte, nach der ihnen von Pumpauf beschriebenen Gasse, wobei Beselmeyer ihr

Führer war. Ich bin doch neugierig, sagte Haubein unterweges, während sie die Kreuz und Quer durch eine Menge von Gassen und Gäßchen geführt wurden, wie das schöne Kind aussehen wird. — Ja, entgegnete Pumprich, daran habe ich auch schon gedacht, aber zum Teufel, Beselmeyer! wohin führst Du uns. — Zum Ziele, antwortete dieser, indem er um eine Ecke bog. — Das ist ein verflucht schmutziges, entgegnete Haubein. — Es gleicht dem unsers Lebens, war Beselmeyers Antwort. — Nein! rief Pumprich aus, hier ist der Schmutz unvergleichlich. — Du meinst dies, sagte Haubein, doch so, daß es keine Stadt giebt, die sich in dieser Rücksicht mit Halle vergleichen dürfe. — Gewiß, entgegnete der Befragte, ward aber durch Beselmeyer unterstützt, welcher behauptete, Halle sey ein großer Bauch, und die Gassen seyen die Eingeweide desselben. — Ekel-

haft medizinisch, rief Haubein aus, Du hättest sagen können, es sey ein Körper, und die Gassen die Adern. — O, Weisheit! sagte der Mediziner, wo wäre denn da das Herz? — Die Universität, erwiederte stolz der andre. — Gut! recht gut! entgegnete Besselmeyer; nur daß die Adern und das Blut nie so schmutzig sind, als es die Straßen unsers lieben Athens beständig in der Art haben. — Aber doch, erwiederte der Theologe unbesiegbar, im Krankheitszustande? — Ja, sagte der Arzt, da kann sich unreines Blut erzeugen. — Nun wohl, schloß Haubein, dann ist, meinem Vergleiche zufolge, Halle im Krankheitszustande. — Paßt doch nicht recht, erwiederte kopfschüttelnd Besselmeyer, denn eine Purganz reinigt das Blut. — Richtig, sagte beistimmend der Theologe, und Hausknechte, Dienstmädchen und die öffentlichen Straßenkehrer machen es eben so

mit der Stadt. — Alſo, nahm lachend Pumprich das Wort, ſiehſt Du Hausknechte und Dienſtmädchen für die Laxiermittel der Häuſer und Städte an? — Ja, ſprach Beſtelmeyer, es hat ſo etwas von Jalappe und Rhabarber, am Ende iſt ein Vergleich ſo gut wie der andere, nur mit dem Unterſchiede, meiner paßt, wenn der Zuſtand einer Stadt ordinär in dieſer Art iſt beſſer, Deiner, wenn er extraordinär; Du aber ſollteſt billig keinen mediziniſchen Vergleich borgen für die Vortrefflichkeit unſerer Akademiehülſe, wie ich die Stadt nennen möchte, ſondern hübſch einen theologiſchen bei der Hand haben. — Es iſt, entgegente der Theologe, nichts leichter. Die Juden nennen den unterſten, tiefſten Pfuhl der Hölle den Ort des ſiedenden Kothes, dieſer möchte der einzige ſeyn, der ſich mit unſerer ſchönen Stadt meſſen kann. — Immer beſſer! rief Pumprich, da wä-

ren wir Studenten die Verdammten, die Philister die Unterteufel, unsre Professoren die Oberteufel, und der Rektor Beelzebub, Satanas, oder Adramelech selber. — Gewiß! sagte der Theologe, aber sind wir denn noch nicht an den Pforten der Liebe? — Wir stehen davor, war Besenmeyers Antwort, indem er auf die Thür eines kleinen Hauses zeigte, dessen Parterrefenster so niedrig waren, daß man gemächlich die ganze Stube hätte übersehen können, wenn es nicht rothseidene Vorhänge verhindert hätten. — Die Gasse ist die engste in ganz Halle, und die dunkelste, rief Pumprich aus. — Desto besser für den, der sie betritt, sagte der Mediziner. — Hier wird seyn, nahm Haubein pathetisch das Wort, Heulen und Zähneklappen. — Zähneklappen gewiß, lachte Pumprich, beim Essen! und wenn Du Deinen Gesang mit

Heulen vergleichſt, auch dieſes, ſonſt aber keins von beiden.

Bei dieſen Worten traten ſie in die niedere Thüre. Seyn ſie ſchöne willkommen, ſagte ein altes, zahnloſes, runzliches Weib, indem ſie voller Freundlichkeit eine zweite Thür öffnete, und die Fremden einzutreten bat. Herr Pumpauf, fuhr ſie geſchwätzig fort, hat uns ſchon von der Ehre benachrichtigt; denn, ſagte er, Catharine! drei junge hübſche Herren werden kommen, denen mach' hübſch höflich auf, ſagte er, und führe ſie nur in die Stube bis ich komme. Georginchen iſt nur in ſeinen Aufträgen ausgegangen, allerhand Schönes einzuholen, wird aber ſogleich wieder hier ſeyn. Warten Sie nur ein bischen, ein ganz klein bischen! — So, Mütterchen, bringt uns doch etwas Licht, ſagte Peſtelmeyer. — Ja gleich, rief dieſe, junger Herr! es iſt freilich ein bischen dunkel

hier. Ja, jawohl, Sie haben recht, Georginchen findet's auch immer; aber es iſt doch ein ſchönes Stübchen, ach, ein recht ſchönes Stübchen; denn Georginchen ſagt immer, es würde ihr ſo recht contentement und compläſant darin, ſagt ſie. — Ja, ja! erwiederte der Student, ich will das Licht auch nicht der Finſterniß halber, ſondern um meine Pfeife anzubrennen. — Ja, zu Befehl! ſagte die Alte, und lief, ſo hurtig ſie konnte, das Verlangte zu holen.

Es iſt doch ſchon über die verabredete Zeit hinaus, begann Pumprich nach einer Pauſe, in welcher man die Pfeifen geſtopft und angezündet hatte, und unſer luſtiger Freund oder Hauptmann iſt noch immer nicht hier. — Ja, ſprach Haubein, wunderlich genug; er hat vielleicht Noth, das Gewünſchte zuſammen zu ſchaffen, allein ich vertraue ſeinem Genie. — Gewiß, ſagte Pumprich, er verſteht, was möglich iſt.

— Seine Rede von heut Morgen, nahm der Theologe das Wort, war doch äußerſt ſcherzhaft. — Ach nein! erwiederte Pumprich, es war wohl ſein Ernſt, denn er wurde gegen den Schluß hin ordentlich davon begeiſtert, und theilweiſe halte ich das Geſagte wirklich für ſeine Grundſätze. — Haubein lächelte, ſchwieg und ſchüttelte ungläubig den Kopf.

Beſtelmeyer hatte inzwiſchen das Zimmer, in welchem ſie ſich befanden, näher betrachtet. Es war zwar klein, aber hoch, mit blauen Tapeten ausgeſchlagen, nicht unangenehm möblirt und mit buntgemalten Kupferſtichen, meiſtentheils Bibelgeſchichten oder Darſtellungen aus den Befreiungskriegen, geſchmückt. — Ein allerliebſtes Zimmerchen, fing der Mediziner nach einer Pauſe an, das muß ich ſagen, es wird einem ſo heimathlich und wohl darin, ich möchte hier ſchon leben, obſchon

das Gäßchen hier etwas bedeutend finſter iſt. Er trat vor das Sopha, über welchem ein Kranz von Immortellen hing. Ahah! ſagte er, beſtimmt eines getreuen Seladons zärtliches Liebeszeichen, und ſetzte ſich nieder. Beim Himmel! rief er aus, ein charmantes Sopha, recht ſchön elaſtiſch, das Mädchen hat Geſchmack, und unſer Freund noch mehr, ſich die gerade zu erwählen.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, und die gelobte Beſitzerin dieſer und noch anderer Herrlichkeiten trat ein. Guten Abend, grüßte ſie leichtfertig, guten Abend meine Herren! — Ei willkommen, ſchönes Kind! riefen Alle. — Mit Erlaubniß! fuhr die Bewillkommnete lächelnd fort, indem ſie ſich gewandt den Händedrücken und Umarmungen der jungen Leute entzog: ich muß erſt die Hausgeſchäfte beſorgen, die Laſt meines Federhutes able-

gen, den Shawl und andere läſtige Putzſachen von mir werfen, um mit Vergnügen eine ſo angenehme Geſellſchaft genießen zu können.

Ein göttliches Mädel! rief Haubein entzückt, als Georgine die Verſammelten mit einer leichten Verbeugung verlaſſen hatte, hol' mich der Teufel! — Ein guter Schwur für einen Gottesgelehrten, an einem guten Orte, bei guter Zeit gethan, bemerkte Beſtelmeyer, aber Du haſt recht, wie angenehm und ſtolz auf dem hübſchen Kopfe der Federhut ſchwankte, wie vortrefflich alles zu der edlen, ſchlanken Geſtalt und Haltung paßte, wie fein der dunkelgrüne, ſeidene Oberrock zur Geſichtsfarbe gewählt war, Summa Summarum beide, Freund und Mädchen, haben Geſchmack. — Du ſiehſt doch beſtändig nur auf Geſtalt, Form und Kleider, ſprach Pumprich, Dein Schönheitsſinn hat eine

krankhafte Richtung, Arzt; aber das Gesicht, das Feuer in den großen blauen Augen, die feine Nase, der kleine rosenrothe Mund, die reine Stirn, das liebliche Lächeln, die zarten Augenbrauen, es war excellent. — Seht nur, rief Bestelmeyer lachend, der hat einen Anfall von Tollheit oder Fieber, oder er ist verliebt. — Und habt Ihr, sagte Haubein, den feinen Fuß wohl gesehn, die schönste Säule des schönsten Tempels ihr würdigen, von dem Pumpauf der Hohepriester ist, der allein in's Allerheiligste darf, und die Herrlichkeit dort schauen, habt Ihr? — Wahrhaftig, lachte der Mediziner, Ihr seyd Beide toll! ich habe nur ein hübsches Mädchen, schlank, mit weißem Nacken und vollem Busen gesehn, dem Eure phantastischen Lobeserhebungen in solch einem hohen Grade gar nicht gebühren.

Der hübſche Gegenſtand ihres Streites trat wieder in's Zimmer. Pumprich und Haubein boten ihr die Plätze auf dem Sopha, welche ſie inne hatten, an, ſie aber bat lächelnd, ſich nicht zu genieren. Beſtelmeyer konnte ſie nun ſchärfer betrachten, und fand doch, daß der Juriſt und der Theologe diesmal vollkommen recht hätten, und noch nicht einmal alles Lobenswerthe des Mädchens geprieſen; denn er ſah einen vollen Arm, und eine kleine, zierliche Hand, ſeidengleiches, kaſtanienbraunes Haar, und ein liebliches Roth auf dem ſchönſten Weiß der vollen Wangen. Da er indeſſen nicht zu den heftigen Naturen gehörte, blieb ſein Eifer für das Schöne in den Dampfwolken des Tabacksrauches hängen, den er ſchneller als gewöhnlich von ſich blies.

Wo nur Pumpauf bleiben mag! rief ungeduldig Haubein aus. — Ja das mag

Gott wissen! sagte Pumprich, und was fangen wir an, wenn er gar nicht käme. — Ei nun, meinte der ruhige Beselmeyer, wir gingen eben wieder still nach Hause; nicht wahr, mein schönes Kind? fuhr er gegen das Mädchen gewandt fort, indem er ihr auf das Bein klopfte. — Den Teufel auch, von solch einem hübschen Kinde mit trocknem Maule von dannen ziehn, rief ärgerlich Pumprich, das wäre mir! — Fritz wird schon kommen, mein Lieber! sprach lächelnd Georgine; ich habe ja allerhand seltsame, wunderbare Gerichte, welche jetzt am Feuer gähren, und der Himmel mag wissen wie schmecken, müssen zusammenholen lassen, der bleibt Euch nicht aus. — Sakerment! rief Beselmeyer, das wird ein köstlicher Abend. — Ja wohl, lächelte Georgine seufzend, Sie haben ganz recht. — Warum seufzest Du dabei, liebliches Kind? sagte der Theologe,

indem er ſchelmiſch lächelnd des Mädchens Nacken klopfte, und ſie auf die Wange küßte; nicht wahr, ich rathe den ſehnſüchtigen Seufzer? — O halt! ſagte Beſtelmeyer, ſo muß jeder von uns auch einen Kuß bekommen, wir haben Alle gleiches Recht, nicht wahr, Georgin'chen? — Ja, antwortete dieſe, und ließ ſich von den Beiden küſſen und umfaſſen. Aber, rief ſie plötzlich auffahrend, da geht die Thür und Fritz kommt. Sie wollte ihm entgegenſpringen, allein Beſtelmeyer umarmte ſie, und zog ſie auf ſeinen Schooß. Sie beſtrebte ſich loszumachen, und rief, während Pumpauf eintrat: Pfui doch, meine Herren! laſſen Sie mich doch los, das iſt nicht recht. —

So Kinderchen, ſagte der Eingetretene, indem er ſechs Flaſchen Rheinwein auf den Tiſch pflanzte, das iſt ſchön von Euch, daß Ihr Euch ſo amüſirt. Bravo! nur immer

zu, es freut mich, daß es Euch so wohlergeht! aber Georgine, meine theure Interimshausfrau, haſt Du Alles gehörig beſorgt?

Dieſe war indeſſen den Feſſeln des Mediziners glücklich entkommen, lief auf ihren Freund zu, und ſagte, indem ſie ihn umhalſete und küßte, ja lieber Fritz, Alles. — Es iſt um des Satans zu werden, brummte Haubein, keinem von uns Allen wird ein ſo herzliches Willkommen zu Theil, als dem abgehagerten, traurigen Pumpauf. — Dieſer erwiederte gelaſſen des Mädchens haſtige Liebtoſungen, und ſagte: Brav, mein Kind! da können wir ja fröhlich ſeyn; aber vor allen Dingen muſt Du Dich ein wenig anders anziehn. Sie ſagte es zu, und ſprang fort, um Alles einzurichten und Pumpauf's Wünſchen nachzukommen. — Nun, meine Herren, fragte dieſer lächelnd, als das Mädchen entfernt war, wie gefällt

ſie Euch, und wie habt Ihr Euch denn ſo lange hier befunden? — O ſüperbe! rieſen Alle. — Sie iſt in Halle der Perle gleich im Miſte, ſetzte der Theologe hinzu. — Aber um's Himmels willen, unterbrach Pumprich den beginnenden Panegyrikus, wo biſt Du denn ſo lange geweſen, wir haben beinahe drei Stunden hier geſeſſen und Deiner geharrt, und woher haſt Du Wein und Eſſen? — Davon nachher, Freunde. Beim Trinken und Schmauſen, erwiederte der Befragte. —

Es war indeſſen ganz dunkel geworden, Pumpauf ließ Licht bringen, die Laden zumachen, und ordnete Speiſe und Trank. Zuerſt beſchloß man Thee zu trinken, und ſpäterhin die wunderbare Abendmahlzeit, worauf Georginens dunkle Ausdrücke Jeden neugierig machten, zu genießen. Pumpauf ließ alſo durch ſein Mädchen Thee präſentiren, und begann dann aus innerem

Uebermuthe die seltsamste Unterhaltung von der Welt, indem er durch die feine und zarte Behandlung, die er dem Mädchen angedeihen ließ, die Andern verwirrte, und zwang Georginen eben so zu begegnen, wodurch endlich das Mädchen auf den Gedanken kam, als wollte sich die Gesellschaft über sie lustig machen, was sie so kränkte, daß sie plötzlich aufsprang und fast weinend mit den Worten: Nein, Fritz, das ist zu toll und schlecht von Dir! aus dem Zimmer entfloh.

Pumpauf lachte, und Bestelmeyer sprach, nach ihrer Entfernung die Pfeife ausklopfend: Nun, da haben wir's ja. Du bringst uns noch durch Deine Feinheiten um den schönsten Genuß unsers Daseyns, Du Trauerpferd! Du verstehst auch gar nicht, mit solchen Mädels umzugehn, sie so fein zu behandeln! — Ah! das ist so die schönste Weise, damit kömmt man recht

weit, nicht wahr? Du lieber Himmel! da hat mich meine Praktik, o Würdigster! doch weiter gebracht, welche mich lehrt, mit Mädchen von solcher Art zierlich Zweideutigkeiten zu reden, auf allerhand anzuspielen, sie feurig, kühn und frei zu umfassen, und sie so lange zu reizen, bis ihre Reize mich besiegen, und nöthigen, sie zu besiegen. — So! sprach Pumpauf, es scheint, Du verstehst Dich vortrefflich auf die Theorie der Liebe, mein Guter! aber Du weißt:

Grau, Freund! ist alle Theorie,
Und grün allein des Lebens goldner Baum.

Bei diesen Worten stand er auf und ging hinaus.

Ein närrisches Haus! lachte kopfschüttelnd Haubein, gebt nur acht, nun besänftigt er sie wieder und bringt sie zurück. — Er hatte richtig gemuthmaßt, denn Arm in Arm, scherzend und lachend traten die Erzürntgewesenen wieder ein. — Da bring'

ich die Entflohene wieder, rief Pumpauf, und seht nur an, wie niedlich sie gekleidet ist; denn, daß ich es nur verrathe, darüber schmollte die Kleine, daß wir ihren Anzug so wenig beachteten; aber ihre Schönheit blendete unsere Augen gegen alles Uebrige, darum muß sie uns für diesmal schon verzeihen. — Schelm! der Du bist, lachte das Mädchen, und schlug den Spötter leise auf die Wange, seine Ungezogenheit so mit Schmeicheleien zu verdecken, und zu erhöhn; ich würde gleich wieder böse werden, wenn Deine silberne Großmuth, deren Pfänder ich noch in meiner Hand halte, mich nicht augenblicklich wieder versöhnte. Bei diesen Worten schüttelte sie lachend die kleine Hand, indem sie den Kopf zu ihr hinab bog, als wollte sie den Klang des Geldes, welches sie darin hielt, belauschen.

Nun erst aufmerksam gemacht, betrachteten die Freunde den geschmackvollen An-

zug der lieblichen Liebespriesterin näher. Sie hatte sich in ein weites weißes Gewand gehüllt, welches leicht und schön alle Glieder durchschimmern ließ, lüstern Arm, Busen, und den niedlichen Fuß halb zeigte, halb versteckte, während alle Locken wie ein Meer zart gekräuselter Wellen den weißen Nacken umspielten und küßten; so stand sie auf ihren Freund gelehnt, und ließ gern, wie mit einer leisen Eitelkeit und Wollust, die lüsternen Blicke der jungen Leute in ihren Reizen umherirren, während sie entweder schelmisch mit dem Gelde klingelte, oder schmachtend ihren Freund anblickte, als wolle sie zeigen, sie lebe nur für ihn und freue sich nur um seinetwillen ihrer Reize.

Nun, sprach Pumpauf endlich, nachdem er sich lange an dem Schmachten seiner Freunde geweidet hatte, es wird auch Zeit nach Befriedigung der Augen, an die Wün-

ſche des Magens zu denken, damit ſich der auch nicht zu beklagen haben möge.

Die andern ſtimmten ein, und halfen die Tafel einrichten. Sie wurde beſetzt mit einer Schüſſel voller Bohnen, welche, in kräftiger Brühe ſchwimmend, eine wunderbare kugelartige Maſſe umgaben; daneben ward ein Teller, worauf eine längliche Kugel lag, geſetzt, und neben dieſem ein Gericht, welches die Form eines Zuckerhutes hatte. Auf einem andern Teller ſah man aufgehäuft eine Menge kleiner Kugeln und zwiſchen allen dieſen befanden ſich Erbſen, äußerſt fett gekocht, mit Rinderzungenwurſt umlegt, und Karpfen mit einer Bierſauce.

Was zum Teufel! fing Haubein an, haſt Du denn da für eine Mahlzeit zuſammengeholt? die hat ja ein merkwürdiges Ausſehn! — Mein Freund! entgegnete Pumpauf, es giebt in dieſem Leben Dinge, wovon Eure Philoſophie ſich nichts träu-

men läßt. — Es iſt ſchon der Mühe werth, ſprach Beſtelmeyer, die Gerichte zu beſehen, ehe man ſie verzehrt. Was iſt denn das da für eine ſeltſame länglichte Kugel, oben und unten platt gedrückt, wie unſer Erdball, und ſchwimmend in einer Sauce, welche von lauter zerfloſſenem Zucker zu ſeyn ſcheint? — Das iſt, erwiederte Pumpauf, Aepfelkuchen in einer Brühe von Zucker und Roſenwaſſer. — Verdammt ſüß, meinte Pumprich.

Und der Zuckerhut von Teig da? fragte Beſtelmeyer verwundert weiter — Dieſen nennt man Bolo di Santche, und ſein Vaterland iſt Portugall. — Das iſt ein bischen weit, ſagte Beſtelmeyer.

Das Ganze iſt noch weiter her, erwiederte lachend der Gaſtgeber, denn um Euch fernere Fragen zu erſparen, ſo muß ich Euch ſagen, daß jenes Gericht, womit wir unſre Mahlzeit beginnen wollen, Mazza-

Knetlich genannt wird. — Was zum Kukkuk! fing der Theologe an, das klingt ja ganz hebräisch. — Ja, ja! entgegnete Pumpauf, höre nur weiter: jene Bohnen da werden Schalant genannt, und dieß ganze Essen stammt aus dem Orient.

Haubein schien vor Freude verklärt zu werden; o, rief er aus, alttestamentalisches reines Essen! Patriarchalische Zeit, in welche mich dieser Mittagstisch zurückversetzt! dir dank' ich eine Erweiterung der biblischen Kritik; auf eine höhere Stufe der Erkenntniß werde ich gehoben, und verstehe Mosen und die Propheten besser. — Nun seht nur an, lachte Pumprich, der Theologe geräth in Verzückungen, was doch eine jüdische Mahlzeit nicht vermag! 'Du bist ja aber, wandte er sich zu Pumpauf, wie der römische Kaiser, und machst die Juden zu Deinen Kammerknechten; sie müssen

Dich erhalten und froh seyn, daß Du so gnädig bist, ihren Tribut anzunehmen.

Ja, entgegnete Pumpauf, ich handle dem Zeitgeiste gemäß, und bestrebe mich das glückliche Mittelalter zurückzuführen, auch das goldne Zeitalter sogar, wenn Ihr wollt, indem ich darauf denke, wie ich es wohl mache, daß ich ohne zu säen und zu erndten, frei von thörichter Arbeit und nutzlosem Schweiße, mein Leben im glücklichen Genuß dahinfließen sehe.

Das Paradies kehrt zurück, schrie Haubein, vom Weine begeistert, da sitzen Adam und Eva, und ich bin die alte Schlange, die sie desselben verlustig macht. Bei diesen Worten reichte er dem hübschen Mädchen auf einem Teller einen der niedlichsten Mazza-Knetel, indem er bemerkte: dieß sey der Adamsapfel.

So ward bald die ganze trübe Vergangenheit verschleiert, und die heitre Gegen-

ward warf ihre sonnigen Strahlen so warm in eines Jeden Brust, daß auch die vielleicht sogar noch düsterere Zukunft darüber vergessen ward, und alle sich zum sorglosen Lebensgenusse hingerissen fühlten. Bald waren sie in der ihnen eigenthümlichen Welt, scherzhafte Lieder wechselten mit Erzählung verflossener Trübsale, und Gelächter und Scherz erhoben Jeden bald in die höchsten Regionen der Freude.

Endlich nahm Bestelmeyer das Wort und sagte: Da Ihr doch schon so viel von Eurer Geistesgegenwart, und der Thätigkeit Eurer Freunde in Geldverlegenheiten, und andern Lagen unsers Studentenlebens geschwatzt habt, will ich Euch doch auch mit einer Geschichte bedienen, welche sich so zutrug, wie ich sie erzählen werde, die aber eher einem lustigen Jagdstückchen, als einer Wahrheit ähnlich sieht. Als ich noch in Jena lebte, kam mein Credit dermaßen her-

unter, daß meine Zahlungsunfähigkeit allen Philistern der ganzen Stadt bekannt, und unter den Burschen Sprichwort geworden war; Niemand will mehr borgen; mein letzter Schutz, der Wirth, weigert mir die Wohnung, und kein Anderer will mir Quartier geben. Ich hatte nichts mehr an Geldeswerth, die Paar Lumpen ausgenommen, welche ich trug, aber ich hatte mehr, als alles Gold auf Erden giebt: einen klugen, treuen Freund. Der hatte ausgeforscht, als ihm meine Lage bekannt ward, daß in der Vorstadt eine alte Witwe wohne, zu welcher der Rabenruf meines unglücklichen Namens noch nicht gedrungen sey, und welche auch Zimmer vermiethe, jedoch ohne Meubles. Dieß war der einzige Zufluchtsort. Nach vielen Berathschlagungen, hin und her, geriethen wir endlich auf das kühne Wagstück, dessen Ausführung die nächste Nacht

begünſtigen ſollte. Meine Fenſter nemlich gingen auf einen weiten, öden Platz, den Niemand bewohnte, und wohin, namentlich während der Nachtzeit, kein Menſch kam; dieſer ward der Schauplatz unſerer Thaten. Für die Paar Groſchen, welche mein Freund noch beſaß, wurden Träger und Schubkarren gemiethet, für den andern Morgen um fünf Uhr an jenen einſamen Ort beſtellt, und das Aufgeld an meine neue Wirthin bezahlt. Als die Nacht kam, und die ganze Stadt im tiefen Schlummer begraben lag, ſchritt ich auf ein verabredetes Zeichen meines braven Freundes an das verhängnißvolle Werk. Stricke beſaß ich hinlänglich, daran band ich Betten, Stühle, Tiſche, Sopha, kurz alle Habſeligkeiten meines Zimmers, ſo daß nichts oben blieb als die nackten vier Wände, und meine armſelig genug bekleidete Perſon, und ließ mit mög-

lichſter Stille und Behutſamkeit, von meinem treuen Achatus unterſtützt, eins nach dem andern, und zuletzt mich ſelber herab. Es ging, o Wunder! glücklich; am folgenden Morgen wurden von den Trägern die Mobilien geholt; wie Cäſar in eine eroberte Stadt, zog ich in meine neue Wohnung, und hatte für den Winter dem boshaften Schickſale Ruheſtatt und Obdach abgetrotzt.

Ein frohes Gelächter durchſchallte beim Schluſſe der Erzählung das kleine Zimmer, und belohnte genugſam die Mittheilung des Abentheuers. — Wem aber, fragte Haubein, gehörten denn die Mobilien? — Eigentlich, war die Antwort, mir, uneigentlich aber, vermöge meiner Schulden nemlich, allen Philiſtern. — Alſo, ſagte Pumprich, Allodium. Aber, fuhr er zu Pumpauf gewandt, fort, der mit ſeinem Mädchen koſete, Du biſt uns auch noch

die Erzählung Deines kühnen Feldzuges wider die Juden ſchuldig.

Wohlan, meine Freunde! nahm der Aufgefordert: das Wort, merket auf, und haltet feſt was ich ſage. Er ſtürzte, wie zur Stärkung, ein Glas Wein hinunter und fuhr fort: Nicht blos auf die Gemüthsart, denn das iſt ein eben ſo wankelmüthiges Ding als der Menſch ſelbſt, ſondern auch auf die Sitten, Gebräuche oder Gewohnheiten der verſchiedenartigen Philiſter müſſen bei Borgverſuchen Eure Augen gerichtet ſeyn. Ich freue mich übrigens, Euch, meinen Vertrauten, heute Abend ſchon den praktiſchen Theil der Borglehre auseinander ſetzen zu können, wie ich heut Morgen das Glück genoß, allen hoffnungsvollen Jünglingen der hieſigen Hochſchule in leichten Umriſſen den theoretiſchen Theil derſelben vorzutragen. Euer ſcharfes Auge muß alſo, wie geſagt, nicht blos den Phi-

liſter an und für ſich, ſondern auch deſſen ſpeziellere Beziehungen zur Mit- und Vorwelt auffaſſen. Freilich thut hier eine zufällige Bemerkung oder Entdeckung oft bei weitem mehr, als die feinſte Beredſamkeit und der kritiſchſte Scharfſinn vermocht haben würden. Ich werde Euch freilich, leider! wiederum nichts Anderes als leichte Umriſſe geben können, weder ſyſtematiſch geordnet, noch philoſophiſch durchgeführt, weil die Gelegenheit Euch darin zu unterrichten, unvermuthet kömmt, und mich nicht vorbereitet antrifft; indeſſen hoffe ich nächſtens darüber weitläuftig, gründlich und erſchöpfend in einem Buche reden zu können, das ich unter der Feder habe, und deſſen Titel mir jetzt ſchon einigen Gram verurſacht, weil ich durchaus nicht weiß, welchen von den vielen mir zu Gebote ſtehenden ich als den paſſendſten wählen ſoll.

Oft ſchon habe ich gedacht, ich wollte ſagen: Pumpauf's vollſtändiger Philiſter, wie Eupels vollſtändiger Conditor; — oder: das Ganze der Borgkunſt, wie das Ganze der Schaafzucht; und unſäglich viel anderes Ganze der Art, welches doch nur Stückwerk iſt; — oder: Pumponik, das iſt die Kunſt, ſein ganzes Leben hindurch ohne Geld im ſteten Ueberfluſſe zu leben; — oder: der untrügliche Philiſterfänger, oder die Kunſt, auf eine ganz ſichere und höchſt beluſtigende Weiſe dieſe ſchädlichen Geſchöpfe um Geld und Gut zu bringen nebſt Angabe mehrerer anderer Mittel zur Vertilgung derſelben, bekannt gemacht von Friedrich Eduard Pumpauf; — oder aber wiſſenſchaftlicher: Handbuch der Daismologie, in zwei Theilen dargeſtellt von Friedrich Eduard Pumpauf; — vielleicht aber auch noch beſſer ſo: das Creditweſen vom Standpunkte der Erfahrung, mit Benutzung aller

vorhandenen Theorien, beleuchtet und in ſeinem vollen Umfange ſyſtematiſch dargeſtellt von Friedrich Eduard Pumpauf. — Vielleicht auch, nach Art vieler mediziniſchen Schriften: der Rathgeber vor, bei und nach dem Schuldenmachen, oder die Kunſt, geſund und geiſtreich ſeinen Credit zu erhalten, und gleich nachher zu beſtimmen, wieviel man wagen könne, von einem praktiſchen Borger; — oder: das Creditweſen in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht, wie Natur es erlaubt und der Staat es erfordert, lichtvoll dargeſtellt u. ſ. w. Ihr ſeht, welch' eine Maſſe göttlicher Titel es für dieß wahrhaft klaſſiſche Buch giebt, und begreift leicht, daß ich eben ſowohl theologiſche, juriſtiſche und philoſophiſche finden könnte, als daß ich ſchon bei dieſen die höchſte Pein fühle, welchen ich erwählen ſoll; denn Ihr wißt, wer die Wahl hat, hat die Quaal, und Bücher werden jetzt

nicht mehr nach dem Inhalte, sondern nach ihrem Titel verkauft; doch dieß gehört nicht zur Sache; ich will Euch also lieber meine Umrisse zur schönen Pumpkunst des neunzehnten Jahrhunderts liefern, als Euch, und mich dazu, wie ein Handbuch der Litteratur mit bloßen Titeln abzuspeisen.

Wenn Ihr also einen Philister auf das Korn genommen habt, ihm voller Humanität die Bürde seiner überflüssigen Schätze tragen zu helfen, so müßt Ihr genau alle seine innern und äußern Verhältnisse erwägen. Innere sind sein Gemüthszustand, seine Launen, seine Denkart gegen junge Leute; ob er treuherzig, bieder und grob, oder fein, vorsichtig und falsch ist; ob er zu den weichen Seelen oder spröden Gemüthern gehört; ob er wortkarg oder prahlerisch, poetisch oder prosaisch, naiv oder sentimental, idyllisch oder satyrisch ist; kurz, Ihr müßt Herz und Nieren an

ihm prüfen und Euch bemühen, das Individuum zu durchschauen. Dafür müßt Ihr vor allen Dingen Euer Auge schärfen.

Ihr dürft aber auch niemals seine äußern Verhältnisse als Mensch und Bürger unbeachtet lassen; denn nach diesen muß sich Euer Operationsplan richten. So ist es zum Beispiel aus leicht begreiflichen Ursachen außerordentlich wichtig, ob ein Philister unter dem Pantoffel eines Weibes steht, und wiederum, ob es der Pantoffel seiner Frau oder seiner Haushälterin, oder seiner Schwester, oder endlich seiner Tochter ist. Eben so nothwendig ist's zu wissen, ob persona quaestionis verliebt, verlobt oder verheirathet, Junggesell, Hahnrei oder Wittwer ist; denn nach allen diesen richtet sich Eure Behandlungsart desselben, um ihn zum Borgen zu bewegen. Ihr müßt seyn, wie die Aerzte; eh' Ihr zu kuriren anfangt, muß Euch Euer schar-

fer Blick, und die genauſte Erwägung aller Symptome die Individualität des Kranken, die Beſchaffenheit ſeines Leidens und den eigentlichen Sitz der Krankheit lehren. Jedoch, ich habe noch nicht alle Dinge angegeben, welche Ihr zu beobachten habt; denn außer dieſen häuslichen Verhältniſſen müßt Ihr noch die bürgerlichen und Staatsverhältniſſe, in denen Euer Opfer lebt, genau erforſchen, um Eure Pläne im Nothfalle darauf bauen zu können. Welche Handthierung der Philiſter treibt; ob er ein Republikaner, Ariſtokrat oder Royaliſt, ob Ultra oder Liberaler, ob er ein Myſtiker oder Freigeiſt iſt; ob Chriſt oder Jude, Gelehrter, Künſtler, Kaufmann, Handwerker oder Soldat; ob er heirathsfähige Töchter oder lebensluſtige Söhne hat; kurz, nichts darf Euern Blicken verborgen bleiben. Habt Ihr dieß alles erforſcht, dann geht Eure eignen Verhält-

niſſe, Verwandtſchaften, Geſinnungen, Kenntniſſe, Erfahrungen, Freuden und Leiden genau durch, ſucht einen recht einfachen, natürlichen, oder außerordentlich impoſanten Anknüpfungspunkt für die erſte Bekanntſchaft, und wenn Ihr dieſen habt, wird Euch Eure und Eures Gegners individuelle Lage ſchon lehren, wie Ihr am leichteſten zum Ziele gelangt. Doch was hilft alle Theorie, wenn nicht die Experimente der Praktik die Wahrhaftigkeit derſelben beweiſen; daher will ich Euch lieber ſagen, wie ich es zum Beiſpiel gemacht habe, den Wein und das Eſſen zu erlangen.

Seit geraumer Zeit ſchon hatte ich mein Augenmerk auf die neu etablirte Speiſewirthſchaft gerichtet, welche der Jude Krautvogel eröffnet hat, und von dieſem ſind alle die heiligen Speiſen, deren Vortrefflichkeit wir nicht ableugnen können, und wofür

wir uns bei unſerm Wohlthäter höflichſt bedanken müſſen; was wir nicht beſſer können, als wenn wir in ſeinen eignen Weinen feierlichſt ſeine Geſundheit trinken.

Jubelnd ſtanden Alle auf, ergriffen die Gläſer und brachten dem Herrn Elias Krautvogel ein ſchallendes Lebehoch in geborgtem Rheinwein, und bei den vollen Schüſſeln des vortrefflichſten Sabbatheſſens. Darauf ſetzten ſie ſich wieder, den Verlauf von Pumpaufs Vorleſung zu hören, von der Alle betheuerten, daß ſie geſchmackvoller und vortrefflicher, als alle Kollegien ſämmtlicher Profeſſoren über Kunſt und Wiſſenſchaft ſey.

Ich hatte, fuhr der Redner fort, ſchon lange vergebens nach einem Anknüpfungspunkte geſucht; denn der liſtige und gewandte Jude war ſchwer zu fangen, das fühlte ich wohl; endlich kommt mir zu Ohren, daß er ſammt Frau und Tochter au-

ßerordentlich fromm ſind, und ſtreng ihre Satzungen halten. Hierauf nun, meine Freunde! baute ich geſtern meinen glücklichen Plan, deſſen Siegesfrüchte Ihr heute mit mir gemeinſchaftlich genießt. Ich wußte, daß er einen Mittagstiſch gab, wo man gegen Abonnement ſpeiſ't, nahm die letzten Paar Groſchen meines Beutels, und wanderte getroſt in die Gaſtſtube. Die Speiſenden, meiſtentheils Studenten, kannten mich und bewillkommten mich herzlich; beſonders der Graf von Richewill, dem ich dann und wann kleine Dienſte geleiſtet, der ſich in meiner Schuld glaubte, mich lange nicht geſehen hatte, und ſich nun für verpflichtet hielt, beſonders zuvorkommend zu ſeyn. Mit dieſem, in ganz Halle als ausgezeichnet reich, liberal, und in ſeinem Umgange als ſehr gewählt bekannten jungen Mann knüpfte ich, nicht ohne Abſicht, eine lange Unterhal-

tung an, in deren Folge er mich einlud, bei Tiſche ſein Gaſt zu ſeyn. Ich nahm es an, wohl bemerkend, daß mich dieß einen Schritt näher zum Ziele führe, ich mein weniges Geld vor dem Juden rettete, und vielleicht Gelegenheit finden würde, die ſchon erregte Aufmerkſamkeit des Wirthes noch mehr auf mich zu ziehn. Wir ſetzten uns, meine gute Laune erheiterte die ganze Tiſchgeſellſchaft, von allen Seiten bot man mir an eine Flaſche Wein mit zu trinken, und ich ließ mich nicht lange nöthigen.

Faſt jeder der anweſenden Gäſte, die Wohlhabenſten der Hallenſer Studenten, ließ Wein kommen, alle theilten ihn mit mir, und wenn ich, voller Bewußtſeyn meiner Unfähigkeit dazu, von Revange und Wiederbitten ſprach, ſo verſicherten Alle laut: das habe gar nichts zu bedeuten, ſie kennten mich als einen genercuſen jungen

Mann, und was dergleichen in manchen Fällen ſchöne, vortreffliche, nicht genugſam zu preiſende Redensarten mehr ſind. Ich bemerkte genau, wie der Wirth bei meinem abſichtlich an ihn gerichteten kleinen Fragen oder Befehlen mit jeder geforderten Flaſche Wein höflicher gegen mich ward, als dem Gotte, der ihm heute am heiligen Sabbathe das Glück einer ſo reichen Einnahme verſchaffte. Endlich ſtand ich auf, indem ich mich zur Frau wandte, welche ſtrickend am Fenſter ſaß. Sie ſtrickte Strümpfe, ich aber beſtrickte ſie durch Höflichkeit, Anſpruchloſigkeit und allerhand kleine Courbetten meines Geiſtes. Darauf begab ich mich zur heitern Geſellſchaft zurück, und lachte und ſchwatzte auf deren Koſten, bis ich mich erhob und äußerſt ruhig dem Wirthe befahl, mir von ſeinem vortrefflichſten Rheinweine die ſechs Bou-

teilen, welche Ihr da seht, und sechs Portionen des so kräftigen Essens zu bringen.

Wer war behender als mein liebenswürdiger Jude! Als ich nun das Gewünschte hatte, äußerte ich den Wunsch, die Sachen nach Hause zu schaffen, und rief zugleich aus dem Fenster einen Jungen von der Straße herauf. Dann griff ich ruhig in die leere Tasche, um zu bezahlen, indem ich auf die Frömmigkeit meines Wirthes rechnete, welcher nach seinem Gesetze am Sabbath kein Geld nehmen oder einen Handel schließen darf, und ich betrog mich nicht. Anfangs wollte er Speisen und Wein nicht verabfolgen lassen, betheuerte es nicht zu können, und ich betheuerte den nothwendigen Gebrauch derselben, bis es mir, mit Hülfe der Wirthin, deren gekitzelte Eitelkeit ihren würdigen Ehegemahl gestern und heute um circa zwanzig Reichsthaler brachte, unterstützt von dem Geschrey der

halbtrunkenen Geſellſchaft, in deren Einbildung ich geſtern Abend für das genoßne Mittagsmahl einen herrlichen Schmaus auftiſchen wollte, dennoch endlich gelang, meine Abſicht glücklich durchzuſetzen, worauf ich mich mit den ſechs Flaſchen und dem Eſſen, welches ich dem Knaben gegen ein Trinkgeld von zwei Groſchen aufpackte, triumphirend und als Sieger vom Schlachtfelde zurückzog.

Dieß geſchah geſtern ſchon, und ich verſprach dem Herrn Krautvogel heut wiederzukommen und ihn zu bezahlen. Ich kam allerdings, aber nur, um an ihm die homäopathiſche Methode zu probieren, indem ich ihm erklärte, heute könne ich ihm nichts geben; wenn er mich aber mit allerhand Confituren und Süßigkeiten, kurz mit Allem, was Euch heute ſo wohlſchmeckt, noch dazu verſehen wolle, würde morgen meine Schuld getilgt ſeyn, und ſeine Beſorgniß

ohnfehlbar ein Ende haben. Was wollte der Würdige thun? das Billiontheilchen Hoffnung in einem Waſſereimer Unwahrſcheinlichkeit aufgelößt, verſetzt mit dem Reſte der geſtern erregten Eitelkeit von Seiten ſeiner lieben Ehehälfte, hatten die gewünſchte Wirkung, deren Folgen Euch heute nähren.

Sehet, meine Lieben, an dieſem praktiſchen Beiſpiele lernt und ergötzt Euch; ſo hat ein Geſetz, das Moſes vor beinahe viertauſend Jahren gab, und wofür ich mich bei dem Patriarchen herzlich bedanke, mir, einem Chriſten, einem Ketzer und Heiden, heut ſechs Flaſchen Wein, einen frohen Abend, und einen trefflichen Spaß auf immer verſchafft, und ich habe außerdem noch das edle Gefühl errungen, einem rechtgläubigen Juden die heilſame Lehre geben zu können, daß er nie wieder den Sabbath direkt oder indirekt zu brechen

wagen möge. So iſt meine glorreiche That ein weſentlicher Vortheil für beide Parteien, für mich in Beziehung auf das jetzige, für den Juden auf das zukünftige Leben geworden. Er ſchloß, trank, und Alle jauchzten jubelnd ſeine Geſundheit.

Der Wein indeſſen wirkte immer mehr und mehr; die Geſellſchaft ward freier, ungebundener, kühner, des Mädchens holde Wangen glühten dunkler, ihr Auge ſprach zärtlicher, Pumpauf wurde poetiſcher. Ha! meine Freunde, rief er aufſpringend, wir wollen ein göttliches, herrliches Feſt der Liebe feiern. — Ja! lärmten die ſchon etwas Trunkenen, ja, das wollen wir auch. — Wohlan, ſprach Pumpauf, hier ſitzt die Liebesgöttin auf dem ſchönſten aller Erdenthrone, und dieſen Kranz flecht' ich ihr in das lockige Haar! Er riß bei dieſen Worten den Immortellenkranz von der Wand, und drückte ihn auf das Haupt

des lächelnden Mädchens, welche wirklich schön in diesem Putze erschien. Dann streifte er ihr das weite, schöne Gewand von der Schulter, daß der weiße, üppige Busen voll und lieblich hervorquoll, indem er begeistert ausrief: Seht Freunde, diesen Thron Amors. Das Mädchen schlug etwas beschämt die Augen nieder, aber Wein und Liebe überwanden bald den fliehenden Gegner. Gesang und Lust hallten im kleinen Zimmer wieder, und wahrhafte Freude belebte die glühenden Augen eines Jeden.

Ach was! sagte mit einemmale Pumprich, das ist noch nichts, mein Freund, gar nichts! — — Oho! bei meiner theologischen Wissenschaft, unterbrach ihn Haubein. — Die nichts als Dunst und Stückwerk ist, Du unnützer Knecht! schrie Bestelmeyer dazwischen. — Still, medizinisches Ungeheuer! rief Pumprich. — Du juristischer Eber, schweig! entgegnete dieser. —

Nein! das will ich nicht! rief, auf den Tiſch ſchlagend, der Rechtsgelehrte; hört einen guten Vorſchlag, Pumpauf ſoll über die Liebe ſprechen, dabei ſein Mädchen küſſen, und wir wollen zuſehn, und das von Rechtswegen! — Oh! ſagte Beſtelmeyer, da pfuſcht der Kerl ja in mein Handwerk, die Liebe gehört vor das mediziniſche Journal. — Tribunal, willſt Du ſagen, rothnaſiger Diener des Todes! rief Haubein, aber eben ſo gut kann ich behaupten, ſie gehört vor das theologiſche. — Und mit demſelben Recht, ſchrie Pumprich, vor das juriſtiſche. Das aber thut nichts zur Sache, und das Beſte dabei iſt, er pfuſcht in jedes Handwerk mit That und Rede.

Wahrhaftig! nahm lächelnd der Aufgeforderte das Wort, meine Lieben, ein jeder von Euch hat recht, wenn er behauptet, ich pfuſche ihm in ſein Handwerk, und in dieſer Beziehung komme ich mir vor wie

Götzens nützliches Allerlei für Kinder, oder das Mildheimische Noth- und Hülfsbüchlein, oder die Encyclopädie von Krünitz, oder das Conversationslexicon von Brockhaus, oder wie manches Compendium, welches aus zehn Büchern zusammengeschrieben ist, ohne mehr zu seyn als der Schatten aller dieser, der sich als eilftes Buch und als selbstständiges Wesen gebärdet; indessen, Ihr habt gewünscht, und ich gehorche, indem ich dadurch nur mein Versprechen von heut Morgen in Erfüllung bringe, meine Gedanken über allerhand Gegenstände des menschlichen Lebens zu äußern: nur werde ich, vermöge des Weins, gewissermaßen spitz und scharf, ohne die frühere Gutmüthigkeit zu Werke gehn, was Ihr mir, meine Freunde, verzeihen möget. Was ist Liebe?

Ja! unterbrach Pumprich den Spre-

cher, das iſt ja eben der Teufel, daß ich das nicht weiß. —

Halts Maul, Kerl! rief mit der Fauſt drohend der geröthete Theologe, es wird Dir ja ſogleich offenbart werden.

Was iſt Liebe? fragte der Unterbrochne wieder, eine ſchwere Frage voller Dornen, welche die einzige Roſe der wahrhaften Antwort umlagern, und von denen die Finger des Verſtandes, und die Hände des Gefühls in ihrem Streben, zu erkennen und zu glauben, blutig geriſſen werden! Liebe iſt ein Dieterich in der Hand eines Diebes, uns ſelbſt von uns zu ſtehlen; Liebe iſt eine Wolfsgrube und eine Mäuſefalle, Liebe iſt der Mais in der Flaſche, wir ſind die Affen, welche hineingreifen, um das köſtliche Eſſen zu holen, und dann mit voller Fauſt in der Bouteille hängen bleiben, und das nennen wir heirathen und häusliches Glück haben. Liebe iſt

ein Feuerwerk, anmuthig, voll ſchöner Raſerey, und doch nichts mehr als entzündetes Gas; Liebe iſt die Feuerluft, womit wir uns wie Ballons füllen, überfüllen, in die Höhe ſteigen, platzen, und ſodann in den proſaiſchen Sumpf des Lebens zurückfallen, über zerbrochene, gequetſchte, unbrauchbare Gliedmaßen klagen, auf das rauhe Schickſal ſchimpfen, indem wir thörichter Weiſe nicht bedenken, daß wir ohne Flügel, unſerer Natur entgegen, haben fliegen wollen, und der Verſuch nur, wie billig, mißglückte. Liebe iſt — — — Ach was! unterbrach der völlig trunkne Pumprich den Redner, ich will gerührt ſeyn, partout gerührt, das iſt ja Alles nichts! —

Du biſt gar nicht mehr ernſthaft und lobenswürdig. Ich frage durchaus nichts darnach, ob die Liebe die Kuh, die Milch oder die Magd iſt, ſondern, verſteh' mich recht! gerührt will ich ſeyn. Ja, ja, fuhr

er fort und ſchüttelte die aufgehobene Hand, lirum larum, ohne Thränen geht's im Trauerſpiele nun einmal nicht ab.

Brav, excellent! riefen die beiden Andern, das iſt wahr, pathetiſch; aber ernſthaft, nicht wie heute früh, wahrhaft ehrbar.

Freilich! rief Pumprich, ſo iſt es recht, denn einen Kuß in Ehren kann niemand verwehren. — Sicher und gewiß nicht, ſagte Beſtelmeyer, und küßte lachend die ſich ſträubende Georgine.

Ruhig! ſchrie der Theologe, Pumpauf ſoll rühren.

Ja, ja! kreiſchte der Rechtsgelehrte, das ſoll er durchaus; Euch zum Trotze und Malheur.

Nun denn! ſagte Pumpauf, und legte die Hand auf Georginens entblößte Schulter:

Noch einmal ſattelt mir den Hippokroph, ihr Muſen!

Zum Ritt in's alte romantiſche Land.
Da! wie um den entfeſſelten Buſen
Der holde Wahnſinn ſpielt. —

Iſt das ehrbar, iſt das rührend? fragte Beſtelmeyer, — Nein! den Teufel auch, ſchrie Pumprich, das iſt ja der Anfang des Oberon. — Meinethalben! brummte Beſtelmeyer und ſang:

Ueber die Beſchwerden dieſes Lebens
Spricht ſo mancher dummen Schnack,
Doch für mich ſpricht er vergebens,
Hab' ich meine Pfeif' Taback.

Und das thue ich hier, ſetzte er ſchreiend hinzu, und rauche. — Schön! ſagte der Theologe, das iſt gottſeelig.

Wie? Ihr Thoren! begann Pumpauf jetzt ernſthaft, Ihr glaubt an Gott und redet von Seeligkeit? Ihr? o nein! weil Euch Euer Leben, wie Ihr es da lebt, Zweck und nicht Mittel iſt, weil Ihr es bewußtlos entfliehen laßt, ſo gebt nur alle Hoffnung auf, wenn Ihr noch welche habt.

Sackerment! rief Beſtelmeyer, das wird ernſthaft! — Potz Blitz! ja! ſchrie Pumprich, das mein' ich auch.

Ihr habt es ja gewollt, entgegnete der Redner, und verwieß ſie zur Ruhe. Was iſt Euch denn die Liebe, fuhr er fort, in der doch am Ende die Wurzel alles irdiſchen und geiſtigen Lebens ruht? was anders, als eine verlaufne liederliche Dirne, die Euch einmal behagt, und nie wieder, der Ihr Geld gebt und ſie gehn heißt, die Euch ein niedres Bedürfniß der Sinne, wie Eſſen und Trinken, iſt, welche Euch ſpäter beſtraft, was Ihr nur nicht bereut, weil Ihr es zuvor wißt. Was nennt Ihr Leben? — ein raſendes Träumen, ein wildes zügelloſes Phantaſiren ohne Zweck und Nutzen, ohne Urſach, ohne Folgen, Euch unklar, launenhaft und gemein. Was nennt Ihr Beſſerung, Reue, Solidität? Das Verbauern in allgemeiner Jämmerlichkeit, das

Verroſten in alltäglicher Moral, die kleinliche Zerknirſchung über Dinge, die Ihr ohne Bewußtſeyn thatet. Wenn Ihr zuſammengeſchrumpft elende Pilze zu Dorfpfarrern, Aerzten in kleinen Städten, Honoratioren und Senatoren in Provinzialhauptſtädten, dann ſeyd Ihr, Eurer Meinung nach, zu Verſtande gekommen, habt Erfahrung geſammelt, Euch die tollen Hörner, wie Ihr es nennt, abgelaufen, prahlt im ſchwachbeinigten Alter vor Ofenhockern und Schulbuben mit den Heldenthaten Eurer rüſtigen Jugend, und freut Euch der Bewunderung von Kindern und Affen, während der ganze Senat, die ſämmtlichen Aerzte des Kreiſes, alle Bauern Eurer Gemeinde vom ehrwürdigen, gelahrten, erfahrnen, weiſen, trefflichen Manne ſchwatzen, weil ſie noch viel alberner ſind, als die Beſtaunten. O Himmel! und was iſt Liebe gegen das, wozu die meiſten Menſchen

ſie machen, die Gottheit ſelber, welche ſie noch täglich blind und heidniſch an das bittere Kreuz nageln, während ſie die Juden belächeln, verachten und haſſen, weil ſie den Meſſias verkannten. Was iſt Liebe eigentlich? Der Feuerfunke des Prometheus iſt ſie, das allbelebende Licht, welches den Geiſt erleuchtet und den Körper durchglüht, die Poeſie, welche uns dem Schöpfer gleich ſtellt, und uns eine eigne Welt giebt, Gerechtigkeit darin zu üben, die Sprache des Geiſterreiches, die Muſik des Lebens, der Schlüſſel zu allen Hieroglyphen des Daſeyns, und dieſe Liebe tritt Euer Hochmuth mit Füßen. Ihr freßt die Schaalen, Schweinen gleich, und werft, Narren ähnlich, den ſüßen Kern davon, um in den ekelhaften Broden Eurer Jämmerlichkeit zu leben und zu ſterben. O, viel habt Ihr zu verantworten, Ihr, die Ihr Eure eignen Schätze muthwillig ver-

geudet, ſie, Verſchwendern gleich, an Lumpen und Bettler hingebt, ohne einmal einen Dank dafür, vielweniger etwas wahrhafteres empfangen zu haben. Das nennt Ihr edel, nobel, großmüthig! und ich ſage, es iſt gemein, eitel und hochmüthig! So ruinirt Ihr Euch geiſtig und körperlich zugleich, während Ihr Euch über alle erhebt, und verächtlich auf den ſogenannten Bücherwurm herabblickt, der, wie Ihr meint, das Leben gar nicht genießt und verſteht; — verſteht aber Ihr das Leben? Wahrlich nein! denn das iſt ja nicht das Leben, was Ihr ſo nennt, und was ich vorher Euch beſchrieb. Nein! Leben iſt die ewige Quelle der Gottheit, welche Ihr mit Euren unreinen Füßen trübt; Leben iſt das ſeltſame Schattenſpiel eines Jenſeits, deſſen Daſeyn Euch nicht in den Sinn kommt; — Leben iſt ein wunderbares Kunſtwerk, das die Weiſen zu ergründen vergebens beſtrebt

ſind, während Ihr Thoren es ſchon zu durchſchauen denkt; Leben iſt ein hohes Trauerſpiel, deſſen geheimnißvolle Beziehungen ſich oft mit lächelnder Ironie in ſcheinbaren Kleinigkeiten, Kindern des heiteren Augenblickes, verſtecken, um deſto tiefer die Schmerzen des verſtändigen Zuſchauers zu erregen; Leben iſt der ausgeſprochene Gedanke des Erdgeiſtes, wir ſind die einzelnen Worte dieſes großen Buches, worin die Engel zur Belehrung leſen, und das die Mutter Natur zu ihrem Ergötzen ſchrieb; jedes Jahrhundert iſt ein Kapitel, und die Antike, ſo wie das Mittelalter und unſre Zeit ſind nur Abſchnitte dieſes wunderbaren Romans, deſſen Schatten unſre Geſchichtsbücher aufzeichnen, über deſſen Werden wie ſterben, und deſſen Auflöſung die Zerſtörung dieſer ſichtbaren Welt in ſich begreift. Seltſam und komiſch bleibt dabei, daß wir Alle vor dieſem ungeheuren

Werke, deſſen Kataſtrophe wir wiſſen, ohne das Wie enträthſeln zu können, gleich den Kritikern, vor einem großen, unvollendeten Dichterwerke ſtehn, welche das Geſchaffene anſtaunen, die ſcheinbaren Lücken auf ihre kleinliche oder großartige Weiſe ausfüllen, ohne das Ganze zu verſtehen, oder auch nur zu ahnden, während der milde, liebevolle Dichter, wohl wiſſend was er bezweckte, lächelnd auf die Bemühungen dieſer Pygmäen herabblickt. Das iſt Leben, meine Freunde, und nicht Eure elende Schartecke, die Ihr allein dafür ausgeben möchtet, obwohl ſie eben ſo gut dazu gehört, als das Geſchick Bounapartes und der Seinigen.

Aber freilich iſt es auch nicht eine franzöſiſche Tragödie, nach falſch verſtandenen ariſtoteliſchen Grundſätzen eingerichtet, ſondern allerdings nur ein leichtes, loſes Spiel, ein großartiger Scherz, ein

einziger Witz, der seinen Zweck, seinen Lohn, seine Strafe, seine Zukunft, sein Alles nur in sich und dem Augenblicke hat. Freilich ist es nur der Schein von tausend vielfarbigen Lichtern, das Prisma nur, wodurch sich die Erscheinung der Gottheit vielgestaltig zeigt, der Regenbogen, den die ewige Sonne in vergänglichen Wolken mahlt, die Lust selbst, welche übermüthig schafft und zerstört, ohne alle andern Grund als den der Lust und der Freude am Schaffen und Zerbrechen des Geschaffenen durch das Geschöpf selbst. Freilich ist es wahr, daß unser Leben ein großer galvanischer Proceß, eine einzige voltaische Säule, ein ewiger Kampf der Wasser- und Feuergeister auf Leben und Tod ist, dessen Ende durch das Verschwinden in das Nichts bezeichnet wird; und wollen wir nun zurück in das Komische, worin sich am Ende jeder Bemühung zum

Trotz alle Tragik, und unſer Daſeyn ſelbſt verflüchtigt, ſo iſt die Welt der Ofen, wir das Holz, und unſer Leben das Feuer, welches uns in todte Kohlen verwandelt, und dann als unnütz wegwirft. Wohl iſt es richtig, daß unſer Daſeyn einer einzigen Trunkenheit gleicht, welche vom Nichts als von Etwas phantaſirt, und glücklich iſt in eingebildeten Herrlichkeiten. Freilich ſind wir Kinder, die Ereigniſſe unſer Spielzeug, während der Verſtand die Rolle der Ruthe übernimmt, und uns durch uns ſelbſt züchtigt. Freunde, o Freunde! — — —

Er wollte weiter reden, ſah ſich aber durch Pumprich unterbrochen, welcher ſchrie: Seht! ſeht! dort ſitzt der Teufel! und predigt heuchleriſch von Tugend und Lebensbetrachtung. Nein! Du haſt keine Gewalt mehr über mich! rief er weinend, alle Bande zwiſchen uns Beiden ſind zerriſſen, Satan! alle, kein einziges hält

mehr. Ha! wie er lachend, die Zähne fletscht, und meint, er habe uns durch die genossenen Speisen heute zu Juden gemacht, — aber es hilft Dir nichts, hier sage ich allem wüsten, liederlichen Leben ab, und so wenig soll in Zukunft von mir derselbe seyn der ich bin, als von diesem Glase. Er warf bei diesen Worten ein Weinglas klirrend zur Erde, worüber Bestelmeyer aus seinem tiefen Schlafe auffuhr.

Donnerwetter! hub dieser an, wo bin ich denn? was ist denn dies für ein verfluchtes Schreien und Heulen? — O ich Schuft! schrie immer noch in Thränen Pumprich, ich Narr! ich Esel! ich Tollhäusler! wie habe ich gelebt, wie habe ich dies Daseyn, meine Jugend, meinen größten Schatz, diese raschen Jahre vergeudet und vernichtet; aber Dank Dir, freundschaftlicher Feind, Du zeigtest mir

den ſchmalen Richtſteg mitten durch Moder, Sumpf und Koth; oh ſchnöde Weiſe! verruchte Verführung! Ja, ich gelobe es Dir, nie wieder zu fehlen, was wäre denn unſer Schattenleben, wenn wir es nicht durch raſtloſen Fleiß und Erwerbung nützlicher Kenntniſſe, dadurch unſrer Mitwelt redlich zu dienen, zu etwas machten. Würde nicht der Sohn eine ſtets umherwandelnde Verſpottung des greiſen Vaters werden, welcher undankbar ſeine Bemühungen verhöhnte, wenn ich ſo fortlebte, und doch, furchtbare Zukunft! wenn die Rache des Lebens mich, trotz meiner Reue, trotz aller Buße, trotz jedes Fleiſſes zum Gelächter der kommenden Geſchlechter machte. Nein, nein! hier ſchwöre ich es ab, rief er weiter, und ſtürzte auf ſeine Knie, dies ruchloſe, wilde Daſeyn, und danke dir, mein Gott, daß der Mund meines ärgſten Feindes in Menſchengeſtalt,

hier in der Wohnung des Laſters und der ſchnöden, dunkeln, ſündhaften Luſt, ein ſo ſcharfes Schwerdt der Zunge führen mußte, mir die ewige Wahrheit zu ſagen: daß unſer Leben, mit dem Herrlichſten was es beſitzt, nichtswürdig, elend und jämmerlich iſt, wenn wir es nicht durch Schweiß, Mühe und Arbeit zu etwas erheben. Oh! wie recht hatteſt du, frommer Mann, den mir mein ſeliger Vater an ſeiner Statt hinterließ, mich ſo oft in deinen Briefen zur Frömmigkeit, Demuth und Betrachtung im Gebet aufzufordern, o ja, wie recht! wie recht! Ein neuer Strom von Thränen unterbrach hier den Erſchütterten, und ließ den Uebrigen Zeit, ſich von dem Erſtaunen über den ſeltſamen Vorfall zu erholen. Georgine war blaß und weinte mit, ohne eigentlich zu wiſſen, weswalb. Beſtelmeyer fragte einmal über das andere: Bruder, was haſt Du denn zum Satan

vor? — und Haubein ſchwieg, oder ſagte nur: Laßt ihn, er iſt betrunken, und ich habe mehr als einen geſehn, der gerade in ſolchem Zuſtande Anfälle von Frömmigkeit, und Luſt zu gottſeeligen Gedanken bekam.

Pumpauf war der einzige, den dieſe Scene nicht aus der Faſſung zu bringen ſchien; er ſah blos mit einer Art ſtillen Mitleides auf den zu Boden Geſtreckten, und ſagte ſeufzend: Das ſind nun die Menſchen, ſo ſündigen ſie blind und ohne Bedacht handelnd, und dann ſchieben ſie, wird ihnen einmal in einem lichten Augenblicke, ihrer Tollheit oder ihres aufgerüttelten Stumpfſinnes die Wahrheit deutlich, nur gar zu gern ihre eigene Schuld auf Andere. O der Erbärmlichkeit! Er zuckte die Achſeln, bückte ſich nieder, und ſprach, indem er Pumprichs Hand faßte: Lieber Freund, ſo ſteh' doch auf. Dieſer aber ſprang in die Höhe und rief: Wir tren-

nen uns auf immer, unſre Wege gehen von jetzt an auseinander! Bei meiner Ehre, ſetzte er hinzu, Du und ich, wir Beide paſſen nicht länger zuſammen. Ich weiß, Du biſt arm, haſt gar nichts, und vielleicht hat Dich mehr die Noth, als innre Bosheit zu dieſem Sündenleben verführt, wie ich es mir bewußt bin, daß mich mehr die Nachläſſigkeit der Meinigen, als innre Neigung zur Liederlichkeit führte. Wohlan! hundert Thaler ſind Dein, ſobald mein Geld kömmt, hier meine Hand und zwei Zeugen, hundert Thaler gehören Dir, aber meide mich, habe dieſe einzige Freundſchaft, von dem Augenblicke an, wo das Geld in Deinen Händen iſt: Hilf Dir damit, wie Du kannſt und weißt. Lebt wohl und folgt mir nicht. Er griff raſch zu ſeinen Sachen und ging. Alle ſahen ihn erſtaunt an, jeder war durch den Vorfall

verstimmt, und bald nachher trennten sich Alle.

Am folgenden Morgen stand Pumpauf eben, und ordnete die Bruchstücke seiner nachgeschriebenen Collegienhefte, wobei er bemerkte, hier sey es recht anschaulich gemacht, wie alles Wissen in der That Stückwerk sey, als es leise und bescheiden an seine Thür klopfte. Er rief verdrüßlich, herein! und es trat ein kleiner, etwas dicker, alter Mann mit sehr gutmüthigen Zügen, kleinen wasserblauen Augen, kahlem, grauen Scheitel und schlicht gekleidet, in die Thür, der ihn höflich begrüßte. Pumpauf erkannte in ihm seinen ehemaligen Wirth, dem er noch eine bedeutende Summe schuldete. Er ging ihm daher freundlich entgegen, bat ihn, sich niederzusetzen, indem er sich entschuldigte, daß er so unordentlich gefunden würde. Ich weiß, lieber Ullmann, redete er den Gläu-

biger an, Sie möchten gern Geld haben. — Ja, sprach achselzuckend der Alte, sehen Sie, lieber Herr Pumpauf, das möchte ich nun freilich gern. — Und wie lieb wäre es mir, fuhr Pumpauf herzlich fort, indem er dem alten Manne die Hand drückte, wenn ich Sie befriedigen könnte; wie gern wollte ich es einem so wackern, so guten und bescheidenen Manne, als Sie es sind, geben, wenn ich es irgend im Stande wäre. Aber sehen Sie, Bester, Alles habe ich versetzen müssen, Sie wissen ja wohl von früher her, so oft ich hatte, gab ich, was ich besaß. — — —

Ja, unterbrach der Wirth den Schuldner, das ist schon wahr, indessen, man braucht sein Geld auch, sehen Sie, lieber Herr, ich wollte gern borgen, aber Ein Keil treibt den Andern. Du lieber Gott! man muß wohl, ich drücke keinen Menschen gern, denn ich weiß wie es thut, wenn

man ſchaffen ſoll, und nicht weiß woher. Aber du lieber Himmel! wer kann ſich am Ende helfen, alle Welt fordert von mir, die Frau, die Kinder, das Geſinde, die Knechte, alle wollen bezahlt ſeyn; du lieber Gott, woher ſoll man's denn am Ende nehmen? — Ich fühle wohl, ſagte leiſe und innerlich weich Pumpauf, wie recht Sie haben, Herr Ullmann, aber ſehen Sie, leider kann ich Ihnen nicht helfen; weiß Gott! ich gäbe es Ihnen gern, und bekomme ich Geld, ſo ſollen Sie der Erſte ſeyn, den ich bezahle; allein jetzt kann ich es nicht, drücken und drängen Sie mich nur nicht, und Sie werden ſehen, wie ich bis jetzt Wort gehalten habe, thue ich es immer. — Ich weiß, ich weiß, entgegnete der Alte, Sie ſind zu gut und generös, Sie füttern beſtändig die Andern, bedenken ſich ſelber nicht, und kommen dann in's Unglück; Ihnen giebt kein Menſch etwas,

wenn Sie nichts haben. — Wohl wahr, ſagte der Student, Sie haben ſehr recht, lieber Ullmann, aber was hilft's, Sie wiſſen nicht wie mich es drückt, Sie nicht bezahlen zu können; aber warten Sie nur, wenn Geld kömmt, bringe ich es Ihnen in's Haus. — Na! ſeufzte der Alte, man muß ſchon warten, ich drücke Sie nicht, aber vergeſſen Sie auch mich nicht. Adieu — Leben Sie wohl, ich danke Ihnen für Ihre Güte, ſprach Pumpauf, gab ihm die Hand, und geleitete ihn bis zur Thür. Verloſſen Sie ſich darauf, ich bedenke Sie gewiß.

Als der Mann fort war, ſagte Pumpauf ganz gedrückt und mißmuthig für ſich, wie leid mir der arme Schelm thut! ich weiß, er braucht es; es iſt doch ſchändlich, wenn man nicht ſo kann, wie man wohl mögte. — Das verfluchte Geld! — Der arme Kerl ſah ſo bittend, gutmüthig und leidend

aus, das rührt mehr. als alles Schreien und Plärren. — Ah bah! setzte er nach einer Pause hinzu, wozu diese unnütze Rührung, ein junger Mann muß leben und durch die Welt kommen. Jeder ist sich selber der Nächste, und was kann ich dafür, daß ich kein Geld habe. Aber, fuhr er plötzlich auf, die Erfahrung lehrt mich, daß, wenn am Morgen ein Manichaerer, sey es auch noch so sanft, anfängt, instinktartig die ganze Schaar der Unglücklichen folgt, und jetzt bin ich geneigt, Audienz zu geben, und einige etwas zu foppen. Ein Glück, daß meine Fenster auf die einzige Brücke sehen, welche Alle passiren müssen, um zu mir zu gelangen, und so kann ich denn die vortrefflichsten Gegenanstalten treffen. Er warf, indem er dies sagte, die Augen nach der erwähnten Gegend hin, und sah seinen Schneider eben behenden Schrittes durch das Klausthor

wandern. Aha! dachte er, wenn man vom Wolfe ſpricht, iſt er nicht weit.

Schnell ſetzte er ſich an das Pult, nahm Feder und Briefpapier, und als er den Schneider hinaufkommen hörte, fing er an zu ſchreiben, indem er laut dazu ſprach. Der Schneider kam an die Thür, horchte eine zeitlang, und endlich pochte er an. Da niemand herein rief, ſo nahm er ſich die Freiheit, ziemlich leiſe näher zu treten, nachdem er mehreremale vergeblich angeklopft hatte. Pumpauf ließ ſich nicht ſtören, ſondern ſprach für ſich, jedoch laut, Folgendes:

Unverzüglich übrigens, mein lieber Pachter, ſchicken Sie mir die reſtirenden fünfhundert Thaler, und die dreihundert des laufenden Quartals. Ich bin ſelbſt außerordentlich mit meinen Finanzen brouillirt und muß Sie dringend darum erſuchen, mich nicht länger warten zu laſſen, da ich ſonſt

genöthigt seyn würde, andere Mittel zu gebrauchen, um zu dem Meinigen zu gelangen. Ihrethalben habe ich schon so viele brave Leute müssen warten lassen, die für ihre Arbeiten billigen Lohn fodern, namentlich meinen Hauswirth, den Schuhmacher und den Schneider. Letzterer, ein so braver als armer und reeller Mann, hat funfzig Thaler an mich zu fordern, und ich schäme mich, wenn ich denke, daß er kommen sollte, und mich um sein sauer verdientes Geld mahnen, denn ich stelle mir lebhaft seine Noth vor, ohne die er mich gewiß nicht drängte. Sehn Sie ja zu — —

Lieber Herr, unterbrach hier der Kleidermacher furchtsam den Schreibenden, der verdrießlich fragte, wer denn da sey?

Ihr armer Schneider, lautete die Antwort.

Wie sind Sie denn, fragte scheinbar

erſtaunt der Liſtige, hereingekommen, lieber Meiſter?

Ach Herr, ich wollte Sie nicht ſtören, Sie ſchrieben da ſo eifrig.

Ja, ſagte Pumpauf, an meinen Pachter. Der Hundsfott ſoll mir Geld ſchicken, ſchon lange, und er thut es nicht.

Ja, ich wollte, fiel der Schneider ein. — Geld haben, nicht wahr, lieber Meiſter? unterbrach ihn lachend der Schlaue. Ja, ich habe leider ſelbſt keins. Hören Sie meinen Brief. Ihrer habe ich darin auch gedacht. Es thut mir leid, daß ich nicht dienen kann. Es iſt eine verfluchte Affaire um ſolch ein Bagatell, wie funfzig Thaler ſind. Aber hören Sie —

Ah, kam die kleinlaute Antwort, ich hatte ſchon die Ehre zu vernehmen, wie Sie meiner beſonders gütig gedachten.

So? erwiederte der verſtellt Erſtaunte; alſo ſo lange ſchon in meinem Zimmer?

Das thut mir sehr leid; setzen Sie sich doch, lieber Meister. Ei, ei, wie kann ich doch so zerstreut und unaufmerksam seyn! Setzen Sie sich ja nieder. — Was giebt es denn Neues in der Welt? Hat Sie denn der lüderliche Bratapoi, der Wasserpollacke, bezahlt?

Ach Herr, erwiederte fast weinend der Meister, der ist mir mit Einhundertfunfzig Thalern durchgegangen. Denken Sie, vorige Nacht verschwunden; kein Mensch weiß wohin, und ich habe ihm doch die Sachen so nett und dauerhaft gemacht, nach der neuesten Mode und Methode a la mathematique.

Schändlich genug! sagte kopfschüttelnd Pumpauf; nun, auf mich können Sie sicher rechnen. Sie haben ja gehört, wie es mir mit meinem Schubiacke von Pachter geht.

Ja, sagte der Meister, wehmüthig zum Himmel blickend, es ist schlimm, wenn die

Menſchen ſo mit ehrlichen Leuten umgehen. Aber Sie wollen Ihren Brief gewiß gern fertig ſchreiben. Nehmen Sie es nicht ungütig, daß ich Sie geſtört habe.

Bitte, bitte! gar nicht, ſagte äußerſt herablaſſend Pumpauf. Nun freilich, zur Poſt muß der Brief. Entſchuldigen Sie alſo meine Eile.

Ei, Gott bewahre! rief der betrogene Schneider, wie werde ich Sie daran verhindern! Ich empfehle mich Ihnen ergebenſt. Nur wollte ich fragen, wenn ich wohl ſo wieder mit herankommen dürfte.

Nun, ſagte Pumpauf nach einigem Bedenken: In drei Wochen, da muß mein Geld beſtimmt da ſeyn.

Hiemit getröſtet, empfahl ſich der betrogene Handwerker höflich und ging. Als er die Treppe hinunter war, bis wohin ihn der vorſichtige Schuldner begleitet hatte, hob dieſer triumphirend das Blatt

Postpapier in die Höhe, nannte es einen Gläubiger-Ableiter und zündete es an, indem er sprach: So, jetzt hat mein Pachter den Brief empfangen. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß noch Jemand kommen könne, ließ ihn einen Blick auf die Straße werfen, und bemerken, wie der Schneider eifrig mit Jemandem sprach, in welchem er bei schärferer Beobachtung seinen Schuhmacher erkannte. Endlich kehrte dieser mit dem Schneider um, indem er Arm und Kopf auf eine Art bewegte, welche zu sagen schien: ja, was kann man thun als warten?

Bravo! rief Pumpauf fröhlich, der Eine hilft mir vom Andern. So ist es recht; der Glaube führt mich zum Ziele. In diesem Augenblicke sah er schnellen Schrittes einen ihm nur zu wohl bekannten Weinhändler über die Brücke auf sein Haus zueilen. Kommt denn heute, rief

er ungeduldig aber lachend aus, Alles mit einander? Jetzt gilt es ein Kunststück eigner Art.

Er sprang bei diesen Worten eilig an die Thür, und schnappte sie ab. Kurz darauf hörte er auch den Mahner, dessen ungestüme Art ihm nicht fremd war, die Treppe hinaufpoltern, und auf seine Stube zukommen. Um ihn abzuwehren ersann er sich eine wunderliche Komödie, welche ihm nebenher dazu diente, seinem Zorne gegen die Weinhändler im Allgemeinen Luft zu machen. Er sprach nemlich mit zwei Stimmen, und hielt so laut als möglich folgenden Djalog mit sich selber, während er häufig durch das Fluchen, Klopfen und Klinken des ausgesperrten Gläubigers unterbrochen wurde.

Nein, lieber Onkel, ich konnte wahrhaftig nicht dafür.

Aber, entgegnete er sich mit veränder-

ter, kreiſchender Diskantſtimme: Du biſt ein liederlicher Menſch, unordentlich, ohne ein Kollegium zu hören, ſchlägſt du dein Geld todt —

Beſter Onkel —

Schweig, du ungerathener Sohn eines braven, rechtlichen Vaters —

O Gott, es thut mir ſo leid, ſie in einem ſolchen Zorne zu ſehen.

Schlingel du! — glaubſt du etwa, ich habe deine Streiche nicht gehört? Mit liederlichen Mädchen die Zeit zu verbringen, unter nichtsnutzigen Burſchen als Licht der Welt glänzen zu wollen, ohne in die Zukunft zu ſehen, he! — heißt das nicht den lieben Gott recht erzſchelmiſch ſeine Tage abſtehlen? — Bube, he? — darauf antworte.

Zum Donnerwetter, rief der Gläubiger draußen, laſſen Sie mich doch herein!

Mein Onkel, rief Pumpauf mit ſeiner natürlichen Stimme hinaus, iſt eben bei mir.

Ja, ſagte der Weinhändler, das höre ich; eben darum möchte ich gern mit dem alten Herrn ſprechen.

Wer iſt da? — kreiſchte jetzt Pumpauf's Diskant des Herrn Onkels.

Ein armer Weinſchenke, entgegnete die natürliche Stimme, dem ich etwas ſchuldig bin.

Du lüderlicher Strick! ſchrie der nicht vorhandene Onkel, dich mit ſolchen Schubiacks von Weinſchenken, Schurken, Betrügern, Lumpenhunden, doppelkreidigen, ſchmierigen Geſellen einzulaſſen, die den rothen Wein färben, und den weißen ſchwefeln, oder gar mit Bleiweiß verſetzen. Mir ſoll nur einer über die Schwelle kommen! —

Aber lieber Onkel —

Halt's Maul, Junge! ich will dir Laffen lehren, so unverschämt an unmündige, minorenne, leichtsinnige, junge Burschen in den Tag hinein zu borgen! Verklagen will ich sie noch dazu, wenn die Racker nicht still sind.

Hören Sie doch, rief der Weinschenk, zum Schwerenoth, es ist mein sauer verdientes Geld; machen Sie auf.

Erlauben sie doch, sagte Pumpauf's natürliche Stimme, dem armen Manne, wenigstens mit ihnen zu reden. Ich will öffnen.

Nicht von der Stelle geh'st du, kreischte der Onkel, ich will den Kerl gar nicht sehen. Hör' Er, Patron! — er wandte sich zur Thüre — Er hat gar keine rechtlich begründeten Anfoderungen an meinen lüderlichen Neffen. Also scher Er sich nach Hause.

Aber, lieber Herr, sagte der unglückliche Gläubiger —

Nichts da! unterbrach ihn der erdichtete Onkel, bleibe Er mir vom Halſe. Ich halte mich acht Tage hier auf, meines unſinnigen Schlingels von Neven Schulden zu bezahlen, und ich werde Ihn in fünf Tagen wieder rufen laſſen; geht Er aber jetzt nicht ſtill, ſo bekommt Er gar nichts, da es rein von meiner Güte abhängt Ihn zu bezahlen oder nicht. — Hat Er mich verſtanden? he?

Ja, Herr! brummte der Weinhändler verdrüßlich, es iſt eine Schande, ſo ein reicher Herr, wie der Herr Studioſus immer ſeyn wollen —

Wer will reich ſeyn? ſchrie der Komödienonkel dazwiſchen; mein liederlicher Neffe? Alles hat er ja beinahe todtgeſchlagen, und mich noch dazu ruinirt. Es thut mir leid, wenn er Euch etwa von ſeinem großen Vermögen oder dergleichen

vorgelogen hat. Kein Wort davon iſt wahr.

I ſo ſoll doch, ſchrie erboßt der Weinhändler, die heilige Schockſchwerenoth dreinſchlagen. Meine funfzig Thaler hat der Teufel auch geholt; aber wart nur, wenn ich den Kerl kriege, meine Küper ſollen ihn honnett durchwalken.

Hört an, kreiſchte Pumpauf, dem bei dieſer Aeußerung des Weinhändler-Zornes doch etwas bange wurde, wenn Ihr vernünftig ſeyd, ſo will ich Euch nichts abziehen, was ich rechtmäßig könnte, ſondern binnen hier und drei Wochen habt Ihr Eure funfzig Thaler mit Intereſſen; aber Ihr müßt auch den jungen, unbeſonnenen Menſchen in dieſer Zwiſchenzeit auf keine Weiſe ferner inſultiren oder beläſtigen. Wollt Ihr das? He?

Nun, brummte der Gläubiger, es mag darum ſeyn. Gut, ich verlaſſe mich darauf.

Ja das könnt Ihr, entgegnete der Alte. So muß 'man ſich immer, wandte ſich Pumpauf dann zu ſich ſelber, des Schlingels annehmen. Du unbeſonnener, alberner, ſinnloſer, toller Menſch! haſt nichts gelernt und dein Vermögen verbracht! O du Schande des verſtorbenen Vaters! wäre ich nicht deiner Mutter Bruder, und thäte ich es nicht aus Freundſchaft für die, ich kümmerte mich gar nicht um dich, du Elender! aber die weint, lamentirt und klagt einem ſo lange die Ohren voll! — —

Beſter Onkel, unterbrach ſich ſchluchzend Pumpauf: Verzeihung, ich will es nun und nimmermehr wiederthun.

Der kriegt es gut, brummte zufrieden der horchende Weinhändler.

Ja! kreiſchte die Doppelſtimme wieder: Nun heult und ſchreit er, und iſt gerührt, aber früher konnte er ſich das nicht bedenken, heh! Gott bewahre, ſo lange ein Hel-

ler in der Tasche war, mußte gesaußt und gebraußt werden. Aber warte nur, Vögelchen, dich wollen wir schon fangen!

Ein wackerer Herr, der's versteht! sagte der Weinhändler, und rief: Adieu! ich dachte, Sie würden ein bischen Zeit haben, guter Herr, daß ich Sie sehen könnte. Ich bedaure Ihren Aerger. Adieu.

Ich bin auch zu bedauern! rief die krähende Stimme dem Getäuschten zu, solch' einen entarteten Neveu in der ehrbaren Familie zu haben, guter Mann! Leben Sie wohl, in drei Wochen spätestens haben Sie Ihr Geld.

Schon gut, erwiederte der beruhigte Gläubiger, und ging.

Pumpauf tobte noch eine Zeitlang übermüthig fort, bis er den Feind geschlagen über die Brücke zurückwandeln sah, worauf er sich niedersetzte, und aus vollem Herzen lachte. Es wäre ihm aber damit beinahe

übel gegangen, denn seine Erlösungsstunde hatte diesmal noch nicht geschlagen, sondern seine Kunst, sich der Gläubiger glücklich zu erwehren, sollte noch eine geraume Zeit hindurch auf die Probe gestellt werden. Es klopfte nämlich, und der Jude, welchen der Sabbat neulich in so bedeutende Kosten gesetzt hatte, trat entrüstet in die Stube. Nun! fing er an, schön guten Morgen, mein saubrer Herr! wie geht's? Wollen Sie mir geben heut' Ihre vorgestrige Schuld?

Pumpauf erhob sich ruhig, trat mit großen Schritten feierlich vor den Gläubiger hin, blickte ihm lange in die rollenden, kleinen, wuthfunkelnden Augen, betrachtete aufmerksam die vor Aerger bebenden Lippen des alten, mageren Gesichts, und sagte dann langsam und eintönig, ihm die Hand auf die Schulter legend, eine Berührung, der sich der Jude schnell entzog:

Doch Eines weiß ich und erkenn' es klar,
Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld.

Nun, beim Himmel, den der allmächtige Gott gemacht hat, ſchrie geifernd der Jude: Muß ich doch ſagen: Gott's Wunder, wer ſind Sie? — Hier unterbrach Pumpauf, ihn ſtarr anſehend, wieder den beginnenden Fluß ſeiner Rede:

Wer ich ſey, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten Dir entſchwebt?
Hab' ich nicht beſchloſſen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Gewiß! gewiß! eiferte giftig der Jude, Sie ſchöner Cavalier, der uns arme Leut' bringt um's Geld, ſo viel verſpricht, und niemals hält ſein Wort.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen, gläubigen Gefühl;
Wage Du zu irren und zu träumen:
Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel.

redete Pumpauf den Juden an, den Kopf öfter neigend und ihm bedeutsam die Schulter klopfend. — Mei! sprach erstaunt und furchtsam der Jude, was soll doch das seyn, was wollen Sie sagen, was ist das für Gerede, was soll das heißen? Sie reden und antworten mir nicht, es paßt und es paßt auch nicht. Nun sagen Sie, wollen Sie mir geben mein Geld?

Auri sacra fames! seufzte kopfhängend der Gefragte. — Nun was ist's? entgegnete mit gespreitzten Händen und vorgestrecktem Kopfe der Jude.

Wohl wahr, entgegnete Pumpauf, den Finger an die Nase legend, was ist! — eine wichtige Frage. Wissen wir doch wahrlich nicht, ob wir sind. Was ist Leben? Was bist Du?

Was bin ich? sagte voll Wuth der Jude. Nu! was bin ich? sagen Sie, mein Herr, was bin ich?

Pumpauf sah ihn lange schweigend an und sprach: Ha! Goneril mit einem weißen Barte.

Mei! was Sie doch reden, sagte der Jude. Heiße ich doch nicht Goneril, sondern bin Abraham Elias Krautvogel.

Schön geflogen, Vogel! rief Pumpauf dazwischen. Bringt mir die braunen Picken! — — Im schwarzen, im schwarzen! —

Mei! schrie angstvoll der Gläubiger, was fehlt Euch?

Ha! tobte rollenden weitaufgerissenen Auges Pumpauf. Ich bin der König selbst. Ich kenne Dich wohl, Dein Name ist Glosier! —

Nein, nein! schrie der Geängstigte, ich heiße ja Krautvogel: ach Gott erbarm! daß ich bin gekommen zu einem Verrückten. Ist es doch ein Elend um's liebe Geld!

Aha! sieht es so mit Dir, lachte Pump-

auf, Deine Augen befinden ſich in einem ſchweren, Dein Beutel in einem leichten Falle. Willſt Du mich beweinen, ſo nimm mein Auge!

Du lieber Gott! jammerte der Jude: Au weih mir, ich wollte kommen nimmermehr wieder zu dem tollen Menſchen.

Jude! Jude! rief drohend der Schuldner, reize meinen Zorn nicht, ich zerſchmettere Dich, Elender! Bei dieſen Worten ergriff er einen Ziegenheiner.

Ach Gott! ſchrie der gequälte, ſchwitzende Jude. Ich bin ein geſchlagener Mann. — Ja freilich, lachte der verſtellte Wahnſinnige: Das ſollſt Du ſeyn! zum Ritter geſchlagen.

Ich mag nicht ſeyn geſchlagen, weder zum Ritter, noch Grafen, noch König, noch Kaiſer! ſchrie der Jude, hatte die Thürklinke ergriffen und entſprang, voller Freude,

dem vermeinten Tollen so glücklich entronnen zu seyn.

Nun hab' ich's aber satt, sprach Pumpauf, wer mir nun noch kömmt, den werfe ich die Treppe hinunter, heute sind ja die Kerle alle wie toll. In diesem Augenblicke klopfte es; barsch rief Pumpauf: Herein! und vor ihm stand der dicke Speisewirth, dem er seit Jahr und Tag schuldete.

Hören Sie mal, Herr Pumpauf, begann dieser, nun sehe ich's nicht mehr so mit an. Schon ein Jahr haben Sie mich warten lassen, und wollen mich am Ende prellen. —

Was Grobian! rief Pumpauf, mich Betrüger zu nennen! — Hören Sie, unterbrach ihn der Gläubiger, ich habe lange genug gewartet, machen Sie mich nicht toll.

Keineswegs, sagte der Student, aber. — Aber was? rief der erhitzte Gegner, ich habe schon lange gewartet, und Sie sind

ein rechter Lump, ein Lügner, ein Betrüger, ein Schuft, ein gemeiner Menſch, ja ein recht gemeiner Menſch ſind Sie! — Daß Sie's nur wiſſen, und ich laſſe mich nicht länger ſo bei der Naſe herumziehn. Nein, partout nicht, Sie — — —

Er Flötz! unterbrach dieſen Strom von Schimpfreden Pumpauf, ſcheere Er ſich zur Stube hinaus; das iſt mein Zimmer hier, wie kann Er ſich hier unterſtehen, mich ſo zu ſchimpfen? Ich will Ihn mores lehren. —

Schimpfen, rief der Gegner, kann ich, ſoviel ich will, wenn Sie mich um mein Geld bringen.

Will Er wohl hinaus! ſagte Pumpauf, doch etwas aus der Faſſung gebracht, ſcheere Er ſich fort. — Er faßte bei dieſen Worten des Gegners Arm, um ihn gelinde zur Thüre zu führen, aber dieſer ſchrie erboßt: Ja! rühr' Er mich nur

an, Er Gauner, Betrüger, Er ehrloſer Kerl, Er Schuft, Er Cujon.

Ei, ſo ſoll doch das Donnerwetter dreinſchlagen! ſprach Pumpauf, packte den Wirth, ſchob ihn zur Thüre hinaus, und ſchnappte ab.

So! nun ſchimpfe Er ſo viel Er Luſt hat, ſetzte er gelaſſener hinzu, und mußte geſtehn, daß der Vertriebene darin wirklich ſein Möglichſtes thue, denn noch von der Brücke herauf drangen die Betrüger und Lumpenhunde, womit der Geſchlagene ſeiner Wuth Luft machte, zu ſeinen beleidigten Ohren. — Er ſetzte ſich daher auf das Kanapee und verſchnaufte ſeinen Zorn, indem er ſprach: Hierauf könnte ich nun ſehr ſchön Göthe's Gedicht anwenden:

Was hör' ich draußen vor dem Thor',
Was von der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſer'm Ohr
Im Saale wiederhallen.

Obſchon es in umgekehrter Ordnung und zu meinem größten Leidweſen ſo geſchehen iſt, und mich doch etwas aus meinem gewöhnlichen Gleichmuthe gebracht hat. — Indem pochte es wieder. Noch nicht genug? rief er, ſtand auf und öffnete. Wer will denn ſchon wieder etwas?

Es trat ein bildſchönes, achtzehnjähriges Mädchen, etwas ſchüchtern und verlegen, mit einem Billete ein. Dies Abentheuer gefiel Pumpauf, und dieß um ſo mehr, als es eine Seltenheit in Halle war, eine Schöne unter dem daſigen ſchönen Geſchlechte zu finden, und eine noch größere, daß ihm das Mädchen völlig unbekannt war.

Das ſchöne Kind lispelte: Eine Empfehlung von meiner Herrſchaft. — Wer iſt denn das? unterbrach ſie der Student freundlich.

Madame Ellers, die Speiſewirthin, war die Antwort, und ich bin doch hier recht

und beim Herrn Studiosus Pumpauf; sie schickt dies Billet. — Unbefangen nahm der Befragte das Papier, besah es, und sagte: Nein, mein hübsches Kind, das ist nicht an mich. Der Herr hat wohl hier gewohnt, ist aber ausgezogen, und logirt seit acht Tagen in der Galgstraße, ich weiß aber nicht wo.

So! sagte verlegen die Kleine, nehmen Sie's nur nicht übel, meine Madame glaubte, er wohne noch hier. Adieu.

Bleibe doch noch ein wenig, sprach Pumpauf, indem er ihre Hand ergriff, und sie zu sich hinzog.

Ach nein! ich darf nicht. — Ei was! entgegnete der Kühne, sie auf das Sopha ziehend, gieb mir einen Kuß.

Nein, gewiß nicht. — So nehm' ich ihn, war die Antwort, und sie litt es. Er fragte, wie sie heiße, und erfuhr: Caroline Belles, ihr Vater sey auf einem Dorfe,

und ihre Mutter todt. So gab ein Wort das andere; Pumpauf's Muth wuchs in dem Maaße, wie ihre Sprödigkeit abnahm, bald waren Beide ganz zärtlich, endlich gab das Mädchen gern, was er wollte, er nahm froh, was er konnte, Beide waren vollkommen zufrieden, und er verſprach ihr beim Abſchiede, ſie zu beſuchen, und Sonntags mit ihr zu tanzen. Nach Entfernung des Mädchens ergriff Pumpauf, heiter, ſich auf eine ſo liſtige Weiſe gerettet, und ſo ſchön für allen Aerger entſchädigt zu ſehn, damit ihm kein neuer Satan über den Hals komme, raſch die Mütze, und eilte ſchnellen Schrittes zu ſeinem reuigen Freunde Pumprich, den er in einer ſonderbaren Situation fand.

Als er nemlich eintrat, ſaß dieſer auf der Erde weinend, neben ihm lag ein Brief, und vor ihm war ein Mantel auf der Diele ausgebreitet, der theilweiſe ſchon, wie man

ſehen konnte, zu einem Frack verſchnitten werden war.

Was zum Teufel, fing lachend der Eingetretene an, ſoll denn das? Biſt Du Schneider geworden Bruder, und probirſt mit einer Papierſcheere aus dem Mantel da einen Frack zu fabriciren? wahrhaftig, ein guter Einfall!

Ja, ſagte betrübt der Andere, ich muß wohl, alles habe ich ja verſetzt.

Schön, recht ſchön, ſprach Pumpauf, ſo ſchreitet man in der Cultur und den menſchlichen Geſchicklichkeiten rüſtig vorwärts! —

Ach, wollte Gott, mein Herr Papa hätte mich auch in irgend ſo einem Handwerke unterrichten laſſen. Das wäre in meiner jetzigen betrübten Lage für mich ſehr heilſam geweſen, ich hätte doch auf meine Profeſſion wandern können.

Aber was zum Teufel biſt Du denn ſo betrübt? Ah! ein Brief, gewiß holde Neuig-

keiten von Deinem vortrefflichen, braven Vormund.

Lies, sprach der Betrübte, und reichte ihm die Schrift, Pumpauf nahm und las Folgendes:

„Mein theurer Alfred, Dein letzter Brief hat mich sehr bewegt und erfreut; bewegt, indem er mir Deine trostlose Lage schildert; erfreut, indem ich daraus sehe, daß eine sündhafte Eisrinde, welche sich seit längerer Zeit schon um Dein dunstbethörtes Herz zu legen begann, endlich, gelobt sey Gott der Allmächtige, zu lösen beginnt. Ja, mein theurer Sohn, glaube nie, Dich errette die selbst eigene Kraft, sondern nur die mildfreundliche, und furchtbar schöne des Allerhöchsten, der sich Deiner wie jedes andern Geschöpfes erbarmt, und sich gern finden läßt, wenn Du ihn nur suchst. Ja, Du armer, erdbetrogener Jüngling, suche nur recht demüthig fromm nach ihm, und folge

dem Säuseln des heiligen Geistes, was zu Dir spricht: Bete um Kraft allem zu widerstehen, und glaube, daß ich Dich auch in mein Gebet einschließen will. O, Alfred, das Gebet hat eine hohe, wundersame Kraft, und errettet von allen Schlingen des lauernden Satans.

Ach, Alfred, der verkleidet sich in allerhand wunderlich gestaltete, seltsamegliche Menschenbildungen, und macht, daß wir Armen wähnen, im trübernsten, mißverstandenen Drängen unsers eiteln Herzens, als vermöchten wir uns selber zu helfen, in befangener, stolzer Moralphilosophie oder Erkenntniß des Lebens.

Folge diesen Lockungen nicht, all unser Denken und Handeln, all unser Thun und Treiben führt uns zu gar nichts, als zum Tode.

Was der Himmel, mein Kind, will, das ist das Beste, das wird er uns schon offen-

baren, dahin wende Dich, das i,. die einzige Lebensquelle; denn der Mensch lebt ja nicht allein vom irdischen Brode, sondern vom jeglichen Worte Gottes.

Damit tröste Dich, Du lieber, sinnverwirrter, armer, verirrter Alfred, damit tröste Dich, und baue auf mich, der Dir, so weit Menschenkraft und Menschenthun reicht, helfen wird, wie er kann, und Dich mit Gottes Hülfe aus dem geistigen Verderben, worin Du eitel unbesonnen Dich gestürzt hast, reißen wird.

Gern, mein Theurer, würde ich mich länger mit Dir unterhalten, aber drängende Geschäfte rufen mich, auch Deine, Alfred; was ich thun kann, werde ich thun. Gott mit Dir, Dein treuer Vormund."

Bravo, sagte Pumpauf, den Brief zusammenfaltend, eine allerliebste Predigt. Gut genug, in jeder Dorfkirche einem Bauerjungen, der sich am Sonnabend be-

trunken, des Sonntags vom ehrbaren Herrn Pfarrer vorgeleſen zu werden. Und darüber grämſt Du Dich? — Ja, entgegnete erbittert der Betrübte, weil ich ſehe, daß all meine Bitten, mich aus meiner ſchrecklichen Lage zu reißen, nichts vermocht haben; daß dieſer, mein wenigſtens zehnter Brief, und all mein Flehen, nur 50 Thaler zu ſchicken, ſolche Antworten zu Wege gebracht hat. Möchten ſie doch moraliſiren, ich wollte es annehmen, von Herzen glauben, mich ändern, fleißig, fromm und gut werden, wenn ſie mich nur erſt aus dieſer entſetzlichen Noth geriſſen hätten, die meine beſten, ernſteſten Vorſätze vernichtet und meine Seele zerreißt. O, und dieſer Vormund! Sittenregeln ſind recht gut, auch des Befolgens werth, und dieſe redlich gemeinten dringen mir an das Herz, aber jetzt ſollte er nur etwas thun,

und dann ſchelten, nicht aber predigen, ohne zu helfen.

O, mein Freund, nahm Pumpauf gelaſſen das Wort, in welchen Verkehrtheiten ſteckſt Du! Ja, mein Guter, jetzt ſeh' ich ein, daß der fromme Mann mit vollem Rechte Dich dunſtbethört, ſinnverwirrt erdbetrogen u. ſ. w. nennt, denn ich bemerke zu meinem Entſetzen, daß Du noch gar nicht die Verhältniſſe zu Deinem Vormunde erwogen haſt. Was bildeſt Du Dir denn ein? denkſt Du, er ſey Dein Caſſirer, der etwas für Dich thun ſolle? Gott bewahre! er iſt Dein Vormund; alſo muß er die Functionen des Vormundes redlich erfüllen, und Dir etwas vorreden. — Wozu hat man denn anders den Mund? doch nicht Geld damit aufzuzählen? dazu bedarf's der Vorhand, mein Freund, und die iſt beim Vormunde nicht vorhanden. Darin erfüllet ja der wackere,

edle Mann mit voller Gewiſſensreinheit den vollſten Umfang ſeines ſchweren Berufs, wenn er Dir ſolche Briefe ſchreibt; ich ſehe nicht ein, was Du mehr von ihm billigerweiſe fordern kannſt, und wie es möglich iſt, ſich ſo kindiſch zu benehmen, ſehe ich gar nicht ein. Er heißt Dein Tutor, Schützer; wohl, beſchützt er Dich nicht vor dem greulichſten Drachen, der uns alle zu verſchlucken und in ſeinem heißen Bauche zu braten droht, vor dem ewigen Erzfeinde des menſchlichen Geſchlechts, und wie heldenmüthig thut er das! Er iſt wahrlich ſo tapfer dabei, wie Sigurd, der Schlangentödter, ja noch mehr. Er empfindet dabei eine heilige, mitleidsvolle Freude über Deine Sinnesänderung. O, Beglückter! jedes dieſer Worte baut Dir ja eine Stufe im Himmel, auf der Du recht ſanft in Abrahams Schoos kömmſt,

wenn auch als armer Mann, wo Du den reichen Mann in der Hölle brennen ſiehſt.

Er heißt auch Dein Curator, d. h. der für Dich ſorgt! — Ja, ſchön ſorgt, rief der erzürnte Pumprich. — O, verblendeter Menſch! unterbrach ihn der Freund, giebt es einen beſſeren Seelſorger, als dieſen lieben, frommen Mann? Nein, gewiß nicht! O Du verkennſt, ſag' ich Dir noch einmal, gänzlich den wahrhaften Standpunkt der Dinge. Dieſer Mann iſt Dir ja nicht dazu gegeben worden, ſchnödes Metall zu ſchicken und dem Mammon zu dienen. Wenn Du das haben willſt, wende Dich an das vortreffliche Obervormundſchaftsgericht, an dieſe Einrichtung des Himmels, um unſere Geduld zu ſtärken; an dieſe Quelle unſäglicher Prüfungen für die geliebten Mündel; an dieſe ewige Schule der Erfahrung, welche Dir, wie Göthe's Fauſt, zuruft:

Entbehren ſollſt Du, heißt's, entbehren.

Wende Dich an diesen Führer, welcher Dich durch Deinen Mangel zu der Erkenntniß führt, daß alle Menschen gleich sind, und wir im Ueberflusse wohlthätig seyn müssen gegen die Darbenden; weil eine Zeit kommen könnte, wo wir selbst in Elend versinken. Diese vortreffliche Anstalt geht darauf aus, ihre Untergebenen Spartanern ähnlich, und den alten Deutschen gleich zu machen; sie dahin zu führen, wo möglich gar keine Bedürfnisse zu haben, oder wenigstens nicht unbedingt sich auf die Unterstützung von außen her zu verlassen, sondern mehr der Erfindsamkeit des eigenen Genies zu vertrauen. Wenn Du also Geld haben willst, wende Dich dorthin, aber zürne nicht, wenn Du noch bei diesem Schritte etwas lange auf Geld und Antwort warten mußt. Denn, da die Erfahrung gelehrt hat, daß junge Menschen in der Regel ungebührlich hastig sind, und

daß man mit der Ruhe am allerweiteſten kommt, ſo wird man Dich darin beſonders unterrichten wollen, daß Geduld und Ruhe die Haupttugenden des Menſchengeſchlechtes ſind. Zum Motto hat man ſich, ſcheint es, „Eile mit Weile" gewählt, oder „zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn," welches vortrefflich zum Weſen Deines Vormundes paßt, der Dich in Geſchäften blos auf das Reich Gottes verweiſt, alles andere, d. h. Eſſen, Trinken, Geld u. ſ. w., würde Dir dann von ſelber, ohne Dein oder ſein Zuthun, zufallen, denn ſo erklärt er ja die Bibel.

Wenn Dich aber einige Zweifel über die Anwendbarkeit dieſes Satzes auf Deine Lage peinigen ſollten, ſo denke nur an die Bettelmönche und andere Inſtitute des Mittelalters der Art, und die Wahrheit dieſer Behauptung wird Dir einleuchten; obſchon es richtig iſt, daß für einen oder dem an-

dern unverſtändigen, böſen, niedrigen Menſchen alle dieſe frommen Sprüche, Redensarten und Figuren einer anderen Deutung fähig ſeyn könnten. Das aber iſt verdammlich, ſolche Menſchen ſind lichtberaubte Heiden. Freilich, freilich, das iſt auch das gerechte Loos der Ungläubigen.

Er wollte weiter reden, ſeinem troſtloſen Freunde doch endlich ein Lächeln abzugewinnen, wornach er bis jetzt fruchtlos getrachtet hatte, als er durch den Eintritt Haubeins geſtört wurde.

Guten Morgen, fing der an, hört einmal! — Was zum Teufel, unterbrach er ſich, die ſchneidermeiſterlichen Verſuche Pumprichs erblickend, was iſt denn das? — Erinnerungen und Verſuche ſind es, Du Lieber! nahm Pumpauf das Wort. Er möchte gern zünftig werden und macht ſein Meiſterſtück. Er will Ovids Metamorphoſen wieder praktiſch darſtellen, und probirte ſei-

nen Mantel in einen Frack, wie Daphne in einen Lorbeerbaum zu verwandeln.

So so, sagte Haubein lächelnd; aber hört, da ist Euch eine verteufelte Geschichte; Rollmann und Donner wollen sich ohne Hut, Binden und Stulp schlagen, haben mich zum Unpartheiischen erwählt, und Rollmann bittet Dich, Pumprich, Donner aber Dich, Pumpauf, ihm zu secundiren.

Beide sagten es zu.

Was ist denn, fragte Pumprich, den beiden Kerls so in die Krone gefahren? — Ja, das mag der Himmel wissen, entgegnete der Theologe, sie hatten schon lange einen stillen Groll gegeneinander, und gestern haben sie ihn bei Gott weiß welcher Kleinigkeit gegenseitig bitter ausgeschüttet.

Nun, fragte Pumpauf, und Du theologische Unpartheilichkeit hast doch salbungs-

volle Reden zur Sühne und Buße, zu Brand- Sühn- und Rauchopfer geſprochen? — Erinnere mich nur, erwiederte der Gefragte lachend, an unſere vortreffliche Juden- und Sabbathsmahlzeit, hat er ſich noch nicht nach dem Silbertone Deiner Bezahlung umgethan? — Ach ja, ſprach Pumpauf, allein er kam und ſah nichts; ſiegte auch nicht, ſondern entfloh geſchlagen aus meinem Hauſe. Uebrigens aber hoffe ich, die Katzbalgerei ſoll folgenlos vorübergehn. — Ich wünſche es eben auch, ſagte Haubein, aber ich glaube es nicht.

Zum Kuckuck, wandte er ſich darauf zu Pumprich, was biſt Du denn ſo trübſelig, und ſchneideſt Geſichter, als wenn Du Scheidewaſſer getrunken hätteſt? — Laß ihn, erwiederte Pumpauf, er hat Leibkneifen. Eine Folge von zu viel genoſſenem vormundſchaftlichen Frömmig-

feitsmarcipan. Seht Ihr, da habt Ihr nun ſo ein ſchreckliches Beiſpiel der furchtbaren Wirkungen Bilſenkraut-gleicher oder Stechapfel-artiger Theologie.

Haſt Du ein Briefchen? lächelte gewiſſermaßen boshaft der Theologe; bejahend und mißmuthig reichte ihm der Gefragte den Brief. Als ihn Haubein geleſen hatte, ſprach er: dergleichen wirkſame, niederſchlagende Mittel, dieſes Glauberſalz oder Cremor tartari der Theologie möchte ich mir abſchreiben, um dem Mangel eigener Erfindung bei vorkommenden Fällen nicht ſo bloß zu geben, denn es giebt nichts Köſtlicheres, um eines Menſchen Leben zu zerſtören, zerfreſſen und förmlich wie ein Wurm die Roſenknospe zu vernichten, als die vortreffliche Anſicht, daß wir als arme, nackte, unkluge Seelen blos ein Haufen Koth ſind, worin die Sonne die Gnade hat ſich zu ſpiegeln, und uns durch ihren

Widerſchein glänzend und anmuthig zu machen.

Ja, ja, fiel Pumpauf ein, ich konnte dieſe Beobachtung häufig genug in den hieſigen Straßen machen, und habe es dann ganz natürlich gefunden, wie ſich ein treffliches Schwein mit recht inniger Wonne und Seelenfreude in ſolchem blitzenden Schmutze umherwälzen konnte. — Fiat applicatio, lächelte bitter Pumprich: aber um von dieſen läſtigen, frommen Kränkungen abzubrechen, wer wird denn im Falle blutiger Entſcheidung den Mediziner machen? — Wer ſonſt, als der vortreffliche Freund Beſtelmeier. — Und wann ſoll die Sache vor ſich gehen? fragte Pumpauf. — In zwei Stunden bei Donner auf der Stube, lautete die Antwort.

Die Freunde verſprachen noch einmal zu kommen, und Haubein ging, um aller-

hand nothwendige Vorbereitungen zum bevorſtehenden Zweikampfe zu treffen.

Höre, ſagte Pumpauf zu ſeinem Freunde, als der Theologe fort war, die, glaube ich, werden ſich nicht viel thun, denn, trotz der rollenden und donnernden Namen, haben Beide, ſcheint es mir, eben kein Uebermaß an Muth von Mutter Natur her empfangen.

Deſto beſſer für ſie und uns, erwiederte gleichgültig Pumprich, indem an die Thür geklopft wurde.

Der Briefträger trat herein, übergab dem Erſtaunten einen Brief, und ging. Pumprich öffnete zitternd das Schreiben, welches Folgendes enthielt:

„Wohlgeborner Herr!

„Anbei erfolgt Ihr Vierteljahrwechſel, ſowie die Summe, Ihre gemachten Schulden tilgen zu können. Ich will wünſchen,

daß die Angſt und Noth, in welcher Sie gelebt haben, Ihnen zur Lehre dienen mag, ſich nie wieder leichtſinnigerweiſe in Schulden zu ſtecken, oder mit liederlicher Geſellſchaft Ihren Wechſel zu vergeuden, und, was noch weit ſchlimmer als alles dieß iſt, denn Geld läßt ſich erwerben, und Schulden ſind zu tilgen, die edle, unwiederbringliche Zeit auf eine Ihrer durchaus unwürdige Art zu verlieren."

„Nehmen Sie ſich zuſammen, holen Sie das Verſäumte nach, werden Sie fleißig, um dereinſt der Welt, und Ihren Nachkommen, als ein edles, nützliches Mitglied und Beiſpiel dienen zu können; und werfen Sie den Schein einer Genialität, welche auf nichts als Eitelkeit, innern Hochmuth oder Gemeinheit beruht, und die ſich in Trägheit und Lächerlichmachen alles Soliden, Moraliſchen und Nützlichen gefällt und ausſpricht, weit von ſich hinweg, da-

mit Ihr beſſeres Daſeyn endlich einmal erwache, und Sie erretten möge."

„Seyn Sie zu ſtolz für jene ſchwache Eitelkeit, welche mehr leuchtet als wärmt, und mehr zerſtört, als ſie einbringt."

„Anbei erfolgt ein Wechſel auf achthundert Thaler in Gold. Ich habe, voll Hoffnung, daß meine Ermahnungen nicht fruchtlos ſeyn werden, die Ehre zu ſeyn

Ihr

ergebenſter Walther."

Das iſt ein braver, wackerer Mann, rief Pumpauf, als er den Brief gehört hatte, ſolche väterliche Ermahnungen und die achthundert goldnen Bitten um Befolgung derſelben! —

O, vortrefflich! der hat eine ganz andere Beredſamkeit, als die von der leeren Kanzel Deines Vormundes iſt. Nun ſey

fehlich, liebes Herz, und bedenke hübsch die guten Lehren des Herrn Walthers; ſtudiere Dein Jus fleißig, trage nie wieder Lederhoſen und Kanonen, ſuche Dir eine Braut, welche Dich für Amt und Brod begeiſtert; trinke nur bei Tiſche eine halbe Bouteille Tavell; laß nie wieder das Sabbatheſſen eines geprellten Juden in einem liederlichen Zimmer, in Geſellſchaft roher, ungebildeter Studenten über Deine Lippen kommen, geh ſtets nach halb zehn Uhr nach Hauſe und Punkt zehn zu Bett; ſitz' alle Morgen beim Kaffee, und drei Stunden lang nachher im Schlafrock und Pantoffeln, eine Nachtmütze auf dem Kopfe und eine Thonpfeife in dem Munde, und beſuche eben ſo regelmäßig, wie Deine Collegia, die Thées, Soupées, Dinées, Deſinées, und was es ſonſt dergleichen hier in Halle giebt, beſtändig als erſter Elegant, nächſter Courmacher und Sohn aller

göttlichen Väter und Mütter des Philiſterlebens.

Leb wohl! Du Sterbender in der Studentenwelt, Du ſtehſt ſchon mit einem Fuße im Grabe, Du Studentenraupe, biſt ſchon verpuppt, um als liebenswürdiger Philiſterſchmetterling wieder aufzuleben. Du haſt ſchon die geweihte Kerze, den heiligen Achthundertthaler-Wechſel in der zitternden Hand, Deine bleichen Lippen beben ſchon, und Du empfindeſt in dieſem Vorhofe bereits die Wolluſt des ſorgloſen, ordentlichen Philiſterjenſeits.

Ja, ja, ich ſagte es wohl immer, unſer Studentenleben iſt nur eine Pilgerbahn der Prüfung; ſelig, wer, wie Du, leicht und ſchmerzlos erwacht. Nun können die frommen und wahrhaft großen Studenten ſchon eine Leichenrede halten und endigen: er ſtarb ſo edel als er lebte! Geh hin, Du früh Vollendeter, glücklich in das Philiſter-

thum Getretener, ach, wir beweinen und bewundern Dich!

Laß die Poſſen, unterbrach hier halblachend Pumprich den Redner, komm lieber, ich halte Dir mein Verſprechen von neulich, und ſecundire den erhitzten Gegnern.

Sie gingen, Pumprich ließ ſich den Wechſel auszahlen, und gab dem Freunde die verſprochenen hundert Thaler, welcher ihm verſicherte, er wolle dafür dankbar Seelenmeſſen leſen laſſen.

Bei ihrem Eintritte in Donners Stube fanden ſie ſchon Kämpfer, Zeugen, den Unpartheiiſchen und den Mediziner auf der Wahlſtatt.

Beide redeten, der Eine ernſt, der Andere launig, aber mit gleich ſchlechtem Erfolge zur Sühne, und maßen dann die Menſur ab, welche ſie mit Kreideſtrichen bezeichneten.

Als Pumpauf dem Donner die Klinge in die Hand gab, that er es mit den Worten: nun, Zeus, hier haſt Du Deinen Blitz, brauch' ihn, ſchlag' ein, wo Du kannſt, um jenen Titanen Rollmann in den Tartarus hinabzuſtürzen.

Mit wuthfunkelnden Augen ſtanden die Kämpfer einander jetzt gegenüber; das Wort: bindet die Klingen, war geſprochen, die übrigen Ceremonien vollendet, und raſch flogen die Klingen der Gegner durch die Luft. Die Kämpfer fochten mit weit mehr Muth und Geſchicklichkeit, als Pumpauf ihnen zugetraut hatte, und ſchon waren ſechs Gänge ohne blutige Entſcheidung vorüber, als die Secundanten Halt riefen, und der Beleidiger den Gegner fragen ließ, ob er dieß als Satisfaction nehmen wolle. Pumpauf ſuchte alles Mögliche hervor, um ſeinen Gott, ſeinen Zeus, wie er Donner nannte, zur

Versöhnung zu überreden. Ihr haut Euch nun da, rief er aus, herum, nun gut, wenn es Euch Spaß macht, ich habe nichts dagegen, und wenn Ihr Euch beleidigt fühlt, vollends gar nicht; aber sage mir nur einmal, warum bist Du denn eigentlich so wüthend? — Ich habe einen besondern Groll gegen den Burschen, erwiederte der Duellant; wenn er auch nicht immer beim Reden solch ein schiefes Maul zöge, wie er thut, ich kann ihn einmal durchaus nicht leiden, und will mich nicht versöhnen. — Recht schön, war die Antwort des Secundanten, des Menschen Wille ist sein Himmelreich, gebe Gott Dir das Seinige.

Man trat wieder an, die Streitenden wurden hitziger, der Kampf ernsthafter, und endete damit, daß Donner in Rollmanns Schläger rannte und sich tödtlich verwundete. Vergebens sprang Bestelmeier

raſch hinzu und verband ihn, die edelſten Theile waren verletzt; im Nebenzimmer erklärte der Mediziner dem bleichen Duellanten, in zwei Stunden ſey der Gegner todt, er ſolle mit Pumpauf und Pumprich ſeine Rettung in der Flucht ſuchen. Dieſem Rathe mußte ſchleunig gefolgt werden, man beſtellte Extrapoſt, und bald befanden ſich Pumprich und Rollmann, nach kurzem und herzlichen Abſchiede von den Uebrigen, im Wagen, und auf dem Wege nach Heidelberg.

Pumpauf indeſſen ſprach noch einige Worte mit dem Sterbenden, welchem ſein Zuſtand nicht länger verheelt werden durfte, und ſuchte ihn und ſich, ſo gut es gehen wollte, zu tröſten.

Fahr' wohl, ſagte er, lieber Freund! Du gehſt und wir bleiben, ich wollte Du bliebeſt und ich ginge, denn Dir iſt an dem bunten Leben noch etwas gelegen, weil

Du noch gegründete Hoffnungen hatteſt, welche nun der Tod grauſam durchſchneidet; aber mir, mein Freund, wäre es vollkommen gleichgültig geweſen, weil ich nur hoffnungloſe Gründe für meine Erhaltung habe. Jedoch biſt Du glücklicher als ich und alle Deine Bekannten; wir ſind Nachtwandler und ſchweben in ſteter Lebensgefahr auf dem ſpitzen Thurmdache, wenn eine niederträchtige Barmherzigkeit uns nicht, müſſen wir fallen; wir ſind Spitzbuben, die alle Augenblicke von der geheimen Policey des lieben Gottes oder des Teufels gefangen werden können; wir ſind Spieler, und ſehen ängſtlich zu, ob rouge oder noir fällt; wir ſind gehetztes Wild ohne Sicherheit und Ruhe, kurz, wir ſind nicht, was wir ſollen, ſcheinen nicht, was wir ſind, und ſollen nicht, was wir ſcheinen. Du aber biſt der ruhige Hausvater; Du biſt der Geneſene, den die roſige Ge-

ſundheit in ewiger Jugend wie ein goldner Frühlingsmorgen nach langem Winter lächelt; Du haſt den wahren Beruf, das Endziel unſerer Mühen erreicht; Du gehſt von der Schule ab auf die Univerſität, während wir uns noch am A. B. C. die Mäuler wund kauen; Du biſt der getreue und gute Knecht, der ſein gegebenes Pfund wohl benutzt hat, und mit dafür mit ewiger Freude, ungeſtörten Frieden und ewiger Liebe belohnt wird. Wie thöricht wäre es von mir, wenn ich Dich über eine Sache tröſten wollte, deren gewiſſe Erreichung mein einziger Troſt iſt. Die Lebenden bedürfen des Troſtes, daß ihre Erlöſung noch nicht nahe iſt, die Sterbenden nicht, welche an die geheimnißvolle Pforte des Lebens geklopft haben, und von der milden Stimme des gütigen Herrn die Erlaubniß zum Eintritt empfangen. Wie elend ſind die Menſchen doch geſinnt, welche ſich in der

Sterbestunde mit Predigt- und Gebetbüchern umpanzern, als solle das gegen den furchtbaren Schein des Todes ein Zauber seyn, oder ein Schutzwehr gegen die drohende Hölle! Wenn sie im Leben keine Buße thaten, im Tode wird sie nichts helfen. Die schönsten Jubellieder, die vollsten Freudenthränen des menschlichen Auges sollten den Tod begleiten; aber freilich, freilich, die Welt hat sich angewöhnt wie ein Kaufmann, ihre Credit und Debet zu haben, und wie die Kinder diese Welt mit Weinen und Schreien begrüßen, so hält sich die Welt für verpflichtet, uns mit Heulen und Schreien zu entlassen, damit bekommt man wieder, was man ihr gab, als man kam, die Rechnung geht auf, man ist quitt und den Gläubiger los.

Doch was setz' ich mich in Athem, da Du, mein Freund, beinahe keinen mehr hast, und verscherze so bitter die Zeit, welche

mich dafür noch der Policey in die Hände ſpielen kann, vor welcher ich doch mein Leben, ſo lange es möglich iſt, zu bewahren gedenke. Fahre wohl, wackerer Donner, nun rollſt Du nicht mehr bei unſern Freudengeſängen, und biſt wie der wirkliche bald im Himmel; leb wohl, Würdiger, Gott befohlen. Bei dieſen Worten drückte er noch einmal dem Sterbenden die Hand und enteilte, um ſich zu retten. Ungeſtört und nicht bemerkt kam er auch zu ſeiner Georgine im bekannten Gäßchen, klopfte an die Thür, ward von der Alten eingelaſſen, und fand das Mädchen ſingend und ſtrickend am Fenſter ſitzen. Als ſie ihren geliebten Fritz erblickte, ſprang ſie ihm jauchzend entgegen, umarmte und küßte ihn, indem ſie ihn fragte, ob er bei ihr bliebe. Pumpauf hatte ſich ernſt und ſchweigend auf das Sopha in der kleinen Stube geſetzt und ſprach: mache

die Gardinen dicht zu, daß mich niemand bemerken kann; ſage der alten Catharine, ſie ſolle Niemanden, unter keinerlei Vorwande, einlaſſen, und beſorge mir Mittagseſſen. Betroffen über dieſen kalten und todten Empfang ſagte das Mädchen alles zu, und beeilte ſich, den Befehlen ihres Freundes nachzukommen. Als ſie wieder hereintrat, ſah ſie Thränen in Pumpaufs Augen, und fragte, was ihm denn fehle. — Mein liebes Kind, erwiederte dieſer, alles Menſchliche hat einen Schluß, alle Freuden unſers Daſeyns finden ihr Ende wie wir ſelbſt. — Warum biſt Du ſo traurig, beſter Fritz? fragte das Mädchen ganz beſtürzt, doch, fuhr ſie ſchalkhaft lächelnd fort, indem ſie mit dem Finger an ſein Kinn ſchlug, dagegen weiß ich ein Mittel, Du bleibſt doch heute bei mir? — Ja, meine gute Georgine, ſprach heftiger als gewöhnlich bewegt ihr Freund,

heute aber zum letztenmale. — Wie das? rief Georgine, sich entfärbend, bist Du böse? ich bin Dir wahrhaftig nicht untreu gewesen. — Wenn's auch wäre, antwortete mitleidig lächelnd der Betrübte, dennoch würde ich nicht böse seyn, und wenn es auch nicht ist, muß ich dennoch fort. Sieh Dich jetzt, meine Gute, nach einem reicheren, beglückteren, schöneren Freunde um, und mache Dir Dein Leben so angenehm Du weißt und kannst; quäle Dich nicht mit vergeblicher Treue und Liebe zu mir, denn mir hilft es nichts, wenn ich weiß, daß mir ein Mädchen, funfzig Meilen entfernt, so treu ist', daß sie keinem Andern ihre Gunstbezeugungen verkauft oder verschenkt, und Dir schadet es; denn, meine Theure, wir haben nur ein Leben und eine Jugend, und beides währt leider gar zu kurze Zeit. — Mein Gott, rief weinend Georgine, Du willst mich verlassen?

— Ja, ich muß, meine Beſte, antwortete Pumpauf ruhig, und Du mußt Dich daran gewöhnen, mich zu entbehren, denn dieß iſt das Endziel alles Menſchlichen. Sie drang wieder mit Fragen in ihn, und ſah nach Erzählung des Vorgefallenen, obgleich ſehr betrübt, doch wohl ein, nur ſchleunige Flucht könne hier retten. — Bei Dir, ſetzte Pumpauf am Schluſſe ſeines Berichts hinzu, ſucht und denkt man mich nicht; Du mußt zu Luzen gehn, ihn herbeſtellen, und in der Nacht vor dem Galgthore ein Pferd bis Leipzig bereit ſeyn laſſen, von wo aus ich dann ſchon weiter kommen will. Das weinende Mädchen verſprach, gern alles zu thun, und ging, die übernommenen Geſchäfte ſchleunig auszurichten. Eben als ſie fortwollte, trat die alte Catharina mit dem Eſſen ein und deckte den Tiſch. — Na, mein ſchönes Herrchen, fing dieſe an, wie gefällt Ihnen denn das

Mädchen, ist sie nicht prächtig? so gut, ach so herzensgut, und denken Sie einmal an, sie ist ganz rasend in Sie verliebt. Neulich bot ihr ein reicher, vornehmer Herr für eine einzige glückliche Stunde einen Louisd'or, aber glauben Sie wohl, daß sie ihn nahm? Gott bewahre! Nein, sagte sie, das thu' ich nicht, denn warum, sagte sie, ich habe es meinem Freunde versprochen, sagte sie: ja, und was ich noch erzählen wollte, wissen Sie denn schon, daß wieder so ein verfluchtes Duell gewesen ist? so'n sakramentisches Herumhauen, was keinen Sinn und Verstand hat, und daß der junge Herr Studiosus Donner todt ist? — Ist er todt! rief Pumpauf erschüttert. — Nein mausetodt, heulte Catharina, der arme Mensch, ein blutjunger Herr, denken Sie nur, der einzige Sohn von reichen Eltern, der Vater hat hunderttausend Thaler im Vermögen, und nun trifft ihn solch

ein Malheur, ja, was doch die Vorsehung nicht thut, dem nimmt sie seinen einzigen, liebsten Sohn, und mancher arme Teufel, der froh wäre, einen zu verlieren, bekommt ihrer ein ganzes Schock. Aber was Gott thut, das ist wohl gethan, und wir müssen ihn demüthig loben.

Sie hätte noch lange so fortgeschwatzt, wenn ihr nicht Pumpauf bei Luzens Eintritt bedeutet hätte, er wolle allein seyn. Nach Entfernung der Alten besprach sich Pumpauf leise mit dem Juden, erzählte ihm das Vorgefallene, und bat, er möchte ihm einen Paß nach Würtemberg verschaffen. Der Jude beklagte ihn sehr, machte anfangs Schwierigkeiten, und gab endlich, aus Erkenntlichkeit für so vielen Verdienst, das Versprechen, einen Paß zu besorgen. Dann empfahl er sich sehr devot und voll Trauer, daß Pumpauf so aus Halle vertrieben würde. Dieser ließ es sich nun

ſchmecken, und erſt als er beinahe ſchon geendet hatte, trat Georgine erhitzt und außer Odem in's Zimmer. Denke Dir nur, rief ſie erſchrocken, ſie ſuchen Dich ſchon, und waren bereits in Deiner Wohnung, wenn ſie nur nicht hieher auch kommen und Dich finden. — Ach bewahre, rief ſie beruhigend Pumpauf. — Und wenn ſie auch kommen, fuhr das Mädchen nach einigem Sinnen fort, ſie ſollen Dich doch hier nicht fangen. Dieß Haus hat allerhand geheime Gänge, wo ich Dich verbergen kann, und die ich alle ſehr gut kenne. — Ach, ſie werden ja nicht kommen, unterbrach Pumpauf das ängſtliche Mädchen, haſt Du denn Alles ſo ausgerichtet, wie ich es Dir ſagte? — Freilich, entgegnete Georgine, Luze iſt ja ſchon hier geweſen, und ein Vetter von mir hat es über ſich genommen, Dir ſein Pferd zu geben, Du brauchſt es nur in Leipzig in's ſchwarze Kreuz zu ſtellen. —

Gut, ſagte Pumpauf, wenn ich nur ſicher bin. — Ja, ſo ſicher wie bei mir, erwiederte betheuernd das Mädchen; aber fuhr ſie fort, Du armer Menſch, Du haſt ja alles vom Leibe verſetzt, wie willſt Du wohl in der kalten Nacht reiten — warte, ſprach ſie ſich beſinnend, da habe ich noch einen ganz guten Mantel, welchen mir einmal jemand zum Pfande hier gelaſſen und nicht abgeholt hat, den will ich Dir ſchenken. — Ich will ihn Dir abkaufen, ſagte der verlegene Freund. — Gott bewahre, eiferte das Mädchen, das wäre ſchön, Du denkſt wohl, ein Mädchen wie ich kann niemals gut ſeyn, es liegt gewöhnlich nicht an uns, wenn wir nicht ſo ſind, wie wir ſeyn ſollten, ſondern an Euch, welche uns ſo machen, wie wir gewöhnlich erſcheinen.

In dieſem Augenblicke kam Luze mit dem beſorgten Paſſe, empfing ſeine Belohnung und nahm gerührt Abſchied.

Auch Geld, fuhr das Mädchen fort, nachdem der Jude gegangen war, und eine warme Mütze will ich Dir geben, denn ich habe noch die vier Thaler, welche Du mir gestern schenktest. — Geld brauche ich nicht, erwiederte Pumpauf, ich habe so viel ich dessen bedarf, aber die Mütze nehm ich dankbar an. — Nun, entgegnete Georgine, mehr ist ja wohl nicht nöthig; einen Paß hast Du ja auch, und jetzt wollen wir uns den letzten Tag noch recht lustig machen. — Ist das auch rathsam? fragte besorgt der Flüchtling. — Gewiß, antwortete sie überlegend; sieh, wenn sie Dich hier nicht vermuthen, werden sie es noch weniger, wenn ihnen beim Vorübergehn hier Heiterkeit entgegenschallt, und höre nur, ich habe noch anderthalb Flaschen des besten Rheinweins von gestern gerettet, die wollen wir trinken. — Vortrefflich, rief der Fröhliche, welchen dieß alles mit einem

Maße zu der Höhe ſeiner gewöhnlichen Laune zurückführte, Du braves Mädchen, her damit. — Sie ging, holte Wein und Gläſer, ſetzte ſich auf ſeinen Schoos und liebkoſte ihn während ſeines Trinkens. Mit einemmale, als ſie auf ihres Liebhabers Antlitze die lächelnden Züge der Freude wieder ſchweben ſah, ſprang ſie auf, drückte ſich den Immortellenkranz in's Haar und holte die Guitarre. Wie es neulich beim Schmauſe gefliſſentlich geſchah, ſo entblößte hier der ſchalkhafte Zufall den runden Arm und den ſchönen Buſen, während ſie das Inſtrument ſtimmte, und machte das Mädchen zur reizendſten Liebesaufforderung. In dieſem Koſtum, mit abgeworfenem Shawl, glänzenden Augen und purpurglühenden Wangen, ſetzte ſie ſich ihrem Freunde gegenüber, und ſang, während er, in ihren Locken koſend, den

herrlichen Wein trank, ſein Lieblingslied alſo:

Der Frühling iſt kommen,
Die Sonne lacht klar,
Hab ich dich Schatz genommen
So lach ich immerdar.
Trallera, trallerallera. trallerallala,

Die Sonne ſcheint guldig,
Es blitzert die Au.
Nur Mädel nit ungeduldig,
Ich mach' dich zur Frau.
Trallera, trallerallera, trallerallala.

Die Luft küßt mich heiter,
Süß iſt Blumenduft,
Und was iſt's denn weiter
Wenn ich dich küß' als Luft.
Trallera, trallerallera, trallerallala.

Drum laß dich's nicht grämen,
Wird's auch e' biſſel lang,
Ich thu' dich doch nehmen,
Und weiß dir noch Dank.
Trallera, trallerallera, trallerallala.

Und der Frühling flieht luftig,
Und Sonne, Blum' und Au',
Und der Winter kommt ſchuftig,
Macht Alles weiß und grau,
Trallera, trallerallera, trallerallala.

Er ſchüttelt nackte Aeſte,
Mit Sturm, Saus und Braus,
Bringt Rabe und Kräh als Gäſte,
Und die Freude iſt alle aus.
Trallera, trallerallera, trallerallala.

D'rum luſtig und munter,
So lang's immer ſeyn kann,
Es geht alles bergunter,
Und keiner geht bergan.
Trallera, trallerallera, trallerallala.

Sie warf die Guitarre hin, und fiel ihrem Freunde um den Hals, ihn küſſend und herzend. Dieſer vergaß alles Ungemach und Trübſal der Erde, und lebte in Liebeständelei und Küſſen, im Genuß, Schmachten und neuem Genuß, bis die

dunkle Nacht am Himmel ſtand und Beide trennte. Das Mädchen weinte beim Abſchiede herzlich, küßte ihn unzähligemale, und geleitete ihn endlich vorſichtig zur Thüre hinaus, dort umarmte ſie ihn heftig und ſchluchzend noch einmal, ſchloß dann behutſam die Thüre und ging in ihr nun verödetes Zimmerchen zurück, wo ſie ſorgfältig jede Erinnerung an ihren lieben Fritz zuſammentrug und bewahrte.

Pumpauf war indeſſen mit der äußerſten Vorſicht bis zu dem Wartthurm an der Galgſtraße gekommen, und konnte nun nicht umhin, ſich umzuwenden, um das liebe leidige Halle noch einmal zu ſehen, dem er ſo unvermuthet, ſtill und behutſam Lebewohl ſagen mußte. Da lag es vor ihm in Nacht, Rauch und Nebel gehüllt, ſchweigend nur todt; nur die einzelnen Lichter, welche hie und da ſparſam aufglänzten, ſchienen von ihm Abſchied neh-

men zu wollen. Dieser Anblick rührte ihn zu Thränen. Lebe wohl, sprach er so für sich, liebes Halle, das mir manche Freude gewährt, viel Leiden erspart, und treue Freunde erworben hat.

Du gute Stadt, du sahst freundlich, wie ein liebevoller Greis, dem Treiben meiner übermüthigen Jugend zu. Ich werde nun deine alten Thürme, den großen Markt, die liebe Universität, die zutraulich geöffneten Thore, die schöne Ruine bei Giebichenstein, die kühle Saale nicht wiedersehen; ich gehe aus den bekannten Gegenden fort, welche mich, so oft ich sie betrat, von neuem anlächelten, mir wie vertraute Freunde die Hand zu drücken schienen, theilnehmend die Geschichte meiner Leiden und Freuden anhörten, fort, in fremde, neue, die mich wie ein nie gesehenes Wunder anstarren, und lange kalt bleiben werden, bevor die Schicksale,

welche ich in ihnen erleben werde, sie mir zu eben so freundlichen Gesellen meiner Lust und Schmerzen machen werden, als ihr es seit Jahren für mich und jeden braven Burschen gewesen seyd. O wie viele habe ich nicht gekannt, welche vor mir schon weinend und im innersten Herzen betrübt wie ich, diese Gegend verließen, worin sie ihre geistigen, so glücklichen, übermüthigen, unschuldigen Kinderjahre verbrachten; und nun vollends ich, der nicht einmal festlich geleitet wie jene, als Bräutigam dem Philisterleben zugeführt werde, sondern der ich mich fortschleichen und wegstehlen muß, ohne noch einmal den rührenden Landesvater und die übrigen heiteren Jugendgesänge des Abschiedes mit anhören zu können. Nun leb wohl, du gute Stadt, ich sterbe für dich, verlassen und allein, wie schon mancher für das, was er liebte und wofür er lebte.

Möge es dir und deinen Einwohnern stets wohl gehen, möge deine Armuth stets heiter, und deine Jugend stets beglückt seyn; und ihr Genossen meiner Jugend, Brüder meiner Freuden, lebt recht herzlich wohl, und nehmt diese ehrlichen, ungesehenen Thränen als meinen Dank, mehr kann der arme, vertriebene Pumpauf nicht geben.

Nach dieser Herzenserleichterung ging er zum Thore hinaus, fand das Pferd, bestieg es, und ritt sausend davon. Unterweges dachte er wieder an Halle, und seine unglücklichen Gläubiger. Der Tod macht Alles gleich, raisonnirte er für sich, hebt alle Contracte und Verträge, tilgt jede Schuld, quittirt jede Rechnung, und somit seyd ihr alle bezahlt; ihr mögt euch, meine Freunde, denn so muß ich diese Menschensorte wirklich nennen, mit der allgemeinen Undankbarkeit der Welt trösten, und feurige Kohlen auf mein Haupt sammeln.

Ja, guter Pumpauf, fuhr er nach einer Pauſe fort, wohin willſt du nun querfeldein wandern, was willſt du nun anfangen, wenn du in Sicherheit biſt? — Iſt, fuhr er nach einigem Beſinnen fort, doch Alles in der Welt Schattenſpiel, warum ſollte ich mich nicht mein ganzes Leben hindurch dem Schattenſpiele dieſes ewigen Ombre chinoise widmen! iſt doch die Welt ein Theater, warum ſollte ich nicht auf der nachgemachten Welt, dem wirklichen Theater, ſpielen? — Richtig, ſomit wäre das entſchieden!

Tummle dich, mein braver Gaul, gerathe du einmal etwas für mich in Schweiß, im ſchwarzen Kreuz ſoll dein Kreuz enden, und ſchöner Hafer deinen Hunger ſtillen.

Das Pferd, als hätte es verſtanden, flog ſchäumend über die Straße durch die hohe Pappelallee auf Schkeuditz zu. Ja,

bedachte der fliegende Reiter, unter welchem Namen trek' ich denn nun bei einem solchen wandernden Weltgebäude auf? — Hm, meinen eignen darf ich politischerweise wohl nicht nennen — wie fang' ich das an? — Gut, gefunden, rief er nach einer Pause aus, Adam Streifer will ich mich taufen, und das aus doppelter Ursache, einmal, weil ich den alten Adam, den Studenten, abgeworfen habe, und dann, weil ich in der neuen Welt, im künftigen Leben, für welches eben das Schicksal in Geburtswehen mit mir ist, recht auf der lieben, warmen, schönen Erde umherstreifen will. Nach diesen Gedanken gab er dem Pferde noch einmal die Sporen, kam glücklich nach Leipzig, gab das Pferd an dem bestimmten Orte ab, nahm Extrapost, gelangte ungehindert an den Ort seiner Bestimmung, ward Schauspieler, und die erste große Rolle, welche er

mit ausgezeichnetem Beifalle ſpielte, war Shakeſpears Falſtaff.

Pumprich indeſſen vollendet ganz geändert zu Heidelberg ſeine Studien, erhielt Verzeihung vom Könige, empfing die vortrefflichſten Zeugniſſe von den Profeſſoren, widmete ſich als Diplomat dem Dienſte ſeines Vaterlandes, gelangte zu hohen Ehrenſtellen, ward als Legationsrath in den Adelſtand erhoben, heirathete ein reiches, vornehmes, ſchönes und liebenswürdiges Mädchen, freute ſich ſeiner Kinder, und lebte höchſt beglückt und geehrt.

Haubein ward Dorfpfarrer und lebte zufrieden; Veſtelmeier Kreisphyſikus, und fand dies Amt ſeinen Kräften angemeſſen.

Hiermit nun nehme ich, guter Leſer, für diesmal von Dir Abſchied, und bitte Dich, wenn Du nicht über mich erzürnt das Buch längſt weggeworfen und verwünſcht haſt, ſondern die merkwürdigen Abentheuer un-

ſers Helden bis hieher geleſen, um nachſichtige Beurtheilung und freundliche Aufnahme. Sollte Dich aber mein Held, (was ich gar nicht zu hoffen wage) ſo ſehr intereſſirt haben, daß Du geneigt wär'ſt, ſeine ferneren Schickſale unter dem bunten Schauſpielervölkchen anzuhören, ſo würde das ein Befehl für mich ſeyn, Dich ſo angenehm, und ſo ſchnell als möglich von den weitern, außerordentlichen Begebenheiten eines ſo trefflichen Mannes, wie der Held dieſer Geſchichte war, zu unterhalten. Leb wohl.

Druckfehler.

Seite 22. Zeile 1. v. o. ſtatt nagelneu lies engelrein.

D d 2 2 5

Gevatter Tod

von

Dr. Schiff.

Erster Band.

Bei **Hoffmann und Campe in Hamburg** sind ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Brentano, Ponce de Leon. Lustsp. in 5 Aufzüg. 8. 1 Thlr.

Buchner, K., Friedrich Stapß. Geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleons in 5 Gesängen. 8. 1835. 12 Gr.

Ehristen, F. E., Malcolm. Seegemälde aus der neuern Zeit. 8. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Diana. Wahrheit und Dichtung. 8. 2 Theile. 2 Thlr. 12 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris. 2 Bde. 8. 1832. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. 2 Bde. 8. 1833. 2 Thlr.

— — Graf Lowzinsky. Polnische Novelle. 8. 1832. 18 Gr.

— — Przebracki, der russische Polizeispion. 8. 1832. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. 1831. 16 Gr.

— — Novellen. 1., 2. und 3. Bd. 8. 1831 u. 1833. à 1 Thlr. 12 Gr. 4 Thlr. 12 Gr.

— — Schattirungen. 2 Bde. 8. 1836. 2 Thlr. 16 Gr.

Oettinger, E. M., der confiscirte Eulenspiegel oder das Buch der 128. Nebst Briefen an und von Friedrich Wilhelm III. König von Preußen. 2 Bde. 3 Thlr.

— — Eau de mille fleurs. Ein pariser Roman. 2 Bde. 8. 1835. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Pauaché. Dreifarbige Novellettes. 8. 2 Bände. geh. 2 Thlr 16 Gr.

Réding, Dr. J. F. W., Album für Freunde Helgolands. 8. 1836. Nebst einem Atlas in Querfolio von 10 Ansichten und 1 Karte. Schwarz. 4 Thlr.

Dasselbe. Illuminirt. 7 Thlr. 8 Gr.

Wangenheim, F. Th., der Mönch. Historischer Roman 3 Thle. 8. 1836. 4 Thlr. 8 Gr.

— — die Luftschiffer. 1 Thlr. 8 Gr.

Gevatter Tod.

Eine

Mährchen-Novelle

von

Dr. Schiff.

Erster Band.

Lincke

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1838.

S., [David Bär]

Erſtes Buch.

Sächsische
Landesbibliothek
23 APR 1964
Dresden

Linke

Auf dem Gipfel des Heiligenberges, der alle Nachbarfelsen weit überragte, stand eine uralte Kapelle, den frommen Wallfahrern schon aus beträchtlicher Ferne sichtbar. Neben derselben hatte ein frommer Klausner seine Hütte erbaut, und bewohnte die reizende Einsamkeit mit einem schönen kleinen Kinde, welches er für einen Findling ausgab; man wollte aber wissen, es sei die Tochter eines geächteten und verschollenen Geschlechts, das ehemals groß und mächtig in der Gegend herrschte. „Maria" nannte sich das schöne Kind, hatte ganz goldgelbes Haar und Augen so klar und blau, daß man Lieblicheres nicht sehen konnte. Um die Arzneien auszutragen, welche der Klausner zu bereiten verstand und die man wunderthätig pries; und um Lebensmittel oder andere

Spenden, die man in Hülle und Fülle dafür gab, zu empfangen, ritt sie, wenn sie sich in den Thälern zeigte, einen buntaufgezäumten Hirsch, der zwar wild und drohend Jedem die Hörner wies, ihr aber so zahm und zugethan war, daß er auf ihren Ruf herbeikam, ungeleitet ihr folgte und ihren Worten und Winken fast gehorchte. Zu beiden Seiten ihres Frauensattels hatte sie große Körbe, um die Spenden zu sammeln. Aber nur Weniges und was sich für karge Eremitenkost schickte, brachte sie heim; das Meiste vertheilte sie sogleich wieder an Nothleidende. — Weil sie nur die Befehle und Vorschriften des Eremiten erfüllte, verweilte sie nirgend lange. Selten hörte man mehr von ihr, als „Gott mit Euch" und „Lebet wohl"; diese Worte aber sprach sie mit einer so feinen silberhellen Kinderstimme, daß Mancher ihr eine weitere Rede abzugewinnen wünschte. Aber stets hatte sie große Eil', und selbst Gaben ließ sie im Stich, wenn man allzu lange damit zögerte. Leicht und anmuthig, als hätte sie Flügel, schwang sie sich wieder in den Sattel und sprengte, eh' man sich's versah, auf ihrem muntern jungen Hirsch davon.

Auf ihre Pflege und Erziehung verwendete der Klausner alle Zeit, die seine frommen Uebungen ihm ließen. Vor Allem aber bemühte er sich, ihre herrliche Stimme zu Ehren Gottes zu entwickeln. „Musik," sagte er, „ist ein Wunder, darin sich die Allmacht noch täglich offenbart. Die Gottesliebe lebt in Tönen und verkörpert sich im Gesang. Wo die Geheimnisse der Liebe beginnen und die Menschenweisheit ihre Liebe fühlt, öffnet sich das Reich der Töne. Die süßen Schauer der Andacht, die scheue am Boden schwebende Zerknirschung würden Geheimnisse in der Brust des Frommen bleiben, gäbe es nicht eine Sprache der Seele zu ihrem Schöpfer, gäbe es nicht Töne, die auch die Herzen ungläubiger Hörer erschüttern und entführen. Darum Heil dem Begabten! und in seiner Stimme erblicke er das Sinnbild seiner Seele, wie im Gesang ihr Gebet. Du bemühst Dich, Deine Kehle stets geläufig und rein zu erhalten und meidest eine Nahrung, die sie rauh macht. Mit eben der Sorgfalt wache über Dich, damit Dein Geist, stets kräftig und rein, aufgelegt zu jedem guten Gefühl und Willen sei. Du hassest jeden Mißton und

die geringſte Unvollkommenheit der Stimme; die irdiſchen Launen und Grillen aber ſind die Mißtöne der Seele, und falſch und widrig tönt ſie in unlauteren Regungen. Du ringſt aber nach Meiſterſchaft im Geſang und willſt jeden Ton Deiner Kehle klangreich, rein und ſinnvoll ſtets zur Hand haben. Ebenſo übe die Seele täglich im Bewußtſein ihrer Gottähnlichkeit und bebe empor zu ihrem Quell und Ziel, damit auch ſie ihre Meiſterſchaft erweiſe in Prüfungen und Nöthen. Denn die Tugend iſt nicht minder eine Kunſt wie die Muſik. Nur der Anfang iſt abſchreckend, wo man ſich mißfällt in ſeiner Unbehülflichkeit, und durch ſeine eigene Unvollkommenheit ſich beleidigt. Allein die Uebung vervollkommnet, wir fangen an, uns zu genügen, und zuletzt gewinnen wir Vertrauen zu unſerer Meiſterſchaft. — Es wäre thöricht, um des Sinnbilds willen die Wahrheit zu verwerfen, die darin lebt, wie die Seele in ihrem Leibe; daher ſoll reiner Geſang nur aus einer reinen Seele entſpringen, denn das iſt ſeine Wahrheit, und es genügt nicht, thörichte Menſchen zu entzücken und zu begeiſtern, wagſt Du nicht auch Gott wohlgefällig zu ſein

und die Liebe der Heiligen und Engel Dir zu erwerben."

Vielleicht gab es nirgend ein Plätzchen, geeigneter, einem jungen Herzen erhabene Empfindungen einzuflößen, als die Klause des Eremiten in ihrer reizenden Lage. — Umschritt man den Gipfel, so dehnte sich hier die unbegrenzte Ebene; Dörfer und Ortschaften lagen zwischen üppigen Fluren und Feldern, die sich immer bläſſer, leichter und luftiger unter einander erheben, bis sie mit Luft und Wolken sich vermählten. Dort aber krönten dunkele Forste die Felsen und säumten die Abhänge. Burgen mit mächtigen Zinnen waren geklemmt in festes Gestein, Bergströme schossen nieder und Kirchthürme guckten aus den Felskesseln, und ihr festliches Geläut' hallte empor zum Gipfel des heiligen Berges. — Oft legte sich eine Wolke wie ein Schleier über diese und jene Gegend, oder ein Nebel verhüllte eine ganze Aussicht; dann geschah es zuweilen, daß der Schleier riß, und ein Dorf, eine Burg lag, von Wolken eingefaßt, bleich und duftig, von der Ferne zu einem Luftbild verkleinert, bis mehr und mehr die Gegend sich enthüllte. Oder Gewitterwolken

lagerten ſich um den Gipfel, der Donner rollte unaufhörlich in die wiederhallenden Thäler. Aber während der Zorn des Himmels brüllend und flammend in der unteren Welt grollte, war droben ſonniger blauer Aether. Abends brannte die Sonne noch lange in blutig-farbiger Gluth, und die Nacht war aus dem tiefſten Kern des Felſens ſchon ausgeboren und ſtieg empor und vereinte die Rieſenſchatten; dann entzündeten ſich in den Thälern größere und kleinere Lichter, bis auch der Himmel von der Finſterniß eingenommen ward und tauſend und aber tauſend Lichter zeigte, die auf luftigem Hintergrunde wetteiferten mit denen einer ſchwarzen, ſchlafenden Welt.

Von den Lebensmitteln, womit die Heilkünſte des Eremiten reichlich belohnt wurden, bekamen auch die Thiere des Waldes und die Vögel unter dem Himmel ihr Theil. Zumal des Winters. Dann kamen ſchon früh einzelne Rehe herbei, denn in Wäldern, die kein Jäger betritt, ſind die Thiere dreiſt; wühlten im Schnee nach vergeſſenen Brocken und pochten als ungeſtüme Mahner an die Thür der Klauſe. Und die leichtfertigen Vögel waren dermaßen mit Maria; be-

freundet, daß sie herzuflogen, wenn sie ihr Morgenbrod verzehrte, sich zwitschernd auf Dächer und Gesträuche niederließen, immer näher flatterten, auf die ausgeworfenen Brocken zuschossen, und wohl auch die Krumen ihr aus dem Schooße pickten.

Den Eremiten ergötzte dieß Schauspiel estmals, und er sagte: „Die Unschuld lebt mit aller Welt in Frieden, aber den Heiligen und Reinen ist die ganze Schöpfung unterthan, selbst reißende Thiere vergessen den Blutdurst und die angeborene Gier und das scheue Wild seine Schüchternheit, um in der Nähe des Begabten sich wohl zu fühlen."

So ging die Zeit hin und ein Tag glich dem anderen an stiller Feier und Frieden. Der Gipfel des heiligen Berges war vielleicht ein irdisches Paradies; doch hienieden ist Alles Schein, und aller Schein vergänglich. Erkenntniß sollte auch dieses Paradies zerstören.

Maria erblühte zur Jungfrau, und ihre Schönheit entfaltete sich täglich reicher. Ihr ganzes Wesen gewann etwas Lichtes und Reines, dem Lüfte und Sonnenstrahlen, welchen

ſie ſich zwanglos ausſetzte, nichts anhaben konnten.

Zeigte ſie ſich in den Thälern, ſo begrüßten ſie die Bewohner mit Segenswünſchen und Jubel. Sie aber hatte die kindiſche Wildheit abgelegt und würdigte nun Jeden eines freundlichen Wortes, wie es Sitte frommer Geiſtlicher iſt, und wie ſie es vom Eremiten geſehen, miſchte ſie ſich hülfreich und rathend in alle Angelegenheiten, ermahnte zur Gottesfurcht, tröſtete Leidende, hielt auch wohl eine Straf- und Bußpredigt, und man hörte ihr gerne zu. Den Kindern ſchenkte ſie ſelbſtgemalte Heiligenbilder, erzählte ihnen Legenden, oder ſie ließ ſich auch bewegen, ein frommes Lied zu ſingen.

Ein Lied vor allen wollte man immer und immer wieder hören. Maria hatte es zu Ehren der Heiligen gedichtet, wie dieſe auf dem Altarbilde in ihrer Kapelle abconterfeit war, den Märtyrertod erleidend. Es lautete:

Wehet Frieden! Himmelspalmen!
Engel mit den Lilienhalmen!
Laßt ertönen heil'ge Pſalmen!

Irdischverlorene,
Himmelsgeborene,
Sei lichtvoll gegrüßet,
Weil unverschuldet
Schwer du geduldet.
Christi Blut dir fließet.

Heilige weiden
Sich an den Leiden,
Die du gebüßet.
Engelein neiden
Dich um die Freuden,
Die ein Dulder genießet.

Dein Leichenbette
Ist Heiligenstätte,
Der Wunder entsprießen.
Innige Andacht
Wird ihr dargebracht,
Und helder Wonne Thränen fließen!

Und die schlichten Berghirten, die sie so singen hörten, und sie mit ihren Weibern und Jungfrauen verglichen, wie diese redeten und sangen, waren geneigt, ein überirdisches Wesen, vielleicht die Schutzheilige selbst der Gegend, in ihr zu erblicken. —

Wenn aber Mariens jugendlicher Sinn dieſer Triumphe ſich freute, ſo blickte der Eremit finſter dazu, und erzählte ſie ihm ein gelungenes tröſtliches Wort, was ſie einem Unglücklichen geſagt, oder wiederholte ſie ihm eine glänzende Stelle aus ihren Strafpredigten, ſo verwies er es ihr und ſprach mürriſch: „Still, Mädchen! denn Du liebſt Dich ſelber mehr, als die Worte, die Du mir abgelauſcht. Gieb wohl Acht, wenn der Himmel einer Prüfung Dich würdigt, ob Du Dir ſelber glaubſt.“

Und täglich ward er rauher und ſtörriger, er mehrte ſeine Bußübungen, faſtete und kaſteite ſich. Maria hatte bisweilen viel von ſeiner Härte zu leiden, allein ſie war in Geduld und in Gehorſam geübt.

Eines Tages war er beſonders unmuthig und finſter, und was Maria auch that, war ihm mißfällig und zuwider. Dieß währte bis Sonnenuntergang. Als ſie ihr Abendgebet anſtimmte, hieß er ſie ſchweigen und in der Stille beten, denn ſie ſänge, meinte er, nicht andächtig, ſondern voll Selbſtluſt und Eitelkeit. Maria gehorchte, und als ſie ihre Andacht vollendet, bot

ſie ihm einen freundlichen Nachtgruß. — Er zögerte, ihr die Hand zu reichen, aber ſie wartete. Er wollte finſter blicken, aber unwillkührlich wich ſein Zorn, ſein Auge fing an zu glänzen, plötzlich erhob er ſich, ſchloß die Jungfrau in ſeine Arme, preßte ſie heftig an ſeine Bruſt, und Thränen fielen auf ihr Angeſicht.

„Geh' noch nicht ſchlafen, meine Tochter," bat er dann, „ich habe Dir viel zu ſagen, und erſchrick nicht," fuhr er zögernd fort, „wenn Du vernimmſt, daß wir uns trennen müſſen!"

Aber dieſe Worte befremdeten ſie nur, ſie war zu unerfahren, um ſich die Trennung lebhaft vorzuſtellen.

„Maria!" fuhr er wehmüthig fort, „Du biſt kein Kind mehr, ſondern zur Jungfrau ſchön erblüht. Ich aber, der ich mein Leben der einſamen Betrachtung und Gottesliebe weihte und ein Heiliger in dieſer Gegend heiße, bin ein ſehr ſündiger Menſch, dem mehr wie Jedem Gnade Noth thut. Du verſtehſt mich wohl nicht, meine Tochter, wenn ich Dir ſage: es giebt ein Gefühl. — Die thörichten Menſchen nennen es Liebe. Es hat aber nichts gemein mit der barmherzigen

Nächstenliebe, noch mit der heiligen Gottesliebe. Es ist Sehnsucht des Fleisches zum Fleische. — Erschrick nicht, mein Kind! weil eine entsetzliche Wahrheit Dir gesagt wird. — Sieh', ich liebte Dich mit reiner Christenliebe, ich pflanzte Tugend und Gottesfurcht in Dein junges Herz, und was mein fleißiges Leben Liebes, Gutes, Wahres sich gesammelt, das Alles übertrug ich auf Dich. Und siehe! mein Werk ist gelungen; mir aber, der ich es vollbracht, mir dreht's Verderben! — Du bist schön geworden! — Merke Dir! Solch eine Bewandtniß hat es mit den guten Werken der Menschen. — Du kannst nicht begreifen, was ich leide. Und nennst Du mich Vater, bietest Du mir freundlich den Morgen- oder Abendgruß, oder bewegt Dich Dankbarkeit oder Gewohnheit, daß Du Dich mir an die Brust wirfst, und ich stoße Dich von mir, so thu' ich's mit blutendem Herzen; und weinst Du, so könnte ich mit Dir weinen! — Ja! Du mußt Alles wissen: — Deine Nähe, Deine Stimme, Dein Selbst, der Gedanke an Dich, Alles quält und peinigt mich, und zerstört die Frucht meines einsamen Lebens und meine Andacht und Buße. —

Biſt Du aber fern von mir, ſo werde ich in reinerer Liebe Dein gedenken, dann kettet mich nichts mehr an dieß Erdenleben, dann kann ich ſo recht aus Herzensgrund dieſe Welt der Verderbniß haſſen, und um ſo inbrünſtiglicher nach der Himmelsgnade mich ſehnen, die recht bald das Paradies mir ſchenken möge."

Er ſchwieg mit naſſen emporgerichteten Augen und leiſe betend.

Maria konnte vor Weh lange keine Worte finden, endlich begann ſie ſchluchzend: „Nur dieſe Nacht noch will ich unter Deinem Dache ſchlafen, morgen, wenn Du erwachſt, ſollſt Du mich nicht mehr finden, und in dieſem Leben nie wieder von mir hören noch ſehen!"

„Gutes Mädchen!" ſprach gerührt der Eremit. „Nein, ſo iſt's nicht gemeint. Nicht hülf- und ſchutzlos werde ich Dich verſtoßen, damit ich meinen Frieden wiederfinde. Das will und darf ich nicht. Denn tauſend Gefahren harren Deiner, und Deine Feinde ſind zahlreich wie Sand am Meere. — Vernimm, meine Tochter, Du biſt von hoher Abkunft, königliches Blut fließt in Deinen Adern, und ſo weit Du von dem Gipfel

dieſes Berges ſchauſt, und zehn- und zwanzigmal weiter, wäre Dein, ging's nach Rechten. Doch, armes Kind! Dein Daſein wird einem Verbrechen gleich geachtet. König, Adel und Geiſtlichkeit ſind verſchworen wider Dich, und wüßten ſie, wer und wo Du biſt, ſie würden Dich vertilgen und es ſich zum Ruhme und zur Freude ſchätzen!"

„Was habe ich denn begangen," fragte Maria erſchrocken, „das ſo tödtliche Verfolgung verdient?"

„Mein Kind!" fuhr der Eremit feierlich fort, „laß Dich nicht gelüſten nach dem Glanz und den Freuden und der Herrlichkeit dieſer Welt. Es ſind Verſuchungen, welche aus weiter matter Ferne nur ſich Dir zeigen. Du biſt gewöhnt, die Pflichten der Barmherzigkeit zu üben, und ſüßer Troſt quillt von Deinen Lippen. Für edle Jungfrauen Deiner Art hat die Vorſehung geſorgt. Die Kloſtermauern bieten Dir eine Zuflucht! Du darfſt Dich nicht vermählen; Deine unſeligen Rechte und Anſprüche, deren Du Dich nicht entäußern kannſt, dürfen nicht vererbt werden, müſſen in Dir erlöſchen und zu Grabe gehen.

Hast Du aber den Schleier genommen, so sind sie erloschen, und Du lebst mit aller Welt in Frieden."

„Wer bin ich denn?" fragte sie ängstlich.

„Sagen Dir Deine frühesten Erinnerungen nichts?"

„Wenn Du mir Geschichten erzähltest oder lasest, darin von glänzenden weitläufigen Hallen die Rede war, so glaubte ich dergleichen schon geträumt zu haben."

„Und von den Bewohnern jener weitläufigen glänzenden Hallen sagt Dir Dein Gedächtniß nichts?"

Ein Laut der Ueberraschung entschlüpfte ihren Rosenlippen. „Vor Allen steht das Bild eines hohen blühenden Greises vor mir, den ich wohl mit Dir verwechseln möchte, denn er war groß und schlank wie Du. Doch hatte er lange silberweiße Locken. Er gab mir glänzendes Spielwerk, trug mich auf den Armen, schaukelte mich auf seinen Knieen. — Das ist Alles, was ich gedenke."

„Segne Dich Gott, mein Mädchen!" rief der Eremit; „Deine Seele ist stark, die so frühe

Erinnerungen hegt, Du zähltest damals wenig über ein Jahr. — Wohlan, Dein Schicksal soll sich Dir enthüllen. Ich zögere länger nicht."

Hiermit öffnete er die Thür seiner Klause und führte sie hinaus.

„Siehst Du die hohen Zinnen dort im Mondlicht?"

„Meinst Du den Todtenstein, den unzugänglichen?"

„Mir ist er zugänglich!"

Maria schaute ihn ungläubig an. „Kannst Du die breiten Gräben überspringen, die steile Klippe, die hohen Mauern erfliegen, schaust Du nicht die ehernen Gitter, die wie scharfe Speere aus der Höhe drohen?"

„Mein Kind! es ist die Burg Deiner Väter, und ich kenne die geheimen Zugänge. Eine kostbare Schrift will ich von dort holen, und weiß einen großen mächtigen Herrn, der viel darum gäbe, hätte er die Schriften dort."

„Es ist Nacht, und Du willst die weite Wanderung antreten?"

„Meine Tochter! ich bin nicht allezeit ein Einsiedler gewesen. Ich könnte einen großen

Namen nennen, den ich geführt habe, und manche Nacht habe ich zu Roſſe und im Harniſch zugebracht; darum laß mich! Was geſchehen ſoll, muß bald geſchehen! Du aber geh' ſchlafen! Deiner Jugend thut die Nachtruh' Noth!"

Er ging, und lange blickte Maria ihm nach. — Wunderſame Gefühle beunruhigten ſie; was hatte ſie nicht Alles im Laufe des kurzen Zwiegeſprächs erfahren! Und alle dunklen Kindheitsträume, hingeworfene Worte, erlauſchte Andeutungen, die ſie in jugendlicher Unbefangenheit nicht geachtet, wurden ihr lebendig und bedeutſam. Die Welt, die ſo groß vor ihr dalag, war ihr Eigenthum und Erbe, und verhieß, ſich morgen bunt und prächtig ihr zu ſchmücken, die ſtille Huldigung als Königin ihr darzubringen. Und dennoch drohte ſie mit wilden Lockungen und Täuſchungen. Der Himmel über ihr war aber hehr und ſternenklar, und zum erſten Male betrachtete ſie ihn minder ſehnſüchtig. Eine geheime Angſt weiſſagte ihr, ſie würde den Frieden der Unſchuld auf dem Heiligenberge zurücklaſſen und nimmer wiederfinden. — Sie ging in die Hütte zurück, erſtieg die Leiter, legte ſich auf das Mooslager unter

dem Dache und ſuchte vergebens den Schlaf. Ihr Herz pochte, ihr Blut wallte, und heimliche Stimmen flüſterten ihr zu, auf ein großes glänzendes Schickſal kühn es zu wagen. Um der böſen Gedanken Herr zu werden, verſuchte ſie ein Gebet. Umſonſt! — Endlich fand ihre Beängſtigung Thränen, und ſie weinte, daß ſie ſchuldlos angefeindet und verfolgt werden würde. — Erſt gegen Morgen ſchlief ſie ein.

Da war es ihr, als hörte ſie Stimmen und Waffengeklirr hinter der Hütte. Sie trat ins Freie. Da ſtanden eine Menge Ritter im blanken Waffenſchmucke; ſie knieten nieder, entblößten ihre Schwerter, neigten die Spitzen und riefen: „Heil unſerer Königin!“ — Ein koſtbarer wohlaufgezäumter Zelter ward ihr vorgeführt. Sie ſchwang ſich leicht und anmuthig in den Sattel, und als die Ritter freudig ihr zujauchzten und klirrend ihre Waffen aneinanderſtießen, ſprach ſie: „Ihr Herrn! ich bin ein Königskind und nicht unritterlich erzogen.“ Um dieß zu beweiſen, ſpornte ſie den Zelter, und er brauſte dahin durch Berg und Thal, über Gründe und Schluchten; rechts und links ſchwand die

Gegend. Die Ritter hatten Müh', ihr zu folgen. Da kamen die Hirten und Bauern ihr entgegen, buntgeschmückt mit Kränzen und Bändern, und mit Musik und Jubel. — Sie aber wandte sich rückwärts zu den Rittern und sprach: „Ich habe auch gelernt, die Pflichten der Barmherzigkeit zu üben, und mein ganzes Reich soll glücklich sein." — Endlich gelangten sie zu einem prächtigen, von schimmernden Säulen getragenen Schlosse. Fahnen wehten auf den Zinnen, und breite Blumengewinde hingen hernieder; die goldenen Thore sprangen auf. Das Innere war festlich geschmückt und erleuchtet, und viele Ritter, reich gekleidet und mit wallenden Federbüschen geschmückt, kamen in Sammet und Gold, grüßten und winkten. Sie machten einem hohen Greise Platz mit langen Silberlocken. Er trug eine Krone, rang die Hände, nahte sich ihr und sprach: „Wirst Du es mir vergeben, Maria, daß ich Dich verstieß?" Dann zeigte er auf eine hohe Frau, deren Gewänder von Edelsteinen funkelten. „Dieß ist Deine Mutter," sagte er. Und auch die Königin rang die Hände, weinte und klagte: „Maria, kannst Du uns vergeben?" — Sie aber

voll Entzücken und Rührung: „Ich bin nur allzu glücklich! viel glücklicher, als ich zu sein verdiene!“ und wollte vom Rosse springen in die geöffneten Arme ihres Vaters und ihrer Mutter: da fühlte sie sich gehalten. Der Eremit stand vor ihr und drohte: „Gedenke Deines Versprechens!“ — „Meines Versprechens?“ wiederholte sie angstvoll. — „Du träumst!“ sprach der Eremit und zog sie vom Rosse. — Sie erwachte. —

Der Eremit stand vor ihr. — „Du hast schwer geträumt, Maria!“ sprach er, und gab ihr eine große Pergamentrolle. „Lies das!“ gebot er, und stieg die Leiter hinab.

Maria entwickelte das Pergament und las.

Denkwürdige Geſchichte von einer Krone.

Ich, Graf Friedrich, Herr zu Greifenberg von der Klaue u. ſ. w. u. ſ. w., habe in Furcht Gottes und zu Ehren der Wahrheit folgende denkwürdige Begebenheiten auf Befehl meines gnädigen Herrn, des Prinzen Heinrich, Königſohns und Thronerben, eigenhändig aufgezeichnet. Geſegnet ſei meine Mutter, hochſeligen Angedenkens, Klothilde, geborne von Berthold-Todtenſtein, welche mir die edle Kunſt des Schreibens lehrte, daß ich aus frühzeitiger Luſt und Liebe zur Sache meine Feder nicht ſchlechter handhabe, wie meine Lanze und mein Schwert, und keines Kaplans bedarf, um Briefe abzufaſſen oder zu entziffern. Ja, dieſe meine ſeltene Kunſt hat mir die beſondere Gnade und das Vertrauen meines gnädigen Herrn, des Prinzen und Thronerben Heinrich, erworben. Mögen diejenigen, welche dieß dereinſt leſen, ſich daran ein Beiſpiel nehmen, und zumal meine etwanigen Söhne und Nachkommen

will ich hiermit ermahnt haben, dieser so nützlichen Kunst sich zu befleißigen.

Es begiebt sich oft in der Welt, daß der König nicht will, wie der Thronerbe, und der Thronerbe nicht wie der König. Denn die Jugend ist verwegen, dennoch aber lenksam, und ist das Alter weise, so ist es auch herrschsüchtig, und man würde das Alter höher ehren, wollte es nur lenken und nicht immer gebieten.

Auch hat es mit der Krone eine eigene Bewandniß. Gold ist das schwerste Metall, und Edelsteine wiegen noch schwerer, das drückt die Stirn und härtet die Schläfe, macht eigensinnig und eigenwillig. Und die Zacken, welche eine Krone umgeben, sind eben so viele eingelegte Lanzen, welche alles fremde Wollen und Denken niederspießen, weil es von außen her und nicht von innen heraus kommt.

Daß eine Krone also ein verfängliches Ding ist und es seine Gefahr hat, auch nur im Scherze

sie aufzusetzen, wird durch nachfolgende Begebenheiten, die ich als Augenzeuge erlebt, vielfach bewiesen.

Am verwichenen Faschingsdienstag feierten auch die Dominikaner, die keine Gelegenheit versäumen, sich an Glanz und Prunk den weltlichen Herren gleichzustellen, einen prachtvollen Umzug. Unter vielen ergötzlichen Masken und sinnreichen Allegorien erblickte man auch einen Papst mit der dreifachen Krone. Es war ein junger, derber Novize mit bäuerischem Gesichte und von rohem Wesen, der so ausgekleidet worden. Er hatte ungewöhnlich langes, hellröthliches Haupthaar, mit dem man wohl nicht zu bleiben gewußt. Man konnte die Tiara nicht füglich auf einen wilden Lockenschmuck thürmen, und ihn vor der Weihe kürzen, wollte man auch nicht, denn es läßt gar zu feierlich, wenn die Priesterscheere durch einen tüchtigen Schopf wühlt und mäht. Man schritt daher zu folgendem Ausweg, verflecht das Haar künstlich zu einer dreifachen Krone und schmückte es reichlich mit Gold und Edelsteinen.

Als der junge Papst nun so ausstaffirt dem Volke sich zeigte, gab ihm die Schaulust eine

abſonderliche Deutung, an die zuvor wohl Niemand gedacht. Man pries den Novizen hoch und ſelig, weil eine Tiara ſeinem Haupte unmittelbar entwachſen war, und wohin er kam, begrüßte ihn wildes Jauchzen und Beifall.

Er aber blickte trotzigen Hochmuths voll und ſo bäueriſch ſtolz darein, als nähme er Segenswünſche und Heiligſprechungen einer faſchingstollen Menge für baare Münze an, und gewährte, ſeines Goldes, Purpurs und Juwelen ungeachtet, das erbarmenswerthe Schauſpiel einer ſtumpfſinnigen Eitelkeit.

Kurz darauf legte er ſein Gelübde ab. Das Kloſter hatte an dem Tage großen Zulauf. Und ſiehe! in der Nacht nach ſeiner Weihe träumte der Bruder Bernhard, die gebenedeite Jungfrau erſchiene ihm, die dreifache Krone in beiden Händen, um ſein kahlgeſchornes Haupt damit zu krönen.

Es giebt Leute, die aus jeglichem Ding ein Wunder machen; dieſe nannten den Traum einen prophetiſchen, und ſind vielleicht noch heutigen Tages feſt überzeugt, daß er in Erfüllung geht. Ich aber ſage: ein dickbewachſener, plötzlich aber

kahlgeschorner Schädel muß sonderbar kitzeln und kühlen, und mag im Schlaf allerlei thörichtes Zeug ausbrecken, da er sich nach einer Mütze sehnt, oder was sonst den Kopf ihm wärmt. Das ist mir aber ein Prophet, der Aschermittwochs ein Wunder aus der Faschingstollheit vom Dienstag macht. Dessen ungeachtet kann Bruder Bernhard eines Tages Papst werden! Denn ein Sprichwort sagt: „Wer Papst werden will, der braucht es nur zu wollen", d. h. er muß nur den einen Willen haben, muß nie einen anderen Willen gehabt haben, und in aller Zukunft keinen anderen haben. Er muß also ein so ungeschlachtes, stumpfsinniges, rohes Geschöpf sein, wie Bruder Bernhard, der nur von einer Mütze träumt, wenn ihm der Kopf friert, und der nur weiß, was er will, wenn tausend und aber tausend faschingstrunkene Mäuler es ihm zubrüllen. Mehr darf ich nicht sagen, da ich schon nach einem Ketzer rieche, und die Dominikaner keinen Spaß verstehen. —

Damals lag der König an einem bösen Fieber krank. In der Stadt war es still und traurig, und außerdem war es in den Fasten. Die Menge will aber stets etwas zu reden haben, und richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf ein Schauspiel, welches sich Abend für Abend in der Dominikanerkapelle begab, und welches niemand anders aufführte, als der vermeintliche Prophet und Faschingspapst, den man ohne dieß vergessen haben würde.

Vor dem Bilde der Gebenedeiten lag der junge Mönch platt am Boden, mit entblößtem Rücken und ausgestreckten Armen, um dem Heiland am Kreuze nachzuahmen. Ueber den unteren Leib war seine Kutte wie eine Decke ausgebreitet, denn nackt lag er auf den kalten Steinen. Zwei rüstige Laienbrüder neben ihm hielten schwere Geißeln, die sie von Zeit zu Zeit schwangen, bis Rücken und Arme wieder bluteten. Aber der Büßer lag still und starr unter den scharfen Streichen. Sein Geist schien dermaßen in Andacht versenkt, daß sein Leib, eine seelenlose Hülle, auch nicht im mindesten zuckte, und nur das fließende Blut noch Leben verrieth.

Einige alte Weiber, welche um die Abendstunde dort ihr Gebet zu verrichten pflegten, erkundigten sich, was die schwere Buße bedeute, und erstaunten nicht wenig, zu hören, der junge Büßer unterziehe sich freiwillig solcher Kasteiung, um von der Gebenedeiten die Genesung des Königs zu erlangen. Sie versäumten nicht, was sie vernahmen, in der Stadt auszubreiten, und nun füllte sich allnächtlich die Kapelle mit gläubigen Besuchern. Selbst vornehme Herren und Frauen verschmähten es nicht, sich unter die Menge zu mischen, und sie beschenkten das Kloster reichlich. Selbst der König verehrte dem Bilde der heiligen Jungfrau einen manneshohen silbernen Altarleuchter, und nun war der Bruder Bernhard dem Kloster und seinen Oberen aufs Beste empfohlen, der Weg zu den nächsten Würden war ihm gebahnt, und schon damals drohte in Erfüllung zu gehen, was Faschingstollheit ihm in den Kopf gesetzt.

Auch Prinz Philipp fand sich alle Abende ein, und man sah ihn dicht hinter dem Büßer knieen. Bisweilen lag er, wie dieser, platt am Boden, für das Leben seines Vaters flehend.

Nur Prinz Heinrich verachtete dieß Gaukelspiel. „Ich fechte für meinen Vater," sagte er, „und lasse mich für ihn in Stücke hauen, aber vor den Augen des Volkes beten und sich zerknirschen, ziemt Mönchen und keinem Königssohn." —

Aber trotz aller Kasteiungen, öffentlichen Gebete und Spenden besserte es sich mit dem Könige nicht, und die Aerzte erklärten ihn für unheilbar. Er aber ließ ungern Leben und Krone, und war er schon in gesunden Tagen launisch und grillenhaft, daß ihm nicht leicht etwas recht zu machen war, und er bei dem geringfügigsten Anlaß sich in seiner Majestät und Herrscherwürde verletzt fühlte, so offenbarte sich diese unwirrsche Gemüthsart in seiner Krankheit nur um so auffallender. Zumal auf seinen Sohn und rechtmäßigen Erben, den Prinzen und Thronerben Heinrich, warf sich sein ganzer Haß. Er überhäufte ihn mit Schmähungen und verbannte ihn zuletzt aus seinen Zimmern.

Indeß ward der König mit jedem Tage hinfälliger, und die Aerzte erklärten ihn unheilbar. — Da verloren sich allmälig die edlen Herren und

Frauen aus der Dominikanerkapelle und drängten sich wieder um den Prinzen Heinrich, meinen gnädigen Herrn. Auch das Volk verlor sich, denn der Thronerbe war beliebt, die Fürbitten wollten nicht helfen, und man durfte auch die Heiligen nicht allzu sehr belästigen. Prinz Heinrich aber fragte wenig nach allen Huldigungen. Ehrgeiz war seine Sache nie. Ja! wenn alle Menschen doch Fehler haben müssen, möchte ich in Unterthänigkeit behaupten, der meines gnädigen Herrn war, sich zu wenig um seine Angelegenheiten zu kümmern, wodurch schon mancher Wohlmeinende, dessen Treue nicht über alle Prüfungen erhaben war, von ihm abfiel.

Zuletzt betete nur noch der Prinz Philipp in der Dominikanerkapelle, und der kranke König, der ihn sonst nicht leiden konnte, fing an, ihn hoch und werth zu achten. Im Gegensatz zu seinem Bruder war Prinz Philipp ein finsterer Schwärmer, der keine Rüstung tragen mochte und nicht Waffen noch Rosse liebte, denn er war klein, schwächlich und hatte eine hohe Schulter.

Mein hoher Herr und Gönner aber ertrug die Ungerechtigkeiten des Königs mit einer über

alle Beſchreibung erhabenen Geduld. „Mein Vater kennt mich nicht,“ pflegte er zu ſagen, „oder Krankheit und Fieber flößen ihm ſo gehäſſige Geſinnungen wider mich ein. Mich gelüſtet ſo wenig, die Krone jetzt ſchon zu erben und ihr meine heitere Jugend und Unabhängigkeit zu opfern: daß, wüßte ich ein Mittel, meinem Vater das Leben zu erhalten, ich es mit meinem Blute erkaufen möchte.“ —

Wie ich dieß öfter von ihm ſagen hörte, nahm ich einſt die Gelegenheit wahr, zu erwiedern, daß es ſolch ein Mittel allerdings gäbe und kein Blut koſte, ſondern nur der Müh' eines Weges ſich lohne.

Der Prinz wünſchte zu wiſſen, was ich meinte, und ich erinnerte ihn an meinen alten Ohm, Herrn Theobald von Todtenſtein, und an den Lebensbalſam, den ſein Urahnherr zu bereiten wußte, und welcher, wie Chroniken und Urkunden darthun, nie ſeiner Wirkung fehlte.

Der Prinz hatte von dieſem Trank gehört, kannte aber nicht die Wunderſage, welche ſich die Todtenſteiner von dem Urahnherrn, dem Leibarzt des Königs Chriſtian des Weiſen, erzählten.

Auf sein Geheiß berichtete ich ihm denn, was hier folgt, und hiermit schreibe ich zum ersten Male die Geschichte von dem Wundertrank der Todtensteiner nieder, welche in ihren Archiven, die auf so lange Zeit nicht zurückgehen, fehlt, während sie alle späteren Entdeckungen, Geheimnisse der Natur und der Heilkunde sorgfältig verzeichnet haben.

Geschichte von dem Wundertrank.

Es sind nun mehr denn über dreihundert Jahre, als diese unsere gute Stadt von einem gewaltigen Erdbeben heimgesucht wurde. Dieß geschah im Augustmonat am St. Dominikustage um die Mittagsstunde, gerade als die Dominikaner, welche seit Kurzem ihr Kloster erbaut hatten, ihrem Heiligen zu Ehren Procession hielten.

Damals auch ließ sich ein fahrender Mönch hier blicken, welcher durch seine Predigten auf freier Straße alles Volk in Erstaunen setzte. Er

verkündete Zeichen und Wunder, eiferte wider die Geistlichkeit und den Adel, und wider König und Papst. — Am wenigsten schonte er die Dominikaner und verfolgte sie mit seinen Schmähungen, sie mochten einzeln oder in Menge sich auf der Straße zeigen. Vergebens beschwerte sich das Kloster bei dem Könige. Er lachte der Klagen und sprach: „Ich schütze Euch am Leben und Eigenthum, und beides sehe ich nicht gefährdet, wo wider Sünden und Geiz geeifert wird. Wer Reue und Buße predigt, thut kein Schelmstück, was ich verbieten mag. Entweder das Mönchlein hat Recht, so ist er ein Prophet, und ihm ein Haar zu krümmen, wäre eine große Sünde, oder er hat Unrecht, so ist es Eure Sache, wider die falsche Lehre zu streiten.“

Dieser fahrende Bußprediger war ein kleines, dürres Männlein mit gekrümmtem Rücken und verschrumpftem Angesicht. Sein weißer Bart reichte bis zu den Knieen, seine Augenbraunen waren so lang, daß sie die Augen fast versteckten, und diese lagen so tief in Runzeln, daß man Mühe hatte, sie zu erkennen.

Am St. Dominikustage ſtand er auf dem Vorſprung einer Mauer und redete ebenfals zum Volke, das, wie immer, in großer Menge ihn umgab. Da hieß es: „Platz! Platz vor der Proceſſion.“

Voran ging eine Geſtalt, angethan mit einem zerriſſenen Purpurmantel, und die Dornenkrone in den Haaren. Sie trug ein großes Kreuz und that als hätte ſie viele Mühe, es zu ſchleppen, aber es war von dünnem Holz und inwendig hohl. Ihr zur Rechten ging der heilige Dominikus im Ordenshabit mit einer Glorie von Diamanten, die an feinem Drathe über ſeinem Haupte ſchwebte. Denn ſchon damals waren die Dominikaner ſo hochmüthig, daß ſie ihren Schutzheiligen unſerm Herrn, Heiland und Erlöſer gleichſtellten.

Bevor das Volk noch zu beiden Seiten gewichen war, hatte das Mönchlein den Vorſprung der Mauer verlaſſen, war mitten in den Zug getreten und folgte ſchmähend dem Heiland und dem St. Dominikus.

„O Ihr Faſchingsthoren,“ rief er, „mit den buntgemalten Geſichtern! thut Eure Larven

ab — und was seid Ihr da, abermals Larven, die der Tod Euch abzieht; und Eure Frömmigkeit und Heiligkeit ist abermals Faschingsthorheit, der die Hölle zujauchzt und darüber jubelt. — Ihr ahnet wohl nicht, wie nahe Euch Tod und Hölle sitzen. O! verlaßt Euch nur auf den festen Boden, den Ihr beschreitet. Ich aber sage Euch, er ist hohl und treulos, er wankt unter Euren Schritten, und Ihr schreitet ins offene Grab. Trauet nur der Starrheit dieser festgestützten, wohlgegründeten Häuser. Ich aber sage Euch, ihre Grundfesten sind untergraben, ihre Stützen wanken, und brechen die schweren Balken, die Wucht des Gesteins mit scharfem Schutt erst über Euch, da werdet Ihr fluchen der felsigen Härte, der Ihr vertrautet, und heulen und wehklagen: „„Ach! wäre es doch Binsen- und Rohr- und Plunderwerk gewesen, das hätte uns nimmer so schmerzhafte, tödtliche Wunden geschlagen.““ — Und siehe da! Euer Glaube, der fest und felsicht und steinern sein sollte, der ist eitel Rohr- und Binsen-, und Lappen- und Plunderwerk, nicht einmal tauglich, ihn heilend um Eure Wunden zu schlagen.“

„Der ewige Jude! der ewige Jude!“ schrie das Volk; denn trug der Heiland doch Dornenkrone und Kreuz, warum sollte der ewige Jude ihn nicht schmähend verfolgen?

Die Gestalt des Erlösers ertrug diese Strafrede mit einer Geduld, die nur dem Lamme Gottes eigen sein mag, der stolze St. Dominikus aber verlor ganz das Ansehen eines Heiligen. Seine Diamantenglorie funkelte über ein wüthiges, wie vom Wiederschein des höllischen Feuers gefärbtes Antlitz.

Der kleine Mönch fuhr fort: „Wie! wittert Ihr nicht den Qualm und Brodem der Verdammniß! Ich sage Euch, Viele werden das Ende dieser Stunde nicht erleben und ohne Beichte und Sündenabsolution dahinfahren. Viele werden mit zerquetschten Angesichtern, geschundenen Leibern und zerschmetterten Gliedmaßen daliegen und werden in Todesqual diejenigen beneiden, die gestorben und des Leibes ledig sind. Die aber so gestorben sind, werden die Zerquetschten, Geschundenen, Zerschmetterten beneiden, weil sie hienieden noch ihre Sünden abbüßen können.“ Propheten werden nicht verstanden, denn sie ver-

künden, was ihnen vor Augen steht, nicht aber der Menge, welche ihre Worte vernimmt, ohne zu wissen, worauf sie sich beziehen! Jetzt aber gelangte der Zug aus der düsteren Straßenenge zu dem sonnenhellen Platz um das Zeughaus, und dieß eben war der Augenblick, wo das geweissagte Unglück in Erfüllung ging. Denn plötzlich war's, als bebe die Luft vor Hitze, ein unterirdisches Sausen ließ sich vernehmen. Erst leise, dann wuchs es zu Sturmgeheul und Donnergekrache, zugleich war's, als sänke das ganze Firmament mit allen seinen Wolken und schnellte eben so rasch wieder empor. Das Zeughaus hatte sich ganz auf eine Seite geneigt und stürzte zusammen. — Was ferner geschah, weiß Niemand zu sagen. Staub, Schutt und Angstgeheul erfüllte die Luft, und Schreck und Entsetzen hatte die Beherztesten gelähmt. Als allmälig die Besinnung zurückkehrte und man zur Flucht sich entschloß, waren die Straßen verschüttet, ganze Gebäude verschwunden, die Brücken waren eingestürzt, der Fluß hoch angeschwollen und seine schwarzen Wellen dampften und schäumten wie kochend.

Damals war dieß feſte Schloß noch nicht erbaut, und König Chriſtian der Weiſe hauſte auf der heutigen Hornburg, welche dem Prinzen Philipp gehört. Dort hatte man wenig von der Erſchütterung verſpürt, und vernahm erſt ſpät die Unheilskunde.

Sogleich eilte König Chriſtian mit zahlreicher Mannſchaft der unglücklichen Stadt zu Hülfe. — Troſt- und obdachlos, allem Mangel preisgegeben, irrten die verſcheuchten Einwohner auf den Feldern umher, und Hungers und Kummers ungeachtet, hatte Niemand den Muth, in die Stadt zurückzukehren. Der König ließ in aller Eil' die Brücken herſtellen und die Thore ausräumen. Und als er darauf die Stadt betrat, da zeigte ſich ihm die Verwüſtung ſchlimmer, als ein ſtürmender Feind ſie anzurichten vermocht. Und Hunger, Schreck, Verzweiflung hatten ſchlimmer noch gehauſt, als das Erdbeben. Da waren nicht Hände genug, der Wunden und Kranken zu pflegen, und die Todten legte man nicht erſt in Särge, ſondern begrub ſie zu Zwanzigen und Dreißigen in weitausgehöhlten Grüften. Mehr und mehr Todte fanden ſich, je weiter man den

Schutt wegräumte; Einige lagen unversehrt unter Trümmern, die eine Wölbung über ihnen bildeten, und waren aus Mangel an Luft elendiglich erstickt. Andere waren in ihren Gemächern verschüttet worden und hatten ihr eigen Fleisch angebissen und ihr Blut getrunken. Es gab aber auch Manchen, der wohlfeilen Kaufs davongekommen war und dem Himmel sein Leben und Wohlsein nicht sonderlich dankte, der seinen Kleinmuth zur Schau trug, wo in der allgemeinen Noth Jeder duldete. Und Mancher konnte nicht vergessen, daß er an zeitlichem Gut und Besitz beschädigt war, während für sich sorgen, für Alle sorgen hieß. —

Unter den Trümmern des Zeughauses fand man auch den heiligen Dominikus und andere Figuren der Procession, aber so zerschmettert und verwest, daß sie nur an ihren Kleidern noch kenntlich waren. — Auch der kleine steinalte Mönch, der Prophet des Unglücks, war ein Opfer desselben geworden. Die Wucht großer Mauerstücke hatte ihn übel zugerichtet; dessen ungeachtet wollten die Arbeiter, die ihn aus dem

Schutte holten, noch Spuren des Lebens entdecken, und wirklich perlte aus seinen Wunden frisches, rothes Blut. — Doch einstimmig erklärten die umstehenden Aerzte, es sei unmöglich, daß ein Mensch nach so vielen Tagen und unter solchen Umständen noch leben könne, und meinten, die kleinste seiner Verletzungen sei eine tödtliche. Sie ließen ihn daher bei Seite zu den übrigen Leichen schaffen, bis man deren so viel hatte, um eine Gruft zu füllen.

Während sie noch lebhaft stritten, woher ein todter Körper nach so langer Zeit noch bluten könne, und dieser anführte, daß der Erschlagene in Gegenwart seines Mörders blute; jener behauptete, daß Leichname frommer Menschen, die lange unbeerdigt gelegen, aus Sehnsucht nach dem Grabe Blut zu schwitzen pflegten; ein Dritter sich auf die hölzernen und steinernen Heiligenbilder berief, die aus Freude oder Leid weinten und bluteten; — war ein stattlicher Fremder in langen schwarzen Kleidern näher getreten, betrachtete prüfend die Leichen und blieb bei dem kleinen alten Mönch stehen. Er zog aus

seiner Manteltasche Bindezeug, Linnen und Balsam, kniete nieder und schickte sich an, die blutenden Wunden zu verbinden. —

Da verließ ein kleiner Herr in reichgesticktem Scharlachmantel den Kreis der Aerzte, trat auf den schwarzen Mann zu und fragte: „Was macht Ihr da, Ihr fremder Herr?“

Und verdrießlich über die Störung entgegnete der Fremde: „Habt Ihr Augen? so seht!“

„Wer seid Ihr?“ fuhr der Kleine fort.

„Jemand, der mehr zu thun hat, als Eure Fragen zu beantworten.“

„Kennt Ihr das Sprichwort, was Deines Amtes nicht ist, davon lasse Deinen Verwitz?“

Gleichgültig antwortete der Fremde: „Ist Euer Amt das Fragen?“

Der Kleine erboste sich: „Allerdings bin ich befugt, jedweden Medicus hier zu Lande nach Approbation und Matrikul zu fragen.“

Die übrigen Aerzte traten näher und nahmen die Partei des Kleinen, den sie Herr Ober- und Leibmedicus nannten; sie umgaben zankend und scheltend den Fremden, der ruhig seine Be-

schäftigung fortsetzte und höchstens einmal ausrief: „Laßt mich zufrieden!“

Indem nahte sich der König hoch zu Roß und mit stattlichem Gefolge. „He! was giebt's da?“ rief er den Aerzten zu; „was disputirt Ihr auf freier Straße!“

Die Aerzte ließen von dem Fremden ab, drängten sich zu dem König, so nah' dessen munterer junger Hengst es gestatten wollte, und Alle schrieen sie wild durch einander, daß man über den Einen den Anderen nicht hörte.

Der König gebot Stille, deutete auf den Leibmedicus und sagte: „Der soll reden.“

„Gnädigster Herr!“ begann der kleine Leibmedicus. „Hier ist ein fremder fahrender Doctor, der, Euren Befehlen zum Trotz, auf freier Straße seine Pflaster schmiert, und weder eine Matrikul noch Approbation aufweisen kann.“

„Was hast Du darauf zu erwiedern?“ fragte der König den Fremden, der seine Beschäftigung unterbrach, sich von den Knieen erhob, den Schweiß abtrocknete und ehrerbietig sagte:

„Es sind Zeiten der Noth, und mehr Kranke und Wunde schmachten nach Heilung und Pflege, als Aerzte vorhanden sind, ihnen beizustehen; daher erfülle ich die Gebote eines mächtigeren Herrn denn Du, des Königs der Könige, dem alle Könige der Erde unterthan sind und der Barmherzigkeit anbefohlen."

„Du sprichst kühn!" antwortete der König. „Wisse aber, daß ich die fahrenden Aerzte in meinem Reiche nicht dulde; ich kenne ihr spitzbübisches, schädliches Treiben, und will meine Unterthanen davor geschützt wissen."

Bescheiden entgegnete der Fremde: „Dein Reich, o König! erstreckt sich nicht über die Gräber, und die Todten haben aufgehört, Deine Unterthanen zu sein!"

„Was soll das heißen?" fragte der König.

„Meine Ankläger haben diesen meinen Kranken todt erklärt und ihn zu den Leichen schaffen lassen. Also nicht sie, wohl aber Deine Todtengräber mögen ihn mir streitig machen."

„Ist das wahr?" fragte der König, und die Aerzte schwiegen. „Ei!" wandte er sich zu dem Fremden, „Du hast Dich gut vertheidigt,

man kann Dir nicht leicht was anhaben. Was wollt Ihr von dem Manne?" fuhr er zu den Aerzten fort.

„Gnädiger Herr!" begann der Leibarzt; „gestattet mir ein, zwei Fragen an diesen Fremdling; ob er ein studirter und hochgelahrter Herr ist."

„Fragt, Leibmedikus!" sagte lächelnd der König. „Ich bürge Euch für tüchtige Antworten!"

Der Leibmedicus rieb sich vergnügt die Hände und begann: „Ei! sagt mir doch, Ihr fremder Herr da! Kennt Ihr den Hippokrates, wißt Ihr, wo und wann er gelebt hat, und was er geschrieben?"

Aber der Fremde hatte sich wieder an seine Arbeit begeben, und nachdem er den Verband vollendet, zog er eine Phiole aus seinem Mantel, deren Inhalt er dem Entseelten einflößte.

„Ihr habt da wohl gar die tinctura aurea seu philosophalis?" fragte der Leibarzt weiter. „Ei! sagt mir doch, unter welcher Constellation Euch die junge Königin erschienen ist, und könnt Ihr die transmutatio metallorum damit vollbringen,

sowohl was den rothen Leu anlangt, als auch den weißen Knecht? — Allein ich merke," fuhr er höhnisch fort, „meine Fragen sind Euch zu schwer. Wohlan denn, nennt mir die Functionen des kleinen Gehirns! — Ist Euch auch das noch zu schwer, so sagt mir, wie viel Kammern hat das Gehirn? — Wie!" rief er immer lauter. „Wißt Ihr auch das nicht? So nennt mir wenigstens den Unterschied einer Arterie und Vena!"

Alle diese Fragen ließ der Fremde unbeantwortet, und der kleine Leibmedicus schlug die Hände über den Kopf zusammen, blickte erstaunt zum König empor und sprach: „Ich begreife nicht, wie dieser Mann sich für einen Arzt ausgeben kann, oder er müßte die Unverschämtheit so weit treiben, zu schweigen, wo mein gnädiger Herr und König mich beauftragt hat, Fragen an ihn zu stellen!"

„Heda, Bursch!" rief der König; „woher mit einem Male so stumm. Es fehlt Dir ja sonst an Worten nicht. Ich mag keine Gelehrten, die da schweigen; wer in meinem Reiche etwas weiß, soll es auch von sich geben!" —

Der Fremde hatte seine Arbeit vollendet und, sein Geräth wieder in den Taschen seines Mantels verborgen. Jetzt begann er:

„Die Weisheit ist kein Handwerksgruß, welcher eine herkömmliche und eingelernte Erwiederung begehrt, damit der Genosse den Genossen erkennt. Wenigstens ich gehöre nicht zur Zunft der Aerzte und mag solche Fragen nicht beantworten. Aber Hunderte von Kranken, denn gezählt habe ich sie nicht, verdanken, nächst Gott, meinen Heilmitteln ihr Leben und Wohlsein. Sie können für mich reden. Andere Aerzte verstopfen ihren Kranken den Mund mit Grabeserde, da können sie denn freilich nicht reden, darum nimmt der Arzt für sich selbst das Wort und — traun! es ist ein schlauer Gebrauch — disputirt zuvörderst sich zum Doctor, und wird durch Worte dazu, nachmals nicht durch Werke! Nachdem disputirt er bei jeder Gelegenheit wieder und auf den Gassen selbst. Weil aber geschrieben steht, die Weisheit läßt sich hören auf den Gassen, und Niemand achtet ihrer, so folgt daraus nicht, daß das, was sich auf den Gassen hören läßt, Weisheit sei und beachtet zu werden verdient."

Der König lachte und sprach: „Du bist der echte Arzt und Deine Worte liebliche Verdauungstränke. Dagegen, mein vielgetreuer Leibmedicus, sind Eure Pillen und Latwergen gar unschmackhaft und bitter.“

„Aber erlaubt, gnädigster Herr!“ wandte der Leibarzt ein, „daß ich in aller Unterthänigkeit bemerke, wie dieser fremde Mann keineswegs als ein hochstudirter Doctor, sondern vielmehr als ein Schalksnarr redet.“

„Du hast ganz recht!“ sagte der König; „allein warum befleißigst Du Dich nicht auch dieser Kunst, denn sie ist ein herrliches Specificum. Sieh', ich habe große Ursache zur Bekümmerniß, aber die Reden dieses fremden Mannes machen mich wohl und munter wie den Fisch im Wasser. Du aber,“ wandte er sich zu dem Fremden, „ich fange an, eine hohe Meinung von Dir zu hegen; willst Du sie befestigen, so sage einmal recht was Ernsthaftes und Weises. Dieß wünsche ich und befehle es Dir.“ —

„Wie soll ich Dir gehorchen, mein König?“ antwortete der Fremde. — „Kann man auch weise sein aus freier Hand und, so zu sagen,

ins Blaue hinein? Die Weisheit ist eine seltene Frucht, die nur in stiller Einöde erblüht, und wer ihre Süßigkeit zu schmecken weiß, genießt sie gern für sich. Nicht jedem Gaumen behagt sie. Allein auch saures Obst löscht den Durst, und was zu faulen droht, bietet man gern aus an All' und Jeden."

„Das ist noch nicht ernsthaft genug!" sprach der König. „Ich will etwas Wissenschaftliches und Studiertes von Dir hören. Hier steht mein Leibmedicus, und kannst Du ihm eine Frage vorlegen, die er nicht beantwortet, so gebe ich Dir die Erlaubniß, der Kranken hier so viel zu heilen, als Du magst und kannst und sich finden."

Bescheiden dankte der Fremde dieser königlichen Heiterkeit und Gnade und versprach das Seinige zu thun.

„Ich bitte mir aber aus!" rief der kleine Leibmedicus, „daß die Frage mein Fach betreffe."

„So ist es billig!" versetzte der König; „aber wetzt Euren Scharfsinn, Leibmedicus; denn wo ich nicht irre, bekommt ihr keine leichte Nuß zu knacken."

Der Fremde hatte aus seiner Manteltasche ein großes weinlaubartiges Blatt genommen, von saftig dunkelgrüner Farbe. „Kennt Ihr mit Namen eine Pflanze, die solche Blätter hat?“ fragte er den kleinen Leibarzt.

Dieser prüfte und betrachtete sorgfältig das Blatt, drehte und wendete es nach allen Seiten und reichte es endlich den anderen Aerzten, die es nicht besser machten; und Keiner gab Antwort.

„Nennt mir das Kraut, was für den Tod gewachsen ist?“ fuhr der Fremde fort.

Da erhob der Leibmedicus wieder dreist sein Haupt. „Ist das eine Frage?“ rief er keck. „Kinder und alte Weiber wissen das Sprichwort: „Für den Tod kein Kraut gewachsen ist.“

„So wissen Kinder und alte Weiber, wie es um Eure Wissenschaft steht, und ein Sprichwort schlägt Eure Weisheit und Eure Bücher in die Flucht? — Das Kraut aber, was für den Tod gewachsen ist, habt Ihr in Händen.“

Beschämt schwiegen die Aerzte. Auch der König ließ sich das Kraut reichen und betrachtete es, dann fragte er: „Wie nennst Du das Kraut?“

„Ich nenne es das Kraut, was für den Tod gewachsen ist; einen Namen hat es sonst nicht; ich bin der Einzige, der es besitzt und kennt, und taufe es jetzt, wie mir der Augenblick es eingegeben."

„Du getrauſt Dir Todte damit zu wecken?"

„Ja, solche Todte, die Eure Aerzte dafür ausgeben. Seht nur meinen kleinen Kranken. Er muß alt, sehr alt sein, sonst hätten seine Lippen wohl schon Farbe; die Lebensröthe vermag nicht mehr die tiefgerunzelte Wange zu durchschimmern, aber leise hebt sich seine Brust, und sein Puls ist schon deutlich zu fühlen."

Der König ließ sein Roß halten, schwang sich aus dem Sattel und trat erstaunt dem Kranken näher, welcher mehr und mehr sich erholte, die Augen öffnete und vernehmliche Seufzer ausstieß. Aber er stöhnte so kläglich. „Ich lebe!" sprach er so schmerzvoll, daß Niemand ihm sein Mitleid versagen konnte.

„Ja, Du lebst!" sprach der König, „und dankst es, nächst Gott, diesem Wundermann."

„Dank?" rief der Alte verzweiflungsvoll. „Dank?" wiederholte er hohnlachend. „So

danke ich Gott!" — Hiermit wollte er sich die Verbände abreißen, aber der Fremde kam ihm zuvor, hielt ihm die Hände und bändigte mit leichter Müh' den schwachen Greis, der nach einigen ohnmächtigen Versuchen zur Gegenwehr athemlos inne hielt.

„Unglücklicher!" fragte der König, „hassest Du ein Leben, das die Allmacht Dir durch die seltensten an Wunder grenzenden Fügungen erhielt. Dieses Licht, diese Luft, sind sie nicht dem finstern, feuchten Grabe vorzuziehen?"

Doch wie Wahnsinn durchzuckte es den Alten; lautkreischend erhob er die Stimme. „Fluch der Luft dieses Sündenballes, Gift werde sie auch und Pest, Aussatz, Fäulniß! Fluch dem Licht! Strömt nieder, Sonnenstrahlen! glühend heiß kocht auf das Menschenblut zu abscheulichen, unnatürlichen Lüsten, daß die Tochter den Vater morde, der Sohn die Mutter schände. Der Erdboden werde zu Molchen, Kröten, Schlangen, die alles Leben giftig anspeien! — Du aber, vermaledeiter Pflasterschmierer!" fuhr er zähneknirschend zu dem Fremden fort; „in den tiefsten Kloak der Hölle mit Dir und all' den Dei-

nen. Und das Geheul und Wehgeſchrei dort ſei Wohllaut und Muſik gegen Eure Verzweiflung, und die Pein und Folterqual ewiger Verdammniß ſollt Ihr als neidenswerthe Linderung erſehnen. Weh'! weh'!" unterbrach er ſich laut weinend; „ich kann nicht fluchen, mein Daſein iſt der Fluch der Flüche!" Er rannte ungebehrdig und wüthend davon.

Dieſe grauſen unerwarteten Flüche hatten eine ſeltſame Stille auf dem menſchengefüllten Platz erzeugt. Der König brach zuerſt das Schweigen:

„Pfui über den Ruchloſen im Heiligengewande!"

„Ach!" ſeufzte der Fremde, „meine Wunderkur gleicht mehr einem Fluch wie einem Segen."

„Du haſt Recht!" ſprach der König. „Das Leben, was Du gerettet, iſt dem Henker verfallen. Allein beruhige Dich. Weiß ich doch jetzt, daß Du kein Großprahler und Marktſchreier biſt. Männer Deiner Art habe ich gern. Ich will auf meiner Burg Dich ſehen. Heut' Abend ſollſt Du mein Gaſt ſein. Ich laſſe mit Pferden und Geleit Dich holen."

Dieſe Gnadenbeweiſe ſchienen wenig Eindruck auf den Fremden zu machen; er ſtand nach wie vor traurig und gedankenvoll. Der König beſtieg ſein Roß und ſprengte mit ſeinen Rittern davon.

Die Aerzte nahten nun dem Fremden, wünſchten ihm Glück und baten, das Vorgefallene zu vergeſſen; auch der kleine Leibarzt ſagte weitläufige Entſchuldigungen.

Der Fremde beſann ſich. „Habt Dank, Ihr Herren, für Eure Höflichkeit," ſprach er; „allein was mich betrifft, ſo kann ich meines Glückes mich nicht freuen. Gott befohlen!"

Haſtig ging er, und die Aerzte fragten unter einander: „Was fehlt ihm? Iſt er noch nicht zufrieden?" — Das Volk aber auf dem Platze kannte den kleinen Mönch. „Es war der ewige Jude!" ſagten Mehrere. „Er hat das Erdbeben hier geweiſſagt und ſich mit verſchütten laſſen!"

„Der ewige Jude alſo!" rief einer der Aerzte; „daher konnte er ohne Luft und Nahrung und tödtlich verletzt ſo lange unter Trümmern leben."

„Der ewige Jude!" wiederholte der Leib-

arzt. „Ein groſses Kunſtſtück, dem ewigen Juden das Leben zu retten!“

Einige lachten, Anderen ſchauderte die Haut, und rings auf dem Platze fliſterte und murmelte es: „Der ewige Jude! der ewige Jude!“

Der König konnte ſich nicht genugſam wundern über ſeinen Gaſt, der die leckerſten Speiſen nicht berührte, ſich mit Brod und einigen Früchten begnügte und den beſten Wein mit Waſſer miſchte. Er behauptete: ein Gelübde nöthige ihn, Alles zu meiden, was den Gaumen irgend reize. Dies erregte nur um ſo lebhafter die Neugier des Königs, und der Fremde durfte nicht länger zögern, eine Auskunft über ſich zu geben. Er hob an:

„Wenn ich, o mein König! Bedenken trug, ſo erlauchten Zuhörern meine Geſchichte zu erzählen, ſo rührt es daher, weil ich keiner hohen Abkunft mich zu rühmen habe. Mein Name iſt ſchlechthin Berthold, und das Licht der Welt

erblickte ich in der ärmlichsten Hütte des unscheinbarsten Dorfes in Deinem Königreich."

Hier unterbrach mich mein gnädiger Herr Prinz Heinrich mit der Frage, welch ein Dorf dieß war. Allein den damaligen Namen des Dorfes habe ich nie erfahren können, und mein Oheim, der Todtensteiner, weiß ihn selber nicht. Um das unscheinbare Dorf hat man sich nicht gekümmert. Jetzt ist es aber keineswegs mehr unscheinbar und heißt Bertholdsvig. Vielleicht weil es die Wiege des Urahnherrn der Todtensteiner war, vielleicht aber auch von dem lateinischen vicus, Dorf, also Bertholdsdorf; denn es gehört den Todtensteinern erb- und eigenthümlich und liegt dicht unter dem Todtenstein.

Der Fremde oder vielmehr Herr Berthold fuhr zu dem Könige also fort:

„Das Einzige, deſſen ich mich rühmen kann, iſt, daß weder meine Väter noch Urväter je Knechtesdienſte thaten. Wir ſchlugen Holz in den Bergwäldern, und lieferten es den Herren und Rittern ab, denen die Forſte gehörten. Allein wir verſtanden unſeren Vortheil nicht, und mehr und mehr kürzten die vornehmen Herren den ſauererworbenen Preis unſerer Arbeit. Als mein Vater ſtarb, hatte ich kaum ſo viel, um dürftig mit den Meinigen zu leben. Und meine Familie mehrte ſich, die Kinder wurden groß, kleine Biſſen wollten nicht helfen, und arbeiten konnten ſie nicht.“

„Weh' den Unglücklichen, wo Noth und Armuth ſich einniſten! Weh' ihnen, wenn der bleiche Hunger ſein Gepräge ihren magern Leibern aufdrückt! Sie finden nicht Theilnahme und Hülfe, ſie erzeugen nur Widerwillen und Abſcheu. — Dieſer und jener Nachbar ließ ſich wohl herab, mir einen guten Rath zu geben: ich ſollte in Dienſte gehen! Aber konnte ich dermaßen mit dem Stolz und der einzigen Erbſchaft meiner Väter ſpielen? — Schüttelte ich nun den Kopf, ſo wurden mir die Rathgeber

gram, und fortan sprachen sie nicht mehr mit mir.“

„Damals gebar mir mein Weib meinen zwölften Sohn, meinen lieben kleinen Euthanasius, und nun erst lernte ich mein Elend im ganzen Umfang begreifen, denn, sollte man es glauben, Niemand wollte des neugeborenen Kindes Gevatter sein — und es hatte doch christliche Eltern!“

„Sechs Tage brachte ich mit Bitten und Betteln zu; am siebenten ging ich in den Wald, um mit meiner Familie nicht Hungers zu sterben.“

„Es war rauhes Herbstwetter, und die Arbeit wollte nicht von Statten. „Es muß sein!“ sagte ich mir wohl hundertmal, meine Kräfte anzufrischen. Dasselbe aber hatte ich mir seit Monden und Jahren gesagt, und endlich verlor mein Spruch seine Kraft. — Ich sann auf einen anderen. Aber mein müder Geist zeigte mir nur ein Leben voll Sorgen, Plagen und Bekümmernissen. Es ward Abend. Kopfschüttelnd betrachtete ich mein Tagewerk: „„Das wird knappe Bissen geben!“ dachte ich, und schickte mich zur Heimkehr an.““

„Aber indem ich ein großes Holzbündel mir aufladen wollte, war ich so matt und erschöpft, daß ich es fallen ließ, und ich fing an, über mein hartes Schicksal bitterlich zu weinen. „Die wilden Thiere sind besser daran, wie ich,““ klagte ich laut, „„denn sie brauchen sich nicht todt zu quälen für die armselige Nahrung. Kein Hund ist so garstig, daß ihm nicht bisweilen eine Liebkosung zu Theil würde; nur menschliches Elend erregt Abscheu gleich einer ansteckenden Seuche, und selbst die Bitte um Erbarmen wird wie der Hauch des Pestkranken gefürchtet. — Ach Gott! bist auch Du ein reicher Mann, da Du so erbarmungslos meiner Noth zusiehst. Ist auch Dir die Klage der Armuth lästig, und darf sie Deine Himmel nicht stören, so bleibt mir nichts, als den Tod anzurufen — o Tod! Du wirst gescheut und gemieden; denn auch Du bist ein armer Mann, ein abgezehrtes Gerippe, und hast auf der Welt nichts, wie eine Sense, so wie ich nur eine Axt. — O Tod! ich fühl's, Du bist mir nah, und sehne mich nach Dir, wie der Freund zum Freunde. Komm' Tod! kein Schlaf kann mehr die müden Sehnen stärken; kein Trost mehr

den erloschenen Geist aufrichten; kein Traum mehr die Sorgen verscheuchen. Ich habe keine Hoffnung mehr, und mag auch ferner nicht klagen. — Komm', Tod, und laß mich nicht vergebens rufen!""

„Und siehe! die Bäume senkten noch trauriger die kahlen Aeste, von einem kalten Windstoß flogen die kahlen Blätter zitternd ab, und eine heisere Stimme tönte: „„Wer ruft mir!"" Dazu stampften große Schritte durch das raschelnde Laub, und das riesige Gerippe stand vor mir, blickte mich an aus trüben Augenhöhlen und hatte die Sense drohend geschwungen."

„„Du hast so sehnlich mich beschworen,"" begann das Gespenst; „„was willst Du, Erdenwurm?""

„Ich aber war starr und stumm. Die Erscheinung fuhr fort: „„Dir hat das Leben nicht geschmeichelt, und die Welt Dich nicht verlockt! Warum denn zitterst Du? Sprich!""

„Ich mußte gehorchen und sagte: „„Ich bin ein armer, armer Mann und arbeite rastlos für den trocknen Bissen, und meine Kräfte verließen mich — da —""

„Weiter kam ich nicht. Der Wunsch, den ich kurz zuvor in aller Sehnsucht der Verzweiflung gehegt, erfüllte mich mit niegekanntem Grauen.“

„„Fahre fort!““ rief das Gerippe.

„„Das Bündel war zu schwer — ich rief den Tod — das Bündel war zu schwer — ich rief den Tod.““ — Und dabei blieb es.

„„Nun?““ drängte furchtbar die Erscheinung.

„„Da faßte ich einen raschen Entschluß: „„Ich rief den Tod,““ sagte ich, „„es mir aufbürden zu helfen.““

„„Ist das Alles?““ fragte er.

„„Alles!““ sagte ich zitternd.

„Aber strafender Ernst funkelte aus den Augenhöhlen des Gespenstes, unwillig schüttelte es den Todtenkopf und wandte sich verächtlich von mir. — Schweigend faßte es das große Bündel, hob es mit Riesenkraft hoch empor und legte es auf meine Schultern im Gleichgewicht. Ich hatte mit einem Male meine Kräfte wieder und schritt eilends fort.“

„Aber was half mein Eilen! Der Tod folgte mir auf den Fersen und streckte seinen Knochen-

finger aus, deutete auf mich und sprach: „„Das ist der Fluch der Sünde, und darum bin ich in der Welt.““

„So dachte ich denn bei mir: „„Ich bin also wieder der Alte; ich, dem der Tod auf den Hacken sitzt, schwitze im alten Joch und keuche unter Tageslast und Müh', so buchstäblich der alte Fluch immer lautet. — Woher nehme ich denn Anstand, das Wort zu sprechen, was der Erlöser von aller Erdenpein erhöret? Was zögere ich, einzugehen in die ewige Bestimmung, wo man die Loose tauscht, und Arme reicher, Diener Herren und Bettler Fürsten werden?““ — Und plötzlich blieb ich stehen und warf entschlossen mein Bündel zu Boden.“

„„Was ist Dir?““ fragte mein gespenstischer Verfolger.

„Große Augenblicke machen den Sterblichen groß. Man ist ein Anderer dem Ewigen gegenüber, wie wenn man in Alltagsnoth und Plackereien mitten inne sitzt. „„Wisse,““ begann ich, „„o Tod! Entsetzen der Geschöpfe, Gespenst der Gespenster! ich, der elendeste Sterbliche, verachte Dich! — Ja, leise und langsam nahst Du

dem Lager des Reichen, damit Aerzte und Wärter ihm erkaufte Barmherzigkeit thun, damit habsüchtige Erben sein Lager umklagen, damit heuchlerische Pfaffen durch Verheißungen des Paradieses, so zuverlässig, als hätten sie es zu vergeben, die Aengste und Schrecken des Todes verscheuchen. — Wenn aber dem Armen in harter Arbeit die Sehnen reißen; wenn er wahnsinnig vor Sorge um die Seinen, verzweifelnd über sich selbst, einsam auf nacktem Boden sich hinwirft und zu sterben begehrt, dann kannst Du rasch und schrecklich zur Hand sein! — Hebe Dich von mir, Ungethüm! ich habe nichts zu schaffen mit Dir!""

„„Ich lasse mich so nicht verscheuchen!"" sprach der Tod und trat groß und grade vor mich hin. „„Sprich, woher hassest Du mich mit einem Male, der Du Dich so innig nach mir sehntest?""

„„Woher?"" rief ich bebend vor Angst und vor Ingrimm. „„Weil ich ein Gewissen habe, weil ich an Weib und Kinder denke, deren Stütze und Hoffnung ich bin. Ich that schlecht, nur an mich zu denken; Du aber bist

die Scheußlichkeit ſelbſt, denn Du nahmſt mich beim Worte. Und fragſt Du noch, woher ich Dich haſſe, Ungethüm!? O trage Deine Naſe nicht ſo hoch! Deine Naſe? Ich thue ihr immer noch Ehre, ſie einen Stummel zu nennen. Fletſche nicht Deine Zähne, wie ein eitles Weib, das, ewig grinſend, die ſchönen Zähne bewundert haben will. Reiße nicht Dein Maul buchſtäblich von einem Ohr zum andern auf! Ich, der elendeſte Sterbliche, verachte Dich! Ich, der ärmſte aller Erdenſöhne, bin reicher wie Du, ich habe noch Haut auf den Knochen und ein Herz in der Bruſt, aber Dein Gebein iſt nackt, und kahle Rippen klappern in Deiner leeren Bruſt. Hinweg, ſcheußliches Gerippe! Dein Weſen iſt ſo häßlich wie Dein Ausſehen.""

„„O ſtill!"" ſeufzte der Tod. „„Auch ich war einſt ein ſchöner Knabe und endete in Kindesunſchuld das Menſchenleben, wie man eine Fackel löſcht. Ich ſchwelgte in der ſchaffenden Natur ohne Ziel und Zweck, bis der Heiland in allen Nöthen am Kreuz über mich triumphirte. Da ſehnten ſich die Menſchen nach mir und ſuchten mich durch Pein und Qualen. — O ſtill!

still davon! Das Alter ist nicht lieblich. Die dürre Hand muß mit der Sense sich waffnen und den nackten Schädel mahnt die Uhr zur Pflicht.““ —

„Da ich den Furchtbaren so mild und kläglich reden hörte, schwand all' mein Zorn. „„Wie?““ fragte ich. „„O Geist der Vernichtung, bist Du unglücklich?““ —

„„Der jüngste Tag ist fern!““ seufzte das Gespenst und faltete kläglich seine mageren Hände.

„„So gehab Dich wohl!““ sprach ich; „„und ich will mir's merken: der Schöpfer hat es keinem Wesen recht gemacht, auch der Tod will nicht Tod sein, sondern todt sein.““

„Doch mein Begleiter ließ nicht ab von mir. „„Du gefällst mir, Bursch!““ sagte er, „„und magst Dir eine Gabe von mir erbitten.““

„„Von Dir?““ fragte ich zweifelnd. „„O es ist leicht, mir zu geben, denn dem Armen ist Wenig — Viel. Dir aber möchte das Geben schwer werden, denn wie mich dünkt, kannst Du nur nehmen. Doch sei's darum, und

vielleicht kannſt Du einen Dienſt mir leiſten. Denn ſiehe: ich habe elf Söhne, und nun hat mir mein Weib auch den zwölften geboren, der mir bereits mehr Sorge macht, wie alle ſeine Brüder; denn Niemand will mir Armen Gevatter ſtehen, und ich muß doch einen Pathen haben für mein Kind, denn auf Erden vermag ich nur wenig für das Glück der Meinen, und ſollte ihnen dereinſt die Himmelspforte verſchloſſen bleiben, ſo dürften ſie mit Recht dem Vater fluchen, der ſie erzeugt hat. Meine Nachbarn alle wollten in der Einladung nur einen Vorwand erblicken, ihnen eine Gevattergabe abzubetteln. Du aber, der Du arm und ärmer biſt, als ich, bei Dir fällt dieſer Argwohn weg. Alſo, ohne Umſtände, bitte ich Dich zu Gevatter, und erlaſſe Dir zum Voraus das Pathengeſchenk.““

„„Warum ſoll ich Dein Gevatter nicht ſein?““ ſprach der Tod. „„Ich bin der Pathe aller Sterblichen, ſo heißen ſie nach mir! Wiſſe aber, daß ewige Geſetze die Geiſter binden, wo Ihr willkührlich nach Ehre und Sitte handelt.

Ein Pathengeſchenk kann Dir nicht entgehen, und es wird Dich reich und glücklich machen.““

„„Wie!““ rief ich voll Erſtaunen, „„Du haſt Glück und Reichthum zu vergeben?““

„„Ja! denn was ſo heißt, ſind meine Gaben.““

„„So wäre es denn aus mit meiner Noth und Sorge?““ fragte ich, an meinem Glücke zweifelnd.

„„Du ſollſt reich und glücklich werden!““ ſagte der Tod; „„und Glück und Reichthum werden Dich vermögen, mich zu lieben, während Du in Plage und Sorgen mich haßteſt.““

„Ueber dieſe frohe Verheißung ſtürzten mir Freudenthränen aus den Augen. Ach, ich hatte ja das Loos der Armuth durch alle Geſchicke und Verhängniſſe aufs Genaueſte durchlebt, und Glück und Reichthum hatten für mich mindeſtens den Reiz der Neuheit. Noch manches bedenkliche Wort ſprach wohl der Tod; ich aber habe es weder verſtanden noch behalten, mein Geiſt ſchwelgte in der Verheißung von Glück und Reichthum.“

„Wir erreichten die Hütte. Meine Kinder ſchliefen bereits auf der großen Streu, und die Wöchnerin, den Säugling an der Bruſt, öffnete. Beim Anblick des geſpenſtiſchen Gevatters ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus.“

„Du kannſt leicht denken, o König! der Anblick dieſes Geiſtes hat nichts Liebliches noch Gefälliges, und auch mich hatte ſein erſtes Erſcheinen gewaltig geängſtiget und durchgeſchüttelt. Wäre ich nicht von Hoffnung und Freude wie berauſcht geweſen, ich hätte dieß vorherſehen und die arme Wöchnerin vorbereiten müſſen. Jetzt blieb mir nichts, als ſie ſammt dem Säugling auf die Streu zu tragen. Und glücklicher Weiſe hatte der Schreck keine Folgen.“

„„Liebes Weib!““ ſagte ich, da ſie anfing, ſich zu erholen, „„es iſt ja nur unſer Gevatter.““

„„Ach!““ klagte ſie, „„wo haſt Du nur dieſe lange häßliche Bohnenſtange aufgegabelt, die mich immer noch bange macht, ließ ſich dem lieben Kinde kein reputirlicherer Gevatter finden?““

„„O!““ sagte ich, „„Mancher ist mehr, als er scheint.““

„„Diese lange ‚verwitterte Vogelscheuche mag etwas Rechtes sein.““

„„Ja wohl, etwas Rechtes! etwas über allen Schein Erhabenes!““

„„Was ist er?““ fragte sie. „„Ich kann ihn immer noch nicht ansehen; ich fürchte mich.““

„„Ein guter Freund; am liebsten nennt er sich Freund Hain, aber man freut sich seiner Bekanntschaft in der Regel nicht.“

„„Wovon lebt er?““

„„Es muß viele Bettler geben, damit Einer reich; viele Dummköpfe, damit Einer weise; viele Memmen, damit Einer Held; und viele Unterthanen, damit Einer König sei: So müssen auch Viele sterben, damit Einer lebe.““

„„Nun weiß ich immer noch nicht, was seine Profession ist.““

„„Versteh' mich wohl! Es giebt einen Arzt, der cukirt Kopf- und Zahn- und alles Weh der

Erde. Man hat noch keinen ſeiner Patienten klagen hören, und der Glaube macht ſelig.""

„„Woher aber ſieht er ſo dürr und ſchrecklich aus?""

„„Weil er ein Tänzer iſt,"" ſagte ich. „„Er tanzt mit Papſt und Kaiſer, mit König, Fürſt, Bettler, Pfaff und Laie, mit Mann, Weib, Greis, Jüngling, Mädchen, Säugling, und macht Sprünge, daß der Athem vergeht. Aber auch mir vergeht der Athem, ſoll ich alle Deine Fragen beantworten, und magſt und kannſt Du mich nicht verſtehen, ſo will ich lieber mit Freund Hain dort tanzen.""

„Da warf mein Weib einen großen Blick auf den Gevatter und ſchwieg in Demuth. Hierauf ging ſie den Tiſch zu decken, und ſchmückte ihn mit grünen Reiſern."

„Den Pfarrer hatte ich im Vorbeigehen beſtellt, und, weil er Schwierigkeiten machte, vorgegeben: mein Kind läge im Sterben und begehre die Nothtaufe."

„Er kam mit dem Sakriſtan und war, im Gegenſatz zu meinem bleichen, dürren Gevatter,

ein kleiner wohlbeleibter Mann von blühender Geſichtsfarbe und choleriſchem Weſen.“

„„Was das Bettelvolk ſich herausnimmt!““ begrüßte uns ſeine tönende Stimme. „„Denkt Ihr, der Pfarrer wird nicht müde, wenn er den ganzen Tag arbeitet im Weinberge des Herrn? Oder glaubt Ihr, der Diener Gottes ſei der Sklav jeglichen Bettlers? — Den Armen des Schlafes, dem warmen Bette, dem ſichern Hauſe muß ich mich entreißen, um in kalter, finſterer Nacht ſolch eine erbärmliche, abgelegene Hütte zu betreten? Puh! welch eine Luft! welch ein Qualm und Brodem! Da ſchnarcht die ganze Bettlerbrut auf einem faulen Strohlager. Was heckt Ihr ſo viel Kinder, wenn Euch ſchon der trockne ſchmale Biſſen fehlt? Wiſſen ſollt Ihr, daß Ihr arm ſeid, und Euch nicht herausnehmen, was reiche Leute ungern wagen, die es vergelten können. Wo iſt denn der Täufling? Iſt er ſchon crepirt? Der Balg da, der zappelt ja mit Händen und Füßen vor Leben und Geſundheit!““

„Der fromme Mann hätte wohl weiter geeifert, allein der bleiche Pathe, der ſtill im

Winkel gesessen, erhob sich und trat, den Säugling in den Knochenarmen, zu dem Tische, auf welchem der Sakristan Krucifix und Becken schon geordnet. Ich nahm meine Kappe ab und faltete die Hände, und mein Weib stellte sich zur anderen Seite des Gevatters."

„Beim Anblick desselben wechselte der Pfarrer die Farbe. Er wollte seinen Augen nicht trauen, trocknete den Angstschweiß von der Stirn und fragte: „„Ist das der Pathe?"" Und der Tod sprach: „„Ich bin's!""

„„Wie heißt Ihr?"" fuhr er fast besinnungslos fort.

„„Tod!""

„Der Pfarrer taumelte zurück. Er bebte, seine Brust hob sich krampfhaft. So kämpfte er, bis eine bessere Erkenntniß in ihm siegte und er voll Zerknirschung begann:

„„Selig ist die Unschuld! Heil ihr! Wie sie still und ruhig dort in den Armen des bleichen Pathen ruht, als lausche sie der tröstlichen Kunde entgegen, die meine unwürdigen Lippen bringen. Ja wohl, glückliches Kind! Du magst die schreckliche Nähe dieses Boten der Ewigkeit

furchtlos ertragen. Wider Dich wird kein Kläger auferſtehen. Noch ahnt Dir nichts von menſchlicher Selbſtſucht und Verderbniß, Du haſt den Staub dieſer Erde noch nicht gekoſtet, und geſagt: er ſchmeckt ſüß. — Selig iſt die Armuth! Heil euch, die Ihr auf unermüdlichen Schultern die zähe Laſt des Alltagslebens ohne Murren traget! Erquickend und belebend wird die Himmelsgnade über Euch fallen, wie Thau auf durſtiges Erdreich. — Ich — aber ich —"" Und er rang die Hände; zwei große Thränen glitten ſeinen Wangen herab — „„Ich ſtehe in dieſer ehrwürdigen Hütte des Elends als Sünder! als großer Sünder, gegenüber der Armuth, der Unſchuld, dem Tode! Allein der Segen, den ich bei mir trage, und den ein Gott vom Himmel brachte, die verworfene Welt heiligend, iſt ſo ewig und unzerſtörbar, daß die unwürdigſten Hände ihn wirkſam ſpenden, und der ruchloſeſte, trügeriſchſte Mund ihn beſeligend ſpricht. Wollet in Demuth entgegennehmen, wie ich dieſem Kinde die Gnade der heiligen Taufe ertheile.""

„Ein feierlicher Augenblick trat ein. Der Pfarrer ſelbſt war tief erſchüttert; ich fühlte

meine Augen naß, und mein Weib begleitete mit Schluchzen jedes nachdrückliche oder inniger gesprochene Wort. Und der Säugling sah still mit großen Augen bald den Pfarrer an, bald seinen Pathen; und demüthig, aber Ehrfurcht weckend, stand der Tod. — Es war ein räthselvolles Schauspiel: — das unwissende junge Leben, im Arm des weisen, alten Todes, empfing die Taufe!" —

„Die heilige Handlung war vollendet, und der bleiche Gevatter legte den Säugling an der Mutter Brust. „„Nehmt hin Euer Kind!"" sprach er, „„bis ich komme, es zu fordern; denn seine Bestimmung hienieden ist eine kurze. Und komme ich früh, so hadert nicht; denn es giebt Wesen, die würdig sind, dieser Welt der kurzen Freuden und unsaubern Lüste bald entrückt zu werden. Sein Name aber ist Euthanasius, und es ist Brauch, das schöne, wohlgerathene Kindlein nach Jahren zu dem Pathen zu senden, der seiner sich annimmt.""

„„Gottes Wille geschehe!"" sprach mein Weib und drückte das Kind an ihre Brust. — Ich nahte mich dem Pfarrer, um ihm die Tauf-

gebühren einzuhändigen, die ich von meiner Armuth mir abgedarbt und als Heiligthum bewahrt hatte. Er aber schüttelte wehmüthig das Haupt. „„Behaltet Euer Geld!““ sagte er; „„die Kirche knausert nicht mit Auserwählten. Ein glückseliges Kind ist Euch geboren! Wohl mir, da ich es taufte!““ Hierauf winkte er dem Sakristan, der die heiligen Gefäße zusammenraffte und sich schweigend mit ihm entfernte. — Wenn ich nicht irre, so eilten Beide, froh, davon zu kommen.“

„Von ungefähr fiel mein Auge jetzt auf den hölzernen Stuhl, auf welchen der Tod seine Sanduhr gestellt und die Sense daran gelehnt. Diese einfachen Geräthe standen da, wie ein geheimnißvolles Sinnbild, und gewährten einen Anblick, aus dem abermals das ewige Räthsel mich ansprach. Und mit Schauern sagte ich mir selbst:

„„Einen wunderbaren Gast beherbergt dieß mein schlechtes Dach, und jede Spur von ihm ist erhabene Geisterspur.““ Ihn selbst aber, den fürchterlichen Gevatter, betrachtete ich mit unbegreiflicher Empfindung. Sein Wesen hatte mir nichts Unholdes mehr; das unschöne bleiche An-

geſicht dünkte mich ernſt, edel, weiſe, und flößte mir jene wehmuthvolle Zärtlichkeit ein, die wir für den wahren Freund hegen. Ich fühlte in meiner Bruſt die Liebe, die uns erhebt und beſſert, die Chriſtenliebe!" —

„Und der Tod ergriff ſeine geheimnißvollen Geräthe und winkte mir zu folgen."

„Draußen war es ſtill und düſter. Schwere Wolken hingen tief herab, und die halbe Mondſichel vermochte wenig über die Schattenmaſſen. Nur ein Lichtblick ſenkte ſich in den Teich; der Thurm aber ragte wie eine ſchwarze Pyramide feſt und ſicher in den Nachthimmel. — Nach der Kirche lenkte mein geſpenſtiſcher Führer ſeine Schritte, und vertrauensvoll folgte ich ihm."

„Im Dorfe herrſchte Friede und Schweigen. Die Bäume ſchauerten ſich hoch und ſchwarz in der rauhen Herbſtluft, und die Strohdächer blickten träumeriſch aus dem nächtlichen Schleier. Nur ein Licht brannte im ganzen Dorfe, und

ich kannte das Licht; in jener schlechten Hütte wohnte der neunzigjährige Klosterhirte mit seiner siebzigjährigen Tochter, die ihn mit ihrem Bettelbrod ernährte. Mit ihren wenigen Zähnen mußte sie dem Alten die Bissen vorkauen und in den Mund schieben, und der kindische Greis schlief nicht mehr und spielte Tag und Nacht mit den Zipfeln und Bändern seines Wammses, die er mit zitternder Hand löste oder knotete. Das Licht seiner Augen war fast ebenso erloschen, wie das Licht seines Geistes; er konnte nur noch Helle und Finsterniß unterscheiden, und darum wollte er stets Licht um sich haben, sonst schrie er und gebehrdete sich, wie ein Wiegenkind."

„Das Licht zieht das Auge an, wenn man im Finstern wandelt. — Zwei Sternlein funkelten unter der Mondsichel, und ich mußte sie unverwandt betrachten. Die Wahrheit ist auch ein Licht und zieht den Geist an, und wir Alle tappen in einer Welt der Finsterniß und wollen es nur nicht wissen, wenn die Sonne scheint; denn bei Tageslicht kann die menschliche Weisheit sich aufblähen, der nächtige Wanderer aber, dem der Tod zur Seite schreitet, der fühlt, daß die

Wahrheit uns nicht heller leuchtet, als jene Sternlein droben unter der Mondſichel. Jenes Licht aber, was zur Beruhigung des ſtumpfſinnigen, kindiſchen, alten Kloſterhirten brannte, — vielleicht brennt es dem Aermſten heut' zum letzten Male, und noch in dieſer Nacht geht ſeinen Augen und ſeinem Geiſte ein neues Licht auf, daß er jene Sternlein droben beſſer und deutlicher beſchauen und erklären kann, wie ich und andere blödſichtige Sterbliche, die wir ſo einſam und hülflos nach Licht hinauf uns ſehnen!"

„So dachte ich und folgte meinem rieſigen Führer zu dem Gitter an der Kirchhofmauer. Wie Geſpenſter blickten die Leichenſteine hindurch, oder winkten wie weiße Arme hinab in den kühlen Erdenſchooß. — Der Tod berührte mit ſeiner Senſe das Gitter, und klirrend drehte es ſich in ſeinen Angeln, und flog dröhnend wieder ins Schloß, da wir hindurch geſchritten." —

„Der Raſen war feucht und ſchlüpfrig; nicht ohne Mühe überſchritt ich die unebenen Gräber und Grüfte, bis wir eine friſchgehöhlte Grube ſahen. Mein bleicher Führer ſprang hinein und winkte mir zu folgen."

„„Ich komme,““ sagte ich schaudernd, „„entsetzlicher Gevatter! Einsam mit Dir wandle ich durch nächtiges Graus zum Kirchhof, folge Dir über Gräber und Leichensteine zur frischgehöhlten Grube. Ich folge Dir weiter, sollte auch keine Rückkehr sein!““

„„Komm'!““ rief der Tod dumpf aus der Grube.

„„Ich komme!““ rief ich. „„Nur will ich einmal noch die Heimath meines Erdenlebens betrachten. — Ein gleiches Dunkel umgiebt jetzt den Uebermuth des Glücklichen und den Kummer und das Elend! Sollte man nicht glauben, Hader und Mißgunst sei ausgestorben in dieser Welt des tiefen schwarzen Friedens? Und doch wird bald das Tageslicht anbrechen, und die Schläfer ihren Sorgen und Thorheiten zurückgeben. — Wie kurz ist der Weg vom Leben dort bis hierher zur Gruft! Wie gar Viele haben Zeit ihres Lebens nur dort ihren Acker bestellt, um hier die Gruft zu füllen! Wie eng ist der Raum, auf dem man bei kurzem Tageslichte so rastlos strebt und sich ängstiget, wo stets eine Nacht folgt, groß und bedeutungsreich wie diese.

Lohnt ſich's wohl der Mühe, auf dieſer ſchmalen Oberfläche ſo ruhelos und unſelig umherzuirren, wo es ſich ſo ſtill und friedlich unten ruht?""

„„Die Zeit verſtreicht!"" ertönte es aus der Gruft.

„„Da bin ich!"" rief ich und ſprang hinunter.

„Das Gerippe ſtieß mit der Senſe auf den Boden, und es öffnete ſich ein tiefer, tiefer Schacht. Mit der Linken umſchlang er mich, und jählings fuhren wir in die ſchwarze Tiefe, daß der blitzſchnelle Flug, ſowie die eiskalte Umarmung mir bald die Sinne raubten."

„„Ich erwachte und befand mich in einer hohen, wunderſam gebildeten Halle. Die Säulen waren rieſige Skelette einer Urzeit, davon keine Spur auf uns gekommen. Unbekannte Thier- und Vögelgebeine, ſeltſame Fiſchknochen und dazwiſchen zierliche Kinderſkelette bildeten, ſinnreich verſchlungen, die Poſtamente, Kapitäler, Geſimſe und Einfaſſungen. — Zwiſchen den Säulen dehnten weite Gänge ſich unabſehbar hin, und über jedem Bogen verſchränkten zwei Skelette ihre Knochenfinger, der andere dürre, weit ausgeſtreckte

Arm deutete mit spitzem Finger in die Gänge — dieß Alles glänzte in einem blendenden Lichte, aber nirgends war eine Kerze oder Ampel zu erblicken, und die Helle schmiegte sich allen Gegenständen so innig an, daß nirgends Schatten fiel. Um die schneeweißgebleichten Skelette rankte ein epheuartiges Gewächs mit glänzend dunkeln, üppiggrünen Blättern. Es umwand die Säulen, krönte mit vollen Kränzen die Schädel und hing in Guirlanden von den Wölbungen nieder. Bald schien ein Thierkopf sie auszuspeien, bald schlängelten sie sich durch Augenhöhlen und Rippen. Auch die Stiele waren von frischem, saftigem Grün, und nirgends zeigten sich Blüthen oder Knospen. Die Blätter aber verbreiteten einen lieblichen und kräftigen Duft, den ich mit Entzücken einathmete. Wie ich die Skelette näher betrachtete, schienen ihre Stellungen mir so erhaben, in ihren Formen lag etwas Feierliches, Würdevolles, als wären sie in einem Todtengebet, in schweigengebietender Andacht begriffen, unverletzlich wie Grabesruh'."

„Der Tod begann: „„Mit diesen Ranken schmückte sich die junge Erde im ersten, wilden

Schöpfungsdrange, und in unbesonnener Mutterluſt verlieh ſie ihnen ſolche Lebenskraft und Fülle, daß ſie in den eigenen Säften faulen mußten; aus ihrem Moder entſprangen rieſige, ungeſchlachte Geſchöpfe, die abermals vergehen mußten. — Siehe! nur hier noch gedeiht die Erſtgeburt der Natur, denn ich ziehe ſie um die Gebeine ihrer jüngeren Kinder, und ein heilkräftiger Saft wohnt ihnen inne, dem keine Krankheit widerſteht. Selbſt Altersſchwäche müßte ihm weichen, wofern nicht meine Macht beſtände. — Pflücke, ſo viel Du tragen kannſt, lindre damit die Körperleiden Deiner Mitmenſchen, und kein Arzt, noch ſo kundig und geſchickt, wird es Dir gleichthun, und ſo lange Du dieſe wohlthätige Gabe mit Weisheit nützeſt, wird dieſe Schatzkammer Dir offenſtehen. — Hüte Dich aber, indem Du die Blätter von den Stielen reißeſt, daß der Duft des hervorquellenden Saftes Dich nicht berauſcht. Widerſtehe den Wonneträumen und Verzückungen, ſonſt iſt unheilbarer Wahnſinn Dein Loos! Und was Du auch ſehen ſollteſt: Hinreißendes oder Entſetzliches, wiederhole laut: „„„Ich lebe in Fleiſch und Bein!“““

Die Wirkung dieſes Spruchs wirſt Du ſchon erfahren.“ “

„Was half dieſe Warnung; zuviel des entzückenden Duftes hatte ich ſchon geathmet und war ſchon berauſcht von einem wunderbaren Abentheuer. Kühn langte ich nach den nächſten Blättergewinden, ſchüttelte und riß, daß der Schmuck eines ganzen Bogens rauſchend über mich niederſank.“

„Ich hatte mich kaum aus den grünen, duftenden Schlingen befreit und hob den trunkenen Blick empor — ſiehe! da ſchaute ich durch die ihres Schmuckes beraubten Gerippe weit in den Schooß der Erde hinein. Da loderte unterirdiſches Feuer, und ziſchend kämpften brauſende Gewäſſer mit ihm. Bald hauchte heißer, bräunlicher Qualm die blinkenden Metalle, die farbigprunkenden Gifte und koſtbares Geſtein an. Bald blitzte und leuchtete röthlicher Flammenſchein hinauf längs goldenen und ſilbernen Felſen und Edelſteinen von ſolchem Glanz und Feuer, daß ſie das Auge blendeten; und Kröten, Salamander, Schlangen und Molche ſchlüpften lüſtern und ſchrecklich hindurch und blähten behaglich die

dunkelgrünen Leiber, leckten und züngelten an den Giften und liebäugelten mit den blitzenden Kostbarkeiten. — Ich aber fühlte die Angst der Verdammniß. „„Was soll ich hier?““ rief ich in der Hölle des Reichthums. „„Meine Seele hing nie an zeitlichen Schätzen; mich hat nie eine Kostbarkeit gelockt. Warum denn ängstigen mich hier die bunten Strahlen und Blitze. Mögen sie die Seelen der Geizigen anfunkeln und anfeinden, und ihr starrer Glanz ihnen ihr nutzloses, unbarmherziges Leben äffend vor Augen halten!““

„„Still hier!““ gebot der Tod. — Ich sah mich um, und siehe! eine helle, leuchtende Erscheinung stand neben ihm, Haupt und Kinn von strahlenden Locken umflossen. Mit einer Glockenstimme sprach sie zu ihm:

„„Du, der Allweisheit ernster Knecht, lässest irdischen Athem wehen in Deinen reinen Hallen, und bewirthest mit Fleischesduft die Verklärten, welche kommen, nach dem süßen Erlösungsblut zu fragen?““

„Der Tod entgegnete: „„Soll ich allein in Staub und Moder wühlen, und die Verklär-

ten wollen vergeſſen, daß ſie daraus hervergingen? Sind Euch dürre Sehnen mit Spuren aller Laſt und Tagesnoth zuwider? Verkennt Ihr die trägen Züge unſäglicher Geduld im Antlitz dieſes Erdenſohnes? Auch er liebte und litt, und achtete nicht des Leides, denn er liebte! Wohl rühme man die Geduld der Engel, denn ſie ſind im Lichte. Wohl rühme man den Sieg gottbegeiſterter Märtyrer; aber ſie waren gottbegeiſtert, darum mochten ſie Menſchenmögliches dulden. Dieſer Arme aber, der in der Finſterniß und ſonder Gottbegeiſterung den zähen Kampf des Lebens täglich und ſtündlich in Geduld und Liebe fortkämpfte, ſoll Wonne fühlen, ehe ich ihn reich und glücklich mache.““ —

„Da ich den Tod zu dem Verklärten alſo von mir reden hörte, faßte mich ein unendliches Entzücken; die Eingeweide kehrten ſich mir vor Freuden um und jauchzten, und ſiehe! da nickte der hohle Schädel eines Gerippes mir zu, denn wie ich glaube, war es nicht der Tod, ſondern das Gerippe einer Säule. Es ſprach: „„Du lebſt irdiſch und in Fleiſch und Bein, darum ziemt Dir ſolches Entzücken nicht!““

„Den Tod aber hörte ich zu dem Verklärten ſagen: „„Dieſer armſelige Sterbliche hat es gewagt, mich zu ſchelten und zu verachten, und hat der Haut ſich gerühmt, in der ſein Gebein ſteckt. Darum will ich mich heut' ihm offenbaren; ich will's! und habe meinen Willen! Er ſoll heute noch ſeine Haut verachten lernen, oder ich will nicht Tod heißen!““

„„So thu' Deine Pflicht!““ ſprach die glänzende Erſcheinung. — Und der Tod ſchwang ſeine Hippe — da ließ ſich Geläut' hören; es war aber, als hallten alle Glocken der ganzen Welt. Die Luft bebte von überſchwenglichen Klängen und Tonreichthum, das berauſchte Ohr trank nur heraus, was ihm das Süßeſte dünkte, und alle Gewölbe füllten ſich mit leuchtenden Erſcheinungen. — O wie beſchreibe ich, was ich da ſah und hörte! Denn ich ſah nicht mit Augen; mein ganzer Leib war Auge, und erblindete nicht von dem Lichte, viel ſchärfer, wie die Mittagsſonne. Ich hörte nicht mit Ohren; mein ganzer Leib war Ohr, und die Tonfluth gewaltiger wie Donner, betäubte nicht, ſie lockte und

verzückte, als wollte sie mich zur Wonnethräne wandeln."

„Der Tod ließ seine Sense sinken — da erschienen mancherlei Gestalten: blöde und finster. Es waren die zur Stunde Verschiedenen, und seine mächtige Sense hatte sie vom letzten Kampfe erlöst. Sie gebehrdeten sich ängstlich, blickten wild und hoben die Arme und schlugen die Hände zusammen, als müsse etwas Entsetzliches und Unerhörtes geschehen. Dabei hatte ihr Wesen etwas Täppisches, ja, wenn ich sagen darf, Komisches, denn — war es nur Einbildung oder schaute ich wahrhaft — die Verklärten lächelten gar himmlisch über sie. — Und ein neues Licht füllte die Wölbung, ein viel helleres noch, denn seine Strahlen sah ich deutlich das frühere Licht durchblitzen, und heller und schimmernder ward es, je mehr ich verzückten Herzens hineinschaute. Zuletzt sah ich den Erlöser mit dem Kreuz und der rothbrennenden Wunde. Wohin dieß Licht fiel, beruhigten sich die Gestalten und fingen an zu lächeln. Eine dieser Gestalten kannte ich; es war der neunzigjährige

Klosterhirte, dessen zitternde Hände immer noch nach den Bändern seines Wammses suchten, um damit zu spielen, als wisse er nicht, daß er bereits gestorben war. Da traf auch seine blinden Augen ein Strahl, und siehe! er wendete sich zu dem Wunderlichte. Ich aber hielt mich nicht länger und rief aus voller Brust: „„Selig sind die Geistlicharmen! Selig sind die Geistlicharmen!““

„Der Tod aber winkte abwehrend, und plötzlich, aber sanft umfing mich Bewußtlosigkeit. — Wie ich aus vollem Leben, Licht und Wonne so jäh und ohne Fühlen und Wissen in Nacht und Nichtsein erlöschen konnte, weiß ich nicht. Aber es begeben sich Dinge mit uns, und wir erleben sie ohne Fühlen und Wissen, so daß wir sie nicht erleben.“

„Ich schlug die Augen auf — da befand ich mich in meiner Hütte und lag auf der Streu. Die Morgensonne schien so hell ins Fenster, als habe sie mich zu einem schönen Feste geweckt. Meine Kinder waren schon munter; auf ihren Wangen blühte Gesundheit, in ihren Augen

blitzte Leben, und jubelnd begrüßten ſie mein Erwachen, um nun ihre lärmenden Spiele zu beginnen.“

„„Nachtſchwärmer!““ lächelte mein Weib, und ward gleich wieder ernſt. „„Wo biſt Du geweſen mit dem Furchtbaren? Wann biſt Du nach Haus gekommen? Wie haſt Du die Thür von außen aufzuriegeln vermocht? Wo haſt Du den großen Haufen ſchöner ſaftiger Kräuter her? Iſt es doch, als dufte Leben und Geſundheit daraus! Sie halten die Luft ſo rein! Sollte man denken, daß vierzehn Menſchen, eng wie es iſt, hier übernachtet haben? Ich athme ſo leicht, ich fühle mich ſo geſtärkt und wohl; die Kinder alle ſind munterer als je, und es hat mir nie ſo gut hier gefallen.““

„Beim Anblick des großen Kräuterhaufens ſchrie ich laut vor Freuden auf; denn, in der That! ich glaubte ſchon, nur geträumt zu haben.“

„„Was iſt Dir?““ fragte mein Weib.

„„Weiß ich es ſelbſt? Oder weiß ich eine Deiner vielen Fragen zu beantworten, wie ich

hierhergekommen bin? wie ich den Riegel geöffnet? Jener Geiſt, mit dem ich von Dir ging, hat mich lebendigen Leibes hierher verzückt.""

„„Wir haben auch ſchon Beſuch gehabt,"" fuhr mein Weib fort. „„Nur wollte ich Dich nicht wecken, weil Du ſo feſt ſchliefſt. Die alte Sabine war hier. Ihr Vater iſt todt. Er ſtarb gerade nach Mitternacht. Nun iſt die alte Sabine zwar einer großen Laſt überhoben, der kindiſche Alte hat ihr viel zu ſchaffen gemacht, aber ſie hatte ihn lieb, und er iſt ſo ſanft verſchieden, ein Seufzer, und er war todt, eh' er's ſelber wußte. Die arme alte Sabine! nun hat ſie keinen Menſchen auf der Welt, der ihr angeht. Und nicht einmal klagen kann ſie; wer achtet der Thränen einer alten Bettlerin. Man reicht ihr ein Almoſen, und ſie muß weitergehen. Da iſt ſie denn zu uns gekommen. Von uns hat ſie nie etwas erhalten, und will auch künftig nichts, als nur ſich ausweinen und ausklagen; denn man kann ſein Leid ja nicht ganz in der Stille verſchlucken.""

„So hatte ich denn ein Zeugniß und Unterpfand für die Glaubwürdigkeit meines Geſichts,

und mein Entſchluß ſtand feſt: auf jedes Wort meines bleichen Gevatters felſenfeſt zu bauen. Wohl Jedem, der dieſen Rathgeber hört! — Zu meinem Weibe ſagte ich: „„Die arme alte Sabine! Wir müſſen für ſie ſorgen; ſie hat ihren Vater geliebt, und keine Liebe bleibt unbelohnt!““

„„Wir? Sorgen für Sie?““ fragte mein Weib. „„Wir nagen ja ſelbſt am Hungertuche!““

„„Das hat die längſte Zeit gedauert!““

„„Ich ſehe nicht, woher der Ueberfluß kommen ſoll!““

„„Mein Kind!““ ſprach ich, „„wir ſehen gar wenig. Das Auge iſt ein gar unedler Sinn. Was bleibt dem Auge, wenn wir ſterben? Am längſten die Knochen, die nach Jahren erſt in Staub und Moder zerfallen. Und dieſe Geſtalt, dieſe Gliederpracht, wie noch kein Bildner Sinnreicheres und Edleres erfunden. Was wird daraus? „„„Kriechendes Gewürm!““„ ſagt das Auge. Immer noch Leben. Aber das Auge ſagt mehr, als es ſieht; denn es ſieht nur kriechen, und weiß ſchon nicht,

was Leben iſt. Und von dem Geiſte in uns, von den Gedanken, von der Liebe ſieht das Auge nichts. — Ich aber ſage: es giebt ein inneres Auge, und der Tod iſt mehr, als ein kahles Gerippe. Ich weiß auch: der ſelige alte Kloſterhirt hat Gnade vor Gott gefunden. Und die Zeit wird kommen, wo uns geholfen wird, daß wir Anderen helfen mögen.“ “

„Hiermit nahm ich meine Axt und ging in den Wald, um mein Tagewerk da wieder zu beginnen, wo ich geſtern es gelaſſen. Denn ich wußte keine Kranken weit und breit, und für die erſte Noth ſchützte uns der Taufſchilling, den der Pfarrer mir erlaſſen.“

„Aber die Zeit ging hin und nahm unſern letzten Heller mit; und wurde im Dorfe Jemand krank, ſo verlachte er mich mit meinen Kräutern, und erzählte ich meine Geſchichte, ſo hieß ich ein Lügner oder Träumer. Darüber verſäumte ich nur meine Arbeit. Zwar vertröſtete ich die Meinen, ſo gut ich konnte; allein die Noth iſt ein zudringlicher Gaſt, der ſich nicht abweiſen läßt.“

„Zuerſt gedachte ich des Pfarrers wieder; ich glaubte an ſeine Aenderung, die er dem Ge-

vatter gegenüber so feierlich gelobt, und wo er so ganz erfüllt von guten Vorsätzen und edlem Wollen war. Doch wer nicht ruhig und gelassen dem Tod ins Antlitz schaut; wen das Ewige nur überrascht und reizt, an dem übt das Leben bald auch eine einschläfernde Macht, und er gehört seinen Gewohnheiten und der Alltäglichkeit wieder."

„Zwar empfing mich der Pfarrer freundlich und hörte meine Geschichte an, doch nur um mich auf morgen und übermorgen zu vertrösten. Ich aber sagte: „„Warten kann ich nicht; und wer gleich giebt, giebt vielfach!"" — worauf er mich gehen hieß; denn um meinetwillen könne er die Pflichten seines Amtes nicht versäumen."

„Zum Glück hörte ich noch denselben Tag, daß ein vornehmer Prälat auf Burg Waldeck eingesprochen sei und dermaßen am Zirplein leide, daß er an kein Weiterreisen denken könne. — Sogleich machte ich mich auf den Weg mit einem Fläschchen meines Kräutersafts, und ließ mich bei seiner Hochwürden als Arzt melden."

„Der hochwürdige Herr blickte ein wenig mißtrauisch auf meinen ärmlichen Anzug; ich aber

ſagte ihm: „„Nur Charletans ſtolziren in goldgeſticktem Gewande einher; denn weil ihre Kuren kein Aufſehen machen, ſollen's ihre Kleider. — So wahr aber meine Kleider ſchlecht ſind, ſo gewiß iſt mein Trank wunderwirkend, oder ich begehre keine Zahlung.““

„„Was aber begehrſt Du, wenn er wirkt?““ fragte der geiſtliche Herr.

„„Zehn Goldſtücke und daß Ihr meine Beichte hört.“

„„Sei es um die Beichte. Aber Du begehſt eine große Sünde, mein Sohn, einen hohen Diener der Kirche ſo unverſchämt zu übertheuern! Zehn Goldſtücke für einen einzigen Trank iſt unerhört!““

„„Hochwürdiger Herr!““ fragte ich, „„iſt es nicht zehnmal ſoviel werth, eine Krankheit verlieren, als ſie ſich zuziehen?““

„„Allerdings, mein Sohn!““

„„Wohlan, hochwürdiger Herr!““ ſo denkt an alle ſeinen Weine und leckern Speiſen, deren unmäßiger Genuß Euer Uebel verurſacht hat und die Euch mehr denn hundert Goldſtücke

kosteten, daß ich meine Kur gut und gern auf tausend Goldstücke anschlagen mag.""

„„Du hast da eine wunderliche Taxe, mein Sohn!"" sagten seine Hochwürden, und hiermit fing er so herzlich zu lachen an, daß der Sessel unter ihm bebte. — Plötzlich aber schrie er laut auf, verzog seine Mienen gar jämmerlich und hatte einen so heftigen Anfall vom Zirplein, daß er sich vor Schmerz nicht zu lassen wußte."

„„Her Deinen Trank!"" schrie er. „„O weh! o weh! Ich will ihn mit Gold aufwägen! Gieb, und wär' es Gift. O weh! was zögerst Du? Gieb und fahr' zur Hölle!""

„Ich hatte kaum Zeit, mein Fläschchen zu enthüllen. Da aber erstaunte ich selbst ob der Wirkung meines Heilmittels, welches ich zum ersten Mal erprobte; seine Hochwürden bekamen freilich eine tüchtige Dosis. Und ein Schauer rieselte durch seinen wohlgenährten Leib. Er stöhnte zweimal laut und mächtig auf. „„Ha! das brennt, das packt. Bei allen himmlischen Heerschaaren! mir ist wohl. — Ohnmächtig ringt der Schmerz; er ist besiegt und muß wei-

chen, und ich ſage mit dem heidniſchen Philoſophen: Nil agis dolor!“ “ — Und er lächelte, leckte die Lippen und ſchmatzte. Seine Augen glänzten und verdrehten ſich, als ſähe er den Himmel offen. So blieb er eine Weile wie verzückt; dann ſchloſſen ſich ſeine Augen, ſein Kopf wankte und ſank auf die Bruſt nieder, und er fing laut und vernehmlich an zu ſchnarchen. Seine Diener brachten ihn zu Bette.“

„Der hochwürdige Herr ſchlief den ganzen Tag und die darauffolgende Nacht. So lange mußte ich warten und die Meinigen in Angſt und Sorge laſſen. — Aber er erwachte, fühlte ſich wie neugeboren und ließ mich rufen. Er überhäufte mich mit Segnungen upd Lobſprüchen, zahlte mir den verſprochenen Lohn und ſchenkte mir obendrein ſein Kreuz, was er vor der Bruſt trug und welches zwei Loth an reinem Golde wog.“

„Als ich mit dieſen Schätzen heimkehrte, gab es große Freude, und zum erſten Male nach langer Zeit feierten wir das Feſt, uns ſatt zu eſſen. Zwar hatten wir nur Brod und Früchte, denn im Dorfe war nichts Anderes vorhanden.

Es ſchmeckte uns aber ſo köſtlich, daß wir, gerührt von der Gottesgabe und aus frommer Dankbarkeit, das Gelübde thaten: Für Alltags keine andere Speiſe zu genießen. Nur Sonn- und Feſttags erlauben wir uns mäßige Abweichungen."

„Wir halten dieß Gelübde mit leichter Müh'! — Auch meine ich, es ziemt dem Arzte und iſt ſeiner durchaus würdig, ſelbſt ein Beiſpiel der Mäßigkeit zu ſein und ſein Auge der Lüſternheit zu entwöhnen; denn dieſes nützlichſte der Organe iſt nicht nur das trüglichſte, ſondern auch der eigentliche Sitz der Lüſternheit. Kein Blinder iſt je ein Schlemmer; der Gaumen iſt minder ſchuldig, wie das Auge; die Zähne und Kinnbacken mühen ſich nicht umſonſt, und ſelbſt der verwöhnte Magen ſcheut die Ueberfüllung."

„Meine Kur machte Aufſehen, und ich wurde weit und breit gerufen; man holte mich mit Roſſen und Geleit, und ich gewann mehr, als ich bedurfte. Allein ich wußte: der Ueberfluß gehört den Armen."

„An der Stelle meiner ſchlechten Hütte erhob ſich bald ein zierliches Häuschen; und meine

Kinder, die nunmehr ihre gehörige Nahrung hatten und beſſere Kleider trugen, wurden vollends ſchön und groß, daß mancher Wanderer ſtehen blieb, ſie zu betrachten, und mancher edle Herr ſein Roß anhielt, um nach der Gruppe von Engelchen zu fragen, die vor der Thür des Wunderdoktors ſpielten."

„So lebte ich eine Zeit lang ſtill und glücklich, als die Unheilkunde aus Deiner guten Stadt zu uns gelangte, und wie es an Aerzten fehle, aller Kranken und Wunden zu pflegen. Da faßte ich den Glauben an einen höheren Beruf und einen weiteren Wirkungskreis, als mein armes Dorf und die wenigen Klöſter und Burgen ringsum mir gewährten. Mit Weib und Kindern brach ich auf und langte hier an."

„Meine kühnſten Wünſche aber ahneten nicht, daß ich mein Heilmittel vor Deinen Augen erproben und durch eine glückliche Kur Deine Gnade gewinnen würde. So hat denn heut' die Stunde des mir geweiſſagten Glückes geſchlagen! — Aber jegliches Menſchen Schickſal iſt nur die Bilderſprache einer allgütigen Vorſehung, die mahnend und bedeutſam nur eine große Lehre

von der waltenden Ewigkeit wiederholt, und damit alle tausendfach gehäuften Widersprüche unserer hinfälligen Sterblichkeit löset. — Was habe ich heut' gethan, mein Glück zu verdienen? Was machte mich der Gnade eines großen Königs würdig? — Ich habe kein Werk des Segens verrichtet, sondern einen alten tausendjährigen Fluch vollzogen. Mit meiner Wundergabe war ich nur blindes Werkzeug einer höheren Fügung. — Zwar that ich klug und weise und beschämte Deine Aerzte; aber Deine Aerzte hatten Recht: kein Mensch konnte so lange in Schutt und Moder am Leben bleiben. Aber dieser konnte es. — Deine Aerzte hatten Recht, und tödtlich waren seine Verletzungen — nur Diesem waren sie es nicht. Und könnte, wie Du geboten, die Henkershand sein Leben enden, er würde diese Hand so überschwenglich segnen, als er wahnsinnig seinem Arzt und Helfer fluchte. Ja, mein König! mit dem Kraut, was für den Tod gewachsen ist, habe ich nur ihm, dem ewig wandernden, ewig büßenden Ahasveros, das Leben gefristet. So heißt das Wunder, das ich verrichtet."

Hier schloß Herr Berthold seine Geschichte,

und ein beifälliges Schweigen bekundete den günstigen Eindruck, welchen sie unter den vornehmen Zuhörern hervorgebracht. „Was mich betrifft," fügte ich meinem gnädigen Herrn hinzu, „so will ich wünschen, Euch nicht gelangweilt zu haben."

Prinz Heinrich versicherte, nie eine lehrreichere und wunderbarere Begebenheit vernommen zu haben, nur zweifelte er an der Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit derselben.

„Wohl möglich!" sagte ich, „daß gewisse, eng mit den Todtensteinern verschwägerte Geschlechter Recht haben, wenn sie behaupten, daß die Todtensteiner von jeher dermaßen von den Dominikanern verschwärzt und verlästert wurden, daß sie ihrerseits ebenfalls auf Wundersagen bedacht sein mußten, denn das Volk will keine vernünftige Ueberzeugung, sondern stets neue Wunder hören. So dachte aber meine hochselige Mutter nicht, und ebensowenig mein alter Ohm, Herr Theobald. Sie berufen sich auf urkundlich vielfach bestätigte Thatsachen, demnach Herr Berthold Günstling und Leibarzt Königs Christian des Weisen war, und dessen unzertrennlicher Freund

und Gefährte. Beide erreichten ein hohes Alter und waren frische und rüstige Greise. Und als Herr Berthold plötzlich starb, überlebte ihn sein königlicher Freund kaum acht Tage."

„Der Trank, der nur Königen und Thronerben verabreicht wird, hat bis heutigen Tages noch nie seiner Wirkung ermangelt. Und eine Schrift, bei jeder Phiole um ihre Echtheit zu verbürgen, besagt: daß, weil König Christian seinen Leibarzt, Herrn Berthold von Todtenstein, mit Gnaden, Ehren und Reichthümern überhäuft, namentlich aber, weil er dessen Söhne dem Großmarschall, Herrn Wolf von Uchtenhayn, dem berühmtesten damaligen Ritter, zur Erziehung und zum Unterricht in allen edlen Künsten übergeben — diese große königliche Huld Herrn Berthold vermocht, den ganzen Rest seiner Kräuter auf Phiolen zu ziehen, um, weil der König selbst schon so alt war, daß der Trank ihm nicht mehr anschlug, sie für dessen Nachkommen aufzubewahren. — Euer Königshaus rühmt sich einer gradlinigen Abstammung von Vater auf Sohn. — Indeß muß ich hier noch eine merkwürdige Familiensage hinzufügen, vorausgesetzt, gnädigster

Herr! daß Ihr die Wundergeschichten des Hauses Todtenstein nicht für ganz müßige und unglaubliche Erfindungen haltet."

Prinz Heinrich nickte gnädig, und ich begann:

„Eines Morgens fand man die Leiche des Herrn Berthold auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe am Rande einer frischgehöhlten Gruft. Er lag da wie schlafend, Augen und Mund geschlossen, die Hände gefaltet, auf Wangen und Lippen waren noch Spuren der Röthe."

„In der Nacht zuvor hatte die Ahnfrau einen Traum. Es war eine sehr einfache Frau und von Geburt eine Bäuerin, daß man nicht muthmaßen kann, sie hätte dergleichen erfunden." —

„Sie sah den gespenstischen Gevatter in seiner Höhle, just wie Herr Berthold sie beschrieben, und der kleine Mönch, welcher das Erdbeben prophezeiht und den Herr Berthold am Leben erhalten, kniete vor dem furchtbaren Gerippe und weinte und seufzte gar kläglich:

„„Wie lange noch sollen meine tausendjährigen Augen dieß Schauspiel des Staubes be-

trachten: wo ſchreiende Säuglinge ſtolze Patriarchen werden, wo Liebende zu dem Monde ſchmachten, als hätte die alte Welt noch keine Jugendtriebe ſeufzen hören, wo Menſchen ſich groß und unſterblich glauben, weil ihre Mitmenſchen elend, unbehülflich und dumm ſind; wo Könige ſtolz mit Gold ſich kränzen, und der Heiland duldend die Dornenkrone trug! Ich habe ſchon die Gaben alle, derweil meine Buße ſo alt iſt, wie das Heil. Und ich büße und predige, ich reiſe und heile. Wem aber nützt es? denn von dem Heile bereichern ſich nur die Pfaffen. Und was nützen mir auf Erden alle meine Gaben? „Ich habe die Weisheit und die Erkenntniß und den Glauben und die Heilkraft und das Wunderthun und die Weiſſagung und die Unterſcheidung der Geiſter, und ich rede alle Sprachen und lege ſie aus. Das ſchon iſt aus meinem Staub geworden! Ich trage das ewige Leben in mir, ich bedarf nur des Todes noch. Du, o Tod! biſt mein Erlöſer. In Jeſus Namen! Erlöſe! — erlöſe! — erlöſe!“ “

„Da trat Herr Berthold in die Grotte von Gebeinen. Er achtete des kleinen Mönchs wenig,

als ſei er öfter ſchon Zeuge ähnlicher Auftritte geweſen. Der Tod aber trat zu ihm und rief ſchrecklich: „„Laß den Gebeinen die vollen grünen Kränze, Du biſt der Gabe nicht mehr werth! Was Geiſterhand Dir anvertraut, haſt Du in menſchlicher Selbſtfreude dem Zufalle geweiht!““

„Herr Berthold ſprach: „„Ich habe dankbar gehandelt; der König hat mein Blut für ewige Zeiten geſegnet, darum bedachte ich ſeine Nachkommen.““

„„Für dieſe Leben!““ ſprach der Tod, „„nehme ich das Deine!““

„„Ich lebte gern noch!““ ſeufzte Herr Berthold. „„Ich kenne dieſe Welt vom finſtern Abgrund des Elends bis hinauf zum Glück und Glanz ſeines Gipfels, wo man ſie überſchaut. Und ſiehe! der Bedrängte holt ſich bei mir Raths und der Dürftige Hülfe. Ich pflege die Armen und heile die Kranken. Ritter und Geiſtliche tragen mir ihre Händel vor, und ich ſchlichte ſie. Edle Jünglinge lauſchen meiner Reden, und holde Frauen lohnen meine Scherze und meine Heiterkeit mit ſüßem Lächeln. Auch dieſe Erde iſt Gottes, und noch bin ich was nütze.““

„„Ich aber,““ sagte der Tod, „„bin unerbittlich!““

„„Und glaubst Du,““ sprach Ahasveros, „„jene Welt sei minder reich an Leben und Geschöpfen? Die Gotteswelt ist endlos, unendlich im Großen, unendlich im Kleinen, unendlich nach allen Richtungen hin, und die Ewigkeit verdient eine Ewigkeit zu sein. Der Taube aber sagt, Musik sei ein müßiges Spiel der Finger in den Saiten. Ebenso spricht der Blinde von der Kunst der Bildner, und der Thor von der Weisheit, deren jeglicher Zweig eine unendliche Welt ist. Die Ewigkeit kann mit dem Staube und die Erkenntniß mit der Dummheit sich nicht gemein machen. Du aber weißt, der Himmel hat sich geöffnet, und seine Boten flogen auf und nieder: — so erhebe Dich zur Seligkeit, Adamssohn! und jauchze ihr zu: „„„Ich werde sterben!““„

„„Bekehrt Euch einander,““ hohnlächelte der Tod, „„denn ich bin unerbittlich!““

„Herr Berthold sprach: „Ich weiß zu sterben; nur möchte ich einmal noch die Meinigen umarmen und segnen und vermahnen.““

„Der Tod aber ſprach zum dritten Male: „„Ich bin unerbittlich!““ — und ſeine Senſe klang. — Die Ahnfrau erwachte.“ —

„Halt' ein!“ rief hier der Prinz; „man muß davon nicht zu viel hören, es bringt auf wunderliche Gedanken.“

Er hatte ſeinen Sitz verlaſſen und ging mit großen Schritten auf und ab. Aber wie ſehr wir uns auch bemühten, von etwas Anderem zu reden, wir kamen immer wieder auf die Todtenſteiner zurück, und wie dieſes alte glorreiche Geſchlecht, ſo vielfach verſchwägert mit den edelſten Häuſern des Landes, ſo makellos treu ihren angeſtammten Fürſten (furchtbar mahnend an die Eitelkeit aller Erdengröße), — in dem letzten männlichen Sproßen, meinem alten Oheim Theobald, zu erlöſchen drohe.

„Und,“ fragte der Prinz, „Dein alter Oheim hauſt mutterſelig allein auf der großen öden Todtenburg?“

„Man nennt ihn einen böſen Zauberer,“ antwortete ich. „Die Mönche ſagen, daß ſchon der Urahnherr der Bertholds von Todtenſtein ein Bündniß mit dem Böſen geſchloſſen, und ſich

und seine Nachkommen für ewige Zeiten verschrieben; — und wie die Mährchen weiter heißen."

„So geht es!" sprach der Prinz. „Die Welt will immer Neues; und man vergißt des Guten und entstellt das Wahre, wenn es alt wird. — Wer aber erbt die Burg sammt den Ländereien nach Ableben des alten Theobald? Auch höre ich, daß Dein Oheim große Schätze besitzt."

„So ist's, gnädiger Herr! Die Schatzkammer wie die Rüstkammer suchen ihres Gleichen. Und was die tapfern Todtensteiner in Turnieren errungen, in Fehden erbeutet und von dem heiligen Grabe heimgebracht, wird sorgfältig dort aufgehoben. Es ist das Lieblingsgeschäft meines Oheims, diese Andenken an die Herrlichkeit seines Hauses wohlgeordnet zu erhalten und die Begebenheiten und Geschichten, die sich daran knüpfen, sorgfältig aufzuzeichnen. Diese unermeßlichen Reichthümer aber erbt zuerst die Tochter meines Oheims, das stille Fräulein. Die nächste Anwartschaft sodann habe ich; denn meine Mutter Klothilde, geborne von Berthold-

Todtenſtein, war die Schweſter des Herrn Theobald.“

Prinz Heinrich, der bisher auf- und abgegangen, blieb jetzt vor mir ſtehen, ſah mich ſcharf an und fragte: „Warum heiratheſt Du Deine Muhme nicht?“

„Aus Gründen, gnädigſter Herr. Erſtlich will ſie mich nicht und hat mir einen Korb gegeben —“

„Zweitens,“ unterbrach mich der Prinz — „iſt ſie alt und — drittens iſt ſie häßlich!“

„Nicht doch, gnädigſter Herr! Sie iſt die Tochter einer zweiten Ehe meines Oheims und zählt nur einige zwanzig Jahre. Und das uralte Sprichwort: „„ſchön wie eine Todtenſteinerin““, bewährt ſich vollkommen an meiner Muhme Camilla. — Die edlen Töchter aus dem Hauſe Todtenſtein ſind alle von ausgezeichneter Schönheit, und doch ſehen ſie einander nicht ähnlich, wie in ſo manchen Geſchlechtern Familienzüge auf alle Nachkommen ſich vererben. Es ſei denn, man ließe ihre Tugenden für eine Familienähnlichkeit gelten; denn gleichwie von den Söhnen dieſes glorreichen Hauſes kein Einziger den edlen

Stamm verunglimpfte, so zeichneten auch alle Töchter durch seltene Geistesgaben sich aus. Sie waren entweder überaus künstliche Stickerinnen, wie noch so manche Teppiche und Tapeten auf Burg Todtenstein dieß erhärten, die von so feinen Stoffen und trefflichen Seiden gearbeitet sind, daß sie Jahrhunderten trotzen und in frischen Farben wie neu prangen; oder sie hatten eine entzückende Stimme und sangen zur Harfe wie die Engel; oder Andere hatten einen weissagenden Geist und sahen die Zukunft in ihren Träumen. Wie man glaubt, ist es die überaus keusche und mäßige Lebensart, wozu der Ahnherr der Bertholds durch die strengsten Verordnungen seine Nachkommen verpflichtet, welche, zumal bei den Jungfrauen, so erstaunliche Eigenschaften erzeugte. — Mein schönes Mühmchen Camilla hat die letztere Eigenschaft, sie schaut in Träumen, und selten hört man sie sprechen; auch verkündet sie nicht, was ihr Geist, befreit von irdischen Banden, wahrnimmt; doch ihre Vorkehrungen und Anstalten beweisen stets die Wahrhaftigkeit ihres innern Gesichts, und Jeder, selbst Herr Theobald, willfahrt ihr ehrfürchtig und unbedingt,

ohne ſie zu begreifen. Deßhalb nennt man ſie das ſtille Fräulein. Es iſt ſolch reinen hochbegabten Weſen nicht zu verargen, wenn ſie ungern Zwieſprache pflegen. Sie verſtehen die geheimnißvolle Bilder- und Zeichenſprache des Traums, und unſereins die ſonnenhelle Wirklichkeit — da kann man ſich denn freilich nicht verſtehen und verſtändigen."

„Fürchteſt Du aber nicht," fragte mich der Prinz, „daß ſich ein Anderer um ſie bewirbt und die reichen Erbgüter Deinem Geſchlechte entgehen?"

„Dafür laß ich die Dominikaner ſorgen, welche meinen Oheim als warnendes Exempel gehörig aufſtellen, daß Niemand in Verſuchung kommen mag, ſein Seelenheil durch eine ſo ketzeriſche Verbindung zu gefährden."

Prinz Heinrich war von Neuem nachdenklich und ſchweigſam geworden, maß wieder mit großen Schritten ſein Gemach, ſtellte ſich wieder vor mich, blickte mich ernſt an und ſagte:

„Willſt Du meiner Gnade nicht für immer verluſtig ſein, ſo verſchweigſt Du, in jedem Falle und es möge ſich ereignen, was da wolle, All'

und Jeglichem und dem König, meinem Vater, selbst, wohin ich morgen gehe. — Gute Nacht!" —

Er begab sich in seine innersten Gemächer.

Noch vor Sonnenaufgang war er zur Reise gerüstet. Er hatte ein eigenhändiges Schreiben an Herrn Theobald abgefaßt und wollte es selbst überbringen, in einfachem Aufzuge, ohne Gefolge, gleichwie ein Bote.

Er zeigte mir das Schreiben, und ich fragte: „Wollt Ihr etwa die Sehergabe meines schönen Mühmchens auf die Probe stellen?"

Ueber diesen unverzeihlichen Vorwitz runzelte mein gnädiger Herr die Stirn und wandte einige harte Worte an mich. Bald darauf aber lächelte er wieder. „Hör', Greifenberg!" sagte er, „ich darf Dir nicht zürnen, denn ich habe nur den einzigen Freund und — brauche ihn. Du begreifst wohl, daß meine Reise geheim bleiben muß; denn der weisen und gottesfürchtigen Leute sind viel, die, wüßten sie darum, den König, vor

meiner Heimkehr, bewegen würden, lieber zu ſterben, als durch einen Zaubertrank aus der Todtenburg ſeine Seele zu gefährden. Ebenſowenig mag ich mich dießmal auf die Verſchwiegenheit eines Stallknechts verlaſſen. Ich nehme keines meiner Roſſe, das könnte auf Muthmaßungen führen; Du aber haſt mein Vertrauen, ſei auch mein Stallknecht. Gehe hin und ſattle mir Deinen ſchnellſten Gaul, und führe ihn ſelbſt mir in den Hof. Aber raſch, bevor Jemand erwacht!“

Ich eilte, den Befehl meines gnädigen Herrn zu vollziehen, und es gelang ihm, unbemerkt der Stadt zu entkommen.

Die Nacht war ſchon angebrochen, als Prinz Heinrich das Dorf am Fuße der Klippe, auf welcher der Todtenſtein die Gegend beherrſcht, erreichte. Seltſame Gefühle regten ſich in der Bruſt des ſtolzen jungen Reiters. Dieß war der Boden, wo der Ahnherr der edlen Todtenſteiner

in Armuth und Kummer gelebt. Eben den Weg, den er hinanritt, hatte er an der Seite des geſpenſtiſchen Gevatters zurückgelegt. Dort war der Friedhof, dort das roſtige Gitter, deſſen die Sage gedenkt, und Kreuze und Leichenſteine ſchimmerten hindurch, wie damals. Wie damals war es ſtill und dunkel, und der Mond ſtand links neben der Kirchthurmſpitze, als gedächte auch er der Wunderſage, und ſchaute hernieder mit Wohlgefallen auf den Boden, über den Jahrhunderte dahingezogen.

Dem jungen Reiter ward's immer wunderſamer zu Herzen; bald war ihm, als ſchwebe der geſpenſtiſche Gevatter ihm leiſe zur Seite, bald regte ſich in ihm ein ſeltſames Entzücken, eine Sehnſucht nach etwas Unbegreiflichem, Niegeahnetem, das ihn ſüß und ſchauerlich anzog, und auf ſeinen Lippen ſchwebte dann wohl der Name Camilla.

Er hielt vor der Todtenburg; die Fenſter waren hell, und Schatten ſchwebten an den Vorhängen hin. Eben wollte er ſein Silberhorn an den Mund ſetzen; aber die Thore öffneten ſich, die Zugbrücke ſank, und in der Halle ſtanden

mehrere Diener, die ihm Zaum und Zügel hielten, vom Roß halfen, ſein Gepäck abſchnallten und in ein Zimmer führten, wo Alles zu ſeinem Empfang bereitet war, als wäre er längſt erwartet.

Der Todtenſteiner empfing den unbekannten Gaſt im glänzenden Ritterſaal. Er war ein hoher Greis. Sein Haupt, mit dichten Silberlocken geſchmückt, trug er ſtolz empor. Auf ſeinen Wangen blühte noch die Röthe der Geſundheit, ungeachtet der Furchen des Alters, und aus ſeinen großen blauen Augen blitzte Lebenskraft.

Er entfaltete und las das Schreiben, während Prinz Heinrich im weichen Seſſel am lodernden Kamin die Koſtbarkeiten bewunderte, welche den Saal verſchwenderiſch zierten: den reichen Schenktiſch mit den großen ſilbernen Schüſſeln und hohen goldenen Pokalen; die herrlich prangenden Tapeten und das goldene Schnitzwerk, womit ſie umgeben waren. Beſonders feſſelte ſeine Blicke eine große Stickerei ihm gegenüber an der Wand. Es war die Taufe des Euthanaſius von Berthold-Todtenſtein, und alle Figuren in Lebensgröße. Das rieſige Skelett hielt das

ernſte Knäblein über dem Becken, daneben ſtanden andächtig der Ahnherr und die Ahnfrau, und volles Licht fiel auf die ſchauerlich-fromme Gruppe. Der Prieſter und Sakriſtan, in langen Mänteln, waren gegen das Licht gewendet und bildeten große ſchwarze Schatten. Der matterleuchtete Hintergrund zeigte die ärmliche Hütte und das Strohlager, auf welchem die Kinder jugendlich feſt ſchliefen, während die heilige Handlung ſich im vollen Lichte begiebt.

Prinz Heinrich bewunderte die Friſche der Farben, die Wirkung und Vertheilung des Lichts, die Lebendigkeit der Geſtalten und endlich auch die kunſtreiche Arbeit, denn nirgends ſah man eine Maſche oder Faden, Alles war da, und man begriff nicht, wie es hervorgebracht. Eine Inſchrift lehrte, daß drei edle Töchter des Hauſes Todtenſtein ihr Leben lang an dieſem Teppich gewirkt. „Welche Geduld, welche Liebe zu den Ahnen, gepaart mit ſo ſeltener Kunſtfertigkeit!“ dachte der Prinz, und ungern ſah er ſich in dieſen Betrachtungen durch Herrn Theobald unterbrochen, der, das Schreiben zuſammenlegend, anhub:

„Seid nochmals hier willkommen, edler Herr! und wisset, bedeutungsvoll und verhängnißreich ist Eure Sendung und gemahnt mich wie ein Schicksalswink, mein graues Haupt bereit zu halten für die Gruft meiner Ahnen! — Ihr wundert Euch! — Vernehmt denn: dieß Schreiben meldet mir, wie ein schleichendes Fieber dem Leben meines Königs und Herrn droht, und sein edler Sohn, der Thronerbe Heinrich, wendet sich in gnädigen Worten an mich um eine Phiole des Wundertranks, den mein Urahnherr bereitet. Laut dessen Verordnung aber nur unseren Königen und Thronerben dieser Trank gereicht werden darf, und nicht einmal den Söhnen unseres Hauses. — Es bewahrt aber meine Schatzkammer nur noch eine solche Phiole — die letzte — und dieses Schreiben fordert sie mir ab, mir, dem letzten, achtzigjährigen Todtenritter. So geht der Wundertrank denn mit dem Namen aus, und ich nehme in Demuth den Wink einer höheren Macht entgegen. Gottes Wille geschehe. Ich werde bereit sein."

Er schwieg in trüben Gedanken versunken — da öffneten sich nach einer Weile die hohen Flügel-

thüren, und eine kleine, runde, wohlgeschmückte Tafel ward hereingetragen. Herr Theobald schien befremdet über den Blumenreichthum, der sie schmückte, und in Guirlanden um die Leuchter, in Sträußen auf zierlichen Vasen und in Kränzen um die Schüsseln prangte. Camilla zog die Blumen selbst, die unter ihren Händen wunderbar gedeihten, und hielt viel darauf. Aufmerksamer betrachtete Herr Theobald seinen jungen Gast, denn Camilla hatte ihren ganzen Blumenschatz verschwendet. Die Diener hoben jetzt die schweren Deckel von den silbernen Schüsseln, in welchen die auserlesensten Gerichte dampften und dufteten. Prinz Heinrich war seinerseits auch befremdet, denn eine kostbarere Bewirthung hätte er sich nicht versprechen können, und wäre seine Ankunft auch üblicherweise gemeldet worden. — Vorläufig aber wirkte der liebliche Duft und der herrliche Anblick der Tafel so einladend und verlockend, daß er das gebührende Erstaunen über alle Herrlichkeiten und Wunder der Todtenburg auf gelegnere Zeit hinausschob und unbedingt der Einladung des Herrn Theobald folgte, sich der Erfrischungen zu bedienen.

Er hatte aber kaum den ersten Heißhunger gestillt, als von Neuem die Flügelthür sich öffnete und lautlos, man vernahm nur das Rauschen der Gewänder, eine Jungfrau erschien, in weißen langen Kleidern; in den lichtbraunen Locken trug sie ein künstlich gearbeitetes Diadem, wie einen Myrtenkranz. Große Smaragde bildeten die Blätter und herrlich geschliffene Diamanten blitzten als Blüthen. Eine Perlenschnure umgab vielfach den stolzen Hals, der aus demselben Stoff geformt schien. Ihr Gürtel bestand aus Rubinen von unschätzbarem Werthe, und lange Schnuren kleiner Perlen umgaben die nackten Arme, die reizend sich in den luftigen Aermelhüllen regten.

Forschend betrachtete der Burgherr die strahlende Gestalt; der Prinz war hingerissen von der Erscheinung, die sich nahte und leicht wie ein Seraph auf ein Knie sich niederließ und erhob. Dann nahm sie ihm seinen Becher, um ihn am Schenktisch gegen einen kleinen goldenen zu vertauschen. Aber im Kelche desselben war das königliche Wappen eingegraben, und auf dem Deckel prangte die Königskrone. Es war der Mundbecher

eines alten Königs, der auf dem Todtenstein übernachtet und als Gastgeschenk ihn dagelassen hatte. Seitdem hatte keine Lippe ihn berührt; ein Heiligthum und Ehrenschmuck, prangte er mitten auf dem Schenktische.

Als Herr Theobald sah, daß Camilla diesen Becher vor den Prinzen hinstellte, blieb ihm kein Zweifel mehr über seinen hohen Gast, und nun ließ er sich ebenfalls auf ein Knie nieder, indem er sprach: „Jetzt erst weiß ich, welch' große Ehre mir widerfährt, und daß der Sohn des Königs, Prinz Heinrich der Thronerbe, geruhet, ein Gast auf meiner Burg zu sein." —

Schweigend und zerstreut reichte ihm der Prinz die Hand, denn er wandte sein Auge nicht von Camilla, die sich auch an den Tisch setzte. Sie, wie der Burgherr, genossen nur einige Schnitte Brod, und tauchten sie in Wein, mit Wasser stark gemischt. So brachte es die Sitte des Hauses mit sich; denn kein Berthold trinkt Wein, es sei denn aus geweihtem Kelche.

Es ging still her. Der Prinz konnte sich nicht satt sehen an den edlen und reizenden Formen der Jungfrau. Er bewunderte den Glanz

ihrer Augen, wenn sie den Blick aus langen Wimpern zu ihm erhob und, zufrieden mit seiner Huldigung, ihn senkte, während ein leises Lächeln die rosigen Lippen umspielte. Er glaubte nie eine so zarte, weiße Haut gesehen zu haben, welche nur der Schmuck eines so reinen, hochbegabten Wesens sein konnte. Auch ihre zarten Wangen waren fast ohne Roth, was den Reiz nur mehrte. Ihre stille Würde, die wenige karge Speise, die sie zu sich nahm, vollendeten den Zauber. Der königliche Jüngling fühlte sich wie unwerth solcher Nähe, und die kostbaren Speisen, welche man lediglich ihm vorsetzte, kränkten ihn, als zeihten sie ihn einer schmachwürdigen Völlerei.

Camilla hatte ihr Mahl bald vollendet; sie erhob sich, beugte noch einmal leicht das Knie und wandte sich zur Thür.

„Camilla," rief der Burgherr, „bleib' unserm hohen Gast zu Ehren!"

Sie antwortete mit einem leisen Kopfschütteln und ging.

Der Prinz blickte so starr nach der Thür, als sähe er sie noch immer. Er war wie geblendet von der glänzenden Erscheinung, und als er

sich besann, wandte er sich beglückt und stolz zu Herrn Theobald und sprach: „Wer liebt, liebt auf den ersten Blick!“

„Wie meint Ihr das, mein Prinz?“ fragte Herr Theobald ernstlich. „Leidenschaft und Uebereilung geben sich häufig für Liebe aus.“

„Ihr sprecht ein hartes Wort!“ entgegnete der Prinz. „Liebe ist Werk der Ewigkeit oder der Allgüte; sie berühren uns beide und erklären uns eine selige Bestimmung. — Ihr aber nanntet mein Eintreffen auf Eurer Burg bedeutungsvoll und verhängnißreich. Wißt aber, ich komme nicht nur, um die letzte Phiole aus Eurer Schatzkammer zu holen, sondern um Euer Wappen, bevor es mit Euch in die Gruft getragen wird, mit dem meinen unter der Königskrone zu vereinen. Ja, ehrwürdiger Herr! den Vater zu nennen all' mein Wünschen ist. Ich liebe Camilla, und dieß, ich fühl's, ist die höchste Wahrheit in mir. Eurem künftigen Herrn und König dürft Ihr sein Lebensglück nicht vorenthalten.“

Mit Würde entgegnete der Greis: „Mein hoher Herr! Euer Antrag ist mir eine Ehre, dergleichen keiner meiner Ahnen sich zu rühmen

hatte, und mein achtzigjähriges Leben gilt nur noch dem glorreichen Andenken meines Hauses. Ich weihe alle Zeit und Mühe den Schriften, die es der Nachwelt übergeben sollen. Urtheilt nun selbst, welch Glück Ihr mir bietet, und wie dieß meine kühnsten Träume überfliegt. Wissen aber müßt Ihr, daß ich mich aller väterlichen Gewalt über meine Tochter begeben, der ein Geist innewohnt, erhaben über menschliche Weisheit, und wie keine Todtensteinerin in dem Grade je ihn besessen. Tägliche Erfahrungen belehren mich, wie untrüglich sie schaut. Sie schützt mich vor Unfällen, bewahrt mich vor Schaden, sie bringt mir, was ich bedarf, eh' ich's fordere, manchmal eh' ich selber weiß, daß ich es gebrauchen werde. Auch Eure Ankunft hat sie vorausgesehen und Alles bereitet, ohne mir ein Wort zu sagen. Sie kannte Euch, ohne Euch je gesehen zu haben, das bezeugt der Becher, das Ehrengeschenk eines Eurer Väter — —"

Plötzlich hielt er inne, wiegte nachdenkend sein Silberhaupt, dann fuhr er fort: „Ja, wenn ich Camilla recht verstanden, darf ich in ihrem Namen „„ja!"" sagen. Auch Eure

Wünsche hat sie vorausgesehen, und bejaht, eh' Ihr sie hegtet; denn bräutlich geschmückt erschien sie vor Euch. Das Diadem von Smaragden und Diamanten, sowie der Rubinengürtel dienen seit undenklichen Zeiten den Töchtern unsres Hauses als Brautschmuck."

Herr Theobald hatte Freudenthränen in den Augen. Der Prinz warf sich an seine Brust. „Ich wußte," rief er, „daß sie mein ist! Ich könnte eher an der Feste dieser Erde und des Himmelsgewölbes drüber zweifeln!" —

Nicht minder Erzählenswerthes ereignete sich inzwischen auf der Königsburg. Der König glaubte sich dem Tode nah und sandte nach seinen Söhnen, um ihnen seine letzten Verordnungen kund zu machen. Nur Prinz Philipp erschien, und der König, vermöge seiner argwöhnischen Gemüthsart, wollte in dem Ausbleiben des Prinzen Heinreich einen strafwürdigen Ungehorsam erblicken. Er ließ den Schloßhauptmann rufen und befahl

ihm, den Thronerben mit Güte oder Gewalt herbeizuschaffen. Auch der Schloßhauptmann kehrte unverrichteter Sache heim und meldete, der Prinz sei nirgends zu finden. Die Edlen und sämmtliche Umgebung des Königs wußten ebensowenig Auskunft zu geben. Und der König gerieth in heftigen Zorn, schalt die Edlen Verräther, die bei seinen Lebenszeiten es mit dem Thronerben hielten; seinen herrlichen Sohn aber nannte er einen Empörer, der das Ableben seines kranken Vaters nicht erwarten könne.

„Ei!" dachte ich, „es kann um den König so schlimm nicht stehen, so lange er noch den Muth hat, gebieterisch sich zu erboßen und zu schelten, was man sonst am Rande des Grabes verlernt." Wohlgemuth begab ich mich daher zu ihm, als er auch nach mir sandte.

Dennoch wankte ich in der vorgefaßten Meinung, als ich vor ihm stand. — Seit ich ihn nicht gesehen, hatte das Fieber alle Röthe von seinen Wangen gebeizt, seine Augen waren ungleich geöffnet, die blauen Lippen bedeckten kaum die wenigen Vorderzähne; er sprach mit heiserer

Stimme, und jedes Wort verrieth Unruhe und kränklichen Unwillen. Er unterwarf mich einem strengen Verhör, dem ich aber glücklich entging, indem ich meine Unwissenheit vorschützte. Aber in der Stadt und unter den Edlen herrschte große Unruhe. Es konnte sich Niemand erklären, was den Prinzen Heinrich in so wichtiger Zeit von dem Krankenbette des Königs und der Krone, seinem unbestrittenen Erbe, fern hielt. — Wo die Einsicht fehlt, behilft man sich mit Schlüssen und Deutungen, verfällt auf das Abentheuerlichste und Unglaublichste, und macht es sich erklärlich und glaublich. Man trug sich mit entsetzlichen Gerüchten herum. — —

Auch den frommen Bruder Bernhard steckten die allgemeinen Besorgnisse an. Er geißelte sich noch allnächtlich in der Dominikanerkapelle, und nur Prinz Philipp betete und kniete mit ihm. Allein einer Kasteiung sieht man leichter zu, als man sie ausübt, und Bruder Bernhard mochte der seinigen längst überdrüssig sein, da man weder im Himmel noch auf Erden seiner achtete. Um nun seine Buße auf glänzende Weise zu be-

ſchließen, und abermals der Held des Tages zu werden, fühlte er ſich zu einem neuen Gaukelſpiel aufgelegt.

Als die Glocke das Zeichen gab, und die Laienbrüder mit der Geißelung innehielten, das Blut trockneten und ihn wieder bekleideten, nahte ſich Prinz Philipp, wie gewöhnlich, dem Dulder, um den erſten, friſchen Segen zu empfangen. Dießmal aber verweigerte der fromme Bruder ſeinen Segen. „Königsſohn!“ ſprach er, „weiche von hinnen; die Heiligen verſchmähen Deine Andacht und Dein Gebet. Gehorſam iſt beſſer denn Opfer. Dein Vater ſtirbt; Dein Bruder iſt geſtorben; keine Dulderkrone, eine weltliche harret Deiner!“

Ich erfuhr dieß erſt am folgenden Morgen durch Graf Eberhard zu Hohenhorſt von der Klaue, der ſehr beſtürzt zu mir kam und mich fragte, was ich zu der Prophezeihung meine.

Unter ſolchen Umſtänden durfte ich das mir anbefohlene Stillſchweigen nicht ganz ſtrenge halten. Ich ſagte daher: „Der Thronerbe, Prinz Heinrich, iſt verreiſt; dieſen Abend aber wird er

zurückkehren und alle Räthsel lösen und alle Lügenprophezeihungen zu Schanden machen."

Hohenhorst entgegnete: „Ich weiß, der tolle Mönch spricht nicht im Geiste; ich fürchte sogar, er hat nicht einmal aus sich selbst gesprochen, sondern ganz andere Leute haben ihm diese Worte in den Mund gelegt. Nicht der König, auch nicht Prinz Philipp. — Der stille, bleiche Schwärmer ist nicht ehrgeizig. Aber die Dominikaner sind's und herrschsüchtig obendrein. Wie es scheint, seid Ihr, Herr Greifenberg, über den Prinzen Thronerben völlig beruhigt?"

„Ja, bei meinem Eid!"

So ist's ein unverzeihlicher Fehler, sich jetzt zu entfernen. Ja, in aller Ehrfurcht sei es gesagt: eine Thorheit, die sich nicht rechtfertigen läßt. Und diesen Fehler benutzen die Dominikaner. Etwas führen sie im Schilde, und es läßt sich denken, daß die Geistlichkeit lieber den schwachen, frömmelnden Philipp, wie den stolzen, ketzerischen Heinrich zum König will. Die Dominikaner pflegen mit ihren Absichten nicht so dreist und plump aufzutreten; sie spielen schlau und

zweideutig. Sie wollen jetzt einmal erproben, was König und Adel zu solch' einer Prophezeihung sagen, und das Volk an diesen Gedanken gewöhnen. Einen schlichten Mönch ist leicht Lügen zu strafen, und was fragt Bruder Bernhard nach der Peitsche und dem Kerker. Er wird dulden, wie ein Märtyrer."

„Gestrenger Herr Graf!" sagte ich, „Ihr redet weise; allein ich weiß, woran ich bin. Bruder Bernhard hat nur geträumt. Er träumte von einer Mütze, da der Kopf ihm fror, und die Mütze war eine Tiara. Heut' sagt jedes Kind: wenn der König stirbt und Prinz Heinrich todt ist, so wird Prinz Philipp König. Bruder Bernhard aber weiß das nicht eher, als bis er dem Prinzen Philipp die Krone auf den Kopf träumt; dann nennt er sich einen Propheten, denn ein Vieh weiß niemals, wie es zu einem Traum kommt."

Wir stritten noch lange hin und her, und Jeder behielt seine Meinung. Gelehrten ist gut predigen, aber Schlaue sind nicht zu bekehren.

Gegen Mittag ward ich wieder zum Könige gerufen. In den Vorzimmern befand sich Graf

Hohenhorſt nebſt mehreren hohen, angeſehenen Herren, um auf die Beſtrafung des falſchen Propheten zu dringen.

Den König fand ich ſehr leidend und hinfällig, auch empfing er mich nicht ſtreng und gebieteriſch, wie ich wohl erwartet; ein Beweis alſo, daß es ſchlimm um ihn ſtand, und die Abweſenheit ſeines Sohnes ihn tief bekümmerte. Prinz Philipp war um ihn und ſchien ſehr verdrießlich und finſter; als ich ihm meine Ehrfurcht bezeigen wollte, wandte er mir den Rücken zu.

„Graf Greifenberg!“ redete der König mich an; „es ſchmerzt mich ſehr, daß Ihr meinen Vaſallen größeres Vertrauen ſchenkt, als mir. Mein Sohn alſo iſt verreiſt und wird ſicher dieſen Abend zurückkehren?“

„So iſt's, mein König!“

„Wohin iſt er?“

„Eure Majeſtät gebiete über mein Leben und mein Eigenthum. Ein Anderes aber ſind die geheimen Angelegenheiten meines gnädigen Herrn, des Prinzen und Thronerben, dem ich dienen und gehorchen muß, zumal ich die gemeſ-

senſten Befehle habe, auch vor Eurer Majeſtät zu ſchweigen.“

Der König wollte zürnen, aber ſein Zorn ward zu einem Seufzer. „O ich leide ſehr, und man ſollte durch Trotz und Ungehorſam mein Leiden nicht mehren. — Ich werde dieſen Abend nicht erleben.“

„Erhalte Gott Eure Majeſtät!“ ſagte ich. „Sollte aber das Schlimmſte ſich ereignen: für dieſen traurigſten aller Fälle kann man von mir nur fordern, daß ich rede. Und das werde ich, da mein Schweigen unnütz wäre.“

Glücklicherweiſe ward in dieſem Augenblick der Abt des Dominikanerkloſters gemeldet, und hiermit das für mich ſo peinliche Geſpräch unterbrochen.

„Haſtig gebot der König, den Abt hereinzuführen, und er empfing den Eintretenden mit den Worten: „Hochwürdiger Herr! haltet Euch bereit, mir das Hinſcheiden von dieſer Welt zu erleichtern, und ſetzt Alles in den Stand dazu.“

Der Abt entgegnete: „Die Diener der

Kirche werden Eurer Majestät beistehen, sobald Ihr deren Dienste bedürft."

Der König fuhr fort: „Warum ist der Mönch mir noch nicht ausgeliefert, dessen gestriges Vergehen meine Ritter und meine Unterthanen in Unruhe versetzt?"

Der Abt schien betroffen: „Es ist das erste Wort, welches ich höre," sprach er, „daß Ew. Majestät seine Auslieferung verlangt, und Eurem Wunsch soll augenblicklich genügt werden, daß Ihr mit dem Unglückspropheten verfahren mögt, wie Euch beliebt."

„Habt Dank, hochwürdiger Herr! für Eure Willfährigkeit," sprach der König erfreut. — „Graf Greifenberg! Ihr habt es gehört. Meldet dieß meinen Rittern."

Ich ging, um mich dieses Auftrags zu entledigen. Kaum aber hatte ich ihn angebracht, als Prinz Philipp ins Vorzimmer trat, gefolgt vom Schloßhauptmann. Mit funkelnden Augen trat er zu Hohenhorst und sprach: „Herr Graf! im Namen des Königs verhafte ich Euch; Ihr folgt dem Schloßhauptmanne in den Thurm!"

„Darf ich wiſſen, weſſen man mich beſchuldigt?“ fragte jener.

„Nichts!“ hohnlächelte der Prinz. „Nichts! gar nichts! Außerordentliche Umſtände erfordern außerordentliche Vorſichtsmaßregeln. Ihr ſeid mein Vetter und habt nach mir die nächſte Anwartſchaft auf die Krone! Kehrt mein Bruder dieſen Abend zurück, ſo ſeid Ihr frei!“

Hohenhorſt beſann ſich nicht lange, überreichte trotzig ſeine Waffen und folgte dem Schloßhauptmann.

Der Prinz fuhr fort: „Ihr edlen Herrn! der König hat Euer Begehren erfüllt. Der Mönch wird ausgeliefert und beſtraft. Kehrt alſo ruhig heim!“ Zu mir ſich wendend, ſprach er:

„Ihr, Greifenberg! bleibt im Vorzimmer, bis der König Euch rufen läßt.“

Wir ſahen uns Alle betroffen an. War das der ſtille, bleiche Schwärmer? der Prinz ohne Ehrgeiz? — —

Lang genug ward mir die Zeit im Vorzimmer. Meine Sorge, die mich unterhielt, war, der König möchte sterben, bevor der Prinz hinzugekehrt. —

Ich beruhigte mich dennoch. Der Prinz hatte mir versprochen, am sechsten Tage spätestens zurück zu sein. In drei Tagen ließ sich der Weg nach dem Todtenstein mit Bequemlichkeit zurücklegen. Die Witterung war günstig, und Prinz Heinrich hatte meinen besten Jagdhengst.

Doch schon begann es zu dunkeln. Die Lampen wurden angezündet, und ich fing an, ernstliche Besorgnisse zu hegen.

Wir sind Alle sterblich, und wer bürgte mir, daß dem Prinzen kein Unglück zugestoßen? Wie konnte ich auch mit Zuversicht wissen, ob nicht Bruder Bernhard dennoch ein Prophet sei? Die Weissagung ist eine Gabe des Himmels, der nach seinem Ermessen darüber schaltet. Konnte es ihm nicht gefallen haben, einen Dummkopf damit zu begnadigen? Denn vor Gott sind wir Alle gleich. Propheten sind nicht allemal so reizend, wie mein schönes Mühmchen,

und auch nicht allemal die aufgeweckteſten und geſcheuteſten Leute. Die Zukunft in Träumen zu ſchauen, iſt die niedrigſte Sehergabe, und Thiere ſelbſt haben Vorahnungen. Hatte nicht Bruder Bernhard geträumt, Pabſt zu werden? Hatte der Traum nicht ſchon einen Schimmer von Wahrſcheinlichkeit gewonnen, und ſchien er nicht noch mehr gewinnen zu wollen?

Mit ſolchen Betrachtungen quälte ich mich. Darüber verging eine Stunde nach der anderen, und ich verlor eine Hoffnung nach der anderen.

Es ging ſtark auf Mitternacht, als Prinz Philipp weinend aus dem Krankenzimmer trat.

„Was iſt geſchehen, hoher Herr!“ fragte ich erſchrocken.

„Ach, Greifenberg!“ ſchluchzte er, „hättet Ihr das geſehen! Mein Vater mag ſeine Grillen und Launen haben, aber ſein Herz iſt edel und königlich.“

„Wer zweifelt daran?“

„So eben hat er mich geſegnet!“ — „„Ich war Dir nie ein gnädiger Vater!““

ſagte er. „„Die glänzenden Eigenſchaften Deines Bruders verdunkelten Dich in meinen Augen. Doch jetzt kenne ich Dich, denn im Tode iſt Wahrheit. — Sieh', wie ich leide! — Vergieb mir, mein Sohn! und ſchmähe mein Andenken nicht durch Erinnerungen an meine Härte und meinen Kaltſinn.““

Prinz Philipp weinte ſo heftig, daß ich faſt Mitleid mit ſeinem Schmerze empfand. Doch plötzlich trocknete er die Thränen, ſah mich ſtreng an und ſprach drohend:

„Mein Bruder iſt nicht heimgekehrt!“

Nun war's an mir zu weinen.

„Beruhige Dich, Greifenberg!“ ſprach der Prinz ſehr gnädig. „Ich weiß, Du liebteſt meinen Bruder. Den Todten iſt wohl! — Lerne nun, daß Gebet kein Gaukelſpiel, und Heiligkeit keine Thorheit iſt, und daß Propheten keine Unſchicklichkeiten begehen werden.“ — Er ſchwieg, richtete das Antlitz empor, verdrehte die Augen, als lauſche er auf eine Eingebung; dann ſprach er: „Gott hat mir die Krone verheißen durch den Mund eines ſeiner Heiligen.“

Mir ward bang' in ſeiner Näh'.

„Horch! horch!“ rief der Prinz und lauſchte mit aufgehobnem Zeigefinger.

„Was?“

„Es läutet vom Dom; der König hat das Abendmahl verlangt. Der Prior verläßt nun die Kirche.“

„Ich höre nichts!“

„Nichts? Horch!“

„Ihr täuſcht Euch, gnädiger Herr!“

„Willſt Du mich raſend machen?“ rief er heftig. — „Nichts? — Horch! — Nein! Gott im Himmel! wie iſt mir denn?“ Er lehnte ſich an einen Seſſel. —

Konnte meine Lage ſchauerlicher ſein? Mitternacht — drinnen ein ſterbender König — hier ein wahnſinniger Prinz. — und — mein gnädiger Herr, Prinz Heinrich? —

Endlich ſprach ich, um den Prinzen zu beruhigen: „Gnädigſter Herr! Gott hat Euch die Krone verheißen, wie Ihr ſagt; wenn das iſt, woher ſeid Ihr ſo aufgeregt? Gott hält Wort!“

„Wohin denn iſt mein Bruder?“ fragte er.

„Ich muß ſchweigen, bis er heimkehrt, oder ſo lange der König lebt.“

„Der König ſtirbt!“

„Noch lebt er!“

„Er liegt in den letzten Zügen!“

„Noch lebt er!“

„So komm' und ſieh'!“

„Mein theurer Herr! ich ſoll hier auf ſeinen Ruf warten; Ihr ſelbſt habt mir den Befehl überbracht!“

Der Prinz hatte meine Hand gefaßt. „Komm'! komm'! ſage ich Dir. Sieh' das königliche Marterbild. Es iſt zu wünſchen, daß Gott ſich ſeiner Leiden erbarme und ſie endet.“

Hiermit zog er mich zur Thür, die zu den Krankengemächern führte. Im ſelben Augenblicke öffnete ſich die Thür gegenüber. Prinz Philipp blickte zuerſt hin und rief: „Sein Geiſt!“ Ich ſah mich um und wollte vor Freuden närriſch werden. Es war mein vielgeliebter Prinz, mein gnädiger Herr Thronerbe. Ich lag zu ſeinen Füßen und weinte wie ein Kind.

„Lebt mein Vater?“ fragte er haſtig.

„Ja, eilt nur!“

„Bewach' die Thür!“ gebot er. „Niemand darf mir folgen.“

Prinz Philipp lag, einer Ohnmacht nah, im Seſſel. Er dauerte mich, aber ich mußte lachen. Der fromme Bruder Bernhard, der Dulder, der Märtyrer, der Heilige! — Was war um ſeinetwillen nicht Alles geſchehen? — Die Welt iſt und bleibt eine närriſche Welt, und es giebt Fälle, wo ein einziger Narr eine ganze Stadt voll verſtändiger Leute in ein Tollhaus umwandeln kann.

Prinz Philipp hatte ſich erholt und wollte dem Herzog folgen. Ich vertrat ihm die Thür. „Gnädiger Herr!“ ſprach ich, nicht ganz ohne Schadenfreude, „Ihr müßt gehört haben, was der Prinz Thronerbe mir befohlen.“

„Greifenberg!“ hub er ſchmerzlich an, „Ihr ſeht es, ich bin grauſam getäuſcht. Verrathet mich nicht!“

Um ihn zu beruhigen, gelobte ich Stillſchweigen. Nachmals aber hielt ich nicht für rathſam und pflichtgemäß, mein Wort zu halten;

denn die Krone ist ein verfängliches Ding, und es giebt nicht viele Thronerben, so edler Gemüthsart, wie mein gnädiger Herr.

Prinz Heinrich fand den König ringend zwischen Leben und Sterben. „Du kommst zu früh!“ stöhnte er; „nur wenig Stunden noch — so hättest Du meine Leiche gefunden.“

„Euer Verdacht ist mir nichts Neues!“ sagte der Prinz. „Allein sterben dürft Ihr nicht, so lange es noch Mittel giebt, Euer kostbares Leben zu fristen. Und ein Mittel giebt's, dessen Heil und Wunderkraft urkundliche Thatsachen bestätigen. Es wird nur Königen gereicht und Thronerben; darum ist dieß eine Angelegenheit zwischen König und Thronerben — für Geringere nicht!“

Der Leibarzt und ein Diener waren um den König, und der Prinz hieß Beide sich entfernen.

„Was hast Du vor?“ fragte der König.

„Ihr müßt dieß Fläschchen leeren!“ sagte der Prinz, — zog hastig die Phiole aus dem Busen, und weil sie sich so rasch nicht öffnen ließ, zerschlug er sie über einen Becher Wein. „Denkt, es sei Gift!“ fuhr Prinz Heinrich fort und blickte den König wehmüthig an. „Sagt immerhin, ich sei ungeduldig, und Ihr lebtet auch um wenige Stunden mir zu lang. Verachtet dann aber auch am Rande des Grabes meine Bosheit und willfahrt ihr.“

So mußte man zum Könige reden, wollte man etwas über ihn vermögen. Der Prinz ließ ihm nicht Zeit, sich zu besinnen, daß er einen Willen habe, und der König trank.

Der Prinz empfing den leeren Becher, und der König athmete leichter und rasch. „Mir ist wohl!“ rief er erstaunt. „Die Schmerzen schwinden; ich möchte meine Schmerzen segnen, die solch' eines Wohlbehagens mich jetzt fähig machen.“

„Laut Aussage des Pergaments um die Phiole werdet Ihr jetzt schlafen wollen und müssen.“

„O mein Sohn! mein Sohn!“ rief der König, „wie soll ich Dir danken?“

„Ich werde meinen Lohn schon begehren!“ lächelte Prinz Heinrich. „Für jetzt müßt Ihr schlafen.“

„Bei allen Heiligen! Dir ist gewährt, was Du begehrst, und wäre es die Krone.“

„Mich gelüstet nicht nach der Krone. Ich weiß etwas viel Lieberes, und das sollt Ihr mir geben, denn Ihr habt's geschworen. — Und nun schlaft wohl! — Ich werde sorgen, daß Niemand Eure Ruhe stört.“

Ich plauderte mit dem Prinzen noch die ganze Nacht durch. Er erzählte mir sein schönes Abentheuer auf der Todtenburg, — und ich, was sich in der Stadt und auf der Königsburg Närrisches zugetragen.

„Ich bringe Dich um eine reiche Erbschaft!“ sagte er mir. Ich aber küßte ihm die Hand und sprach: „Dafür gewinne ich einen lieben Vetter.“

Prinz Heinrich war am folgenden Morgen mit dem Frühesten schon von der Todtenburg aufgebrochen, und weder die Holdseligkeit Camilla's, noch alle Süßigkeit der ersten Liebe machten ihn seines Vaters uneingedenk. Voll von Glück und Entzücken achtete er aber der Straße nicht und verwirrte sich schon am ersten Tage, daß er einen Umweg von mindestens zehn Stunden machen mußte. — Er war indeß der Meinung, daß es sogar schlimm um den König nie gestanden. „Mein Vater," sagte er, „muß Alles feierlich und mit langsamer und glücklicher Beobachtung eines jeglichen Gebrauchs vornehmen. Er nimmt sich auch zum Sterben die gehörige Zeit. Sechs Tage lag er in den letzten Zügen! — Dessen ungeachtet verdroß es mich, daß ich irregeritten, ich dachte an seine Leiden."

Der König genas zu aller Welt Erstaunen. Als er sich aber zum ersten Male im Thronsaale

zeigte, fielen die Glückwünsche nicht sehr eifrig aus. Man hatte Prinz Heinkich bei der Heimkehr von seiner unerklärlichen Reise auf eine ganz andere Weise bewillkommt. — Und was die Dominikaner betraf, so wollten sie dem Gnadenbilde ihrer Kapelle nicht alle Ehre nehmen lassen. Am nächsten Sonntage bestieg der Abt selbst die Kanzel und predigte von dem Wunder, welches die heilige Jungfrau gethan. Zwar gab er Gott die Ehre und der wunderthätigen Arznei des Herrn Berthold; daß aber Prinz Heinrich auf den Gedanken gekommen und daß die Arznei ihre Wirkung vollbracht, sei nur auf Erbarmung der heiligen Jungfrau geschehen, welche sich durch die Fürbitten des ganzen Volkes und der Geistlichkeit habe rühren lassen.

Als der Prinz den König erinnerte, ihm eine Bitte zu gewähren, und kaum den Namen „Camilla" von Todtenstein genannt hatte, erschrak der König und nannte die Ertheilung wie die Erfüllung eines solchen Versprechens wider sein Gewissen.

Hätte Prinz Heinrich damals auf seine Freunde

gehört, er würde mit gewaffneter Hand ſeinen Vater zur Einwilligung gezwungen haben. Nie gab es wohl einen gerechteren Anlaß zum Kriege und niemals glücklichere Ausſichten. Die Todtenſteiner waren wieder zu Ruhm und Ehre gelangt, und die Dominikaner hatten ſich als Lügenpropheten ausgewieſen und machten das Uebel ärger, je mehr ſie ſich zu vertheidigen ſuchten. Die Städte waren reich, in den Klöſtern lagen hochaufgehäufte Schätze. Uns Klauenrittern aber ſchlug das Herz bei dem Gedanken, unſer glorreiches, blutiges Panier von einem Todtenprinzen erhoben zu ſehen.

Der aber, auf den alle Augen gerichtet waren, dachte an keinen Hader, denn er war zu glücklich. „Ich ſpreche ein Wort,“ ſagte er, „ſo iſt Krieg; damit thue ich aber Euren Willen, und verwüſte mein Eigenthum. Ein Königsſohn und Thronerbe kann ſo nicht verfahren.“

Und die Dominikaner ſagten: das ſtille Fräulein habe ihn bezaubert — und logen dießmal nicht gar zu unverſchämt — und ſagten ſie: das ſtille Fräulein habe ihm einen Liebestrank

gegeben, — so war nur so viel wahr, daß sie ihn entsetzlich dürsten machte.

Vier Wochen darauf wurde die Vermählung in aller Stille auf dem Todtenstein vollzogen. Nie habe ich einen festlicheren und denkwürdigeren Tag erlebt. — Außer mir waren noch vier Ritter geladen: Herr Walther, Graf von Löwenmark — Herr Hans von Orsila — und die Brüder und Freihern Rudolph und Simon von Bieleck. — In der Nacht vor der Hochzeit hatte Camilla einen wunderbaren Traum. Ihr war, als träte sie an der Hand des Prinzen in die Burgkapelle. Der Priester stand aber nicht vor dem Altar, sondern unter dem riesigen Bilde des Todes, das hoch in der Rechten die Sense schwingt und mit der Linken nach dem Altar und dem Licht und dem Heiland deutet. Denn die Kapelle auf Burg Todtenstein wird von einem einzigen großen Fenster am Altar erleuchtet. Und dieses Fenster ist zugleich das Altarstück. In schönen Farben ist der Heiland der Welt darauf abconterfeiet. Der Priester hatte den Zeigefinger an die Lippen gelegt und gebot Stille. Camilla

sah sich um — da erblickte sie den königlichen Bräutigam nicht zur Seite. Sie hatte Trauerkleider an und die Krone in den Haaren, und statt der Hochzeitgäste umgaben sie ihre Ahnen; deren Gesichter waren bleich und die Augen geschlossen. Sie glichen den Marmorbildern auf den Gräbern. Die Grüfte aber waren geöffnet und die Leichensteine verschoben. Und die Ahnen mit geschlossenen Augen und starren Lippen nahten sich ihr und reichten ihr die Hand. Ihre Hände aber waren kalt wie Marmor. — Ein Grab nur war geschlossen, und auf dem Leichensteine entdeckte sie ihr eigenes Bild, aber nicht das Haupt unter der furchtbaren Sense des Todes gebeugt, wie die anderen Marmorbilder, sondern im Schlafe hintenüber gesunken und dem Lichte zugewendet. — Sie fühlte keine Angst, vielmehr war ihr still und traulich zu Sinne, als bereite sich ihr ein holdes Geheimniß. — Der Priester winkte, und einer der Ahnen nach dem anderen trat zu ihm. Er nahm ein Brod und brach es, und reichte jedem ein Stück, und das Brod war wieder ganz. Er reichte jedem

einen vollen Becher und jeder trank davon, aber der Becher blieb voll. Und wer von dem Brod gegessen, hatte offene Augen, und wer aus dem Becher getrunken, rothe Wangen. Endlich winkte der Priester auch ihr und redete wundersame Worte, von denen sie aber nur das eine Wort: „Himmelsfriede", behielt. Dieses Wort aber schuf ihr ein Entzücken, was sie kaum zu ertragen vermochte. Da reichte ihr der Priester auch Wein und Brod und sprach: „Dieß ist Gotteskraft; Deine Sehergabe ist nur Menschenkraft und weicht von Dir!" — Da wollte ihr bang werden; aber ihre Ahnen lächelten und winkten und regten ihre Lippen wie zu Glückwünschen, dann kehrten sie in ihre Grüfte zurück und lächelten und winkten, als solle sie ihnen folgen. — Sie erwachte und erzählte zum ersten Male ihren Traum, indem sie hinzufügte, daß der Geist der Weissagung von ihr gewichen sei, und noch keiner ihrer früheren Träume so weit in die Zukunft reiche, denn dieser würde sich erst lange nach ihrem Tode erfüllen. —

Als die Gäste sich im Rittersaale versam-

melt, und das herrliche Paar im fürstlichen Schmucke zu uns trat, beugten wir unwillkührlich das Knie. Die Braut war so feierlich schön, daß wir in Ehrfurcht und Staunen ihr nahten und unsere Glückwünsche nur leise sagten. Hierauf begaben wir uns in die Burgkapelle, dieses Wunderwerk der Bau- und Bildnerkunst, das man nicht ohne Schauer betreten mag. Der Burgkaplan vollzog die Trauung sehr salbungsvoll. Nur eine kleine Störung geschah, als die Braut aus dem Kelche trank, wonach sie heftig husten mußte. Denn der Schenkmeister hatte zu Ehren der Feier schweren alten Wein hergegeben, den eine Todtensteinerin, die nie Wein kostet, unmöglich über ihre Lippen bringen konnte; die Braut betrübte sich sehr darüber.

Nach dieser Feierlichkeit führte uns Herr Theobald in der Burg umher. In mehreren Sälen waren seine Schätze, Kostbarkeiten und Seltenheiten prächtig ausgestellt, und was er dabei zu erzählen mußte, war viel wunderbarer noch, als was unsere Augen sahen. Eh' wir's dachten, ward es Abend, und nun erfüllte eine

herrliche Musik die Hallen des Schlosses. Wir begaben uns an die wohlbesetzte, reichgeschmückte Tafel, und stets wurden neue Gerichte aufgetragen und immer kostbarere Weine geschenkt. Nur für die Braut und Herrn Theobald ward besonders angerichtet, und Beide aßen fast nichts und tranken vollends nicht. Auch vem Prinzen war die schöne Braut aller Trank und Speise. Wir dagegen thaten dem Mahle und dem Weine die gebührende Ehre, obschon Alles still und feierlich blieb. Denn ganz besondere Ehrfurcht hinderte uns, in die sonst bei Banquetten übliche Lustigkeit und Ausgelassenheit zu verfallen.

Als wir spät in der Nacht uns trennten, fragten wir uns, was von den Kostbarkeiten und Seltenheiten der Todtenburg das Allerwunderbarste sei? Und Alle sagten wir einstimmig, das Wunder aller Wunder sei das stille Todtenfräulein, unsere gnädige Prinzessin. Ja, als wir am andern Morgen, zur Abreise gerüstet, uns wiedersahen, ergab sich, daß wir Alle von der schönen Braut geträumt hatten, selbst der alte Herr Rudolph von Bieleck, der

faſt ſiebzig Jahre zählte und ſchon einen Urenkel hatte.

Gott ſchenke dem königlichen Paare ſeinen Frieden und ſegne es mit einer reichen Nachkommenſchaft. Er verleihe dem Herzoge, meinem gnädigen Herrn, dereinſt eine glückliche und glorreiche Regierung und ein langes Leben. Ich beuge mein Knie zu Gott dem Vater und meinem Herrn Heiland Jeſus Chriſt ſammt dem heiligen Geiſte und ſeufze, herzinniglich flehend: Amen.

Hier endete die Schrift des Herrn von Greifenberg; von einer anderen Hand war darunter geſchrieben. „Es gefiel der allweiſen Vorſehung nicht, dieſen frommen Seufzer zu erhören. Meine Tochter ſtarb im folgenden Jahre, nachdem ſie ein kleines Engelchen zur Welt gebracht, das, kaum geboren, ſchon eben die hohe Schönheit verrieth, die ihre Mutter noch im Sarge ſchmückte. Deßhalb erhielt ſie in der Taufe den Namen Blanka. Obige Schrift, wie alle beifolgenden

Stadt. Landes. Bibl.

Dokumente, sind dreifach ausgefertigt. Für das königliche Archiv, für den Prinzen Heinrich und für den Todtenstein."

Jetzt folgten eine Menge Schriften, theils die Vermählung des Prinzen Heinrich mit Camilla von Todtenstein betreffend, theils die Geburt Blanka's.

Dieß Alles hatte Maria durchlesen, und zu den mannigfachen Gefühlen, die ihr junges, sonst so friedliches Herz erregten, gesellten sich Zweifel. Zwar schien ihr Alles zu bestätigen, daß sie die Tochter des Prinzen Heinrich und des stillen Fräuleins sei, allein sie hieß Maria und nicht Blanka. Es war der erste Widerspruch, der ihr begegnete, und sie hatte noch nicht den Geist, der ihn schlichtete, denn ihr Einsiedlerleben hatte sie Namen und Worte heiligen gelehrt.

Der Einsiedler erschien. „Maria!" sprach er, „raffe Deine Habseligkeiten zusammen und schnüre Dein Bündel, Du hast zum letzten Male hier übernachtet. Deine künftige Wohnung einstweilen ist die Burg Deiner Väter, der Todtenstein." —

„Heiße ich Maria?“ fragte ſie.

Aber ein finſterer Blick traf ſie. „Du haſt zu gehorchen und nicht zu fragen.“

Ihre Habſeligkeiten waren bald gepackt; der Klausner trug ein Bund großer roſtiger Schlüſſel, und Beide traten ſchweigend ihre Wanderung an.

Zweites Buch.

Maria trat an der Hand des Klausners aus den finstern unterirdischen Gewölben ans Tageslicht. — Sie befand sich in einer weiten Höhle von grauem Gestein mit unzähligen Gängen und Blenden. Es war die Burgkapelle des Todtensteins, erbaut, daß sie einem Naturgebilde glich.

In der Mitte stand das Bild des riesigen Gevatters von alabasterweißem Marmor, die geschwungene Sense drohend erhoben. So hatte er seit Jahrhunderten gestanden und gedroht; aber heut' hing langes Spinngewebe wie eine vermoderte Trauerfahne nieder und höhnend spielten die Lüfte damit. Rings um ihn lagen die Ahnenbilder auf ihren Grabsteinen, aber geschwärzt und mit Staub bedeckt. Noch andere Marmor-

bilder knieten demüthig in den Nischen; es waren Todtenritter, die in fremden Landen gefallen und deren Leiber hier nicht ruhten.

„Nicht wahr," fragte der Klausner, „ein schauerlicher Ort? wie hallen hier die Schritte und jede Sylbe tönt wieder; man erschrickt vor seiner eignen Stimme. Darum hat die Verwüstung ihn verschont; denn Graf Hohenhorst mit seinen Söldnern hauste wie der böse Feind auf dieser Burg und zerstörte und riß Alles nieder, um die Schätze des Todtensteins, die Schriften, vor Allem aber Dich zu entdecken. Hier aber sank ihr Muth und ihre Vernichtungslust."

Er führte die Jungfrau zu einem verhüllten Grabstein; Decken und Tücher waren darum geschürzt, ihn wider Staub und Luft zu bewahren. Der Klausner löste die Bänder, streifte die Hüllen ab, und Maria erblickte ihr Ebenbild in weißem Marmor. Das Haupt ruhte aber nicht auf Kissen, wie die übrigen Marmorbilder, sondern war hintenüber gesunken und empfing das Licht vom Altar, welches die stillschönen Züge rührend verklärte.

„So," sprach der Eremit, „sah sich das

stille Fräulein im Traume unter ihren Ahnen ruhen und der Prinz ließ dieses Denkmal ihr setzen.“

Maria hatte ihre Hände gefaltet, flehend blickte sie den Klausner an, der diesen Blick verstand und sagte:

„Ja, Du bist's, Blanka! die Königstochter, und sorgfältig schütze ich diesen Stein, der es bestätigt. — Du zählst jetzt achtzehn Jahre, so lange ist's, daß ich und Prinz Heinrich und Herr Theobald, Dein Großvater, an dieser Stelle standen. Das Leichenbegängniß Deiner Mutter war so eben vollzogen, — da streckte der Prinz, Dein Vater, die Hand über das Grab aus und sprach dumpf und trübe: „„Sie wird uns bald nach sich ziehen!““ — Herr Theobald sprach: „„Ich fühle und mir ahnet, was Du sagst, mein Sohn!““ — „„Ja,““ fuhr der Prinz fort, „„in dieser kalten Hülle lebte eine mächtige Seele, und wer in ihre Nähe kam, fühlte den Zug und konnte sich dawider nicht wehren; wir gehorchten ihr Alle, und sie befahl nie; wir hatten vor ihr keinen Willen. Es wirkt Seele auf Seele, das ist das Geheimniß der

Liebe, das Geheimniß einer höheren Welt, das nicht Raum hat in unseren Leibern. Liebe ist keine Freude, sie ist Qual und Noth und Angst. Sie jagt uns zu Kampf und Thaten, und wir glauben uns beruhigt, wenn wir ermüdet sind. Aber nur das Grab ist die Ruh'. — Ich bin jetzt freilich ruhig, und auch Du, Vater Theobald, bist ruhig. Unsere Ruhe aber ist schwarze Trauer und dichte Finsterniß. Denn ich, der mit diesem Weibe lebte, gehöre dem Grabe an. Es ist so grauenhaft leer in mir, das macht der Gedanke, sie ist ein Leichnam! Ich könnte mich in Grabesduft berauschen und Leichenwesen, Moderwerk süß finden. Aber, ich fühl's, da liegt der Wahnsinn! Ich habe ihre kalten Lippen geküßt, seitdem kenne ich mich selbst wieder. Sie hat mich verlassen; nun bin ich ein Gespenst bei lebendem Leibe. Auf Erden habe ich keinen Frieden, und im Himmel keine Zuflucht. Meine Erlösung ist der Tod!" — „Bald folge ich Dir, meine Tochter!" sprach Herr Theobald.

Maria hatte sich bisher gescheut, in dem hallenden Gewölbe einen Laut von sich zu geben.

Jetzt brach sie in helle Thränen aus und sank auf ihr marmornes Ebenbild hin.

Der Klausner verhüllte sein Antlitz. Lange kämpfte er mit Wehmuth und Schmerz, mit Zärtlichkeit und Liebe. Als er seinen frommen Gleichmuth wiedergewonnen hatte, schlug er Feuer, zündete Weihrauch in einem Pfännchen an, und in der andern Hand eine brennende Kerze, schritt er hinab in die unteren Gewölbe.

Er kehrte wieder, und weil Maria immer noch regungslos auf dem Marmorstein lag, rief er:

„Blanka! ermuthige Dich und vernimm die Stimme Deines Schicksals und was es Dir zu vollbringen gebietet!“

Maria hörte sich zum ersten Male bei ihrem Taufnamen; sie erhob sich, strich die Locken auf der Stirn und trocknete ihre Thränen.

„Folge mir!“ sprach der Eremit und erschloß die breite, runde Kapellenthür. — Sie

betraten die geräumigen Schloßhallen, erstiegen die Wendeltreppen und durchschritten die Ahnengallerie. Der Eremit war in einer feierlichen Stimmung, und seine Mienen sagten mehr wie Worte. Er deutete rechts und links auf die Ahnenbilder, an welchen die rohen Verwüster ihre ganze Frevel- und Zerstörungslust ausgeübt hatten.

Maria war bleich, wie das Marmorbild ihrer Mutter. Schweigend folgte sie dem Eremiten in ein Thurmgemach. Aus einem Fenster desselben erblickte sie den Gipfel des Heiligenberges. Aber Heimath und Jugendglück waren ihr fremd geworden. Ihr junges Leben lag wie ein Traum hinter ihr, und beklommen seufzte sie: „Wie durfte ich mich so glücklich fühlen, weil solches Leid den Meinigen widerfahren ist?“

Der Klausner sprach: „Dieß war das Lieblingsgemach Deines Elternvaters!“ Er deutete auf einen großen Sorgenstuhl und fügte hinzu: „In diesem Sessel hast Du oft auf seinem Schooße gespielt!“

Dann zog er eine Schrift aus seinem Brustgewande, und Beide ließen sich nieder.

Zuvor aber hatte er zwischen sich und seiner holden Pflegetochter den großen Sorgenstuhl gerückt, als sollte noch ein Dritter zuhören: der Geist des alten Theobald, und wachen über sein Tochterkind.

Der Klausner begann zu lesen.

Fortsetzung der denkwürdigen Geschichte von einer Krone.

Unter den Gauklern und Komödianten, welche man zur dießjährigen Carnevalslust erwartete, war auch die Ankunft eines berühmten Magiers und Alchymisten, des gelehrten Doktors Alguaraza aus Afrika, verheißen. Im Schlosse wußte man gewiß, daß er Gold zu bereiten verstände; und im Volke erzählte man sich, er habe dem Könige so viel zu liefern versprochen, als die Einkünfte seines Landes auf ein ganzes Jahr betrügen. Die Geistlichkeit widersprach diesen Gerüchten nicht, vielleicht weil der Glaube an die Künste eines

Alchymisten frommen Christen keine Seelengefahr bringt.

Häufiger versammelten sich nun Volk und Bürger auf öffentlichen Plätzen und sprachen von den bevorstehenden Lustbarkeiten und den goldenen Hoffnungen, und in Schenken und Herbergen opferte man seine Paar Heller gern, um einen vollen Becher auf die kommenden bessern Zeiten zu leeren.

Mit jedem Tage gewann die Stadt ein festlicheres Ansehen, und immer mehr edle und hohe Gäste fanden sich ein und zogen mit stattlichem Gefolge durch die geschmückten Straßen. Graf Eberhard von Hohenhorst führte den Oberbefehl in der Stadt, und nahte sich eine fürstliche Person ihrem Weichbilde, daß er mit seinen Rittern ihr entgegenzog, so begrüßte ihn die Menge jedesmal mit lautem Jauchzen: „Gott segne Euch, Herr Graf, und bringt uns bald auch den weisen Doktor Alguaraza aus Afrika in die Stadt!“ Dieß verdroß Herrn Eberhard nicht wenig, denn er hatte wohl Besseres zu thun, als Marktschreiern ein Ehrengeleite zu geben. —

Indeß begann der Fasching, und die ritter-

lichen Mummereien und Banquette, die Aufzüge und allegorischen Vorstellungen wechselten glänzend mit einander; nur der Doktor Alguaraza kam nicht, und im Schlosse hatte man seiner bereits vergessen.

Eines Abends erhob sich jedoch Jauchzen und Tumult in den Straßen. Der Lärm drang bis in den Saal, wo der König mit seinen Gästen hoch banquettirte. Ich erhob mich von der Tafel und lüftete einen Vorhang. Da sah ich zahlreiche Gruppen über den Markt eilen. Die Straßen erhellten sich, und auch auf dem Markte zündete man Fackeln an.

Der König, den Alles leicht reizt und ängstigt, fragte: „Was mag das sein? es ist mehr, als bloße Carnevalslust!“

Und während er so sprach, fing es vom Dome zu läuten an. Da hieß es zuerst: „Es ist Feuer in der Stadt!“ doch auf den andern Thürmen blieb es still, und der Abt sagte: „Es ist nicht die Feuerglocke, sondern die Freudenglocke, und eine hohe Person hat zu dieser ungewöhnlichen Stunde wohl das Weichbild der Stadt betreten.“

Herr Eberhard bedauerte laut, daß er durch seinen Dienst um den König gehindert sei, den vornehmen Gästen die übliche Höflichkeit zu erweisen; auch trug er lange Kleider, daß er kein Roß besteigen konnte.

Ich erbot mich, seine Stelle zu vertreten, und erhielt, nebst drei andern Edlen, welche ihre Kleider und Rosse ebensowenig schonen mochten, die Genehmigung. Wir nahmen zehn Mann Reiter mit, und als wir über den Markt sprengten und der König oben den Galopp unserer Pferde auf den Steinen hörte, wunderte ihn unsere Behendigkeit, die er hoch belobte.

Beim Thore hatte sich das Gedränge so gehäuft, daß wir nicht weiter konnten, wie wacker wir auch unsere Rosse spornten und unsere Reiter ihre Lanzen gebrauchten. Aber wir sahen schon die Ursache des Tumults.

Da hielt der längersehnte Wundermann unter der brüllenden Menge auf einem schlechten Wagen, mit zwei elenden Rappen bespannt. Sein Kutscher war ein Zwerg in Scharlach und Gold gekleidet, und ein mißgestalteter Affe, ebenfalls in einer Scharlachjacke, sprang an einer

Kette auf dem Wagen herum- und fletschte dem jauchzenden Volke die Zähne. Der Dokter selbst, ein ältlicher hagerer Mann mit langem grauen Barte, saß mürrisch und in sich gekauert da, und schien sich um nichts zu kümmern, während tausend vom Fackelruß geschwärzte Angesichter mit gierigen Augen nach ihm blickten, und tausend Hände nach ihm sich ausstreckten, und tausend große Mäuler nach Gold schrieen.

Nach dem ersten Blick sprach ich zu Herrn Bieleck, der neben mir ritt: „Der Schalk macht so wenig Gold, wie ich und Ihr. Warum zeigt er sich nicht bei heller Mittagssonne, in königlicher Pracht, in Purpur, Gold und Edelsteinen und Allem, was die Welt Kostbares hat. Das Gold, wozu ist es ihm nütze, als die Räder seines Wagens und die Hufen seiner Rosse damit zu beschlagen? Warum denn kleidet er seinen Affen in solchen Plunder und Flitterstaat? Nicht dünkt, der zerlumpte Scharlach, die unechten Tressen verrathen den Gaukler hinreichend!“

Indeß hatten Einige seinen Wagen bestiegen, und weil er sich um nichts kümmern wollte,

ſtießen ſie ihn an und rüttelten ihn. Eine Weile ſahen wir dem zu, weil aber die Mißhandlungen ärger wurden und ich Verantwortlichkeit befürchten mußte, ſpornten wir unſere Roſſe von Neuem; unſere Reiter ſchlugen und ſtießen drein, was ſie konnten, und ſo gelangten wir endlich unter Geheul und Gejauchze zu dem Wagen.

„Ihr hättet Eure Ankunft wohl auf morgen verſchieben können!“ rief ich laut, „um nicht ſo ſpät noch die Stadt zu beunruhigen!“

Der Magier ordnete ſeine Gewänder, erhob ſein bleiches Angeſicht unter den ſchwarzen Hutfedern und gab ein Zeichen zur Stille. „Still! ſtill!“ lief es von Mund zu Mund, und er begann zu mir:

„Mein feiner junger Herr! zu Werken und Thaten ſo abſonderlicher Art, wie die meinen, berechnet man ſein die geeignete und günſtige Stunde. — Meine Weisheit hat mich gelehrt, daß der König, den Gott erhalte, zur Stunde meiner Ankunft mit den hohen und erlauchten Gäſten feſtlich banquettirt, und das Glockengeläute, der Jubel und das Fackellicht ihm einigermaßen zum höchſten Erſtaunen gereicht. Wollet daher

geneigt sein, ihm zu verkünden, daß ich nur im schlichten Aufzuge angelangt bin; mein Ruhm aber, der mir aller Wege voraneilt, diesen lärmenden und ehrenvollen Empfang mir bereitet hat. Die Unruhe aber, die ich verursache, und daß ich mit Fackelglanz und Glockengeläute mich empfangen lasse, soll gleichsam eine Vorbedeutung der außerordentlichen Wunder sein, die ich vor hohen und erlauchten Augen in wenigen Tagen zu verrichten gedenke. Dieser Botschaft, glaubt meiner Weisheit, wird Euch der König gar sehr belobigen; und da Ihr berittene Mannschaft bei Euch führt, so laßt sie meinen Wagen schützen, ohne dieß könnte sich leicht ein Unheil ereignen, was meine magischen Operationen weit hinausschiebt."

„Genug der Worte!" unterbrach ich ihn. „Eure Weisheit sollte Euch lehren, daß ich weder jetzt noch hier gesonnen bin, Euch anzuhören. Meine Reiter sollen Euren Wagen schützen; begebt Euch aber ruhig in Eure Herberge; und wagt Ihr's ferner, durch Eure Wunder die Ruhe der Stadt zu stören, so setzt Ihr Euch einer schweren Verantwortung aus."

Das Volk ziſchte, murrte und pfiff; wir aber kehrten uns nicht daran, wandten unſere Roſſe und ſprengten dem Schloſſe zu.

Als wir die breite, hellerleuchtete Treppe erſtiegen, ergab ſich, daß wir vom Fackelruß ſo übel zugerichtet und unſere Kleider dermaßen zerzauſt und zerdrückt waren, daß wir uns füglich im Banquettſaale nicht blicken laſſen durften. — Wir mußten aber dennoch auf Befehl des Königs erſcheinen, und ein lautes Gelächter bewillkommnete uns, daß wir uns vor Scham und Verdruß nicht zu laſſen wußten. Obendrein hieß es, der Magier habe dieſen boshaften Streich an uns verübt, um das Banquett zu erluſtigen, obſchon ich nicht begreife, was er dazu gethan haben konnte, da meine gutmüthige Bereitwilligkeit mir all' den Schaden zugezogen. — Der König hörte meinen Bericht zwar gnädig an, allein die vom gelehrten Doktor mir geweiſſagte Belobigung blieb aus. Um uns dem ferneren Gelächter und den Spottreden, worin ſelbſt hohe Frauen einſtimmten, zu entziehen, verließen wir, ſobald es geſchehen konnte, das Feſt und wünſchten dem gelehrten

Doktor Alguaraza aus Afrika alles Unheil auf den Hals. —

Der Domglöckner entschuldigte sein unbefugtes Läuten damit: es sei wie Wahnsinn oder wie Zauber über ihn gekommen, ohne zu wollen, hätte er den Glockenstrang ergreifen müssen. Auch erfuhr man, daß die Fackeln auf allen Märkten und selbst vor dem Schlosse vertheilt worden, und ließ, da einmal Fasching war, Alles für einen Faschingsscherz hingehen. Man hatte sich einmal an der Ueberraschung ergötzt, und der weise Magier machte viel von sich reden, so erklärlich auch alle seine Wunder waren.

Unsere Neugier mußten wir bis zum nächsten Dinstag bezähmen, wo der Abt ein Banquet gab, und zwischen einem Gang und dem anderen sollte der gelehrte Magier die hohen und edlen Gäste mit seinen Künsten bewirthen.

Auch Prinz Heinrich hatte den Bitten seines Vaters und Bruders nachgegeben und versprochen, auf dem Banquett zu erscheinen.

Als mein gnädiger Herr die Freude sah, die sein Entschluß mir einflößte, lächelte er schmerzlich und sprach:

„Du wirst nicht etwa denken, ich gehe hin, mich zu zerstreuen, oder meines Leids zu vergessen? Wahrlich! mein Leid ist mir das Liebste auf Erden, und ich könnte darohne nicht leben. Wie mir ist, will ich Dir nicht sagen. Dich freut die Welt, und ich will Deine Freude nicht stören. Mein Geist aber, der stets an hartem Leid sich wetzt, ist wunderbar geschärft, und mir mißbehagt dieß Leben. Es ist zu wenig räthselhaft, während jenes Leben mich ängstigt; denn es ist zu räthselvoll. Auch Dich durchschaue ich, Greifenberg! Du bist treu, und deßhalb könnte ich Dich fast bedauern; denn Du wirst den Lohn nicht empfangen, den Du Dir versprichst; Du wirst Dich verkannt und verstoßen sehen. — Aber einen andern Lohn wirst Du finden, den Du nicht erwartest, und lerne ihn genießen, den Lohn, den Treue in sich trägt. Denn sie ist etwas, mitten im trostlosen Gaukelspiel des Lebens; ein Ewiges inmitten der Zeitlichkeit und Hinfälligkeit. Die Menschen erscheinen mir wie magische Ge-

ſtalten, die ein blindes Ungefähr von Zufällen, Umſtänden, Verhältniſſen erzeugt, erhitzt und herumjagt. Darum wohl dem, der treu iſt! Mich aber gelüſtet einmal die Gaukelei ſelbſt zu ſehen, und den Gaukler an ſich, und wie er ſich geltend macht, und gerühmt und geſchätzt wird. Das iſt die geheime Werkſtatt, die unſer Treiben gebiert, die ganze Wahrheit des Lebens, wie wir es führen."

Mir ſtanden die Thränen in den Augen, da ich ihn ſo troſtlos reden hörte.

Er aber wandte ſich verdrießlich von mir und gebot: „Laß das Weinen!"

Prinz Heinrich hatte wie ein Prophet geſprochen, und was er geweiſſagt, ging nur zu bald in Erfüllung.

Der erſte Gang ward abgetragen, — da erhob ſich unter Trompetengeſchmetter und Paukenwirbeln ein Vorhang, und der Magier, in koſtbarer morgenländiſcher Tracht, ſtand vor einem großen Tiſch mit grüner Decke.

Er ſchien mir viel jünger, wie neulich Abends, und ſtattlicher, kurz, ein ganz Anderer.

„Allergnädigſter König!“ begann er, „hochmächtige Fürſten! geſtrenge und edle Herrn und hochwürdige Väter! Es giebt eine weiße Magie, entgegengeſetzt der ſchwarzen, wie Licht der Finſterniß. Sie heißt die weiße, denn ſie iſt lichtweiß und rein. Finſter aber iſt die Hölle, und am Schwarzen ſieht man nicht, was Unholdes daran klebt. Die Weisheit ſehnt ſich nach dem reinen und weißen Licht; während Wolluſt, Verzweiflung und Frevelmuth, aber auch Leicht- und Stumpfſinn ſich zur Finſterniß drängen. Die weiße Magie iſt alſo die Magie der Weisheit, und ihre Werke ſind leichtlich von denen der ſchwarzen Magie zu unterſcheiden, denn der ††† Gott ſei bei uns kann ſeinen Pferdefuß nicht ganz verſtecken. Die Hölle muß nach Schwefel riechen, und ihre Atmoſphäre beängſtigt die Menſchenbruſt. Der ††† Gott ſei bei uns iſt erfinderiſch und hat tolle, luſtige, ja artige Einfälle. Deſſen ungeachtet wird er, ehe man ſich's vermuthet, ängſtigen und erſchrecken. Er muß es und kann es nicht laſſen. Die frommen hoch-

würdigen Väter werden mir bezeugen, wie seine unsichtbare Nähe schon ängstigt. Die Weisheit aber und das Licht vermögen gefällig zu sein, zu erheitern, zu ergötzen und zu erfreuen, und daran eben sind sie und ihre Werke kenntlich. Auch die Weisheit kann uns in Erstaunen, Rausch und Entzücken versetzen. Wer hätte das nicht erfahren? Doch ängstigen und erschrecken wird sie nie. Die weiße Magie ist aber die reine Weisheit. Gelehrsamkeit, Kenntniß und Geschicklichkeit vollbringen ihre Wunder. Vor Allem aber erfordert sie einen reinen und frommen Lebenswandel; denn nur dem Frommen neigen sich die Geister, nur der Fromme hat ein kräftiges Gebet und ein mächtiges Wort, und nur des Frommen Werk darf auf den Segen hoffen, von dem das Wunder gedeiht." —

Hier schwieg der Magier, und Pater Bernhard, welcher hinter dem Stuhle des Abts stand, sagte ziemlich hörbar: „Bei meinem Schutzheiligen! dieser Doktor führt einen so gelehrten Diskurs, wie ich noch nie gehört oder gelesen."

Diese unzeitige Begeisterung befremdete sogar den König; der Abt blickte den Pater zornig

an, und der wußte ſich vor Verlegenheit nicht zu laſſen.

Der Magier aber nahte ſich demüthig und geſenkten Hauptes dem Abt. „Hochwürdiger Herr!“ ſprach er, „ein Unwürdiger ſieht um Euren Segen.“ Der Abt faltete die gelenkige Linke und gab ſeinen Segen laut und ſalbungsvoll, und der Magier erhob ſich und ſtellte ſich wie geſtärkt von ſolchem Segen. — Er ſchritt zu dem grünen Tiſch, ſetzte ſich rücklings darauf und bog ſich hinten über. „Ihr Geiſter,“ begann er, „die Ihr unſichtbar den Gläubigen umgebt! fliſtert Eurem Knechte gnädigſt zu, was beginnt er, ſeine Zuhörer aufs Würdigſte zu unterhalten?“

Und ſiehe! rechts, dann links, dann hier-, dann dorther fliſterte es vernehmlich: „Zeig' Deine Theraphim! zeig' Deine Theraphim!“

Der König entfärbte ſich, da er die Stimmen rauſchen hörte; im Saale herrſchte tiefes Staunen, und lächerlich war's, den Pater Bernhard zu ſehen, wie er hinter dem Stuhle des Abts mit aufgeriſſenem Mund und klotzenden Augen ſtand. —

„Ein Theraphim," erklärte der Magier, „ist eine verzauberte Wurzel, Rübe oder ein Rettig, mit plumper Kunst zu einer menschlichen Gestalt geschnitzt. Man spaltet die Spitze; so weit die Beine reichen sollen, und kerbt den Kopf am dicken Ende ein. Dann ritzt man einen großen Mund, damit der Theraphim deutlich rede oder singe. Auch seine Arme schlitzt man lang, damit er sich behende zu allen Diensten rege. Statt der Augen drückt man ihm zwei Apfelkerne ein, und Kopf und Kinn besäet man mit Hirse oder Brunnenkresse zu Bart und Haupthaar. Auf seine Stirn aber schreibt man eine Chiffer, welche einen heiligen Namen enthält. Und durch diese Entweihung bewegt man den Bösen, den Theraphim gedeihen zu lassen, daß er Alles verrichtet, was man ihm aufträgt. Verlöscht man die Chiffer, so hört die Macht des Bösen auf und der Theraphim wird wieder zur plumpgeschnitzten Rübe, Wurzel oder Rettig. — Der Böse ist erfinderisch, und die weiße Magie hat Mühe, ihm Alles nachzuschaffen. Ich werde jetzt die Nachahmung eines solchen Theraphims mittelst der weißen Magie zeigen."

Er ſchlug mit ſeinem Zauberſtab auf den Tiſch. Es entſtand eine viereckige Oeffnung, aus der ſich eine abentheuerliche Figur erhob, mit dickem Kopfe, großen ſchwarzen Augen und einem ungeheuren, mit doppelten Zahnreihen bewaffneten Mund.

„Wie heißeſt Du?“ fragte der Magier.

Die wunderliche Puppe regte taktmäßig die Unterkiefer und ſprach mit heißerer Stimme: „Ich heiße Nußknacker; alſo benamet durch meine ausbündige Fertigkeit, Nüſſe zu knacken, ſowohl wälſche, wie Haſelnüſſe, und Kerne jeglicher Frucht. Laßt mich eine Probe machen; achtet aber auf den Takt, den meine Zähne ſchlagen, damit Eure Finger nicht das Schickſal wälſcher Nüſſe haben; denn das Fleiſch durchbeiße ich, wie die grüne Schale, zerknacke die Knochen, wie die harte Nuß, und laſſe nur das Mark unbeſchädigt, wie den ſüßen Kern.“

„Das iſt wenigſtens ein Troſt,“ antwortete der Magier, „und ich wage es darauf.“ Er nahm unter vielen höflichen Redensarten ein Schüſſelchen mit wälſchen und Haſelnüſſen von der Tafel, ſchob eine nach der andern raſch und

geschickt seinem Theraphim zwischen die Zähne, der munter darauf losknackte; und schnellte sie eben so geschickt wieder auf das Schüsselchen. Dann zeigte er die Nüsse und sie waren sehr zierlich geknackt, die harte Schale ging mit der grünen ab, und der Kern war jedesmal ganz.

„Du hast Deine Sache gut gemacht!“ wandte er sich wieder an seinen Theraphim. „Uebst Du Deine Kunst schon lange?“

„Seit gestern!“

„Wie alt bist Du?“

„Acht Tage!“

„Bist Du ein Theraphim, dem der Mißbrauch eines heiligen Namens das Dasein gab?“

„Ich bin keine Rübe, in der Vollmondsnacht aus dem Acker, nah einem Hochgericht, gestohlen, sondern aus Buchsbaumholz sauber geschnitzt. Meine Stirn ist glatt und durch keine magische Chiffer entstellt.“

„Kannst Du mehr, als Nüsse knacken?“

„O ja! ich schlage die Pauken. Schafft mir nur ein Paar!“

„Die sollst Du haben!“ sprach der Magier,

ſchlug abermals auf den Tiſch, und ein Paar kleine Pauken erhoben ſich mit zierlichen goldgeſtickten Sammetbehängen. Die Schlägel ſteckte er in die dazu eingerichteten Hände Nußknackers, und ſogleich regte er rüſtig ſeine Aermchen und wirbelte künſtlich über beide Felle hin.

„Genug!“ rief der Magier; „die Pauke allein iſt kein liebliches Inſtrument.“

„So ruft Renommiſt!“ entgegnete der verſtändige Nußknacker, „damit er auf ſeiner Trompete begleite.“

Der Magier ſchlug von Neuem auf den Tiſch und rief: „He, Renommiſt, komm' hervor!“ und ein anderer Theraphim erhob ſich, ſchwarz gekleidet, mit einem grauen Mantel, in einer Hand einen langen Stoßdegen, in der andern eine Trompete. Dreimal grüßte er mit der Klinge nach Fechterart, dann ſetzte er die Trompete an den Mund und ſchmetterte eine kräftige Fanfare. „Dieß zum Gruß!“ ſprach er mit kräftiger Stimme.

„Wer biſt Du?“ fragte der Magier.

„Ein fahrender Schüler. Fürchte Dich nicht vor meiner bloßen Klinge, denn ich habe Welt-

weisheit studirt, und weiß, daß man kein Menschenblut vergießen darf. Aber gieb mir zu trinken, denn ich leide am ewigen Durst und ewig leeren Taschen."

„Ei!" sagte der Magier, „Du machst wenig Umstände. Zum Glück aber giebt es zu trinken hier mehr, wie genug."

„Mehr wie genug — ist viel gesagt."

Der Magier holte einen großen Becher herbei. „Dieser Becher wird Dir genügen!"

„Er ist zu klein!" sprach Renommist.

„Er ist größer wie Du!"

„Mein Durst ist größer, als irgend ein Becher!"

„O!" antwortete der Magier, „in diesen Becher geht mehr, als man glaubt!" Er erbat sich vom Abt die Erlaubniß, Wein vom Schenktische nehmen zu dürfen, um den Becher zu füllen, schleppte eine große Kanne herbei, die wohl zehn Maaß enthielt, und goß sie in den Becher aus, der keine zwei Maaß fassen mochte. Die leere Kanne aber schwang er leicht in die Luft, zum Zeichen, daß kein Tropfen mehr darin sei. — Mit einer zweiten und dritten Kanne machte er

es eben ſo, und wir Alle wußten nicht, was wir denken ſollten und wo der Wein blieb.

„Faſt iſt es mir gelungen,“ ſprach der Magier, über unſer Erſtaunen lächelnd, „den Boden des Bechers zu bedecken. Ich zweifle nicht, mit noch ſieben Kannen ihn bis an den Rand zu füllen.“

Ein herzliches Gelächter lohnte dieß auserleſene Kunſtſtück. Der Magier leerte noch ſieben Kannen in den kleinen Becher und ſchwang jedesmal das erleichterte Gefäß hoch in die Luft. Dann ſprach er: „Richtig, der Becher faßt gerade hundert Maaß! Nicht wahr! Man ſieht es ihm nicht an?“ — Neues herzliches Gelächter.

Der Becher war natürlich um ſo ſchwerer geworden, und mit großer Mühe hob ihn der Magier und brachte ihn an die Lippen ſeines Theraphims. Nun ging es „Glucks! glucks!“ und eh' man ſich's verſah, hatte der kleine Renommiſt den Becher geleert. Er ſtöhnte ein behagliches „Ach!“ und fügte hinzu: „Nun habe ich mir wenigſtens die Lippen genetzt, um eine neue Fanfare zu blaſen.“

„Die Lippen genetzt, Unverſchämter!“ rief der Magier. „Und dazu bedarfſt Du hundert Kannen Wein?“

„Ja,“ ſagte Renommiſt, „denn mein Durſt iſt groß!“

Auch der König gerieth in die freheſte Laune und ſprach: „Es ſoll mich nicht wundern, wenn Renommiſt ſich anheiſchig macht, das Weltmeer zu leeren.“

Ohne Aufforderung des Magiers wagte Renommiſt dem Könige zu antworten: „Warum, Ew. Majeſtät, ſollte ich mich dazu nicht anheiſchig machen? Vorausgeſetzt, im Weltmeer fließe ſo guter Wein, wie in den Kellern der Herren Dominikaner.“

Von Neuem ertönte Gelächter, und nachdem es ſich gelegt, ſprach der Magier zu dem Theraphim: „Still, Du unverſchämter Prahler! — Um Gottes willen, gnädiger Herr!“ wandte er ſich an den König, „glaubt dieſer unverſchämten Puppe kein Sterbenswort. Ihr Name iſt Renommiſt, zu deutſch: Prahlhanns. Sie kann nicht trinken — ihre Lippen ſind trocken — Alles war nur Schein und Blendwerk — die Kannen

ſind auch nicht leer, und aller Wein iſt noch darin, wie vorher."

Er hatte die leeren Kannen jedesmal hinter den Tiſch geſtellt. Jetzt ſchleppte er ſie, eine nach der andern, wieder hervor, und ſie waren alle voll.

„Renommiſt!" fuhr er fort, „Deine Schalkheit und Aufſchneiderei ſind weltbekannt! Auf! beſſere Deinen Ruf und blaſe uns ein treffliches Trompetenſtückchen!"

Renommiſt ſprach: „Bramarbas bläſt die Poſaune, ruf' ihn, daß er mich begleite!"

Wieder ſchlug der Magier auf den Tiſch, und ein dritter Theraphim erhob ſich in einer ſtaubigen und zerhackten Rüſtung. Das aufgeſchlagene Viſir zeigte ein plumpes rothes Geſicht. In der einen Hand hatte er ein abgebrochenes Schwert, in der andern eine Poſaune.

„Schämſt Du Dich nicht," fragte der Magier, „in ſolchem Aufzuge hier zu erſcheinen?"

„Das macht," antwortete der dritte Theraphim mit tiefer Stimme, — „ich komme ſo eben von Jeruſalem, und habe die heilige Stadt von den Ungläubigen befreit. Mein Heer war

in der Wüſte vor Hunger und Mühſal umgekommen; ich aber liebe kein unvollendetes Werk, und rückte ganz allein vor Jeruſalem und kündigte den Heiden Krieg an, damit es nicht heiße, ich hätte ſie auf unritterliche Weiſe überfallen. Da lachten die Heiden, weil ich nur ein Einziger war. „„Ei,““ dachte ich, „„das Lachen will ich Euch vertreiben!““ Und weil Jeruſalem feſte Mauern und Thürme hat, ſetzte ich meine Poſaune an und blies das große C mit ſolch' einer Kraft, daß die Mauern und Thürme erſt bebten, dann wankten und zuletzt einſtürzten. Das verdroß die Türkenhunde, denn ihre feſte Stadt war ihr Stolz, — und da hätte Einer die Wuth ſehen ſollen, mit der ſie auf mich anrückten. Weil ſie aber ihren Allah anriefen, ward ich meinerſeits auch wüthend bös, und das will was Anderes ſagen. „„Ihr vermaledeiten ungläubigen Hunde!““ rief ich, „„Ihr nichtswürdiges türkiſches Geſindel! weil Ihr „Allah" ruft, verdient Ihr keinen ritterlichen Tod!““ Darauf nahm ich die Fläche meines Schwertes und klatſchte ſie wie die Fliegen. Mein gutes Schwert hat manchen ſcharfen Hieb

gethan. Es waren aber der Heiden zu viel; und als ich juſt den Letzten erſchlug, brach es. — „„Ei nun!““ dachte ich, „„ich hätte auch wohl meinen Stock gebrauchen können!““

„Bramarbas!“ ſagte der Magier, „man kennt Dich und Deine Thaten. Du biſt nicht des Redens halber hier, ſondern zum Muſiciren; aber mache es ſacht und ſäuberlich, damit hier Alles ganz bleibe.“

Bramarbas antwortete: „So eben iſt mir Nimrod begegnet. Er bläſt ganz neue Stückchen auf dem Silberhorn. Ruft ihn, ſo muſiciren wir ſelbviere.“

Und der Magier ſchlug wieder auf den Tiſch und rief: „Nimrod!“ Da erſchien der vierte Thraphim, der zierlichſte von allen. Er war grün gekleidet, hatte Armbruſt, Köcher und ein Silberhörnchen.

„Hier bin ich!“ ſprach er mit heller Stimme. „Seid mir gegrüßt, hohe, edle und hochwürdige Herrn! Und wofern es Euch genehm iſt, mögen Wölfe, Bären und Auerochſen einſtweilen leben, bis ich hier ein künſtliches Stückchen auf dem Silberhorn geblaſen.“

Er ſetzte an und blies die Melodie erſt allein, dann ſtimmte Bramarbas ein, dann Renommiſt, und nun ward's lauter und voller, und Nimrod blies ſo künſtlich, wie ich von keinem Menſchen noch gehört. Endlich wirbelte auch Nußknacker drein, ſo luſtig, daß uns das Herz im Leibe lachte.

Der Magier erhielt großes Lob, — und der zweite Gang ſollte aufgetragen werden, — da bat er um die Erlaubniß, die Tafelmuſik machen zu dürfen. Seine Theraphim, behauptete er, könnten auch viel lauter ſpielen, und auch Pfeifen und Schalmeien, Zimbeln und türkiſche Trommel ſollten ertönen. „Ich rufe nur meinen fünften Theraphim," fuhr er fort, „der dieß Alles auf der Orgel macht. He, Windbeutel!" rief er, und ſchlug auf den Tiſch.

Es erfolgte keine Antwort und keine neue Puppe wollte ſich zeigen.

„Windbeutel! hörſt Du nicht?" rief der Magier erzürnt.

„Ich höre!" tönte ein feines Stimmchen ganz fern.

„Warum erſcheinſt Du nicht?"

„Ach das könnte ein Unglück geben!“

„Was für ein Unglück?“

„Ihr wißt, geſtrenger Herr Zauberer! wie ich von ausbündig ſchöner und liebreizender Geſtalt bin. Wo ich erſcheine, ſetze ich alle Herzen in Flammen, und bin leider eben ſo ſtolz und kaltſinnig, als wohlgebildet; auch bin ich es ſo gewohnt, unter allen weiblichen Herzen eine Niederlage anzurichten, daß ich nicht einmal Mitleid hege mit den armen Opfern meiner Reize. Was würde alſo aus den edlen und ſchönen Damen werden, wenn ſie mich ſähen? Und rathet Ihr ihnen auch, die Blicke ihrer ſüßen Augen fern von mir zu halten, ſo ſind die holden Evatöchter neugierig und vorwitzig, und es würde ſie nur um ſo mehr bewegen, ſich in ihr Verderben zu ſtürzen.“ Dieſe Worte wurden ganz in der Ferne geſprochen; doch hörte man ſie deutlich.

„Deine Bedenklichkeiten ſind unnütz,“ antwortete der Magier; „denn Damen ſind hier nicht zugegen. Erſcheine alſo!“

„Da bin ich!“ rief daſſelbe Stimmchen hell und ganz in der Nähe, — und ein fünfter

Theraphim erſchien, den man nicht anſehen konnte, ohne zu lachen. Er trug ein Kleid von weißem Atlas, mit Silber geſtickt, und ein roſenfarbenes Mäntelchen mit goldenen Treſſen. Sein Antlitz war ein zartes Wachslärvchen, weiß und roth, mit einer langen gebogenen Naſe, kornblauen Augen und einem kleinen roſenfarbenen Mund. Um Schläfe, Kinn und Nacken wallte ein unmäßiger Schmuck kleingekräuſelter, flachsblonder Locken. Es ſchien, als habe ſich Windbeutel alle möglichen Reize auf einem Weihnachtsmarkt zuſammengekauft. —

Vermuthlich wollte der Magier das Marionettenſpiel noch weiter fortſetzen; der König ſchien aber an dem Scherz keinen Gefallen mehr zu finden; ſo begnügte ſich denn der Magier zu ſagen: „Schwatze nicht erſt lange, Windbeutel; denn wo Windbeutel, Renommiſt, Bramarbas und Nimrod in ein Geſpräch kommen, iſt kein Ende abzuſehen. — Hier iſt Deine Orgel, thu' Deine Schuldigkeit!“

Aus dem Tiſche erhob ſich eine Orgel, die faſt bis an die Wölbung des Saales reichte, und man ſah Windbeutel die kleinen Finger,

die in gelben Handschuhen steckten, auf die Tasten legen. — Ich meinestheils hätte die vier Prahlhänse lieber mit einander reden als musiciren hören. Aber sie musicirten wacker; die Orgel klang bald wie eine Querpfeife und bald wie ein Dudelsack, und Renommist, Bramarbas, Nimrod und Nußknacker wirbelten und schmetterten drein, als gälte es, sich den Rang abzugewinnen. — Indeß ward der zweite Gang aufgetragen, und die Spielleute, welche voraus schritten, hatten ihre Instrumente unterm Arm. Der Zug ging rund um die Tafel, die Gerichte wurden zur Schau gestellt und die Vorschneider nahten sich. — Während des Schmauses konnten wir unser eigen Wort nicht hören, so gewaltig hallte die Musik in dem gewölbten Saale. Als sie endlich schwieg, freuten wir uns Alle der behaglichen Stille. — Aber siehe! der Magier hatte sich entfernt, vielleicht um neue Operationen vorzubereiten, und unsere fünf kleinen Musikanten, die sich ohne Aufsicht sahen, fingen einen Zank mit einander an.

„Nimrod!" begann Windbeutel, „wo hast Du Deine Fanfaren gelernt? Etwa von Dei-

nen Hunden, wenn sie unter Deinen Schlägen heulen?“

„Ich hätte Lust,“ antwortete Nimrod, „solch' eine Fanfare Dir aufzuspielen, daß Du einschnurren sollst, wie ein zerrissener Balg!“

„Zankt Euch nicht, lockeres Gesindel!“ bemerkte der ehrsame Nußknacker, „sondern betragt Euch, wie es weltberühmten Virtuosen geziemt!“

„Was!“ schrie Renommist, „dieses zähneklappernde, heißere Paukenfell, dem das Nüsseknacken die Gehörknochen verschoben, will mit von Musik reden?“ Und Bramarbas streckte sein abgebrochenes Schwert aus und rief: „Euch All' zusammen spieß' ich auf mein halbes Schwert, wie die Lerchen; da könnt Ihr ein Quartett singen, um Steine zu erbarmen!“

Da erschien der Magier. „Was ist das? was unterfteht Ihr Euch?“ fragte er erzürnt. „Fort mit Euch! Hinweg, Alle!“ — Er schlug auf den Tisch, und Alles war verschwunden, bis auf die Orgel, die wohl zu groß sein mochte, um, eh' man sich's versah, davon zu sein. —

Der Magier fing jetzt an zu metamorphoſiren, und vor seiner Macht ſchien nichts ſicher. Er verwandelte brennende Lichter in Blumen und Blumen in brennende Lichter. Er warf volle Becher in die Luft, daß ſie verſchwanden, und griff ins Leere und brachte ſie wieder. Geflügel, was mit ganzem Federſchmuck in der Schüſſel lag, nahm er zierlich bei den Fängen, warf es empor, und es war lebendig; dann fing er es wieder ein, und zubereitet legte er es in die Schüſſel zurück.

Ich konnte aber nicht umhin, von einer Ente zu koſten, mit der er ſolch' eine Metamorphoſe unternommen, und ſiehe! ich ſchmeckte deutlich eine wilde Ente. Der Wunderthäter dagegen hatte eine zahme Ente laufen und ſchreien laſſen. Weil ich ein wenig laut darüber mich äußerte, trat der Magier mit einem vollen Becher zu mir und fragte: „Habt Ihr Muth, dieſen Becher zu leeren?"

„Muth wohl," ſagte ich, „vielleicht aber nicht Luſt."

„Ihr müßt!" rief er, „oder ich gieße den Becher über Euch aus!"

Eben wollte ich ihm die Antwort geben, die seine Ungezogenheit verdiente; aber schon rief er: „Da!“ und ich glaubte den Wein über Kopf und Kleider zu haben. Doch wären es Rosen- und Blumenblätter, mit denen ich überschüttet war und die einen köstlichen Wohlgeruch verbreiteten. Der Becher aber wollte wieder nicht leer werden, denn noch ganze Hände voll Rosen und andere Blumen holte der Magier heraus und streute sie um die Tafel. Endlich kippte er den Becher um, da flogen Kanarienvögel heraus und setzten sich flötend und zwitschernd in die Gesimse.

Prinz Heinrich hatte es ungnädig genommen, daß ich mich mit dem Gaukler so weit eingelassen. Und in seinen Trauerkleidern, das edle Antlitz todtenbleich, mit dunklen Augen vor sich hinstarrend, saß er wie ein Rachegeist da, inmitten der sorglos heiteren Fröhlichkeit.

Ach, es war der letzte Abend meines Erdenglückes! und ich will fortfahren in der ausführlichen Beschreibung desselben bis zu seinem schrecklichen Ende.

Der Magier schritt nunmehr zu seiner gro-

ßen Operation, nämlich Gold zu machen. Er ließ ſich einen kupfernen Kaſſerolldeckel bringen, brach den Henkel ab und legte ihn, an einem Faden befeſtigt, in einen Becher, den er ſodann bis an den Rand mit Waſſer füllte. — Er zog ihn wieder heraus, zerſägte ihn in kleine Stücke und warf dieſe in einen Tiegel, den er auf Kohlen ſtellte. — Nachdem das Metall geſchmolzen, goß er aus einer kleinen Phiole eine ölartige Feuchtigkeit hinein, und nun kniſterte und praſſelte die Maſſe, ziſchte in Blaſen auf und ſprühte weiße und blaue Funken und wollte ſich nicht ſtillen, bis der Magier mit einer Zange den Tiegel vom Feuer nahm und das flüſſige Metall in ein bereitſtehendes Gefäß mit kaltem Waſſer goß. —

„Es iſt vollbracht!“ ſtöhnte er, ſtreifte ſeinen Aermel auf und langte die einzelnen Körner heraus, um ſie in den Becher zu legen, bis das Waſſer wieder an dem Rande ſtand. „Dieß geſchieht,“ ſagte er, „zum Zeichen, daß ich gerade ſo viel Gold gemacht, als ich Kupfer hatte.“

Die Goldkörner wurden auf einen Kredenz-

teller gelegt, und ein Probirſtein war dabei; ſo gingen ſie an der Tafel herum, und Jeder beſtätigte, daß es das feinſte Gold ſei. Und der Magier fügte die großmüthige Bitte hinzu, daß man zum Andenken an ſeine Kunſt die Körner behalten möge.

Der Teller wurde auch dem Prinzen Heinrich gereicht, der aber mit Schauder und Unwillen ihn von ſich ſtieß. Noch bläſſer, wie vorhin, erhob er ſich von ſeinem Seſſel. Seine Augen wetterleuchteten, alle ſeine Glieder bebten.

„Ja," rief er, „der Teufel iſt Euch näher, als Ihr denkt. Und hat der weiſe Magier Euch prophezeiht, daß ſeine Kunſt nichts Aengſtendes, Erſchreckendes hat, ſo will ich Euch erſchrecken! Alle Gaukelei iſt des Teufels. Er, der zum Herrn in der Wüſte trat, fragt nicht nach Klöſtern, Aebten, Weihwaſſer und Gebeten. Pfui über Euch! Ihr ſucht ihn, nicht er Euch! Eure armen Seelen ſind ihm ſicher; er ſtreckt kaum die Hand nach Euch aus. Im Tode iſt Wahrheit. Und dieß ſage ich Euch, denn Ihr habt mich vergiftet. Meines Bleibens iſt nicht länger in dieſem Schwefelpfuhl! — Folge mir, Greifenberg!"

Wir waren den ganzen Abend mit Wundern unterhalten und gesättigt. Zudem waren schwere Weine im Uebermaaß genossen. Niemand verstand den Prinzen. Man hielt seine Reden für einen plötzlichen Anfall von Wahnsinn. —

Er aber schleuderte seinen Sessel zurück und wankte zur Thür. Ich folgte, ihn zu unterstützen.

Draußen hieß er mir mit in die Sänfte steigen; und als wir so dicht neben einander saßen, war mir's, als hörte ich sein Herz ungestüm pochen und fühlte sein Blut fiebrisch durch die Adern jagen.

„Gnädigster Herr!" sagte ich, „Ihr seid ernstlich krank."

„Spute die Träger!" erwiederte er, „wenn ich noch lebend das Schloß erreichen soll."

Ich trieb die Träger zur Eil'.

„Armer, armer Greifenberg!" stöhnte der Prinz.

„Gnädigster Herr!" wandte ich ein. „Ist es Zeit, an mich zu denken?"

„Ihr Alle, die es mit mir hieltet, seid verloren!“ sprach er. „Aber das konnte ich nicht denken.“

Wir erreichten die Königsburg. Der Prinz, auf mich gestützt, gelangte in seine Gemächer. Angekleidet warf er sich auf sein Bett und sandte seine Diener fort.

„Greifenberg!“ hub er an, „sei gefaßt, denn ich sterbe.“

„Das wolle Gott nicht!“ rief ich aus.

„Still! still!“ gebot der Herzog, „jedes laute Wort macht mir Pein. Meine Pulse fliegen, meine Fibern beben. Ich habe ein Gift, was im Rausche tödtet! Ich muß auf Besonnenheit bedacht sein. — Du zitterst, Greifenberg, Du bist bleich?“ fuhr er lebhafter fort, „Du, der dieß Alles vorausgesehen und das Verbrechen von seinem Ursprung an kannte? Du wußtest, daß Pater Bernhard ein toller Bauer sei, Du warntest mich vor meinem Bruder, der die Krone auf seinem Haupte fühlte. — Nunmehr ist der fromme Schwärmer ein weltlüstiger, ehrgeiziger Mörder. Und mein Vater, das schwache Königsbild, wie hat er mir gedankt!

weil ich sein Leben rettete. Dem Dreiblatt hat sich noch ein Wunderthäter hinzugesellt. Und ein Gaukler hilft der Prophezeihung nach, weil Ehrgeiz, Dummheit und Schwäche daran glaubten. O! Gift heißt das ganze Wunder, Philipp will König von Gottes Gnaden sein, und der rechtmäßige stolze Königssohn — so wird er geprellt um Krone und Leben!"

„Hätte ich Dir geglaubt!" fuhr er schmerzlich fort. „Aber ich war zu stolz, Gefahr zu ahnen von einem Bruder, und von Schwäche, Thorheit und Gaukelei; darum gab ich den scharfen Dolch meinen rohen plumpen Mördern in die Hände. Ich entblößte die Brust, ich höhnte sie: Habt Ihr auch Muth? habt Ihr Kraft? Könnt Ihr treffen? Und die rohen, plumpen Mörder versuchten Muth und Kraft — und trafen." —

„Doch ich darf mich nicht erregen, Greifenberg! Ich lasse Dir die traurige Gerechtigkeit widerfahren, daß Du mir dieß Alles vorausgesagt. Ich sterbe gern, denn ich sehne mich dahin, wo Camilla ist; und auch von Dir scheide ich getrost, Du hast einen Geist der Wahrheit,

der ſeines Glückes nicht fehlen wird. — Aber Vater Theobald und mein holdes Engelchen, die ſchöne kleine Blanka! — Ach Gott! Du biſt ja der Vater der Waiſen und der Schützer der Unſchuld! Wirſt Du Dich meines ſchönen kleinen Töchterleins nicht erbarmen? — O es ſteht ſchlimm mit mir. Ich rede nicht das, was ich reden muß. — Ja, ich beſinne mich. Greifenberg! in dieſer Truhe liegen die Papiere, die Du dem König bringen mußt; dann nimm das ſchnellſte Roß und reite gen Burg Todtenſtein. Sag' Vater Theobald, wie mir geſchehen. — Wohl habe ich viel Schuld; doch Gift und Meuchelmord konnte ich nicht vorherſehen. — Und nun leb' wohl! Wir wollen ohne Abſchied ſcheiden, um ſo herzlicher ſei unſer Wiederſehn da oben! — Geh', geh', Greifenberg! thu' Deinem Freunde den letzten Freundesdienſt."

Der Tod des Prinzen machte den Feſten ein Ende, und man legte Trauer an. Das war

Alles. — Niemand schien ihn zu vermissen und sich seinethalben zu grämen. Schon längst hatte er sich von aller Welt zurückgezogen und lebte ganz seinem Schmerze. Prinz Philipp aber spielte den üppigen, prachtliebenden Herrn und versäumte keine Gelegenheit, sich hervorzuthun. Gott mag wissen, welch' ein Gift Prinz Heinrich bekommen. Seine Augen waren weit aus dem Kopf gequollen, und das Weiße darin blutig geröthet. Die Lieder konnte man daher nicht zudrücken, und um ihn nicht mit offenen Augen in den Sarg zu legen, verband man sie mit einem Tuche, — An alle diese ungewöhnlichen Erscheinungen knüpften scheußliche Verleumdungen sich an. Und die Leiche des Prinzen war noch' nicht kalt, da hieß Herr Theobald schon sein' Mörder, und die alten Mährchen wurden aufgefrischt: das stille Fräulein habe es ihm angethan und ihn nachgezogen ins Grab. Das lag freilich nahe genug und bedurfte keines sonderlichen Erfindungsgeistes. Prinz Heinrich selbst hatte unvorsichtigerweise vielleicht einmal so sich geäußert. Es hieß auch, Prinz Heinrich habe so viel gelitten, daß der Tod ihm eine

Wohlthat ſei, und der zauberiſche Todtenſteiner habe ſich ſeiner erbarmt und mittelſt ſeiner Höllenkünſte ſein Ende beſchleunigt.

Wahrlich, dieſe Frevelthat ward kühn und verwegen ausgeführet! Mitten im Faſching, bei Anweſenheit fürſtlicher Perſonen und fremder Grafen und Ritter, die freilich, weil ſie die innere Lage der Dinge nicht kannten, um ſo leichter zu täuſchen waren. — Woher aber ließen auch unſere Großen und Edlen ſich täuſchen? Noch vor drei Jahren hielten ſie es mit dem höchſtſeligen Prinzen; und als der König genas, war Herr Theobald ein Wunderthäter und Bruder Bernhard ein Lügenprophet? Heut' erinnerte man ſich jener Prophezeihung wieder, und Pater Bernhard blähte ſich wie Puterhahn, in ſeiner Meinung ein Prophet zu ſein.

Der Menſch iſt träge, und iſt die Wahrheit unbequem oder peinlich gar, ſo wendet er ſich ab davon. Streitet ſie aber wider ſeinen Vortheil, ſo haßt er ſie vollends. Wer hätte wagen mögen, Prinz Philipp einen Bruder- und Fürſtenmörder zu nennen? Das hätte Leib und Leben gekoſtet. Aber Herrn Theobald einen höl-

liſchen Zauberer ſchelten und über ſeine hölliſchen Thaten ergrimmt thun, zu ſchreien und zu fluchen, das brachte Glück und Gnade und Ehre. — Und weil der Menſch träge iſt und ſich vor dem Nachdenken ſcheut, muß ein Verbrechen kühn und verwegen begangen werden. Und je mehr die That überraſcht und erſchreckt, um ſo ſicherer ſind die Thäter. Um aber mit Erfolg ſich herauszulügen, ſei man vorſichtig und ſchlau, und hüte ſich vor jeglicher Erfindung. Man deute und lege das Vorhandene zu ſeinen Gunſten aus, damit zu glauben fein bequem ſei. —

Dieß Alles erfuhr ich erſt auf dem Todtenſtein, wohin ich mich geflüchtet, weil mein königlicher Freund auf dem Sterbebette es gewollt. Auch ſeine Schriften hatte ich dem Könige überreicht. Wie und wann der König ſie geleſen, kann ich nicht ſagen; eben ſo wenig, ob ihm die Augen aufgingen, oder ob der Vater nicht glauben wollte, daß ſein einer Sohn den andern vergiftet.

Auch auf dem Todtenſtein hielt ich mich noch nicht ſicher und begab mich in das nahe gelegene Karmeliterkloſter. Unnütze Vorſicht! der

König ließ mich unverfolgt. Auch die vier anderen Herren, welche Zeugen und Hochzeitsgäste waren, blieben ungekränkt. Prinz Philipp wollte von der Vermählung seines Bruders mit dem stillen Fräulein nichts wissen und überließ es uns, für die Rechte eines einjährigen Kindes aufzutreten. Und was der König nicht weiß, wird auch die Kirche nicht wissen wollen! —

Indeß gefiel mir die Lebensart und Regel der Karmeliter. Ich gedachte der Worte meines höchstseligen königlichen Freundes: „In Dir lebt ein Geist der Wahrheit, Du wirst Deines Glückes nicht fehlen!“ Ich hatte nicht Vater noch Mutter, nicht Bruder noch Schwester, das stille Fräulein hatte meine Liebe verschmäht, und der höchstselige Prinz hielt mich auch mehr, wie einen treuen Diener, denn wie einen Freund. Jetzt aber wußte ich, wem mein Herz voll Liebe gehörte.

„Wie? mein Vater!“ unterbrach Blanka den Lesenden; „so seid Ihr der Graf Greifenberg von der Klaue?“

„Ich war's!“ ſprach der Klausner; „denn heut' bin ich verſchollen, und mein Vetter führt den Namen.“ Dann fuhr er zu leſen fort:

Mit dem Tode des Prinzen war aber das Verbrechen nicht vollendet, und es galt zuerſt, einen Unſchuldigen als Thäter büßen zu laſſen. Herr Theobald wurde vorgeladen. Sich ſtellen, hieß einem ſichern Tode entgegengehen. Herr Theobald aber beſchloß, ſich zu ſtellen.

„Zwar dieſe Burg iſt feſt,“ ſagte er, „und ich könnte dem Könige und ſeiner ganzen Macht trotzen; daſſelbe könnte aber auch ein Räuber und Miſſethäter. Der Schuldloſe weiß zu ſterben, und ſoll ein achtzigjähriger Greis mit ſeinem Leben geizen? Groß und glorreich endet mein Geſchlecht mit mir, denn mit der Königskrone habe ich es verbunden. Und dieſelbe Unthat, die meinem Tochterkind Vater und Krone raubt, vernichtet mich. — Sterbe ich auch den Verbrechertod, die Zeit wird kommen, die mich zu Ehren bringt.“

Ich theilte ihm hierauf meinen Entſchluß mit, Mönch zu werden, und er rief hocherfreut: „Ja wohl! Es waltet eine Vorſehung über uns,

und Entschlüsse, wie der Eurige, kommen von Gott. — Greifenberg, sorgt für meine Blanka!"

Ich versprach es.

„Die Aufgabe meines Lebens ist vollendet!" fuhr er fort. „Ich hinterlasse in Schriften wohlgeordnet die Geschichte meines Hauses. Und raubt man meiner Blanka auch den Glanz und die Rechte des Vaternamens, jene Schriften werden den Ruhm und die Herrlichkeit des Hauses Todtenstein wiederherstellen. Auch hinterlasse ich ihr einen reichen Schatz, davon sie ein Kloster stiften kann, und sie wird mit Reich und Kirche in Frieden leben."

„Wie?" rief Blanka, „ich soll dulden, daß man mir den Vaternamen stiehlt, und diese Schmach ergehen lassen über das Grab meiner theuren Mutter? Es giebt Schriften und Urkunden für die Unschuld meines Eltervaters, und ich soll sie modern lassen, bis die ungerechte Welt Alles von selber einsieht?"

„Ohnmächtiges Kind!“ rief der Eremit, „was vermagſt Du?“

„Zu ſterben!“ ſagte Blanka. „Ich habe Muth, vor den König hinzutreten und ihn einen Mörder und Räuber zu nennen. Ein Ritter wird ſich doch finden, der für mich den Handſchuh hinwirft zum Gotteskampf!“

„Welch' wilder Geiſt ſpricht aus Dir, Jungfrau?“ fragte erſtaunt der Eremit.

„Und ſoll ich fortan beten,“ fuhr Blanka fort, „ſo bete ich zu Gott um Gerechtigkeit den Gräbern der Meinen. Und ſoll ich Nothleidenden und Unglücklichen helfen, ſo werde ich ſagen: „„Euer Leid rührt mich nicht!““ und will ich mitleidig ſein, ſo muß ich weinen über die Leiden der Meinigen!“

„Blanka! Blanka!“ ſprach ſanft der Eremit. „Es heißt: Liebet eure Feinde, ſegnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen, auf daß ihr Kinder eures Vaters im Himmel ſeid!“

Und Blanka's Zorn war erſchöpft; ſie weinte heftig.

„In dieſem Zimmer war's,“ fuhr der Ere-

mit fort, „wo ich Deinen Elterwater zum letzten Male ſah. Er ſaß auf dieſem Stuhl und hatte Dich in ſeinen Armen. Er wünſchte mir Lebewohl und ein Wiederſehen in einer beſſeren Welt, und Dich drückte er an ſein Herz und küßte Dich! — „„Nicht wahr, Blanka?““ fragte er, „„Dir genügt es, eine Todtenſteinerin zu ſein?““ — Du ſahſt ihn groß und kindlich ernſt an und ſagteſt: „„Ja!““ — „„Und wirſt den Namen wieder zu Ruhm und Ehren bringen?““ — „„Ja, ja!““ wiederholteſt Du und zupfteſt ſpielend die Silberlocken ſeines Kinnes. Ihm gingen die Augen über. Noch einmal küßte er Dich — es war ſein letzter Kuß — und er übergab Dich mir.“

Wenig Tage darauf überfiel Graf Eberhard von Hohenhorſt den Todtenſtein. Er ſuchte Dich, die Schriften und die Schätze. Du aber befandſt Dich bei mir im Kloſter, und die Schätze und Schriften waren gut verborgen. Hohenhorſt kühlte ſein Müthchen an den leeren Wänden. — Was ihn bewog zu ſolcher unritterlichen That, den zweideutigen Mann, der am wenigſten mit dem neuen Thronerben es zu halten ſchien, iſt

heute auch klar. Prinz Philipp vermählte ſich mit der Schweſter dieſes mächtigen Vaſallen, und nun war ihm die Krone ſicher.

„Wie ſtarb mein Eltervater?“ fragte Blanka in Thränen.

„Ich habe es hier aufgezeichnet!“ antwortete der Eremit und ſuchte in einer Schrift. Er las:

„Der König ließ Herrn Theobald zum Feuertode verurtheilen. Damit aber ſtimmten die Grafen und Edlen nicht überein und begehrten einen ritterlichen Tod für ihn. Sein Urtheil ward demnach gemildert, und in Gegenwart von dreißig Edlen ſollte er enthauptet werden.

Der König wollte bei der Hinrichtung nicht zugegen ſein. Prinz Philipp aber fühlte nicht ſo zart und wohnte derſelben bei.“

Herr Theobald trat in den Kreis der dreißig Ritter, ſein Silberhaupt, das achtzig Jahre nicht zu beugen vermocht, ſtolz in den Nacken geworfen. Er duldete keine Berührung von Henkershand und ſchnitt ſich ſelber die weißen Locken aus dem Nacken, damit ſie den Todesſtreich nicht hemmten. Er ließ ſich die Augen nicht

verbinden, warf einen strengen Blick auf den Prinzen, kniete nieder und umfaßte den Block.

Der Streich fiel, aber der Knecht des Henkers faßte nicht schnell genug das blutige Haupt; es rollte zu den Füßen des Prinzen Philipp, der ohnmächtig vom Sessel fiel.

Am andern Tag ließ Prinz Philipp dem Henkersknecht seiner Ungeschicklichkeit wegen den Kopf abschlagen und lächelte und war froh, denn diesesmal rollte ihm der Kopf nicht zu Füßen. — Er hatte die ganze verhergehende Nacht geträumt, daß Herr Theobald zu ihm trete, seinen Kopf vom Rumpfe nahm und ihm zu Füßen schleuderte. Das wußten Alle im Schlosse. Prinz Philipp, voll Angst und Entsetzen, hatte alle seine Diener geweckt. Als er gegen Morgen wieder einschlief, hatte er noch einmal denselben Traum und dieselbe Angst.

Dieser Traum soll auch wachend ihn verfolgen; denn Gott zürnt der Sünde und straft die Seelen mit eigenen Krankheiten.

Philipp ist jetzt König, — und alle Verbrecher — Ritter oder Gemeine — läßt er enthaupten, und sieht stets der Hinrichtung zu, und

freut ſich, daß die Köpfe ſein in Henkershand bleiben und ihm nicht zu Füßen rollen.

Hier rollte der Eremit die Schrift zuſammen und ſprach mahnend: „Darum, Jungfrau! überlaſſe Gott die Rache!“

Drittes Buch.

„Walter!“ ſprach König Philipp mißmüthig zu ſeinem Günſtling, dem Hauptmann ſeiner Leibwache, „es iſt keine Luſt, die Krone zu tragen, ſie bringt ewigen Verdruß. Verdruß iſt noch zu glimpflich geſagt! Sie iſt eine Kette von Verdrießlichkeiten. Wie Ungeziefer ſich verhält zum Raubthier, ſo Verdrießlichkeiten zum Verdruß. Hat man ſich hier die Haut wund geſcheuert, gleich juckt es da wieder.“ —

Der Hauptmann ſchlug darüber ein lautes Gelächter auf. Dem König gefiel die rohe Schmeichelei; er lächelte auch.

König Philipp war klein und aufgedunſen, und ſein großer Kopf neigte ſich ein wenig nach der rechten Schulter. — Allein er war behende, und beweglich an Leib und Seele. Er lachte

leicht und betrübte ſich leicht. Seine dunkle Geſichtsfarbe, die dichten pechſchwarzen Locken und die kleinen munteren Augen verliehen ihm ein koboldartiges Anſehen, zumal wenn er lachte und ſeine kleinen ſcharfen Zähne alle zeigte. — Aber eben ſo plötzlich ſchwand das Lächeln um Mund und Augen wieder, und der alte finſtere Mißmuth tauchte empor. — „Walter!“ ſagte er, „wäre ich ein Heide, ich malte den Gott des Verdruſſes als einen gekrönten König; denn ich bin der Gott des Verdruſſes!“

„Und weßhalb ſeid Ihr's, mein König?“ fragte Walter.

„Weßhalb? ja, weßhalb? die Frage iſt nicht übel, denn ich habe einen Auftrag für Dich. Nimm alle Deine Vorſicht und Geſchicklichkeit zuſammen!“ Hierbei blickte er den Hauptmann vielſagend an, der ſeinerſeits mehrmals nickte, als wollte er ſagen: „Redet nur, denn ich verſtehe halbe Worte und verſchweige ſie ganz.“

König Philipp begann: „In den Gebirgen zeigt ſich eine Abentheurerin, welche das Land unter dem Vorwande durchzieht, in den Orden der barmherzigen Schweſtern zu treten. Was ſie

aber im Schilde führt, mag Gott wissen und leicht könnte sie Aergerniß geben."

„Ich verstehe!" sprach Hauptmann Walter.

„Ihr ganzes Gefolge ist ein Einsiedler-Mönch; und weil Abentheurer das Seltsame und Auffallende lieben, um den Prunk, der ihnen mangelt, zu ersetzen, reitet die Jungfrau einen bunt aufgezäumten Hirsch, der Mönch aber eine schwarzbraune Maulthierstute. Ich habe diese Kunde von den Dominikanern und Du magst hin und wieder in den Klöstern versprechen, um weitere Nachrichten zu erhalten. Hör' Walter! Es liegt Alles daran, dieser Jungfrau habhaft zu werden, ich traue ihren frommen Versätzen nicht und bin gesonnen auf eine sichere Weise nachzuhelfen. Du kennst das St. Annenkloster, dahin schaffst Du sie in aller Stille; in aller Stille, sage ich Dir, ich verlasse mich auf Deine Geschicklichkeit!"

„Und was fange ich mit dem Mönch an, der sie begleitet?" —

Nach einigem Bedenken versetzte der König: „An dem liegt mir nichts. Er mag hingehen, woher er gekommen, und seines geistlichen Ge-

wandes halber ſoll er geſchont werden. Ueberhaupt vermeide alles Aufſehen. Verrichte dies nach meinem Sinn. Du weißt, wie ich treue Dienſte lohne.“ —

Reiflich erwog Hauptmann Walter ſeinen Auftrag. Eine Abentheurerin, die Aergerniß geben könnte — die nur in Begleitung eines einzelnen Mönches reiſte — und Alles lag daran, ihrer habhaft zu werden — endlich die Verheißung eines beſonderen Lohnes! Nur ſelten munterte der König durch Verſprechungen auf! — Und froh darüber, dem Könige auf ſo leichte Weiſe einen wichtigen Dienſt zu leiſten, ſtellte er ſich an die Spitze eines Häufleins wohlberittener Lanzenknechte, empfahl ſich ſeinem Schutzpatron ſammt allen Heiligen und brach auf.

Schon am dritten Tage — es war um die Mittagsſtunde und die Reiter hatten eben den Ausgang eines Waldes erreicht, durch welchen die Heerſtraße führte — erblickte der Hauptmann das bezeichnete Paar. Sorglos und unbekümmert

und nicht als führten ſie Böſes im Schilde, zogen ſie daher. Walter empfand eine Art von Mitleid, wie der Jäger, wenn der Hirſch ahnungslos und majeſtätiſch ihm in den Schuß tritt. Er gebot ſeinen Leuten tiefer ins Holz zu gehen und ſich wohlverbergen zu halten.

Die Pilger zogen langſam ihre Straße; die Jungfrau ſchien erſchöpft und niedergeſchlagen. Am Eingang des Waldes machten ſie Halt, der Mönch hob mit ziemlich weltlichem Anſtande die Jungfrau aus dem Sattel und lud ſie ein, ſich auf dem Raſen niederzulaſſen, um ſich in Kühle und Schatten zu erholen.

Bequemer konnte ſich's der Hauptmann nicht wünſchen. Er übergab ſeinen Leuten das Roß und ſchlich den Pilgern ſo nahe, daß er ſie genau beobachten und jedes ihrer Worte deutlich vernehmen konnte.

Der Mönch hatte Brod und eine Flaſche aus ſeinem Zwerchſack gelangt; er bot es der Jungfrau, die es ausſchlug. „Du biſt nun zwei Tage ohne Schlaf und Nahrung," ſprach er, „und das iſt's, was Dich muthlos und niedergeſchlagen macht."

„Beunruhige Dich meinetwillen nicht, mein Vater!“ entgegnete ſie. „Ich bin des Reiſens ungewohnt; an Ort und Stelle wird mir beſſer werden.“

„Du ſiehſt zum erſten Mal die Welt, die Gott ſo ſchön geſchaffen,“ fuhr er fort. „Erfreut Dich nicht ihr Reichthum, ihre Pracht? und wie ſie ſo voll Lebens iſt?“

„Auf dem Heiligenberge,“ ſeufzte die Jungfrau, „erſchien ſie mir freundlich und lebenreich. Es war Täuſchung! In der Nähe iſt die Welt arm und leer, und gar ſeit heute, wo wir die Berge verließen, erſcheint ſie mir ſo öde. Weite, mühſelige Pfade dehnen ſich endlos, dem Auge unerquicklich und dem Wanderer eine Qual! Fremde Menſchen gaffen neugierig mich an. Sie kennen mich nicht, ich bin ihnen gleichgültig. Ach! und ſie ſcheinen recht unglücklich. Der Boden hier iſt hart und unergiebig; die Hütten ſind armſelig, unfreundlich, die Menſchen ſcheinen wie niedergedrückt von Noth und Arbeit. In ihren Blicken und ihrem Weſen iſt etwas Unempfindliches! Mich dünkt, ſie würden klagen und weinen, aber ihr Unglück hat ſie betäubt. —

Wie ganz anders habe ich mir die Welt gedacht! Ach!“ brach sie in Thränen aus, „droben auf dem Heiligenberge war es anders! wo man fernher mir zujauchzte und Trost, Hülfe, Rettung von mir begehrte, und die Thiere des Waldes und die Vöglein unter dem Himmel mich kannten!“

Betroffen von dem innigen Klang der Stimme, spähte Hauptmann Walter sorgfältig in den Schleiern nach den Formen der Jugend und Schönheit, denen solch' eine Stimme angehören mußte. Allein er war ganz Ohr wieder und ließ kein Wort entschlüpfen, als der Mönch nach einigem Nachdenken anhub:

„Meine Tochter! Du thust nicht wohl, Dich neuen unbekannten Eindrücken hinzugeben. Du weißt, Gewohnheit versöhnt leicht mit dem Lästigen und Peinlichen, und der unbefangene Geist erkennt überall eine Herrschaft in der Schöpfung und forscht nach der Hand der allgütigen Vorsehung, welche Dieses so und Jenes anders ordnet. Sie zu erkennen, liegt Dir nahe: Du trittst in einen Orden, der sich ausschließlich den Pflichten der Barmherzigkeit widmet. Du gedenkst Deiner freundlichen Heimath, wo Du Dich

gewöhnt, die Leiden der Menſchen zu lindern und auf den himmliſchen Troſt ſie hinzuweiſen. Drum erſcheint Dir die Welt öder und leerer, als Du ſie je gedacht, und Armuth und Leiden häufen ſich vor Deinen Augen. Dieß aber ſollte Dich gemahnen, daß Du einem höheren Berufe, einer ausgebreiteteren Thätigkeit entgegengehſt, und größere Pflichten übernimmſt, wie bisher, die Du ſpielend und als Kind verrichteteſt. Hätteſt Du das bedacht, ſo würde Dir ſelbſt der Troſt nicht mangeln, den Du oftmals Andern ertheilt haſt, noch die Geduld, die Du Andern häufig empfohlen. Geſtehe daher: Dein Mißmuth gehört nur der Ermüdung an. Wir leben, meine Tochter, um die Tücken des Fleiſches kennen zu lernen. Und haben wir erſt erkannt, daß der Müde anders denkt, wie der Muntere, anders der Hungernde, wie der Satte, anders der Wunde, wie der Geſunde, ſo ſpotten wir künftig der Ohnmacht unſeres Leibes. Ein wenig Ruhe wird Dich herſtellen, dann wirſt Du Dich Deiner jetzigen Stimmung wundern, ſie wird Dir räthſelhaft, fremd und unerklärlich ſein. Der Troſt aber, den Du heut' vermiſſeſt, wird drei- und

ſiebenfach in Deine Bruſt zurückkehren und Dir um ſo theurer ſein, denn Du wirſt einſehen, was es heißt, ihn vermiſſen, und wirſt darüber erſchrecken."

Noch einmal bot er ihr von dem Brode und die Flaſche; ſie aber blieb bei ihrer Weigerung. „Wohlan denn!" fuhr er fort, „wir haben noch einen weiten Weg vor uns, der immer zurückgelegt ſein will. Laß uns in Gottes Namen unſere Thiere beſteigen!"

Und leicht und gehorſam erhob ſich die Verſchleierte von dem Raſen. Der Hirſch, der unangebunden weidete, kam auf ihren Ruf herbei, und mit gewandtem Arm hob der Mönch ſie in den Sattel. — Eine Weile hielt er ſie umfaßt. „Blanka! Blanka!" rief er, von einem jähen Schmerz ergriffen, und die Jungfrau ſenkte das Haupt. Er ließ von ihr, ſchlug beide Hände vor's Angeſicht, dann nahte er ſich langſam ſeinem Maulthier und beſtieg es.

Hauptmann Walter ließ ſie ziehen! Er konnte eine Regung des Mitleids nicht unterdrücken. Das St. Annenkloſter und die ſtrenge Regel daſelbſt waren allbekannt. Gar häufig

ſtarben die Novizen ſchon in ihrem Probejahr! Beſtanden ſie es aber, ſo gelangten ſie meiſtens zu hohen Jahren! — Und alle Nonnen des St. Annenkloſters waren im Geruch der Heiligkeit! — „Verräther ſind's wohl eben nicht!“ dachte der Hauptmann, „die Jungfrau dauert mich, ſie iſt übermüde, kann nicht ſchlafen, noch eſſen, noch trinken. — Ich kenne das! — und doch denkt ſie nicht an ſich, ſondern an das Leid von Bauern und Lumpengeſindel, und dem Mönch iſt das immer noch nicht heilig genug. Er kanzelte ſo klöſterlich fromm ihr Troſt zu, daß ich verdammt ſein will, wenn er mich nicht mitgebeſſert hat, dieweil ich ſpionirte. Das iſt das ächte Gemüth einer Heiligen, wie es dieſe Jungfrau hat. Und was ihr noch fehlt, wird das St. Annenkloſter hinzuthun! Ich alſo bin gleichfalls auserſehen, ſie zu ihrem heiligen Beruf zu fördern, und verdiene auch meinerſeits den Gotteslohn!“ —

Nachdem er auf dieſe Weiſe ſich beruhigt, rief er ſeine Leute, beſtieg ſein Roß und ſetzte den Wanderern im ſcharfen Trabe nach. —

Bald waren ſie eingeholt. — „Edler Herr,“ begann der Mönch zu dem Hauptmann, den er

für einen Raubritter hielt. — „Laßt uns in Frieden unſere Straße ziehen. Es wird Euch keinen Segen bringen, einem armen Einſiedler und einer Gottgeweihten in den Weg zu treten, und ein Segen iſt Alles, was Ihr von uns erlangen könnt. Ich will Euch den meinigen ertheilen."

„Ehrwürdiger Vater!" antwortete der Hauptmann; „wir haben nichts Schlimmes mit Euch noch dieſer Jungfrau vor. Zieht in Frieden Eure Straße, dieſe Jungfrau aber, die ins Kloſter will, werde ich dahin geleiten, ſo iſt's der Wille des Königs!"

„Des Königs?" fragte der Mönch erſchrocken; „des Königs?" wiederholte die Jungfrau. Und Hauptmann Walter erachtete für gut, ſich in keine fernern Erörterungen einzulaſſen.

„Meine Tochter!" begann der Mönch, „ich habe Dich beten gelehrt und Dein junges Herz in Andacht geübt. Lerne jetzt, daß Andacht und Gebet kein Gaukelſpiel ſind, und flößen ſie uns ſchon Muth ein, das ſchlichte, nackte Leben freudig zu ertragen, ſo wächſt dieſer Muth in Nöthen, und wir erkennen in ihnen Prüfungen, womit die Allgüte unſere leeren, unwürdigen Her-

zen in ihren Hoffnungen ſtärkt und ſie empfänglich macht für ihre ewigen Tröſtungen. Vielleicht iſt's der Wille der Vorſehung Dich, jung wie Du biſt, zeitig von hinnen zu nehmen! So prüfe Dich, ob Du wahrhaft geglaubt, ob im Geiſte bei Dir iſt, wer im Fleiſche nicht mehr iſt, damit auch Du im Geiſte ſein mögeſt, wenn Du im Fleiſche zu ſein aufhörſt."

Die Jungfrau ſprach: „das Unglücksſchickſal meines Hauſes erfaßt mich, aber ich danke Gott, der mich ſtärker gemacht, Trübſal zu ertragen als langes Reiſen. — Am meiſten ſchmerzt mich die Trennung von Dir, und daß ich Dein Wort nicht mehr höre, was alle Zeit mich aufrecht hielt."

„Kind!" ſprach der Mönch mit Thränen. „Es iſt ja nicht mein Wort. Ein altes Wort, das tönt von Ewigkeit zu Ewigkeit, und der es ſprach, iſt nicht geſtorben. Er möge bei Dir ſein!" —

Dem Hauptmann dauerte dieſer Abſchied zu lange. Er gebot Trennung, die Pilger waren völlig in ihr Schickſal ergeben, nur der Hirſch ſetzte ſich zur Wehr, und mit ſeinen Hörnern machte er die Pferde ſcheu. Blanka bedurfte al-

ler ihrer Kunſt, ſich im Sattel zu erhalten. Als ſie ihn endlich beruhigt, reichte ſie ihre Zügel dem Hauptmann Walter.

Langſam ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Die Heerſtraßen und bewohnte Gegenden wurden ſorgfältig vermieden. —

Alle Glocken läuteten, und das Volk drängte ſich in den engen Straßen, als ſei kein Platz mehr in der Gotteswelt. Und Alles ſchrie aus voller Kehle: „Es lebe Iſalde, die Königstochter!“ als gäbe es ſonſt keine Worte, und die Menſchen wären, Thieren gleich, zu einem einzigen Schrei beſtimmt. —

Zehn volle Jahre hatte Iſalde im Kloſter verlebt. Damals war die Königin, ihre Mutter, geſtorben, und König Philipp glaubte gefährliche Seelenanlagen in ſeinem ſechsjährigen Töchterlein zu erblicken. Er hoffte fern vom Glanz des Thrones, vom Ehrgeiz und der Weltluſt, würde ſie ſanfteren Gemüthes werden, und den Planen, die er reiflich zu ihrem und des Landes Wohl erſonnen, gehorſam ſich fügen. —

Eben gelangte der Zug durch eine herrliche Ehrenpforte, in welcher Spielleute saßen und auf Zinken, Hörnern und Posaunen schmetternd musicirten. Hohenherst's geharnischte Reiter zogen voran, um das Volk aus einander zu treiben, dann kamen hundert auserlesene Jungfrauen mit großen Füllhörnern und streuten Blumen vor der Prinzessin her.

Es war ein heißer Frühlingstag und es fehlte nicht an Blumen. Aus allen reichbekränzten Fenstern, Söllern und Erkern, flog ein bunter Regen über die junge reizende Königstochter und ihr glänzendes Gefolge. Frische Mädchengesichter, schöngeschmückte Frauen blickten neugierig und freudig hernieder. Feine weiße Tücher wehten, und zarte weiße Hände schlugen in einander.

Der Junkherr Edmund von Hohenherst führte den reichaufgezäumten Zelter der Prinzessin am goldenen Zaum. Er selber ritt einen stolzen Isabellenhengst, und jede Dame im Gefolge hatte einen glänzenden Ritter zur Seite, der ihr Roß leitete. Zu Fuße folgten der Magistrat, die niederen Geistlichen und die Zünfte.

Je weiter der Zug ſich dem Markte nahte, um ſo größer ward das Gedränge. Die Reiter konnten zuletzt nicht mehr Bahn brechen, und die Jungfrauen geriethen zwiſchen die Pferde. Der Junkherr von Hohenhorſt gab Befehl, mit ſcharfem Schwerte drein zu hauen, und die Reiter ließen es ſich nicht zweimal ſagen. — Da gab es blutige Köpfe und ſchlimme Wunden. Klagen und Angſtgeſchrei wetteiferten mit dem Jubel, und die Schwerverwundeten wurden überritten und blieben jammernd im Wege liegen, ohne daß Jemand ihnen helfen konnte.

Iſalde runzelte die Stirn und trotz ihrer Jugend und Schönheit zeigte ihr Antlitz ſo ſchwere Falten des Unmuthes, daß die ächte Tochter ihres Vaters nicht zu verkennen war. — Der Junkherr von Hohenhorſt ſprach aber mit Adel und Ritterlichkeit:

„Seht doch, die niedere Menge! dermaßen berauſcht ſie das Verlangen, ihrer reizenden Königstochter zu huldigen, daß ſie nach der Schärfe des Schwertes nicht fragen, und ſich niederhauen laſſen, nur um Eures Anblicks zu genießen und Euch zujauchzen zu können. Was habt Ihr nun

erſt von Euren Grafen und Rittern zu erwarten, und zu welchen Thaten wird Eure Huld und Hoheit ſie erſt begeiſtern!"

Iſalde entgegnete ziemlich unfreundlich: „Hoher Junkherr! ſoll ich Euch ſagen, wie mir iſt? Kennt Ihr die Mährchen von unterſeeiſchen Städten, und Menſchen, die zur Hälfte des Jahres Fiſche ſind? Wenn ſie wieder Menſchen werden, bewohnen ſie ihre Städte auf dem Grunde des Meeres mit großen Kirchen und Glocken, deren feſtliches Geläute empor zur Meeresfläche dringt, wo es die Schiffer hören und hinabſchauen. — Ich bilde mir ein, ſolch' eine Mährchenwelt betreten zu haben, denn die Stadtluft beklemmt mich, ſie iſt feucht und ſumpfig wie unter dem Meer. Und finſter blickt der Himmel in die engen Gaſſen, Alles erſcheint düſter, unreinlich, ſchlammicht. Die Kirchen und Paläſte ſtehen da in ſtarrer, ſchmutziger Pracht, wie verlorene, verſchollene Koſtbarkeiten. Und die Menſchen hier blicken blöde und ſtumpfſinnig aus den Augen. Das reißt die Mäuler auf und ſchnappt nach Köder und drängt und ſtürzt ſich zu Tauſenden in die Netze, um ſich ſchlachten zu laſſen. Ich

wollte, ich könnte die Ohren mir verkleben, damit die Täuschung vollständig sei."

Der Junkherr von Hohenhorst war vertraut mit Königslaunen und belachte herzlich den gnädigen Scherz der Prinzessin. Heimlich hegte er jedoch allerlei Bedenken. „Ist es möglich," dachte er, „solch junges reizendes Geschöpf ist ganz ohne Mitgefühl. Tausend freundliche Gesichter locken ihr kein Lächeln ab. Man thut ihr Alles zu Liebe, die Luft erbebt von Freudengeschrei, die ganze Flur ist geplündert, und sie hat nichts als vornehmen Tadel." —

Auf dem Markte stand die ganze Leibwache des Königs unter Waffen. Vom Schlosse an waren hundert Schritte weit breite Teppiche gelegt; und die Grafen, an ihrer Spitze Herr Eberhard von Hohenhorst, sammt der hohen Geistlichkeit erwarteten hier die Prinzessin. Der Junkherr von Hohenhorst, so wie die edlen Herren und Damen im Gefolge der Prinzessin, verließen ihre Rosse, nur der Zelter der Königstochter betrat, von beiden Hohenhorsten geleitet, die Teppiche und trug die Prinzessin in die Königsburg. Alle Uebrigen folgten zu Fuße, und kaum war

der letzte Mann des Zuges herüber, so wurden die Teppiche dem Volke Preis gegeben.

Im Schlosse halfen beide Hohenherst der Prinzessin vom Rosse und geleiteten sie in den Thronsaal. Die Grafen, Ritter, die Damen und Prälaten folgten, und ordneten sich rechts und links ihrem Range nach neben dem Thronhimmel.

Mit zufriedenen Blicken überschaute Isalde diese glänzenden Reihen: „Wo aber weilt mein Vater?" fragte sie; „verlangt ihn nach zehnjähriger Trennung nicht nach mir. O wahrlich! ich bin begierig den Mann zu sehen, der mit solcher Pracht sich zu umgeben wagt, daß den Himmlischen im Paradiese nichts übrig bleibt, ihren lichtvollen Aufenthalt glänzender zu schmücken. Ja! ihr hohen Herren und schönen Frauen," fuhr sie fort, „ich habe ein Kirchenbild gesehen, da standen die englischen Heerscharen, glänzend geschmückt und gerüstet, wie hier die hohen und edlen Herren und dazwischen die heiligen Märtyrer, wie meine holden Damen und die hochwürdigen Väter. Drum mögte ich meinen Vater sehen, die Krone auf dem Haupt, all diesen Glanz überleuchtend. Sein Bild ist mir gänzlich

entfallen, ich zählte damals nur sechs Jahre, dafür ist aber Sehnsucht und Liebe zu ihm in meinem Herzen voll und reif erblühet und ich möchte ihn erscheinen sehen, wie einen Gott in diesem Paradiese des Adels und des Reichthums."

So sprach die Prinzessin. Da trat Hauptmann Walter in den Saal mit zwei Trabanten, eben so riesig wie er, und auch eben so kostbar gekleidet und gerüstet. Die Trabanten pflanzten sich wie eine Bildsäule zu beiden Seiten der Thür, Hauptmann Walter rief: „der König."

Isalde stieß einen Schrei der Ueberraschung aus und eilte ihrem Vater einige Schritte entgegen. Als sie aber die kleine, von Gold und Edelsteinen funkelnde Gestalt erblickte, den dicken Kopf mit einer schmalen kleinen Krone geschmückt, blieb sie plötzlich stehen und schlug ein helles Gelächter auf.

Schrecken verbreitete sich rings. Alle Gesichter wurden bleich und schmal. Der König stand mit rollenden Augen da und suchte nach Worten, seinem Zorn Luft zu machen. — Isalde aber ließ es dahin nicht kommen. „Vater! Vater!" rief sie, „nun ich Dich sehe, besinne ich

mich wieder auf Dich. Ach! was biſt Du alt und grämlich geworden! Welche Falten auf der Stirn, wie läßt Du den Mund hängen!" Dazu erhob ſie ein zartes weißes Händchen und ſtreichelte dem König Stirn und Mund, und die zierlichen Fingerchen bemühten ſich ſtets ämſiger, denn die Falten waren hartnäckig und wollten nicht weichen. Der König mußte am Ende, wider ſeinen Willen, das reizende Töchterlein anlächeln und Iſalde rief:

„Das iſt ein günſtiges Vorzeichen! Ich kann trübe Geſichter erheitern und Falten des Unmuths ausglätten, und habe eine Probe meiner Kunſt ſchon abgelegt, denn es iſt eine echte Königskunſt. Ich werde mich darin vervollkommnen," fuhr ſie zu der hohen Verſammlung fort, „damit wenn ich dereinſt herrſche, lauter heitere und freundliche Geſichter zu mir emporblicken."

Ein beifälliges Gemurmel erhob ſich. Man rief der ſchönen Iſalde Heil, und der König zog ſie in ſeine Arme und drückte ſie zärtlich an die Bruſt. —

Betäubt von Glanz und Feſten, freudenſatt und müde von Vergnügen, wollte Iſalde ſich zur Ruhe begeben und eben ſchickten ihre Zofen ſich an ſie zu entkleiden, als plötzlich der König ſandte, der zu ſo ungewöhnlicher Stunde nach ſeiner Tochter verlangte.

König Philipp ſaß immer noch beim Becher; der Wein röthete ſein dunkeles Angeſicht und glühte aus ſeinen Augen. Bei ihrem Eintritt lächelte er, nippte aus dem Becher und rief: „Du ſollſt leben, mein einziges ſchönes herzliebes Töchterlein, Du biſt das leibhaftige reizende Bild Deiner unvergeßlichen Mutter. Nein! reizender noch biſt Du. Sie war ſtill und fromm und ſanft. — Zu ſpät leider! erkannte ich ihren Werth! — Du aber haſt meinen regen raſtloſen Geiſt. Du biſt mein verjüngtes edleres Ich und Deine verſchönte Mutter! — Iſalde! wir haben uns nunmehr zehn Jahre lang nicht geſehen. Du möchteſt wiſſen, warum ich Dich von mir that, und Du doch der Liebling meines Herzens biſt? Vernimm, mein Töchterlein! Du

biſt zu großen Dingen auserſehen! Du ſollſt die Sünden Deines Vaters tilgen, ſeine Schuld aussöhnen und was er Böſes that, zum Guten verkehren. Darum ſandte ich Dich in's Kloſter. Du ſollteſt fromm und gut werden. Du biſt es geworden! Du wirſt Deinem Vater Alles zu Liebe thun und gelte es auch Dich zu opfern. — Ach! Iſalde, wenn ein Menſch das Recht hat, mit ſeinem Schöpfer zu hadern, der ihn auf die Welt geſetzt, wahrlich! ſo bin ich's. — Ich habe wenig Freuden, aber viel Leiden und Aergerniß. Mir iſt wenig gelungen und meiſtens nur, was beſſer ungeſchehen geblieben wäre. Ich will Dein junges Herz nicht mit meiner Sündenbeichte quälen. Etwas aber mußt Du wiſſen! — Die Krone, die ich trage, trage ich nicht mit Recht — Du aber wirſt mit vollem Rechte ſie erben. — Segne Dich Gott, Iſalde! Du biſt ſchön! alle Welt entzückſt Du und Dich entzückt die Welt! Wirſt Du Deinen armen Vater verſtehen, wenn er Dir klagt, daß er nie geliebt wurde? — Schon als Kind liebten mich meine Eltern nicht. Mein Bruder überſah mich. Ich war ein Königsſohn und hatte nicht einmal

Schmeichler. Ich bin häßlich! meine Sitte ungefällig, ich liebe nicht Roſſe noch Waffen. - Und mein Bruder! Er hatte alle Vorzüge, er war der gefeierte angebetete Thronerbe, der Abgott des Adels und des Volks!" —

„Ich trachtete nicht nach den Freuden und dem Glücke der Zeitlichkeit. Meine Sehnſucht ging höher. Meine Wünſche waren geiſtliche Einſamkeit. Es liegt etwas Gutes in mir. Doch ein Menſch übt Wunderkräfte auf den anderen. Was Du heute willſt, vergiſſeſt Du morgen, denn Dir begegnet ein Wille, mächtiger als der Deine. Manchmal iſt's auch kein Wille und eine Thorheit nur, und die Thorheit iſt mächtiger wie Geiſt und Wille. — Das ſollte ich erfahren!" —

„Sieh! der König mein Vater lag gefährlich krank, in allen Kirchen ward für ihn gebetet, zumal im Dominikanerkloſter und man pries die Frömmigkeit eines jungen Mönches, den aber Gott verdammen möge. — Ich war allnächtlich Zeuge ſeiner Zerknirſchungen. Jeden Streich auf ſeinen Rücken fühlte ich mit, ich wollte ſo fühlen und mußte ſo wollen. Er lag platt am Boden; auch ich. Er betete für

den König, meinen Vater, ich mit ihm. Nicht meinem Vater zu lieb. Ich dachte nicht an meinen Vater, nicht an mich, der büßende Bruder hatte meinen Geist in Händen, ich mußte, was er that, mit ihm thun!" —

„Wenn nach vierstündiger Buße nun die starre Hülle sich belebte, die härene Kutte über die blutigen Glieder gezogen wurde und er sich erhob, wie vom Posaunenschall des jüngsten Tages, vergeistigt, schlank, leicht, die Muskeln noch tanzend von Verzückung, die Zerknirschung noch schäumend um den Mund, da nahte ich mich von Rührung durchdrungen, den ersten Segen des Büßers zu empfangen. — Und er legte einst mir die Hand auf, nannte mich „König!" prophezeihte den Tod meines Vaters, den Tod — meines Bruders." —

Hier hielt der König inne, stürzte hastig einige Becher hinunter, dann fuhr er fort: „Die Prophezeihung ging in Erfüllung! verdamme Gott den Propheten! Amen! Ich werde mich zu rächen wissen! — Von Stunde an war ich ein Anderer. Bis dahin hatte ich weder Neid noch Zorn gekannt, ich achtete nicht, wo man mich über-

ſah; ich vergab Jedwedem, der mich kränkte, ich haderte nicht, wo man mir Unrecht that. Jetzt wollte ich mit einem Male, daß man auch um mein Lächeln ſich mühen ſollte und ſtreben, mich bei guter Laune zu erhalten. Mein Mißfallen ſollte man ſcheuen und vor meinem Zorn beben."

Von neuem ſchwieg der König, quälenden Erinnerungen hingegeben, die er im Wein zu ertränken ſtrebte. „Warum erzähle ich Dir das Alles?" fuhr er fort. „Allein Du mußt wiſſen, daß mein Bruder eine Tochter hinterließ und nach allem Recht und Herkommen gebührte ihr die Krone, nicht mir."

Iſalde hatte in ängſtlicher Spannung zugehört, zumal die letzten Worte erſchütterten ſie. „Aber ich? Wer bin ich," fragte ſie.

„Meine ächte Tochter," lächelte der König. „Ich geſtehe Dir, was mich quält und Du kannſt fragen: „Aber ich!" Wahrlich, Du läßt Dir die Krone nicht nehmen! Beruhige Dich, Deine Nebenbuhlerin befindet ſich im Kloſter, wohin Neigung und Beruf ſie geführt. Sie wird den Schleier nehmen!"

„Wie!“ rief Iſalde: „Sie hat ihn noch nicht genommen?“

„Gut gefragt! meine Tochter! Nein! ſie iſt heute noch Novize! Lange entging ſie meinen Nachforſchungen, erſt vor kurzem verrieth ſie die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter! — Dir iſt ſie nicht gefährlich, mein Kind! Auch ſind ihre Anſprüche keineswegs unzweifelhaft und unantaſtbar. Ihre Mutter iſt aus dem ketzeriſchen Hauſe derer von Todtenſtein! und nur vier Vaſallen gaben ihre Einwilligung zur Vermählung meines Bruders. Aus ſolcher Verbindung können keine Thronerben entſpringen. Zudem ſchwiegen Alle, die um die Vermählung wußten und erkannten mich als König an! Von daher, geliebtes Kind, iſt nichts zu fürchten, Du erbſt die Krone und alle Schuld, die daran haftet, iſt mein. — Ein Anderes aber iſt's mit Deinem Oheim Hohenhorſt. Um geringerer Anſprüche willen hat dies mächtige Geſchlecht Jahrhunderte lang unſerer Krone getrotzt, und heut ſind ſie gefährlicher als je. — Graf Eberhard, ich kann nicht anders ſagen, war ſtets mir treu! Und wir hegten ſtets den gemeinſamen Wunſch, unſere Kinder dereinſt

zu verbinden. Der Junker Edmund von Hohenhorst wirbt um Deine Hand!" —

Isalde erröthete! „Wie!" rief sie, „ich zähle kaum sechzehn Jahre und soll schon an Vermählung denken? die Krone, die ich dereinstens rechtmäßig erbe, muß ich sie von den Hohenhorsten erbetteln?"

„Ich begehre nichts von Dir, was der Krone unwürdig sei."

„Mag er um mich werben!" versetzte Isalde. — —

„So versprich mir seinen Werbungen Gehör zu geben!"

„Ich verspreche nichts!" entgegnete sie. „Er soll mich zu gewinnen suchen. Wie er's vermag, ist seine Sache!"

Der König betrachtete sie mit Erstaunen: „So jung!" dachte er, „und so stolz und ehrgeizig!" Dann reichte er ihr die Hand und sprach: „Vergiß nicht, Isalde! von Dir erwarte ich Trost und Friede in meiner letzten Stunde."

„Was iſt Dir?“ fragte Graf Eberhard ſeinen Sohn. „Dir winkt die Krone, die reizendſte aller Königstöchter iſt Dir zugeſagt, der König überhäuft Dich mit Beweiſen ſeiner Huld und Gnade, die Ritter achten und ehren Dich bereits wie ihren zukünftigen Herrſcher. Sprich! was kann Deinem Glücke fehlen und warum blickſt Du finſter?“

Sie ſchritten in der weitläufigen Ahnengallerie ihrer Stammburg, die unfern der Hauptſtadt lag, auf und nieder und Edmund benutzte die Gelegenheit, ſeinen Kummer auszuſchütten und erſchöpfte ſich in Schmähungen wider Iſalde.

„Sie iſt eine Königstochter, mein Sohn!“ unterbrach ihn ſtreng der alte Graf.

„Gleichviel!“ rief Edmund voll Verdruß, „ich liebe ſie nicht, und ſie iſt mir in der Seele zuwider.“

„Sachte,“ fuhr der Graf mit Würde fort; „zuwider darf und kann ſie Dir nicht ſein, ob Du ſie aber liebſt oder nicht, gilt gleichviel, denn

ſie iſt eine Königstochter. Uns, die Geburt ſo hoch geſtellt, die wir die Erdengötter heißen, uns ziemt es nicht ſchwärmeriſch zu ſeufzen und ſchmachtende Sehnſucht zu hegen. — Unſer Denken, Sinnen, Dichten und Trachten iſt auf Wirkliches gerichtet. Mögen die niedriger ſind denn wir, Luftſchlöſſer bauen, Steckenpferde tummeln und ſich in chimäriſchen Launen und Phantaſien berauſchen. Wir müſſen einig und eins ſein mit Umſtänden, Verhältniſſen und Ereigniſſen, die wirken, zeugen, ſchaffen und geſtalten. Dieß iſt das Geheimniß und das Weſen der Macht und wir ſind die Mächtigen. Auch Dein Erbtheil iſt die Macht, deſſen Du Dich nicht entäußern wirſt, wie ich hoffe! Wie Dein Leib ſich frei und leicht bewegt im centnerſchweren Harniſch, den ein Knecht nicht tragen kann; eben ſo ſicher und gewandt rege Dein Geiſt ſich im Glanz und der Hoheit, die Dir angeboren ſind. — Erwäge dieß! und nun ſag mir, was mißfällt Dir an der Königstochter."

Ein wenig gemäßigter, ſagte Edmund: „Sie gleicht ihrem Vater in Allem, was ihn mißziert, zu ſehr und hat keine ſeiner Tugenden. Ihr

Weſen iſt eben ſo veränderlich und unheimlich, ſie hat dieſelben Tücken, dieſelben Grillen. Du kennſt ſie nicht, wie ich, mein Vater. Gar viel mildern Jugend und Schönheit, während in reiferen Jahren das Gehäſſige und Unſchöne ſcharf und dreiſt hervortritt."

„Ei! ei! Edmund," warnte ſtolz Herr Eberhard. „Erweiſe Deinem grauen, erfahrenen Vater mehr Achtung und Ehrfurcht, Du läßt Deinem Unmuth die Zügel ſchießen, der ſich in boshaften Schmähreden erſchöpft. Wer zu Herrn Eberhard von Hohenhorſt ſpricht, der ſpreche nicht Gemüths- und Leidenſchaftsergüſſe. Er berichte Thatſachen."

„Du dringſt ſehr in mich, mein Vater!" entgegnete der Junkherr. „Es will nicht über meine Lippen, ich kann es ſelbſt meinem Vater nicht ſagen!"

„Was?"

„Sag' mir zuförderſt, wenn Du es wiſſen willſt, bin ich ſo häßlich und mißgeſtaltet, daß ich keinem Weibe gefallen kann?" —

„Fürwahr eine ſeltſame Frage, wenn ſie der Vater ſeinem Sohne beantworten ſoll. — Be-

ruhige Dich. Du haſt den ſtolzen Bau, den Rieſenwuchs, die hohe Stirn, den kriegeriſchen Blick, was Dich als ächten Hohenhorſter bekundet. Und Weiber lieben das."

„Das Alles mißfällt ihr," lächelte ingrimmig der Jüngling. „Als ich den Helm in der Hand ins Sprachzimmer zu ihr trat, ihr die Grüße ihres Vaters und meine Huldigungen darzubringen, ſtieß ſie einen Schrei aus und ließ mich nicht zu Worte. Weinend und halblaut klagte ſie der Aebtiſſin, ich aber hörte es dennoch. Ihr Vater habe der edlen Ritter viele, er brauche ihr keinen ſo grimmigen Trabanten zu ſenden, der ſie bange mache."

„Sie iſt ein Kind!" ſagte der Graf. „Nun? das iſt Alles?"

Edmund rief faſt in Verzweiflung. „Soll ich alle meine Schmach Dir beichten? Ich kann nicht ferner um ſie werben!"

„Genug," ſprach Herr Eberhard. „Was Du mir noch zu erzählen haſt, iſt nicht des Athems werth, den Du daran wendeſt, noch meiner Zeit, es anzuhören. Vernimm jetzt meine Befehle. Du ſollſt Deine Bewerbungen fort-

ſetzen mit adeliger Sitte und ſchmachtend wie ein mondſüchtiger Schäfer. Im Prunk der Feſte und Banquette, oder im Waffenſchmuck, zu Roß in der Kampfbahn, ſollſt Du gefeierter Held ſein, wo ſie gefeierte Heldin iſt. Und all Dein adeliges Weſen und feine Sitte, Dein Ritterthum und Waffenthaten ſoll in ihrem Namen, für ſie begeiſtert, ſich offenbaren. Verſchmäht ſie Deinen Dienſt auch noch ſo ſchimpflich, noch ſo offenkundig, ſo ſoll dies nur Deinen Eifer anflammen. Und wo ſie Dich ärgert und verhöhnt, da ſollen ihre Mädchengrillen und Kindertücken wie ſtumpfe Bolzen an Deinem guten Harniſch abprallen. Ich will, daß Deine Treue ſie ermüde, daß Deine Beharrlichkeit ſie rühre, daß die Größe und Macht Deiner Leidenſchaft ſie beſiege, wo nicht betäube!" —

„Wie vermag ich das, mein Vater?"

„Frag Deine Ahnen!" antwortete der alte Graf und deutete auf die Bilder längs den Wänden. — In blanken Waffen, im vollen Schmucke ihrer Würden, mit den Kleinoden ihrer Beſetzungen ſchauen ſie trotzig Dich an, und ihre ſtolzen Augen verfolgen uns, wohin wir gehen. Strebe da-

nach! daß Du vor dieſen Bildern, vor gemalten Waffen, vor den Abzeichen der Größe, Tapferkeit und Macht, nicht zu erröthen haſt, und Dir ſagen darfſt: auch ich bin ein Hohenherſt. Und dieſes Wappen ſchau'! Nicht umſonſt legen die Greifen ihre Klaue an das Königsſchild. Jahrhunderte und blutige Kämpfe vermochten es der mächtigen Klaue nicht zu entreißen. Du aber biſt auserſehen, was Deine Ahnen mit ihrem edelſten Blute und ihren beſten Kräften erſtrebt, ſpielend zu gewinnen. Du ſollſt die feindlichen Wappen unter der Krone mit dem Liebesknoten umſchlingen und wirſt ſolch glänzendem Schickſal nicht Hohn ſprechen. — Edmund! heut noch bin ich der Erſte nach dem König. Ich will Niemandem zur Linken gehen, außer dem Könige und meinem Sohne! Es wird nicht an Vaſallen fehlen, die den ehrgeizigen Blick zur Thronerbin emporſchlagen. Schmach Dir, wofern Du Dir den Rang abgewinnen läßt und dem zur Linken gehen mußt, der heute Dir zur Linken geht."

„Ha!" rief Edmund mit krampfhaftem Entſchluſſe; „ich werbe um ſie, wie Du geſagt, mit Trotz, mit Haß und Hohn. Wenigſtens," fügte

er drohend hinzu, „ſoll kein Nebenbuhler ihr nahen!“

„Jetzt verſteh' ich Dich! Du liebſt ſie!“

Edmund erröthete und lächelte ſpöttiſch.

„Du hätteſt ſonſt ruhiger dieſen Entſchluß gefaßt, allein ihre Sprödigkeit beleidigt Dich! Wolle doch Dir ſelber kein Räthſel ſein, denn Deinem Vater biſt Du keines mehr!“ —

Ende des erſten Bandes.

Gevatter Tod

von

Dr. Schiff.

Zweiter Band.

Bei Hoffmann und Campe iſt ferner erſchienen:

Chriſten, F. L., Diana. Wahrheit und Dichtung. 2 Thle. 1836. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

— — Malcolm, Seegemälde aus der neuern Zeit. 8. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Clemens, Fr., der Excentriſche. Roman. 8. 1835. 1 Thlr.

— — das entſchleierte Bild zu Sais. Drei Blicke in die Tiefe. 8. 1837. 1 Thlr. 8 Gr.

Corbière, Eduard, die Zöglinge der Marine. Deutſch von E. D. B. Elbthal. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris. 2 Bde. 8. 1832. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Gorgona. Bilder aus dem franz. Mittelalter. 2 Bde. 8. 1833. 2 Thlr.

— — Graf Lowzinski. Polniſche Novelle. 8. 1832. 18 Gr.

— — Przebracki. Der ruſſiſche Polizeiſpion. 8. 1832. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Warſchau. Ein Zeitbild. 8. 1831. 16 Gr.

— — Novellen. 3 Bde. 8. 1831—1833. à 1 Thlr. 12 Gr. 4 Thlr. 12 Gr.

Roſen, C., Wanderbuch eines Schwermüthigen. 8. 1834. 1 Thlr. 8 Gr.

Schiff, D. H., Glück und Geld. Novelle. 8. 1834. 1 Thlr.

Wangenheim, F. Th., der Mönch. Hiſtoriſcher Roman. 3 Thle. 8. 1836. 4 Thlr. 8 Gr.

— — die Luftſchiffer. 8. 1837. 1 Thlr. 8 Gr.

— — die Schwertler. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. 1838. 3 Thlr.

Gevatter Tod.

Eine

Mährchen-Novelle

von

Dr. Schiff.

Zweiter Band.

Lincke

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1838.

S. 1 [David Bär]

Sächsische
Landesbibliothek
23 APR 1964
Dresden

Viertes Buch.

Lincke

Udo hielt sein Roß an, denn die Fenster der Klosterkirche waren erleuchtet und die Nonnen sangen zur Hora. Aber je länger er lauschte, je enger ward ihm das Herz. Auch sein Pferd stampfte unruhig den Rasen. „Still Fuchs, still!“ sprach er, und klopfte ihm den Hals. „Du magst Recht haben, das ist nicht für mich und dich!- Bist wohl müde, armes Thier? Nun! dafür geht es jetzt heim.“ Und das kluge Roß, als verstände es die Worte seines Herrn, trat von selbst langsam den Heimweg an, längs der Klostermauer, wo die Aussicht in's Thal sich eröffnete. —

Die Gewässer spiegelten den sternhellen Himmel wieder; der Bergstrom funkelte wie Flitter und die Bäume am Abhang waren mit Licht

gesäumt. Nur die Pappeln des Klostergartens reckten schwarz und düster ihre Wipfel in den Nachthimmel! „Ihr armen Bäume!“ sprach Udo, „ihr fühlt's, daß eine hohe Mauer Euch umschließt. Nur selten mag ein Schmetterling eure Aeste umgaukeln oder ein Käfer in euer Laub sich verirren, und selbst den zwitschernden Vogel verscheuchen die Grabgesänge, die dort hausen.“

So sprach er laut, da tönte zur Erwiederung ein heller Seufzer. Udo stutzte und noch einmal, viel klarer noch, ließ sich der Seufzer hören und drang dem Jüngling tief in's Herz.

„Wer hört mich?“ fragte er. „Wer seufzt hier?“ wiederholte er lauter. — Da strich der Wind durch's Laub, daß es seltsam knisterte und flüsterte! — Es klang geheimnißvoll und schaurig, bei weitem aber nicht so unvergeßlich süß und schmelzend. Udo gedachte der Sage von der Alraunwurzel. „Giebt es Töne,“ fragte er, „die uns wahnsinnig machen und schuldlose Pflanzen hauchen sie aus?“ —

Er blickte oft noch rückwärts; und wandte er das Haupt geradeaus zu blicken in die dämmernde unermeßliche Mondscheingegend, so gefiel

sie ihm nicht mehr halb so gut: die funkelnden Sterne, die silbergesäumten Riesenwolken, die blinkenden Wasser und der Flitterregen, der über's Laub schauerte, Alles erinnerte ihn an den Seufzer und Alles war minder hell und silbern.

Als er am andern Morgen gekräftigt und frisch erwachte, dünkte seine gestrige Stimmung ihm freilich ein Räthsel. Doch als der Abend herankam, hielt er wieder an der Klostermauer, an der Stelle, wo er den Seufzer vernommen. Aus Neugier nur! denn weil sich nichts hören ließ, trat er gefaßt und ruhig den Rückweg an. Aber am folgenden Abend hielt er wieder dort, und am vierten trieb er dasselbe Spiel, am fünften Abend war es ihm bereits zur Gewohnheit geworden. Hier holte er sich Ruhe und Lust zum Schlaf.

In der Einsamkeit geräth man auf seltsame Grillen. Udo auf seinem Waldschloß hörte nur morsche Balken und rostige Wetterfahnen seufzen, und seufzte er auch selber dann und wann, so gerieth's ihm doch nie so schmelzend und liebreich. —

Eines Abends, als er wieder an seinem ge-

wöhnlichen Platze hielt, und eben so fruchtlos lauschte, erfaßte ihn eine plötzliche Ungeduld. — „Wozu auch," klagte er, „niste ich mit Eulen und Weihen in altem Gemäuer und führe Krieg mit den harmlosen Thieren des Waldes. Die Welt ist groß und weit, und ich fühle Lust in mir, sie von meinem Ruhme zu erfüllen. Mein Muth sagt mir, ich bin aus dem Stoffe der Helden gebildet, die wie Halbgötter unvergeßlich fortleben, und deren Schicksale und Thaten durch alle Zeiten Wundern gleich angestaunt werden." —

Eben wollte er seinem Rosse die Sporen geben, als gelte es in Glück und Thaten sich mitten hineinzustürzen, da ertönte zur Erwiederung:

„Glückseliger! Was Du verschmähst, ist das Ziel meiner heißen Wünsche. Könnte ich nur auf Augenblicke mit flüchtigem Rosse die Forste durchjagen. Kein Blut des wehrlosen Wildes sollte meine Geschosse färben. Ach! ich beneide seine Spiele in duftendem Waldesgrün. Sieh! ich bin jung und muthig wie Du und eine Gefangene, welche Luft und Wolken beneidet und die Bäume selbst, die sich im Freien schauern."

Udo wollte vor Freuden sterben, da er seine geliebte Stimme wieder erkannte. „Wer Du auch seist," rief er: „Geist, Elfe oder Weib, begehre mit der Stimme und wenn es Gott erlaubt, ich erfüll' es."

„Ich bin kein Geist, der hieher gebannt, noch eine verzauberte Elfe, und eine verwaiste Jungfrau den Händen grausamer Feinde zu entreißen, ist ein gottgefälliges Werk."

„Bist Du eine Nonne?"

„Nein! doch eh' der Mond wieder wechselt, wird man den Schleier mir aufdringen. Sieh' mich an, ich trage Novizen-Kleider."

Udo schaute empor und über der Mauer zeigte sich im Mondenschein ein Antlitz, vor dessen Holdseligkeit er fast erschrak. „Ich dachte es," sprach er, „diese Stimme müsse solch einem Wesen angehören. Du bist schön wie ein Engel," fuhr er fort, „und hast Du auch Flügel, die so leicht zur hohen Mauer Dich empor heben?"

„Ach hätte ich Flügel!" seufzte die liebliche Erscheinung. „Mich stützt das Gezweig der Pappel, doch laß uns kurz sein. Die Hora ist zu

Ende, ich muß auf meine Zelle. Haſt Du ein raſches Pferd?“

„Eine ſchwarze Stute, die ihres Gleichen nicht hat!“

„Willſt Du es mir bereit halten, übermorgen um dieſe Stunde?“

„Bei Deiner Silberſtimme! bei Deinem ſüßen Antlitz. Ich weiß keinen theureren Schwur!“

„Mit dem letzten Schlage der Mitternachtsglocke trete ich aus dem Kirchenfenſter, worauf die Heilige Anna in Ordenstracht abgebildet iſt.“

„Aus dem Kirchenfenſter?“ fragte Udo erſtaunt.

„Ja!“ flüſterte zutraulich die Silberſtimme, „die Kloſterpforten ſind wohl bewacht und verſchloſſen. Dort harre mein, gütiger Retter! Und was Du auch ſiehſt, erſchrick nicht. In einer entſetzlichen Verkleidung werde ich Dir entgegen kommen. Du aber wirſt mich an meiner Stimme erkennen, dafür bürgen mir Deine Selbſtgeſpräche, die ich erlauſcht.“

„Wie! Du haſt mich ſtets belauſcht?“ fragte Udo.

„Still, ſtill!“ flehte ſie. „Es bewegen ſich

Lichter auf dem Gang, ich muß hinein. Lebe wohl! mein einziger Freund, vergiß mich nicht, ich will Dir reichlich lohnen!" —

„Lohn?" fragte Udo. Aber die rührende Gestalt war wie ein Traum verschwunden. Noch kniſterten die Zweige, dann blieb Alles still. Die Pappeln rauſchten hoch und ſchwarz. Die Mauer dehnte ſich ſtarr und lang, und Alles war wieder beim Alten.

Nur Udo hatte alle Luſt und allen Muth verloren. — „Wie durfte ſie es wagen, mir Lohn zu bieten," und „Wie ſie nur durchs Kirchenfenſter zu mir kommen will!" das waren all ſeine Gedanken.

Schon zwei Tage befand ſich Abt Bernhard mit dem hochgelahrten Doctor Gernutus im Laboratorium. Die Retorten glühten über Kohlen und die Alchimiſten lagen auf den Knien, die Ellenbogen auf die Lenden geſtützt und ſchienen im tiefen Nachdenken oder heißen Gebet begriffen.

Der Doctor im langen, mit magiſchen Chif-

fern verzierten Talar, beobachtete sorgfältig seinen wohlbeleibten Gefährten, der seit zweimal vierundzwanzig Stunden der Nahrung und des Schlafes sich enthalten gemußt, denn also begehrte es das hochwichtige Werk, das sie betrieben.

Allein die gebieterische Natur forderte ihre Rechte und Abt Bernhard schnarchte sogar. Verächtlich betrachtete ihn der Doctor. Er, ein geübter Alchimist, konnte kniend, Kopf und Ellenbogen auf die Schenkel gestützt, schlafen, und schnarchte nie. Jetzt wußte er sich unbelauscht, er langte nach einer Phiole mit einem braunen kräftig duftenden Safte, leerte sie gemächlich und putzte sorgfältig alle Spuren dieser geheimen Handlung von Mund und Bart; darauf begann er laut zum Abt: „Bei allen Heiligen, ich glaube, Ihr schlaft," dazu kniff er ihn derb in Arm und Lenden, allein der Abt antwortete nur durch ein klägliches Brummen. Der Doctor stieß ihn mit der Spitze des Fußes in die Rippen! „Hochwürdiger Herr Abt, Ihr schlaft! Ihr schlaft! Ei, so widersteht dem Schlafe."

Der fromme Abt zuckte und schnappte nach Luft, rieb sich die Augen und klagte schmerzlich.

— „Ach welch ein ſüßer Traum! klar und ſehnſüchtig wie eine Viſion, ſinnreich und anſchaulich wie eine Metapher, dergleichen ich mich oft in meinen weltberühmten Kanzelreden bediene. Ja! auch die Deutung hätte ich gefunden, hättet Ihr mich nicht geſtört. Ach! ich bin matt, ſchwach, ohnmächtig, hinfällig. Oh! o!

Der Doctor rüttelte ihn. „Erzählt den Traum, damit Ihr wach bleibt!“

„Ich träumte mich als Fels in einer ſonnigen Landſchaft. Mein Haupt war mit herrlich grünen Bäumen geziert, welche die Sonnenſtrahlen wollüſtig einſegen. Die Arme und Beine dehnten ſich tief ruhig in einen kryſtallenen See, der mit kühlen plätſchernden Wellen die ſchweren Rieſenglieder umkoſete und badete; und die Regungsloſigkeit und Starrheit war mir ein Gefühl unſäglichen Behagens. — Plötzlich erregte eine unerklärliche Angſt mein Inneres. Mein Herz, wußte ich, war ſtarres Gold, und Gold hatte ich ſtatt des Blutes in den Adern; und mit klingendem Spiel zog ein Trupp Bergleute heran, bewaffnet mit Spaten und Hauen. Sie wollten die Grundtiefen meines Leibes unter-

graben, das Gold meiner Adern dem ruhelo-ſen Menſchentreiben überliefern, mein Innerſtes den Tritten raſtloſer Wanderer, den Hufen und Klauen wilder Thiere Preis geben. — Und ein Spaten ſtieß bereits ſein hartes Eiſen in meinen Leib. — Iſt's mir doch, als fühle ich den entſetzlichen Stoß noch immer! Hier! o! o!" Kläglich preßte er beide Hände auf die Herz-grube.

„Das iſt der Hunger!" ermahnte der Doc-tor, „den Ihr bekämpfen müßt!"

„Ich vermag's nicht;" klagte der Abt. „Geht in die Hölle mit Eurem Weiſenſtein. Speiſe iſt die Lebensessenz."

„Wahret Eure Zunge!" rief der Magier, geheimnißvoll in's Leere deutend. „Seht die Gei-ſterhände, die ſich um Euren Nacken ſchlingen wollen. Noch ein Wort und Ihr ſeid ein Mann des Todes."

Eine Weile ſchwieg der Abt erſchrocken, dann ſtammelte er mit irren Blicken und mit den Händen in die Luft greifend. — „Ich kenne Dich! Du biſt der Böſe .... trotz dem appetit-lichen Schinken auf ſilberner Schüſſel ... Ha,

böser Feind! wie lieblich duftet das Fett der wilden Sau... Foppe nicht die Frommen.... o trefflicher Koch!!" — Er schmatzte und lächelte, dann sank er bleischwer zu Boden und lag da, starr und regungslos, wie der Fels, von dem er geträumt! —

Der Doctor prüfte ihn genau, lauschte auf seinen Athem, fühlte seinen Puls. Dann zertrümmerte er hurtig mehrere Phiolen und Retorten, warf alles Geräth in- und durcheinander, streute Harz in die Kohlen, daß das ganze Laboratorium sich augenblicklich mit dichtem narkotischem Dampfe füllte. Dann brach er in ein entsetzliches Hülfsgeschrei aus, welches alle Laienbrüder und Novizen herbei rief. Sie wagten nicht näher zu treten, aus Furcht vor der dichten Wolke, welche den Abt und den Magier verbarg. Der Doctor selbst schleppte mühsam den wohlbeleibten Abt aus dem Laboratorium und übergab den Ohnmächtigen den Händen seiner zagenden Aufwärter.

Als Udo das Kloſter erreichte, war die Nacht völlig angebrochen. Die Stute verbarg er im nahen Gebüſch und ſeinen Jagdhengſt ſpornte er über Grabhügel und Leichenſteine zum Kirchenfenſter, worauf St. Anna in Ordenstracht abgebildet war. — Wenn er ſich in dem Sattel erhob, konnte er das Innere der Kirche völlig überſchauen. Die Nonnen mit Weihkerzen ſangen ein Requiem und ließen einen Sarg an weißen Tüchern in die Gruft hinab, und doppelt ſchrecklich erſchienen die feierlichen Geſtalten und die ernſten Grabesbräuche durch das farbige Glas der Heiligen auf dem Kirchenfenſter. — Udo empfand eine nie gekannte Qual, und ſein Roß ſchien mit ihm zu fühlen; auf keine Zeichen und Liebkoſungen achtend, geberdete es ſich ſcheu und wild und ſchlug Funken aus den Grabſteinen.

Schon ertönte der letzte Vers. Vier Nonnen erhoben die ſchwere Steinplatte an den eiſernen Ringen, um die Gruft zu ſchließen. Plötzlich erhellte ſich das untere Gewölbe, ein licht-

weißer Dampf ſtieg empor. Die Nonnen ſtießen ein erbärmliches Geſchrei aus. Klappernd fiel der Gruftdeckel auf den ſteinernen Boden. Die Kerzen, die Weihgefäße ſanken und mit dem Gekreiſch: „Schweſter Beate, — ihr Geiſt!“ rannten und drängten ſich die Nonnen wild und haſtig zur offenen Kirchthür. — Aber mitten in dem lichten Nebel erſchien eine weibliche Geſtalt, in der einen Hand ein Rauchfaß, aus welchem der weiße Dampf in ſchweren Wolken quell, in der anderen ein Kreuz von ſchwarzem Holze. Sie ſtieg jetzt völlig aus der Gruft und wandte ſich zum Fenſter der heiligen Anna in Ordenstracht, wo Udo ängſtlich ſtaunend hielt und ſein ſcheues Roß bändigte.

Sie hatte jetzt die Fenſterbrüſtung erſtiegen und ſchlug mit dem Kreuze unbarmherzig die Scheiben entzwei. Während des Klirrens ertönte aber die bekannte Stimme gar lieblich: — „Wo biſt Du! mein edler Retter! Hilf mir!“

„Fürchterlich haſt Du Dich verwandelt!“ redete Udo ſie an, „welches iſt Deine wahre Geſtalt, dieſe oder die unvergeßliche frühere!“

„Dieſe!“ flüſterte die Erſcheinung, indem

ſie eine Larve fallen ließ und eine dunkele Nonnenkutte abſtreifte. — Udo ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus, denn in ihrer ganzen Holdſeligkeit ſtand ſie wieder da, umfloſſen von wohlriechenden lichtweißen Wolken, die immerwährend aus dem Rauchfaß quollen. Und in ihren goldenen Locken blitzte der Brautkranz der Todtenſteinerinnen, von Demant und Smaragd. Der Rubingürtel umgab den zarten Leib, Ringe und Spangen ſchmückten die ſchönen Arme und Hände, und Perlenſchnüre und Ketten umgaben vielfach Bruſt und Nacken. — „Nun hilf mir!“ flehte ſie, „die Eiſenſtäbe auseinander biegen, ſie ſind gar feſt, meine Hände bluten ſchon.“

Udo machte ſich an's Werk. Zwar ſträubte ſich ſein Haar, denn ein heiliges Kirchenfenſter ſollte er zertrümmern helfen. Allein er ſah ſie, hörte die ſchmelzende Stimme und ſie klagte, daß die zarten Hände bluteten. „Zauberin!“ ſchmähte er, „was machſt Du aus mir, ich muß Dir gehorchen wider Willen und Gewiſſen!“

Sie lächelte: „Wenn ich eine Zauberin wäre,

so müßte ich nicht Fenster zertrümmern, um zu fliehen und nicht die Gewänder einer Todten stehlen, um mich darin zu verkleiden. Sieh her! Diese Larve, die mir ein so entsetzliches Ansehen gab, ist grobe Leinwand mit Wachs getränkt. Ich formte sie über dem Gesicht der seligen Schwester Beate, da ich als Novize die Todtenwache bei ihr hatte .... Doch eile. Ich habe sie tüchtig erschreckt: wenn sie sich besinnen und wiederkehren, harret mein ein schrecklicher Tod!"

Udo war wie im Traum und konnte sich immer noch in alle Wunder nicht finden, doch rasch arbeitete er fort und sie befestigte Kutte und Larve in den zerbrochenen Stäben, daß die finstre Gestalt der verstorbenen Nonne die zertrümmerte Heilige auf dem Kirchenfenster ersetzte. „So!" sprach sie vergnügt. Das wird sie noch einmal bange machen und meine Flucht sichern. Hierauf reichte sie ihm ihr kleines Bündel, ergriff ihr Rauchfaß und er wollte sie aufs Pferd zu sich heben, und zu Boden gleiten lassen. Aber immer noch quoll der dicke weiße Dampf, vor dem das Pferd sich scheute.

„Das Rauchfaß!" ermahnte Udo.

„Es enthält gar köſtlichen Balſam, deſſen Bereitung ich als ein Geheimniß von meinen Ahnen geerbt, und ſoll mir noch gute Dienſte thun. Die lichte Wolke gehört zu einem Geſpenſt! Ich will mir ſchon helfen, allein wo iſt das ſchnelle Roß, das Du mir verſprochen?“

Udo eilte es herbeizuführen. Er hatte einen Frauenſattel aufgelegt und das Bündel wurde ſorgfältig daran befeſtigt. Als er wiederkehrte befand ſie ſich ſchon im Freien und begrüßte mit einem Freudenruf das ſchlanke Thier, das zur raſchen Flucht ihr helfen ſollte. —

Leicht ſchwang ſie ſich in den Sattel und ſprengte geſtreckten Laufs voran den ſchmalen Weg längs der hohen Kloſtermauer und den Bergabhang hinunter. Ihre Gewänder flogen und der ſchwere Dampf des Rauchfaſſes blieb in langen Streifen, wie eine Geiſterſpur zurück.

Erſt an der zweiten Anhöhe konnte Udo ſie wieder einholen. Leicht und geiſterhaft ſchwebte ſie in dem Sattel. Er ſchaute in ihr zartes Antlitz von Freude und Mondenſchein verklärt. Und ſie ſeufzte beglückt. „Ach mir iſt ſo ſelig, als wäre ich ſchon geſtorben!“

Udo fühlte ein heimliches Grauen wieder. „Biſt Du eine Geſtorbene?“ fragte er. „Gehörſt Du dieſem Leben nicht mehr an?“

„Der Freie!“ ſprach ihre helle Stimme, „weiß nicht, wie der Gefangene fühlt. So lange habe ich in finſteren Mauern geſchmachtet, habe Trauerlieder gehört und Weihrauchduft geathmet, und bin mißhandelt worden von Menſchen hart und finſter wie dieſe Kloſterhallen. Nein! mit ihnen kann ich zu Gott nicht beten. Mit ihnen nicht auf meine Seligkeit hoffen und harren. — O welch ein Glück auf leichtem flüchtigen Roß den Aether zu durchfliegen, rechts und links an dämmernden Wäldern und nächtigen Bergen dahin! Ja wohl! Es liegt Sinn in dem Gaukelſpiel meiner Flucht. Wahrlich! ich bin einem Grabe entſtiegen. Denn das Kloſter iſt ein finſteres Grab. Ich fühle mich wieder ſelig und beruhigt in der ſchönen Gotteswelt. Glaube nur, mein Freund! jedes Glücksgefühl weiſſagt uns unſere zukünftige ſelige Beſtimmung. Und hier gelobe ich, bin ich dereinſt friedfertigen Geiſtes von den Banden des Leibes erlöſt, ſo will ich wie heut auf die ſchöne Gotteswelt zurückblicken

und im freudigen Abſchiedsgruß für dieſe Stunde, danken und ſegnen.“

Thränen glänzten in ihren ſchönen Augen und Udo ſagte gerührt: „Keine Geſtorbene, wohl aber eine Selige ſchwebt mir zur Seite.“

Blanka rief laut und hell: „Mein Buſen betet, meine Lippen haben keine Worte. Ich habe viel gelitten, ſo jung ich bin. Aberwitz, Thorheit und Hinterliſt haben mich zum Ziel ihrer Verfolgungen erkohrek. Aber Gott ſei Dank, ich bin frei!“

Udo fühlte ſich innig gerührt und ſo ſelig, daß er ſelbſt nicht ermeſſen konnte: wie!

Wieder erreichten ſie den Gipfel eines Berges, die Waldungen zogen ſich weit in eine unermeßliche Ebene hin, die Straßen kreuzten ſich vielfach, dunkle Brücken führten über blinkende Gewäſſer, die mannigfache Seen und Inſeln bildeten.

Hier endlich hielt Udo die Roſſe an und fragte: „Wohin Du ſchönes Bild, richteſt Du Deine Flucht.“

„In Freiheit!“ lautete die ſchwärmeriſche Antwort.

„Dort liegt meine Burg!“ fuhr Udo fort. „Sie iſt nicht reich noch glänzend. Dir aber ſoll ſie eine Freiſtatt gewähren, die König und Papſt nicht verletzen werden.“ —

„Meine Freiheit iſt Dein Werk!“ ſprach ſie. „Doch mein finſteres Schickſal ſoll das Deinige nicht trüben. Hier laß uns ſcheiden!“ — Sie zog ein Kleinod aus dem Buſen, löſte es von einer langen Perlenſchnur und wollte es Udo reichen!

„Das wäre Lohn!“ ſprach dieſer.

„Es iſt für Dein Roß.“

„Meine Roſſe ſind nicht feil!“

„So iſt's, daß Du mein gedenkſt!“

„Unvergeßliche! Ich denke Dein ewig und nenne mir Deinen Namen nur! Wie heißt mein ſchönſter Gedanke?“

„Ich habe keinen Namen!“ ſeufzte ſie. „Ich bin eine Verſchollene; den Ruhm und Glanz meiner Ahnen deckt das Grab.“

„Du redeſt ſeltſam, und willſt die Verſtorbene ſpielen. Ich will Dir glauben, Du gehörſt einer höheren Welt an. Doch auch Engel haben Namen.“

„Wahrlich! wahrlich!“ ſagte Blanka. „Für dieſe Welt bin ich todt und verſchollen. Ich bin geächtet, die Kirche wird mich verfluchen. Und ein lichtſcheues Geſpenſt, werden Trümmer und ödes Gemäuer, und die Leichenſteine meiner Ahnen, meine künftige Wohnung ſein. — Lebe wohl und gedenke mein! Ich muß fliehen!“

„Soll ich Dich nicht wiederſehen?“ rief Udo leidenſchaftlich.

„Dort!“ rief ſie mit einem ſehnſüchtigen Blick gen Himmel. Sie warf ihm das Kleinod zu, ſpornte ihr Roß und jagte davon.

Wie im Traume ſchaute Udo ihr nach. Er wollte folgen, doch hatte er keinen Willen vor ihr. Noch einmal wandte ſie ſich, blickte lächelnd ihn an und grüßte mit zarter Hand. Und ſchneller noch entführte ſie der flüchtige Renner, die weißen Kleider, die goldenen Locken unter dem Schleier flatterten und das magiſche Rauchfaß hinterließ wieder die weiße breite Geiſterſpur. Für Udo ein geheimnißvolles Seelenband in alle Zukunft.

Längſt war ſie verſchwunden, auch der weiße Nebelſtreif hatte ſich verzogen. Udo ſchaute im-

mer noch ins Thal, die Bruſt voll Trauer und Schmerz. Aber das Kleinod lag blinkend auf dem Raſen.

Er ſchwang ſich vom Roſſe, hob es auf. Es war eine Perle künſtlich zum Todtenkopf geſchnitzt, darüber blitzte ein Kreuz von herrlichen Diamanten. Udo kannte das Wappen, das geächtete, von Henkershand zertrümmerte. „Eine Todtenſteinerin!“ ſagte er, „eine Ketzerin? — O ich kenne ein altes heidniſches Mährchen, wo Götter Sterbliche haſſen, die ſchöner und ſtolzer waren als ſie. Ich liebe und ehre die Heiligen, nie aber ſah ich ein Heiligenbild ſo ſtolz und liebreizend wie dieſe Ketzerin. — Verzeiht mir, Ihr Seligen und Anbetungswürdigen! Ich gehöre mit Leib und Seele, Gut und Blut der Todtenſteinerin!“ Er ſtreckte die Rechte mit dem Schädel und dem Kreuz gen Himmel, und ſchwur: „Ich bin ihr eigen!“

Volle vier und zwanzig Stunden hatte der hochwürdige Abt geſchlafen. Als er erwachte,

begehrte er ein kräftiges Frühstück, welches der hochgelahrte und weise Doctor Gernutus vorhergesehen. Bald nachdem dieser Wunsch ausgesprochen, dampfte ein fetter Wildschinken in Burgunder gekocht auf silberner Schüssel und ringsum standen eingemachte Früchte, zierliches Backwerk und blitzende Flaschen. — Der Abt schob seinen Rollsessel an den Tisch und schmatzte und lächelte wieder, und diesmal war es kein Traum.

„Warum denn!“ fragte er den Doctor, „muß man just fasten und wachen, um den Weisenstein zu finden? Genügt nicht die Kenntniß der Elemente, um das Gold zusammenzusetzen?“

„Es ist ja nicht allein das Gold,“ entgegnete der hochgelahrte Doctor. „Der Weisenstein ist zugleich das Lebenselixir, und zugleich verwandelt er alle Metalle. Solch ein Werk läßt sich nicht durch Kenntniß der Elemente zusammensetzen, sondern fordert Hülfe befreundeter Geister, die sich aber nur verwandten Menschen zuneigen; solchen, welche fasten und wachen können und erhaben sind über die Bedürfnisse des Leibes.“

Gedankenvoll ſchaute der Abt in den vollen Becher, den er eben an die Lippen ſetzen wollte. „Und wenn man nun das Gelübde ablegt, das Gold zum Dienſt der heiligen Kirche zu verwenden?“

„Ob dies Geiſterhülfe ſchafft, meint Ihr? — Davon ſteht nichts in irgend einem magiſchen Buche, das ich kenne. Allein verſuchen wir's. Wir dürfen nicht anſtehen neue Wege aufzufinden, um zu neuen Entdeckungen und Erfahrungen zu gelangen!“

Der Abt leerte verdrießlich den Becher und ſtellte ihn auf den Tiſch zurück, dann lehnte er ſinnend ſeine Stirne in die Hand. — Aber der Huf eines Roſſes donnerte im Thorwege und klirrte über das Pflaſter des Kloſterhofes. Ein reitender Bote vom St. Annenkloſter ſtörte den heiligen Mann in ſeinem Nachdenken. Er hatte ein Schreiben der Priorin zu überbringen, und ward in die wohlgeſchmückte Zelle des Abtes geführt, wo er die Ehre hatte Seiner Hochwürden zu eignen Händen das Schreiben zu überreichen.

Abt Bernhard las die Aufſchrift und ſprach: „Ein Schreiben der Priorin vom St. Annenklo-

ſter iſt wahrlich eine Seltenheit, und nicht umſonſt hat ſich die hochwürdige Frau die ungewohnte Mühe gegeben, und gar einen reitenden Boten mir geſandt. Da kömmt mir ein Gedanke!" fuhr er ſchmunzelnd fort, füllte ſeinen Becher und leerte ihn, als müßte er für ſeinen guten Einfall ſich belohnen. „Ihr rühmt Euch des Umgangs mit reinen Geiſtern?" fragte er den Doctor.

„Sie würdigen dann und wann mich ihrer Nähe und ihres Beiſtands."

„Könnt Ihr mich davon überzeugen?"

„Vielleicht!"

„So nennt mir durch ihre Hülfe den Inhalt dieſes Schreibens!" Er hielt das verſiegelte Schreiben dem Magier hin, der aber mit lebhafter Geberde ausrief:

„Bei Leibe nicht! Das hieße Geiſterhuld und Gnade mißbrauchen. Viel leichter könnt Ihr ja das Siegel erbrechen und den Inhalt Wort für Wort durchleſen."

Der Abt war nur ein Anfänger in den geheimen Wiſſenſchaften und mußte ſeinem Meiſter

glauben, der diesmal deutlicher sprach als je zuvor. Er entsiegelte den Brief und las.

Die Priorin gab darin einen umständlichen Bericht von dem entsetzlichen Spuk in der Klosterkirche. Der Novize ward nicht erwähnt. Sie fügte die dringende Bitte hinzu: Seine Hochwürden möchten recht bald ihr und den erschrockenen Nonnen seine segenreiche Nähe schenken. Noch sei Alles voll Angst und Schrecken. Niemand wisse sich zu erklären, woher eine Nonne von so heiligem Wandel, und die so fromm gestorben, wie Schwester Beate, nach ihrem Tode umgehen und das Requiem zu ihrer eigenen Seelenruh stören gekonnt. Niemand wolle sich in die Kirche, ja nur aus dem Refectorium wagen, wo man gemeinschaftlich Tag und Nacht faste und bete, und dessen ungeachtet in steter Furcht schwebe, der entsetzliche Spuk würde über lang oder kurz auch hier sein Wesen treiben, allem Gebet und Fasten zum Trotz.

„Entsetzlich! Entsetzlich!" machte der Abt seinem gerechten Unwillen Luft. „Ich bitte Euch, Herr Doctor, lest und sagt mir Eure Meinung."

Der Doctor durchlief das Schreiben und

wußte eben ſo wenig, was er davon denken ſollte, allein der Abt drang in ihn und wollte ſeine Meinung hören. Da ſprach denn der gelehrte Doctor voller Würde und Selbſtgefühl. „Meine Meinung, woher eine Nonne von frommem Wandel und ſeligem Ende nach ihrem Tode wieder erſcheinen kann, um ihr eignes Requiem zu ſtören, iſt die: Wir müſſen annehmen, oder vielmehr als gewiß vorausſetzen, daß Schweſter Beate, einige leichte Sünden zu büßen, vielleicht auch zu beichten nur vergeſſen hat. Wofür ſie alſo auf kurze Zeit in's Fegefeuer gerathen iſt. — Unſtreitig würde das Requiem zu ihrer Seligwerdung hingereicht haben; allein der Böſe iſt ſchlau, und weil ihm nichts mehr Aergerniß gibt, als wenn die Seele eines Frommen direkt gen Himmel fährt, hat er Alles aufgeboten, das Requiem zu ſtören. — Daß er die Geſtalt des armen im Fegfeuer büßenden Geiſtes annahm, iſt ebenfalls ein Mißbrauch ſeiner hölliſchen Macht, und bezweckt zugleich, die Priorin ſammt den frommen Schweſtern in ihrem Glauben zu erſchüttern, als dürfe es einem Zweifel unterworfen ſein, daß eine Nonne von ſo reinem gottes-

fürchtigen Wandel irgend anders als selig wer-
den müsse. Aus dem Umstand freilich, daß der
Böse vermocht, ihre Gestalt anzunehmen, ergibt
sich, daß Schwester Beate noch nicht selig ist.
Aber eben so klar ist, daß es nur dieses Re-
quiems bedarf, um die Frommentschlafene aus
dem Fegefeuer zu erlösen. Sicher auch würde
der Böse das ganze Requiem verhindert haben,
so fern dies in seiner Macht gestanden. Es
kommt viel darauf an zu wissen, bei welcher
Stelle des Requiems der Böse sein Spiel zu
treiben anfing, im St. Annenkloster wird man
sich das gemerkt haben, und gerade bei dieser
Stelle, wo er im Stande war sein böses Spiel
zu beginnen, muß man dem armen gequälten
Geiste kräftig beistehen und durch Gebet, Wei-
hungen und Reliquien den † † † vertreiben,
wofern er sich noch einmal der Seligwerdung
der frommen Schwester widersetzt. Aus allem
diesen ergibt sich, daß die Priorin vollkommen
Recht hat, wenn sie auf Eure segensreiche Ge-
genwart dringt. Und es bedarf eines so festen
sicheren Kirchenpfeilers, wie Ew. Hochwürden,
dem die höchsten Würden der Christenheit ver-

heißen, dem die Heiligen im Paradieſe zulächeln und deſſen Träumen die Gebenedeite ſelbſt ſich neigt, ihn als Statthalter ihres Sohnes zu begrüßen, um dem Böſen zu begegnen, der es wagt, an heiliger Stätte mit dem Leibe einer Frommentſchlafenen ſein Unweſen zu treiben."

„Auch Meſſen will ich ihr leſen," fügte der Abt hinzu.

„Das kann nur erſprießlich ſein."

„Ihr ſoll geholfen werden, hat ſie auch einige Sünden nicht gebeichtet. — Pecenvere sanctissimi." — So ſprach der Abt ſtolz und vornehm; da ſah er den Boten, der immer noch daſtand, ſperrbeinig, die Mütze in der Hand. Der gelehrte Discurs war ihm gleichgültig, um ſo mehr reizten die dampfenden Speiſen ſeine leeren Eingeweide und ſchmerzlichen Blickes ſchien er zu beklagen, daß ſie ungenoſſen erkalteten. Abt Bernhard verſtand dieſe Blicke. „Geh zum Schaffner, mein Sohn!" ſprach er, „und laß Dich erquicken!" —

Die Ankunft des Abtes und des Doctors, verbreitete eine unglaubliche Freude im St. Annenkloſter, und wahrhaft erquicklich war die Anrede des hochwürdigen Herrn, obſchon er nur mit einigen Umſchweifen wiederholte, was ihm und dem Boten der Doctor vorgeſprochen hatte. — „Es iſt daher unſere Pflicht," ſchloß der heilige Mann ſeine Rede, „den armen gequälten Geiſt der Schweſter Beate je eher je lieber dem Fegfeuer zu entreißen, und ſündlich ſcheinen möchte der Augenblick, den wir zögern, einen hinterliſtigen Triumph der Hölle zu vernichten, und dem Himmel eine Seele zu erwerben. Wohlan, meine andächtigen Zuhörerinnen, bewaffnen wir uns mit Kreuzen, Weihgefäßen und Reliquien, vor allen Dingen aber mit einem guten, gottesfürchtigen Glauben und einem feſten Vertrauen zu allen Heiligen, die wohlgefällig auf uns herniederblicken und Partei für uns nehmen, wo wir unter ihren Panieren ausgehen zu kämpfen gegen ihre Widerſacher und Feinde."

Hier ſchwieg der Abt. Leiſe Gebete und

Seufzer flüsterten durch den Saal, und die Nonnen nahmen je zwei und zwei einen Weihkessel, die Priorin bewaffnete sich mit ihren kräftigsten Reliquien, und der Abt und der Doctor ergriffen jeder ein Crucifix. So ging es in Prozession zur Kirche, die seit drei Tagen bereits verschlossen war, damit der Böse nicht etwa zurückkehre, um auch im Kloster seinen Spuk anzustellen.

Aber kaum war die Kirchthür erschlossen und geöffnet — o Graus! Da war der böse Feind, noch keineswegs gewichen, sondern schwebte lang und schmal in Gestalt der verstorbenen Beate am Kirchenfenster, wo das St. Annenbild verschwunden war. Die Gesänge verstummten, die Priorin zitterte trotz ihrer Reliquien und der Abt, unter dessen Schutz und Hort das Wagstück unternommen war, wußte nichts zu sagen. — Der Doctor raffte sich zusammen, kühn entriß er der zunächststehenden Nonne den Wedel, ging auf das Kirchenfenster zu und sprach zu dem Phantom.

„Hölliſches Blendwerk! Werde zur Hülle und leeren Mummerei, dergleichen sich Faschingsthoren in ihrer wilden Lust bedienen! Ich be-

ſchwöre Dich bei dieſem Kreuze in Namen der heiligen Dreieinigkeit.“ Er beſprengte die Erſcheinung und zum Ueberfluß ſchlug er mit dem Crucifix derb darauf los, bis Kutte und Maske ſich von den Eiſenſtäben löſten und in ſich ſelbſt verſanken (wörtlich wie die Beſchwörung lautete) als Faſchingsmummerei.

„Mirakel! Mirakel!“ riefen die Nonnen. Die Priorin dankte dem Doctor mit Thränen in den Augen, der Abt verhieß ihm großen Lohn, und fügte hinzu. — „Dies Gaukelwerk der Hölle muß zur Stelle verbrannt werden. Die Kirche aber wollen wir zu Ehren der heiligen Anna von Neuem weihen, damit wir unſere feierliche Handlung darin um ſo ſicherer vornehmen.“

Es geſchah, wie der Abt befohlen. Auf dem Kloſterhof wurde ein Scheiterhaufen errichtet, und von Neuem riefen die Nonnen „Mirakel!“ denn die hungrige Flamme verzehrte Kutte und Wachsmaske im Nu. Und der Scheiterhaufen mußte erſt ganz niederbrennen, bevor man ſich in die Kirche zurück begab.

Die Orgel ertönte; die Heiligenbilder verließen ihre Behältniſſe, die Fahnen wurden aus

allen Ecken und Enden herbeigeholt, die Rauchfässer dampften, das Weihwasser ward nicht geschont, und so ging's in feierlicher Prozession in allen Enden und Richtungen durch alle Ecken und Winkel. — Hierauf wurde das Requiem angestimmt und ging glücklich zu Ende. Noch drei Messen las der Abt für die Seelenruh der frommen Schwester, worauf er versicherte, daß sie sich nunmehr im Himmel befände, und der geringste Zweifel daran eine große Sünde sei, der Böse aber seiner ohnmächtigen Gaukelei überführt, sei mit Beschämung in sein unterirdisches Reich zurückgekehrt.

Mit stolzem Selbstbewußtsein saß der Abt im Refectorium und erntete behaglich die stillen Huldigungen ein, welche die Nonnen und Laienschwestern in staunenden und neugierigen Blicken darbrachten. Allein auch sein Auge suchte in dem lauschenden Kreise; er vermißte, wie es schien, eine Huldigung, und endlich fragte er: „Wo ist die Novize Blanka?"

Jetzt erst ward sie vermißt, wie konnte man sich auch in solchen Zeiten der Noth um ein unheiliges Wesen kümmern, die dem Kloster eine Plage war und zudem ihrer hohen Abkunft halber nicht unter strenger Aufsicht gehalten werden sollte. —

Die Priorin sandte nach ihr mit dem Befehle, augenblicklich zu erscheinen! — Doch vergebens ward sie überall gesucht, und ihr Schmuck, ihre Habseligkeiten waren aus ihrer Zelle verschwunden.

„St. Anna schütze uns!" rief die erschrockene Priorin. „Sie muß hier sein, wenn sie nicht fliegen kann, die Klostermauer ist zwanzig Fuß hoch und der Graben sechs Klafter tief."

Doctor Gernutus sagte: „Der Satan hat sie entführt und auf ihr Geheiß alles Unheil angestiftet."

„Nicht möglich!" schrie der erschrockene Abt und sprang vom Stuhle.

„Sie ist eine Todtensteinerin!" entgegnete der Doctor Gernutus.

„Und ihren Schmuck hat sie auch entwendet," jammerte die Priorin, „den sie der heiligen

Anna zubringen ſollte, und ihre Mitgift iſt verloren. Gott ſchütze mich, welche Noth hat ſie über uns gebracht."

„Kein Wunder!" ſprach der Doctor, „der Böſe der ihr dient, wird dem Kloſter nichts gönnen."

„Laßt die Frohnglocke läuten," gebot der Abt, „reitende Boten ſollen ihr nach allen Richtungen nachſetzen. Es liegt Alles daran ihrer habhaft zu werden."

Der Doctor wandte ein. „Zu ſpät, nachdem der Böſe, der ſeit Menſchengedenken ihren Vätern diente, ſie durch die Lüfte entführt hat."

„Könnt Ihr ſie durch Hülfe Eurer Geiſter herbeiſchaffen?" fragte haſtig der Abt.

„Vielleicht!"

Die Priorin brach vollends in Thränen aus. „Sie wäre dem Kloſter ein wahrer Schatz geworden. Selbſt ihre Stimme hatte nah und fern uns fromme Beſucher herbeigezogen."

„Verflucht ſei ſie!" wüthete der Abt; „ihre Seele fahre in den tiefſten Höllenpfuhl, ihr Leib zerſtiebe in alle vier Winde."

„Dieſes Schickſal!" ſagte der Doctor, „hat

ſie ſelbſt ſich gewählt, auch unſere Flüche ſind unnütz."

„Was wird der König zu dieſer Neuigkeit ſagen!" fragte ihn leiſe der Abt.

„Von Euch, Hochwürdiger Herr Abt, wenn ich in Demuth ſo reden darf;" fuhr wehklagend die Priorin fort, „erlangte ſie Dispens von Horen und Vigilien, und durfte ungehindert im Kloſtergarten umherſchweifen."

„Der König hat mir über hundertmal eingeſchärft, ihr alle Freiheiten zu geſtatten."

„Auf Euren Befehl ward der koſtbare Schmuck ihr gelaſſen, damit ſie auf ſtiller Zelle ihn anlege und ſich damit im Spiegel betrachte, den Ihr, hochwürdiger Herr, ihr ſchenktet. Ein Spiegel in einem Kloſter!"

„Sie ſollte eine fürſtlich geſchmückte Zelle bewohnen und nichts ſollte ſie erinnern, daß ſie im Kloſter ſei! So wünſchte es der König! Hilf Himmel!" Er rang die Hände und eilte unruhig im Refectorium hin und her, daß Nonnen und Laienſchweſtern kaum ihm ausweichen konnten. „Was wird der König ſagen!" wiederholte er einmal über das andere. — Endlich blieb er

ſtehen. „Frau Priorin, laßt die Frohnglocke läuten, wir müſſen das Unſerige thun. Der böſe Feind hat uns arg mitgeſpielt. Ich waſche meine Hände!“

Die Frohnglocke wurde geläutet. Das Landvolk kam herbei. Vergeblich aber forſchte man nach der Entflohenen. Niemand wußte von ihr und der Doctor blieb dabei, der Böſe hat ſie durch die Lüfte geführt. Endlich aber trafen Bauern einer entfernteren Ortſchaft ein und berichteten, daß Hirten und Feldwächter mitten in der Nacht eine weiße weibliche Geſtalt auf ſchwarzem Roſſe dahin brauſen geſehen. Als ſie längſt vorüber war, ſei ein wohlriechender weißer Nebel nachgeblieben, der nur langſam ſich verzog.

Dieſe Ausſage dünkte dem Abt ſehr wichtig. Die Hirten und Feldwächter wurden verhört und der Doctor zeichnete ihre Ausſagen auf, doch berichtigte er ſie einigermaßen nach ſeiner Anſicht. Er behauptete: „Der Nebel könne auf keine Weiſe ein wohlriechender geweſen ſein und müſſe viel-

mehr ſtark nach Schwefel geduftet haben. Hirten und Bauern aber wüßten nicht zu unterſcheiden zwiſchen Wohlgeruch und Höllengeſtank! „Ihr Bündniß mit dem Böſen," fuhr er fort, „iſt demnach durch Augenzeugen erwieſen. Wir laden ſie vor Gericht und erſcheint ſie nicht, ſo verbrennen wir ſie im Bildniß."

Der Abt war längſt gewohnt auf die Anſichten des Doctors augenblicklich einzugehen. „Und meint Ihr nicht," fragte er, „daß das ſchwarze Roß (er ſchlug drei Kreuze) ein Hengſt war."

„Das iſt keinem Zweifel unterworfen!"

„Es iſt das ſchlimmſte von Allen!" meinte der Abt.

„Um Gotteswillen, Herr Abt! wie ſo?" fragte die Priorin.

„Hat die Unholdin den † † † Gott ſei bei uns! in Geſtalt eines ſchwarzen Hengſtes hier im Kloſter angebetet; iſt er hier erſchienen und in die fromme Hülle der ſeligen Schweſter Beate gefahren. — Wer weiß! — denn alle dieſe Nonnen und Laienſchweſtern — — Und wer bürgt für Euch, Frau Priorin! Seid Ihr

auch allemal ſchlafen gegangen im Namen Jeſu des Gekreuzigten, habt Ihr allemal Euer Gemüth zu ihm wach gehalten, wo Ihr leiblich einſchlieft, und im Gebet zu Eurem heiligen Schutzengel allemal aus andächtigem Herzen und mit deutlicher Stimme die Worte geſprochen: auf daß der ††† keinen Platz bei mir finde, oder: bewahre mich vor dem Anlauf des †††."

Die Priorin ſank in Ohnmacht.

Eine Kienfackel, in einem eiſernen Ringe an der Wand, erhellte die Klauſe des Eremiten vom heiligen Berge. Er ſaß auf der Moosbank und hatte eine lateiniſche Bibel auf dem Schooße. Ringsum herrſchte feierliche Stille, kein Lüftchen regte ſich, die Fackel flammte hell und gerade, und eben ſo feſtlich und friedlich war es in der Bruſt des frommen Einſiedlers.

Er hielt an ſeiner Lieblingsſtelle: — der Bergpredigt, wo der Herr zum erſten Male ſein Wort über die verwilderte und verſunkene Welt ausgehen läßt, und die Lehre des Troſtes, des

Heiles und der Heiligkeit in ewiger Vollkommenheit ausſpricht.

Er gedachte der Ueberraſchung, welche jene Worte ihm ſchufen, da er ſie zum erſten Male las und verſtand. Und immer noch wirkte das Wort in derſelben Gewalt auf ihn und jedesmal noch erſchütterte ihn die Erinnerung jener erſten Ueberraſchung.

„Welche Ueberraſchung!“ dachte er, „da dies Wort ſelbſt zum erſten Male gehört wurde. Welch neuer Reiz und Zauber für die Welt, ſo Unglaubliches ausgeſprochen zu hören, was um ſo ſtaunenswürdiger wird, je wahrer, einfacher und klarer es erſcheint. — Ja! wenn das Wort geſprochen, glaubt Jeder, der die Wahrheit fühlt, er hätte ſie ſelber finden können! Und dieſe Täuſchung ſelbſt heiligte damals; war es doch, als ſchweifte die Welt aus ihrem langſam trägen Schwunge und wollte mit ſchweren Maſſen ſchwärmen und verzückte ſich Jahrhunderte lang im heiligen Geiſte.“ — —

Der höchſte Flug des Geiſtes geht häufig von äußeren Umgebungen aus. — So geſchah dem frommen Eremiten, als zum erſten Male

das Heil ihn berührte. Damals betrauerte er noch den Tod seines königlichen Freundes und vom höchsten Gipfel der Fürstengunst und Weltherrlichkeit hatte er sich in Klosterarmuth geflüchtet.

Aber auch das stille Kloster gewährte ihm nicht den gesuchten Frieden und er baute sich die Klause auf dem Heiligen-Berge. — Es war um die Mittagsstunde, er saß unter einem blühenden Mandelbaum, als die Schrift zuerst ihn mit dieser Kunde überraschte.

„Wie!" rief er aus. „Seit tausend Jahren lebt die Kunde, ich aber zähle drei und dreißig Jahre und vernehme sie erst heut?" — Doch dies Gefühl war rohes Staunen nur. „Wenn es einen Gott gibt und Worte Sinn haben, so ist dies Gottes Wort. Und weil dies Wort möglich und vorhanden ist, hat Gott die Menschensprache beseelt und es lebt die unermeßliche Liebe, denn sie hat sich offenbaret."

Sein Staunen schwand und sein Auge ward wieder für Außendinge empfänglich.

Er blickte in die bunte, vor ihm ausgebreitete Welt. Sie glänzte in der Mittagssonne und

ihre ſchimmernden Fernen reihten ſich übereinander zu den lichten Wolken empor. Ihn aber umfing der Mandelbaum mit liebreichem Schatten, und umſchmeichelte ihn mit dem Duft ſeiner Blüthen. — Dieſer Duft nahm plötzlich alle Sinne ihm gefangen. Ihm war, als hätte der Mandelbaum ein wunderſames zauberiſches Leben gewonnen; er hauchte den Sinnenden mit lebendigem Oden an, als wolle er zu ihm reden. Und er redete zu ihm, aber der Duft war ſeine Sprache und nannte das Daſeinsgeheimniß des Baumes von der Wurzel bis zur Krone. „So nur kann der Mandelbaum duften und kein anderer,“ dachte der Eremit, „ich fühle den ſchaffenden Lebensſaft, der Stamm und Blüthen bildet. Ein Schöpfungsgeheimniß offenbaret ſich mir und beſeelt mich zu ſchöpferiſchen Gedanken, Gottes allmächtiger Finger winkt meinem Geiſte, wie er dieſe Laubkrone zum Aether und die Blüthen zur Sonne winkt.“

Und ſiehe, auch die weiten mittagheißen Fernen ſprachen zu ihm! Nur minder heilig und liebreich. Die Dörfer und Flecken dünkten ihm rothe Erdſchwämme, darin die Menſchen, dem

Gewürme gleich, in engen Löchern niſteten, ſich behaglich fühlend, im Qualm und Brodem der Alltäglichkeit. Ein ſchlanker Kirchthurm ſchlug die zwölfte Stunde und deutete wie ein Rieſenfinger gen Himmel; allein die Menſchen ſchlummerten in träger Mittagsruh; ihre Hinterliſt, ihre gewinnſüchtigen Sorgen, ihre Ameiſenwerke und Maulwurfspläne, niſteten wie Nachtſchmetterlinge und ſchwarze Käfer in den ſchlummerfeuchten Locken. Doch auf dem heiligen Berge war es ſo ſtill und hehr, ſo kühl und lieblich. Und auf dem Schooße des Eremiten lag aufgeſchlagen die heilige Schrift. Die Schrift aber war ihm Schöpfung, wie die Schöpfung ein aufgeſchlagenes Buch. Er erkannte den Sinn und Zuſammenhang der Welt. Und der Sinn und Zuſammenhang der Schrift geſtaltete ſich ihm zu Handlung und Leben. „Die Gotteskraft, die Alles ſchafft," ſprach er weiter, „lebt und ſchafft auch im Menſchen. Denn was die Menſchen ſind, ſind ſie durch Glauben. Der Glaube ſchafft die Könige, der Glaube ſchafft die Sklaven. Heil aber denen, welche glauben! und die der Glaube veredelt zum ewigen Leben. Dies iſt

das Geheimniß, was der Gottmensch verkündete, und das ist der Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde im Menschen. — Das Wort des Menschen ist der Duft des Baumes! So kann nur der Mandelbaum duften und kein anderer Baum. Wer aber der erste sein konnte, und in sich selber finden und lehren: „Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen; so Dich Dein Auge ärgert, reiß es aus; so Dich Deine Hand ärgert, haue sie ab; und sei vollkommen wie Dein Vater im Himmel," und dafür bluten, dulden und sterben konnte, der war Gott und sein Wort göttliche Offenbarung!"

Die Augen gingen ihm über und er betete: „O mein Herr Jesus, Du konntest König sein, denn der schwarze Fürst wollte Dir alle Reiche geben, Du warst mächtig; Du hättest vermocht Steine in Brod zu wandeln. Du warst schön und sagtest: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat mit ihr die Ehe gebrochen;" denn Du zogst vor zu segnen, zu heiligen und das ewige Leben zu geben. O mein trauter Gott! wie gerne möchte ich Dir gleichen, gib Dein ewiges Leben auch mir!" —

Da durchfuhr den Betenden plötzliches Entzücken, wie Blitz und Schreck! „Ich habe das ewige Leben!“ rief er, „ich bin gestorben! Eine Glorie schmückt mein Haupt. — Nicht Nachtgeziefer und schwarze Käfer nisten darin, wie in den schlummerfeuchten Locken jener Mittagsschläfer! Pfui über sie! Sie machen mir Grauen und Ekel! Seien sie verflucht!“ — Aber wie ein hölliſches Hohngelächter tönte ihm dieſer Fluch! Er erkannte den Fürſten der Finſterniß, der aus ihm geſprochen! „Hebe Dich von mir, Satan!“ rief er. „Ich habe nichts mit Dir zu ſchaffen! So hat mein Herr und Heiland nicht gedacht, weil er der Welt ſich opferte.“ Und ſiehe! da kam der Geiſt der Liebe und Barmherzigkeit über ihn und heiligte ihn in thränenreicher Zerknirſchung! — —

Auch heute gedachte der Eremit vom heiligen Berge dieſer wichtigſten Begebenheit ſeines Lebens, damals war es heller Mittag, und heute finſtere Nacht, damals ſah er die weite ſonnig heiße Welt vor ſich ausgebreitet. Heute umfing ihn die enge düſtere Zelle! Und ſo manches Jahr war ſeitdem über die Welt dahingeſtrichen. Al-

les hatte ſich geändert und er ſelber! Aber auf ſeinem Schooße lag die Bibel und jedes Wort war daſſelbe und wirkte auf ihn, wie damals mit dem Reize der Neuheit und der Ueberraſchung. Und er las das Wunder aller Wunderworte: „Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie heißen Gottes Kinder.“ Und er forſchte genau und ängſtlich. — „Habe ich auch den Frieden? Er kam über mich damals und war ſo ſüß und ſyrenenhaft anlockend, daß der böſe Geiſt den Sünder bei der Süßigkeit der Himmelskunde faßte! — Habe ich den Frieden?“

Siehe! Es pochte an der Thür ſeiner Klauſe.

„Wer da!“ fragte er; aber nur das Pochen verſtärkte ſich.

„Ei! ei!“ wiederholte er ſanftmüthig: „Soll ich öffnen, ohne zu wiſſen wem?“ Und eine unverkennbare Stimme ſprach: „Ich bin's.“

„Du?“ rief der Eremit plötzlich erſchrocken. „Um Gotteswillen! Dich kann ich nicht ſehen.“

„So öffne doch!“ bat die ſchöne Stimme ungeduldig.

„Blanka! Blanka!“ rief er, „darauf war ich nicht gefaßt! Hinweg! Fliehe, ich bitte Dich!“

Aber Blanka drückte in ungestümer Freude die Krampe des Riegels aus dem morschen Balken. „Da bin ich wieder!“ rief sie hell und freudig und flog in die Klause; der Schleier wehte von ihrem Haupte und in ihren Locken blitzten Edelsteine; Ketten und Perlenschnüre schmückten Hals und Busen, und Ringe und Spangen die Hände und Arme. — Der Eremit bedurfte all seiner Kraft, ihre herzliche Umarmung von sich zu wehren.

„Ist das mein Gruß und Empfang auf dem heiligen Berge?“ fragte sie beleidigt. „Freuest Du Dich nicht, mich wieder zu sehen, da ich so viel Leid und Gefahren bestanden und gekommen bin, Dich nie zu verlassen!“

„Da sei Gott vor,“ sagte der Eremit. „Hier steht es geschrieben: At ego dico vobis, quod quicunque aspexerit mulierem ad concupiscendam eam, jam adulterium commisit cum ea in corde suo.“

„Wie?“ fragte Blanka, „ist das nicht vorüber? Hast Du mich gar nicht vermißt in der langen Zeit? hat es Dich nicht gereut, mich meinen Todfeinden entgegen geführt zu haben? ahnte

Dir niemals wie ſie mich mißhandeln und quälen würden? All meines Geiſtes bedurfte ich, mich zu befreien, denn ich habe gelernt, die Sünder zu erſchrecken mit ihren eigenen Hirngeſpinſten, und wacker habe ich ſie geſchreckt, wo ich mich zeigte, flohen Feinde und Späher und räumten den Weg meiner Flucht?“ Sie erzählte, wie ſie ſich befreit.

„Und Dich ergötzt ein ſolches Gaukelſpiel?“ verſetzte mißbilligend der Eremit.

Blanka lächelte: „Ich kann nicht verhehlen, daß es mich von Herzen freut!“

„Wahrlich!“ hob der Eremit zürnend an, „Du haſt etwas von einem Nix, einer Sirene. Wie Du daſtehſt und lächelſt: ſo träumeriſch und in Dich ſelbſt verliebt, ſo ſüß und ſo träge, ſo weiß, ſo leer und ſo geiſtlos. Geh! Mädchen, denn zum Spielwerk böſer Geiſter biſt Du geſchaffen. Ich ſehe ſie gaukeln in den Falten Deines Kleides und mit Deinen Locken tändeln. Geh! Ich habe nichts mit Dir zu ſchaffen!“

„Weh!“ ſeufzte Blanka, „ich verſtehe Dich nicht!“

„Du ſagſt wahr! Du verſtehſt mich nicht

und auch nicht den Ernſt dieſes heiligen Buches. Selbſt das göttliche Wort möchteſt Du zur Zier und zum Schmucke machen, Dich ſelbſtgefällig damit zu putzen! Und die keuſche Novizentracht entweiht Deine Eitelkeit! Weib, weswegen haſt Du ſo koſtbar Dich geſchmückt!?" —

„Nicht Deinet- noch irgend eines Menſchenwillen," ſprach Blanka ſtolz. „Denn ich mußte alle Blicke meiden und nur Nachts durfte ich meinen Weg verfolgen, und die Sterne nur geleiteten die Wehrloſe, wie den Schiffer auf ödem Meer. Tagesüber ſuchten mein Roß und ich Schlaf und Nahrung im tiefſten Waldesdickicht. Den Schmuck aber nahm ich mit mir, um ihn den Heuchlern im Kloſter nicht zu gönnen, wie ſollte ich ihn fortbringen, ohne ihn anzulegen? — Und wenn ich nun in Waldeseinſamkeit des königlichen Schmuckes mich freute, den meine hohen Ahnen mir hinterließen. Ich bin ein Königskind! Die Menſchen aber verfolgen mich, was iſt es da für Sünde, wenn ich mich klaren Quellen und ſtillen Bäumen zeige und von der Einſamkeit mir huldigen laſſe? — Die Blume ſchmückt ſich mit Thauperlen; der Himmel mit

goldenen Sternen, und die Flur wetteifert in aller Farbenpracht mit dem sonnigen Aether. Auch der schöne Heiland trug ein kostbares Gewand ohne Näthe und nur die Jungfrau soll sich nicht schmücken?" —

„So bist Du denn gekommen, mir ein Aergerniß zu sein und meinen Frieden zu stören!"

„Ich will bei Dir nicht bleiben!" sprach Blanka innig bewegt. „Denn wir verstehen uns nicht mehr. — Aber sprich: Was hat meine schöne Heimath mir gethan, daß ich sie hassen soll? — Der Grund und Boden hier ist mein durch mehr wie ein Recht, und herzinniglich habe ich mich hieher gesehnt, da ich ferne war. Die Bewohner lieben mich, und hat man mir auch meine Herrscherrechte geraubt, so fühle ich doch, wie ich die Pflichten der Nächstenliebe ihnen vor allen andern Menschen schulde, denn es sind meine Unterthanen, mir von Gott gegeben! Ich will ihnen ferner wohlthun und sie heilen, wenn sie krank sind. Die Schätze meiner Ahnen sollen nicht unbenutzt im Grabe ruhen, und die Heilkräfte der Kräuter, die sie entdeckt, nicht unbenutzt auf dem Felde modern. Was

meine Ahnen ſorgfältig geſammelt und geſchaffen, will ich in Liebe pflegen und erhalten, und nicht der Habſucht und Raubluſt gönnen, die es gehäſſig verſchwenden und zerſtreuen!“

„Du biſt nicht geiſtlos, Blanka!“ hob der Eremit an, „Du ſprichſt ſelbſtſtändig und nicht mehr kindiſch.“

„Eine leidenvolle Zeit hat meinen Geiſt geweckt und gereift, ich dachte, es ſollte Dich freuen und ſo ſehnte ich mich nach unſerem Wiederſehen, Du ſollteſt mich gebeſſert nennen.“

„Auch darum taugen wir nicht für einander.“

„Du hörſt es ja, ich gehe!“ klagte ſie. „Ich will zur Burg meiner Väter, ſie wird mich ſchützen und ich will dem Geſpenſte gleich die gefallene Herrlichkeit meines Hauſes unter ſeinen Trümmern beſeufzen! Lebe wohl! Mich dauert nur mein treues müdes Roß. Es ſoll mich noch zum Todtenſtein tragen und wir kommen weit her! Ich bin wohl kindiſch und thöricht, weil ein Roß mich dauert. Mit mir hat Keiner Mitleid, und Jeder ſchilt mich! Lebe wohl!“

„Lebe wohl, Blanka,“ ſprach gerührt der

Eremit, „und verkenne mich nicht, damit Du meiner in Liebe gedenkeſt. Warum ich hart und lieblos Dir erſcheine, weißt Du, und Dein Herz wird Dir ſagen, was ich jetzt fühle.“

Sie wandte ſich noch einmal in der Thür und fragte weinend: „Soll ich auch nicht zur Beichte kommen, nur einmal alle vier Wochen? Kein Geiſtlicher ſonſt wird mich zum Gotteştiſch laſſen, und ſoll ich ganz zur Ketzerin und zum Geſpenſt verwildern?“

„Ich will jeden Monat Deine Beichte hören in der Capelle auf dem Todtenſtein.“

„Lebe wohl!“ ſprach ſie.

„Lebe wohl!“ wiederholte er, und ſie ſchieden. Der Einſiedler aber fing bitterlich an zu weinen, ſo bitterlich, als ſei er nie ein Held und Ritter geweſen! „Es muß gekämpft ſein, mein Herr und Heiland,“ rief er, „und ich werde kämpfen. Der errungene Friede iſt Friede nur, dies aber ſei die letzte Prüfung, o mein Herr und Heiland, die letzte!“ — —

Vergebens waren Udo's Nachforschungen, wohin Blanka ihre Flucht gewendet. Er bemühte sich die Hirten und Bauern auszuforschen, welche im St. Annenkloster vernommen worden, allein sie wußten nicht mehr, als sie dort ausgesagt, und von da an hörte jede Spur auf.

Udo aber vertraute sich und seinem Geschicke. Er hatte sich zum Ritter ihr geweiht, sie hatte ihm ein Pfand gegeben und er urtheilte so.

„Bei Gott ist Alles möglich, und die Welt ist immer eine Welt. So viele Weise es gab und geben wird, sie werden Alle ihren Reichthum nicht ermessen und alle Dichter zusammen können nicht so viel träumen und sinnen, als täglich sich darin Buntes und Erstaunliches begibt. Darum danke ich meinem Schöpfer, der mich in eine so reiche Welt gesetzt, darin tagtäglich Ungeahntes vorfällt. Auch ich werde Unerhörtes vollbringen. Nicht umsonst habe ich Blanka gesehen, und bin ich Ritter, so sollen meine Thaten staunenswerth sein, wie ihre Schönheit. Das Schicksal wirft nur Alltäglichkeit über

den Haufen, was selten sich gebiert, muß auch vollenden!" —

So glaubte er fest auf seinen Beruf und seine Liebe galt ihm ein Heiligthum. Er schwärmte höchst gewissenhaft. Er suchte die einsamsten Orte und zwang seine Stimme zu den zärtlichsten Lauten, um „Blanka" zu seufzen. Statt das Wild zu verfolgen, schnitt er die Anfangsbuchstaben ihres und seines Namens in die schönsten jungen Bäume, und wenn sie über die grausame Verletzung ihr duftreiches Harz hinweinten, sprach er: „So auch quillt mein Herz über, ihr glücklichen Bäume! Du glückliches Herz, darin ihr Name noch viel tiefer steht. Nicht wahr, das sind süße, glückliche Thränen?!"

Allnächtlich ritt er auch nach dem St. Annenkloster, das zertrümmerte Fenster war mit Brettern vernagelt. Ihm galt es gleich. Denn Blanka, wie ein lichter Engel, mußte daraus hervortreten, von weißen Wolken umflossen, den blitzenden Brautkranz in den goldenen Locken, mit Rubinen umgürtet, und Hände, Arme, Busen, Nacken, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt. Und er hob sie auf das Roß, gelei-

tete sie bis auf die zweite Anhöhe, berauschte sich in ihrem Anblick, ihrer Silberstimme, ihren seelenvollen Worten. Dann nahm er innigen zärtlichen Abschied von ihr, und hieß ihr guten Muthes sein und ihm vertrauen, ihr Königreich wolle er ihr erobern, die Kirche zwingen den Bann zu lösen und alle Vasallen besiegt zu ihren Füßen legen, denn sie sei nur darum eine verstoßene, verfolgte, hülflose Jungfrau, damit er ihr Kämpfer und Held sei.

Sein Helmkleinod war jetzt ein silberner Stern und darunter befand sich die Devise: „Ich bin beseelt.“ Dieser Wahlspruch gefiel ihm ungemein, er mußte sich selber loben, ihn so sinnreich erfunden zu haben, daß er die Wahrheit um so lebhafter fühlte, jemehr er darüber dachte. —

Bisweilen aber auch ermattete seine Phantasie und hatte er sich in Träumen müde geschwelgt, so empfand er Trostlosigkeit und Leere. Dann sehnte er sich nach Thaten und verlor die Geduld, weil sich immer keine Spur zeigte, und sie nichts von sich hören ließ, dann konnte er

ſchwermüthig ſein und weinen und ſein Lied der Laute anvertrauen; ſo ſang er einſt:

Mich freu'n nicht meine Roſſe,
Noch Waffenpracht und Schwert,
Meine Kraft, mein Muth, meine Jugend,
Sie ſind mir nichts mehr werth.

Ich ſinne und ich denke,
Nur auf ein einzig Wort,
Das ſie mir zugeflüſtert:
„Wir ſeh'n uns wieder, dort!"

Und einen Perlenſchädel,
Bekreuzt mit Diamant,
Nahm ſie von ihrem Buſen,
Gab ihn zum Unterpfand.

Was wein' ich denn und zage,
O Blanka! Du hältſt Wort,
Du haſt mir zugeflüſtert:
„Wir ſeh'n uns wieder dort."

So ging die Zeit hin, da meldete eines Tages das Horn des Thürmers die Ankunft eines Ritters. Es war der wohlbeleibte Herr Simon von Wildhuf, und Udo empfing ihn mit großer Herzlichkeit.

„Wahrlich!“ sagte er, „die Einsamkeit lehrt Menschen lieben. Ich möchte reich und mächtig sein, um Deinen freundlichen Besuch, mein theurer Simon, wie ein König Dir zu lohnen.“

„So zapf' Dein Muttersäßchen an!“ entgegnete der dicke Simon, „und plündere Deine Speisekammer, denn einen königlichen Hunger bring' ich mit. Noch keiner hat sein eigen Blut und Fleisch gehaßt, sondern nährt und pflegt es. Ich habe dreimal so viel zu ernähren und zu verpflegen wie jeder andere Mensch. Bilde Dir also ein, Du habest drei Gäste und tische dreifach auf, und bin ich satt und habe noch einen vollen Becher vor mir, so sollst Du einen Menschen kennen lernen, der dreimal glücklich ist. — Doch was fehlt Dir, Du bist ganz vergeistigt, mich dünkt, Du bist bleich und Deine Züge sind

ſeiner, ſchärfer wie ſonſt. Wohin blickſt Du ſo ſchwärmeriſch. Haſt Du gehört, was ich Dir ſagte."

Udo ſprach: „Ich denke, es gibt kein Glück ohne Hoffnung und Sehnſucht."

„Meine Hoffnung iſt ein derbes Mahl. Meine Sehnſucht ein Rieſenhumpen! Udo, ich könnte Dir Wunderdinge erzählen von den Herbergen unterwegs, wäre ich nicht ſelber baufällig und ſchwermüthig wie die ärgſte Lumpenherberge. Mir iſt als hätte ich Spinngewebe vor dem Maul, zum Zeichen wie lange nichts bei mir eingekehrt. Ich träume von allerhand Speiſen und Getränken, wie dampfende Braten und ſchäumende Weine auf dem Aushängeſchild eines Wirthshauſes, aber inwendig iſt Alles leer und Nichts zu haben."

Udo lächelte und eilte die nöthigen Aufträge zu geben. Bald ſtand ein zierlich gedeckter Tiſch vor dem wohlbeleibten Gaſte, der ſich behaglich in einem Sorgenſtuhl dehnte, ein rothes Käppchen aus ſeiner Gürteltaſche nahm, es über ſeine Glatze zog und ſprach: „Es iſt ein gutes Werk, Nackte zu kleiden, Hungrige zu ſpeiſen und Dür-

ſtende zu tränken. Meinen Kahlkopf habe ich bekleidet; da! er ſitzt warm. Jetzt Udo! gib Acht, denn ich werde einen Hungrigen ſpeiſen und einen Dürſtenden tränken, und die Engel im Himmel werden ihre Freude daran haben! — Geben iſt ſeliger denn nehmen; allein geben und nehmen iſt ſeliger denn eins von Beiden. Ich werde mir ſelber wohlthun und mir ſelber danken. Ich werde gerührt ſein von meiner Wohlthätigkeit, gerührt ſein von meiner Dankbarkeit. Ich werde den Segen des Gebens mit dem Segen der Gabe genießen, und mit hohem Selbſtgefühl am Ende ſagen: „Ich habe gut geſpeiſt.“

Und er fing an ſich vorzulegen und zu eſſen, mit gar viel Anmuth und Geſchick. Udo, der anfangs den in irdiſchen Genüſſen Verlorenen mit unheimlichen Regungen betrachtete, mußte dennoch lächeln. So hatte es noch Keinem geſchmeckt, und alles Zureden „vorlieb zu nehmen“ oder von dieſem, jenem Gerichte zu verſuchen, war bei dem dicken Gaſte vollkommen überflüſſig. Herr Simon würdigte Alles, und wie ein rechtſchaffener und gerechter Eſſer that er jeglichem

Gerichte die Ehre, die es fordern durfte. — Nur dauerte es zu lange. Es ſchien als könne Herr Simon gar nicht ſatt werden. Udo lehnte ſich daher in ſeinen Seſſel zurück und rief ſeine ſchönen Träume herbei.

Endlich rückte der dicke Gaſt den Stuhl, ſtrich behaglich ſtöhnend den Bauch und ſprach: „Wahrlich, mein ſchöner junger Freund, ich bin ſatt und ſolch ein Mahl ward mir lange nicht geboten. Denn wo ich herkomme, iſt nichts zu haben, außer elendes Hammelfleiſch, ſaurer junger Wein und ſtinkender Ziegenkäſe.

„Woher kommſt Du?“ fragte Udo.

„Vom Todtenſtein!“ lautete die Antwort.

Udo fühlte ſein Herz pochen. „Vom Todtenſtein?“ wiederholte er. „Was hatteſt Du da zu thun?“

„Schon die vier Wochen liege ich mit dem Marſchall von Dornwarth vor der verwünſchten Burg, und auch die elende Koſt dort wird ſelten. — Eh' ich ſo ausgehungert zur Hauptſtadt mich begebe, habe ich den beträchtlichen Umweg nicht geſcheut, bei Dir vorzuſprechen und mich wieder aufzufüttern.“

„Und wen belagert Ihr dort?“ fragte Udo zum Scheine ganz harmlos.

„Du biſt der nächſte Nachbar des St. Annenkloſters, Du wirſt wiſſen, daß der leibhaftige Satan in Geſtalt eines ſchwarzen Roſſes dort ſein Weſen trieb.“

Udo lächelte.

„Weißt Du, nicht daß der Biſchof einen Hirtenbrief an alle Geiſtlichen verſendet, dem ein Auszug des ſehr glaubwürdigen Berichts angehängt iſt, welchen der Abt Bernhard darüber abfaßte.“

„Wer kann ſolche alberne Mährchen glauben?“ rief Udo.

Herr Simon erwiederte: „Ich bin ein luſtiger Ritter und frage nicht nach Bann und Interdict. Mit Hexen und Zaubrern aber will ich nichts zu ſchaffen haben, das bringt Unglück. Am wenigſten mit der Hexe vom Todtenſtein, denn ihre Ruchloſigkeit überſteigt, was ſeit Menſchengedenken erhört iſt. — Du zweifelſt an der Glaubwürdigkeit des Berichts? — Funfzehn alte Nonnen, die ihr Leben in Gebet und Buße vollbringen, haben ihn beſchworen! Werden ſie um

einer Lüge willen ihre Seligkeit verſchwören? — Der Biſchof war gegenwärtig, da ſie den Eid leiſteten, ſo alte heilige Schweſtern läßt man nicht zum Spaße ſchwören. Er ſelber verhörte ſie und ließ Jede einzeln die Ausſage wiederholen, die im Weſentlichſten auf's Genaueſte zuſammenſtimmen. — Lernt man auch im traurigen, von aller Welt geſchiedenen St. Annenkloſter dermaßen lügen, daß funfzehn Nonnen und drei Laienſchweſtern ſo geſchickt Alles abkarten und verabreden, daß auch nicht der geringſte Widerſpruch, aller Kreuz- und Querfragen ungeachtet, die Sache verdächtig macht. Und rohe unwiſſende Bauern, die kaum mit einander ſich verſtändigen können, ſahen die Zauberin auf ſchwarzem Roſſe dahin brauſen und ihre Angaben, von Ort und Stunde, treffen auf's genaueſte überein!" —

„Eine ſolche Verabredung," entgegnete Udo, „ſcheint mir viel glaublicher, als jener Bericht des Abts Bernhard."

„O Du ungläubiger Thomas!" ereiferte ſich Herr Simon. — „Doch nein! es iſt kein Unglauben, es iſt die Widerſpruchsluſt und die

Hartnäckigkeit, die allen Einſamen anklebt, und die ſtets bei ihrem erſten Worte bleibt. — Was ich ſelbſt erlebt habe, werde ich doch für wahr halten dürfen?"

Udo lächelte wieder, auch er durfte dieſelbe Frage aufwerfen, er begnügte ſich aber kaltblütig zu verſetzen. „Ei! erzähle doch, was haſt Du erlebt. — Doch nichts Gefährliches von Höllenkünſten und teufliſchem Spuke?"

Herr Simon begann. — „Wie lange iſt's, daß Du nicht in der Hauptſtadt warſt? Kennſt Du die Königstochter „Iſalde". Mit ihr iſt eine neue Zeit zu uns gekommen, eine wahre Schlaraffenzeit. Sie verrückt aller Welt die Köpfe, die jungen Ritter begeiſtert ihre Huld und Anmuth, die Aelteren verjüngen ſich in ihrer Heiterkeit und Jugendlaune. — Sie mag thun und laſſen, was ſie will, wir ſind gewohnt, von ihr entzückt und bezaubert zu ſein. Und wenn ſie lächelt, jauchzen wir vor Freuden, und plündern die Mährchen und Hiſtorienbücher nach zierlichen Redensarten, um ſie zu feiern. — Sie iſt jetzt mehr König wie König Philipp. Sie würde regieren, wäre ſie nicht noch Kind, das lieber

lacht und ſpielt. — Aber eine Geſchichte weiß ich von einem mächtig großen Korbe, und von zwei mächtig großen Herren, denen man nicht geradezu einen Korb geben kann. Und die jetzt lange bleiche Geſichter haben. Und die man vertröſtet auf unbeſtimmte Zeit, und die mit ihrer Macht, mit ihrem Einfluß drohen, und die ein reizendes Königskind auslacht. Doch davon ein andermal. Wiſſe alſo: Ich bin der erklärte Günſtling der jungen Königstochter, ſie nennt mich ihren Freund, oder ihren dicken Freund, oder ihren Kahlkopf. Und im ganzen Schloſſe heiße ich ſo. Die Aufwärter und Schloßmägde, reden von mir und ſagen, „der dicke Freund.“ — Ich allein darf bisweilen mich unterſtehen Iſaldens königlicher Ausgelaſſenheit mit guten Lehren und Ermahnungen in den Weg zu treten. Das wagt der König kaum. Leider aber ſpottet ſie meiner wohlgemeinten Warnungen und meines redlichſten Willens. Sie weiß, wie gut es ſie kleidet, und ſpricht: Einer ſo dicken Weisheit zuwider zu handeln und ſo fette Lehren in den Wind zu ſchlagen, ſei wahrhaft königliche Luſt. Einmal auch fragte ſie mich: „„Freund! Du

wärſt ja auch einmal jung, ich hätte Dich damals wohl kennen mögen, wie haſt Du Dich ausgenommen?“ Und Hand auf's Herz, ehrwürdig mein kahles Haupt wiegend, ſprach ich: „Sehr ſittſam und ehrbar!“ — Meine königliche Herrin wollte ſich darüber todt lachen. „Freund!“ rief ſie, „Du biſt meine Folie. Aber merke Dir wohl. Der Edelſtein bin ich, Du biſt nur die werthloſe Folie, die zu nichts taugt, als mir glänzen zu helfen.“

„Du wollteſt mir vom Todtenſtein erzählen,“ unterbrach Udo ſeinen dicken Gaſt.

„Ganz Recht, ich komme darauf. Iſalde hat Witz und ſteckt voller trefflicher Einfälle. „Ich wette,“ ſagte ſie mir eines Tages, die Hexe ſteckt nirgend anders, als auf der Burg ihrer Väter. Es ſoll ein verwünſchtes altes Neſt, ſo recht ein Schlupfwinkel für Hexen- und Räubervolk ſein!“ —

Udo athmete hoch auf: Er gedachte der Worte Blanka's. „Ein lichtſcheues Geſpenſt, werden Trümmer und ödes Gemäuer, und die Leichenſteine meiner Väter meine künftige Wohnung ſein.“ Dieſe, wie alle ihre Worte hatte er ſich

ſo oft wiederholt, und jetzt erſt wußte er ihre Deutung. So gern träumt Jugend in's Ferne und Ungewiſſe und überſieht das Nächſte.

„Was fehlt Dir?“ fragte Herr Simon, der ſein heimliches Entzücken und ſeine Zerſtreuung gewahrte.

Udo aber fühlte, wie Noth es that, beſonnen und gefaßt ſein Schickſal von den Lippen des dicken Freundes zu erlauſchen.

„Nichts!“ antwortete er. „Aber Du haſt Recht, in der Einſamkeit nimmt man allerlei Unarten an, läßt ſich von einem plötzlichen Einfall dahin reißen und überhört die Reden eines Fremden. Ich bitte Dich, fahre fort, ich will Dich auf dieſe Weiſe nicht ferner ſtören.“

Herr Simon ſchüttelte den Kopf, dann fuhr er fort. „Alſo: Freund! ſagte mir die Prinzeſſin, iſt es nicht abſcheulich, daß dieſe Zauberin ſo viel von ſich reden macht, ohne daß ein Ritter ſich findet, der es wagt, ſie zu fangen und mir zu überliefern!“

„Reizende Prinzeſſin! Ihr braucht ja nur den Wunſch zu äußern; ſo wird Jedermann dazu bereit ſein. „Wohlan!“ rief Iſalde, „Du

ſollſt ſie fangen.“ „Ich?“ rief ich erſchrocken. „„Du, kein Anderer. Du biſt der Schlauſte aller meiner Ritter, Du allein kannſt es vollbringen.““

„Was ich dagegen einzuwenden hatte, war umſonſt. Meine reizende kleine Prinzeſſin hat den einzigen Fehler, daß, wenn ſie auf einen Einfall geräth, nichts auf der Welt im Stande iſt, ſie davon abzubringen. Noch am ſelben Tage ſprach ſie mit dem König, ihrem Vater. Und ich ward gerufen, der König war überaus gnädig. Er lobte meine Treue, vermuthlich hatte meine holde Prinzeſſin für gut befunden zu thun, als ſei der ganze Anſchlag in meinem Kopfe entſprungen. Ein Widerſpruch hätte mich um ihre Gunſt gebracht. Ich nahm alſo die gnädigen Aeußerungen des Königs an, als hätte ich ſie verdient. Und zweierlei ſchärfte er mir beſonders ein. Erſtlich alles Aufſehen zu meiden. Zweitens möglicher Weiſe, die Hexe lebendig zu ſchaffen. — Auf dem Todtenſtein liegen noch gewiſſe Schriften und Schätze, welche Graf Eberhard vor Jahren vergebens geſucht. — Die Folter möchte eine beſſere Wünſchelruthe ſein. — So dachte ich. Dies bleibt jedoch unter uns.“

Udo wandte ſein Antlitz ab.

„Um mich auf meine Wanderung vorzubereiten, von deren Wichtigkeit ich überzeugt war, aß ich drei Tage lang nur Faſtenſpeiſen, beichtete und ließ mich ſegnen und weihen! Abt Bernhard lieh mir auch ein Dominikanerhabit, welches ein fetter Sünder, von meiner Statur (deſſenungeachtet mußten doch die Näthe erweitert werden), von Paläſtina mitgebracht und es dem Kloſter geſchenkt, darin ſollte ich feſt ſein, wider alle Teufelsgewalt und Hexenſchabernack. — Auch ſeinen Subprior, den gelehrten Doctor der Theologie, Germutus, einen geſchickten und in allen geheimen Wiſſenſchaften wohlerfahrenen Teufelsbanner, gab er mir zum Begleiter, und wohlgemuth beſtiegen wir unſere Maulthiere. — Die Klöſter nahmen uns über alle Maßen gaſtfrei auf und mein Bauch und meine Glatze verliehen mir ein würdevolles geiſtliches Anſehen, allein mein Gang und meine Stimme wollten zur Kutte nicht paſſen und noch weniger die Flüche, die mir hin und wieder entſchlüpften, wenn ich auf alle gewohnte Bequemlichkeiten Verzicht leiſten ſollte. Vor den Obern brauchte ich mir keinen

Zwang anzuthun. Sie wiſſen zu leben. Den Mönchen und Laienbrüdern aber, die mich in Begleitung des Subpriors eines großen Dominikanerkloſters reiſen ſahen, mußte etwas vorgeſagt werden. Es hieß, ich ſei ein vornehmer Böſewicht, an dem die Heiligen ein Wunder thaten, ſo daß in einer einzigen Nacht ihm alle Haare vom Haupte fielen und er eine Art Tonſur davon bekam. Deshalb wolle ich Mönch werden, zuvor aber verſchiedene Gnadenorte beſuchen. Mein gelehrter Reiſegefährte unterſtützte auf alle Weiſe dieſen frommen Betrug, ſtatt des Wunders nahm man mit meiner Glatze vorlieb und erwies dem vornehmen Böſewicht alle möglichen Ehren."

„Die erſten ſicheren Spuren hatten wir in den Bergdörfern um den Todtenſtein. Es galt Vorſicht! das Hirten- und Bauernvolk ehrte und ſegnete die Hexe. Sie beſuchte ihre Hütten, gab reiche Geſchenke und übte viele Wohlthaten."

„Wir ließen unſere Maulthiere in Bertholdswik, um vorläufig den Eremiten vom heiligen Berge zu beſuchen. — Für den, der die Richt- und Nebenpfade nicht kennt, iſt der Weg ſehr ermüdend. Das zieht ſich rechts und links,

bergauf, bergunter, den grün-blauen Gipfel hat man ſtets vor Augen, ſieht Klauſe und Capelle deutlich liegen und kommt doch nimmer hin." —

„Und ſiehe! da bot ſich eine günſtige Gelegenheit. Ich hoffte mein Spiel auf einen Wurf zu gewinnen. Mit dieſer meiner Linken hatte ich, ſo zu ſagen, mein gutes Glück beim Schopfe. Aber vielleicht war ich zu haſtig; oder mein Reiſegefährte zu unentſchloſſen, wie die gelehrten Herren alle; oder auch der Satan ließ ſein Hexchen nicht im Stich."

„Wir ſchritten auf einem Fußpfad, der ſich ſchmal an einer Bergwand hinzieht, da ſahen wir unter uns, auf einen Pfeilſchuß weit, eine Jungfrau wie eine junge Ziege in den Bergſpalten herumſpringen und klettern. Sie pflückte Kräuter und packte ſie ſäuberlich in ein Körbchen. — „Das iſt ſie," ſagten wir Beide zugleich; mein gelehrter Reiſegefährte fügte hinzu: „Sie ſammelt Kräuter für ihre hölliſchen Gebräue."

„Sie gewahrte uns da wir ſtille ſtanden; richtete ſich empor und rief mit wunderheller Stimme:

„Seid Ihr des Wegs nicht kundig?"

„Ich klagte über Durst und fragte nach einem Quell in der Nähe.“

„Ich weiß ein kühles klares Bächlein!“ sagte sie, „nur möchte es so weit aus dem Wege sein, da Ihr nach dem Gnadenbilde wollt. Doch Erd- und Brommbeeren habe ich im Körbchen und sie löschen auch den Durst.“

„Ich bejahte und schlank und leicht eilte sie den Abhang empor. Ich habe nie ein feineres zierlicheres Weibsbild gesehen und sie dauerte mich fast, weil sie harmlos näher kam. Sie kam nur so weit herauf, daß sie ihr Körbchen auf den Rand des Fußsteigs hinsetzte und die Kräuterbündel sorgsam abnahm und sie auf den reinlichen Rasen legte. Die Beeren hatte sie unten im Korbe, ich nahte mich und that als wollte ich darnach sehen, aber husch, packte ich mit der Linken ihre langen goldgelben Locken. Mit der Rechten zog ich meinen Dolch unter der Kute und hielt ihn ihr dicht vor die Augen. „Mich lüstet nicht nach Deinen Beeren, mein Täubchen,“ rief ich, „Dich suchen wir, nun folge im Guten, der leiseste Widerstand oder nur ein Hülferuf kostet Dein Leben.“ — Meinem gelehrten

Reiſegefährten, der ſeinen Roſenkranz durch die Finger laufen ließ, ſagte ich: er möge den Strick von ſeiner Kutte löſen und mir die Hexe binden helfen und dann zum Oberrichter nach Bartholduswik gehen und in aller Stille die Häſcher herbeiführen. Da fühlte ich aber plötzlich einen wüthenden Schmerz in der Linken, mit der ich ſie hielt, die Hexe hatte mich gebiſſen, mit allen ihren Zähnen! Da! Du kannſt die Narben noch ſehen! — Huſch ſprang ſie die Bergwand hinunter, wüthend ſchleuderte ich meinen Dolch ihr nach! Ein heller Schrei drang herauf und ſie verſchwand im Gebüſch!"

„O pfui!" ſeufzte Udo beklommen, „eine wehrloſe Jungfrau zu tödten!" —

„Ich wollte ſie nicht tödten! und nicht einmal verwundet habe ich ſie, der Dolch ſtak im Raſen, und nirgends war eine Blutſpur! Weiber ſchreien für nichts und wieder nichts. — Ich knirſchte mit den Zähnen, ich hätte mir die Haare ausgerauft, hätte ich welche gefunden, und als ich mühſelig den Abhang wieder erklommen hatte mit dieſem Bauch, mit der verwundeten Linken, fragte mich mein hochgelahrter Reiſegefährte:

„Was machen wir nun?“ — Ich bitte Dich, Udo! da uns nichts übrig blieb als heimzukehren, denn wir hatten uns verrathen! fragt ein Doctor der Theologie, ein hochgelahrter Dominikaner, ein wohlerfahrener Teufelsbanner: „Was machen wir nun?“ — Was ein Mönch doch für Fertigkeit und Uebung hat im Entsagen. Ich aber bin kein Mönch und daß ich dem gelehrten Herrn für solche alberne Frage nicht die faulen Zähne in den Hals stieß, daran hinderten mich die scharfen Zähne der Hexe! — Ob sie scharfe Zähne hat! — Sieh' nur diese Narben. Mir war als hätte sie mir die Knochen zerbissen! und das Blut wollte sich gar nicht stillen!“

„Laßt es bluten!“ sprach der weise Doctor. „Ein Hexenbiß muß ausbluten, da kommt das Gift heraus.“ Ja! er hatte gut sagen: „Laßt es bluten,“ er fühlte die scharfen Zähne und den Hexenbiß nicht!“ —

„Da stand noch das Körbchen, ich eignete es mir zu und verschlang aus Ingrimm alle Erd- und Brombeeren, meinem hochgelahrten Doctor gönnte ich davon auch nicht eine einzige. Die Kräuter zertrat ich mit Füßen; das Körb-

chen zerpflückte ich und warf die Stücke hie und dahin.“

„In Bartholduswik entdeckte ich mich dem Oberrichter und zeigte ihm mein Schreiben des Königs. Er ward sehr unterthänig und sehr verlegen. Ich begehrte ein gutes Mahl und er setzte mir elendes Hammelfleisch vor, stinkenden Ziegenkäse und dazu sauern jungen Wein. Ich mußte also einen Theil meines Fegefeuers im Voraus abbüßen; ich machte mich daran und nachdem ich mit genauer Noth das schlechte Mahl überwunden und nothdürftig gesättigt war, fragte ich meinen Wirth: „Wird der Todtenstein bewohnt?“ Er wollte so recht mit der Sprache nicht heraus. Endlich gestand er mir, die Hexe bewohne ihn! — „Wie viel Mannschaft habt Ihr unter Waffen?“ — „Die funfzig Mann!“ — „Das genügt.“ — „Je zehn Mann sollen den Todtenstein besetzen und alle vier und zwanzig Stunden sich ablösen.“ — „Allein die Zugbrücken sind abgerissen!“ — „Schafft Zimmerleute, die sogleich Stege über die Gräben legen und schärft ihnen ein, daß sie dauerhaft arbeiten, denn ich will darüber.“ — „Aber die

Burgthore ſind geſchloſſen.“ — „Ich will ſie ſchon ſprengen laſſen!“ — „Edler Herr! wenn Ihr dergleichen auszuführen beſchloſſen, ſo ſolltet Ihr wenigſtens einhundert Mann wohlbewaffnete und geübte Mannſchaft bei Euch haben. Hier iſt noch viel Anhänglichkeit an der alten Herrſchaft, und der Todtenſtein gar gilt für ein heiliges Denkmal.“ — Dieſer Warnung hätte ich folgen ſollen, da ich aber eine unbedingte Vollmacht hatte, um ganz nach Einſicht und Gutdünken zu verfahren, wollte ich nichts unverſucht laſſen, zumal auch der Oberrichter mir zweideutig erſchien. In wenig Stunden waren alle meine Befehle erfüllt. Die Stege waren dauerhaft, ich konnte mich ihnen anvertrauen. Mit leichter Mühe wurden die Thore geſprengt und wohlgemuth betrat ich das verwünſchte alte Schloß, was voller Schutt und Moder, Todtenköpfen und Gerippen iſt. Doch davon ein andermal.“ —

„Die Spur einer Jungfrau iſt nicht die einer wilden Sau! — Ich ſah, wo rein gekehrt und geſcheuert war und gelangte in ein niedliches Thurmzimmer voll zierlichem ſauberem Ge-

räth und mit einem ſchneeweißen Bettchen. Es gefiel mir ſo wohl darin, daß ich auf der Stelle zu bleiben beſchloß. Den Oberrichter beauftragte ich, meinen Zwerchſack herbeizuſchaffen und mich wohl zu verpflegen. Meinen Doctor ſandte ich heim, damit er dem Könige und der Prinzeſſin alles berichte, auch daß ich von nun an mit elendem Hammelfleiſch und noch elenderem Käſe mich nähren müſſe und nur ſauren jungen Wein zu trinken habe. Die Burg aber wäre mein und mit einer Beſatzung von vierzig Mann wäre ſie vollkommen geſchützt. Der Doctor machte ſich auf den Weg, denn es war noch hoch am Tage, daß er einige Stunden noch zurücklegen konnte. Mein Zwerchſack langte an, und mein Abendbrod, ich machte mich an meine zweite Pönitenz, ſeufzte, wurde ſatt und zuletzt müde. Noch einmal unterſuchte ich meine Wachtpoſten! — Dann kehrte ich in mein ſauberes Gemach zurück, entkleidete mich und wollte mich eben auf das ſchneeweiße Bettchen hinlegen, da fiel mir ein, daß eine Hexe darin geſchlafen. Zwar hing ein ſilbernes Crucifix darüber, wer weiß aber zu welchem Mißbrauch. Ich langte alſo das ge-

weihte Dominikanerhabit wieder aus dem Zwerchsack, warf es über und hielt mich nun sicher vor allen Teufeleien."

„Kaum aber seufzte das schneeweiße Bettchen unter meiner Last, so kamen auch allerlei seltsame Gedanken über mich. Zuerst verdroß mich, daß mir das Hexchen entwischt war. Warum hielt ich sie nicht besser! Und einsam mit ihr, während mein gelehrter Subprior in Bertholduswik sich mit dem Amtsrichter zankte. Sie hatte mein Blut gekostet. Es heißt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. — Noch brannte meine Hand von dem Bisse, mein Kopf glühte, meine Brust kochte, aber nicht mehr vor Aerger! — Und das in einer geweihten Kutte, darin ein fetter Sünder im heißen Jerusalem reuig geschwitzt. — Ich schlief dennoch endlich ein! — — Plötzlich aber, mitten im gesündesten besten Schlafe, weckte mich ein schreckliches Gepolter — der ganze Thurm bebte von dem Höllenlärm, Kalk und Steine fielen von der Mauer. — Mit einem Male klirrten Schwertstreiche gegen Schilde, dann rasselten Harnische, darauf stürzte und polterte Alles übereinander, als sei der Satan

in die alten Rüſtungen gefahren und hetze ſie wahnſinnig gegeneinander. — Nun war Alles ſtill! — Der Spektakel war vorher dicht über mir, als wollte das Gewölbe auf mich und mein Bett ſtürzen. — Nun kam's von unten. Eine Stimme erſt leiſe und hohl, dann lauter, immer lauter, wilder, gellender:

Bei Nacht und Graus,
Bei Windgeſaus,
Verlaſſe ich mein Leichenhaus,
Unruhe plagt mich, jagt mich raus!

Dem Wand'rer weh! auf nächt'ger Flur,
Ich blicke ſchädlich!
Hinweg lebend'ge Kreatur,
Ich ſchrecke tödtlich! —

„Und nun ſchrien die Wachen: „Gott behüte! ein Geiſt! ein Geiſt!" —

„Der Schreck hat ſeinen Inſtinkt. Wie ich aus dem Bett, dem Zimmer, die Treppe hinab, aus der Burg über die Stege kam, ich weiß es nicht. Zitternd ſtanden meine zehn Mann bei mir! Sie hatten ihre Waffen weggeworfen, aber ſie hatten doch Kleider an. Ich ſtand da,

barfuß, in der geweihten Kutte. Vielleicht ſchützt ſie vor böſem Spuk, doch wider einen ſcharfen Nachtwind ſchützt ſie nicht. Und — noch gefriert mir das Gehirn, denke ich daran. In den Thoren des Schloſſes erſchien die Zauberin von einer lichtweißen Wolke umgeben; ſie ſchwebte über den Steg, um uns zu verfolgen."

Hier vergaß ſich Udo. — „Sie iſt ein Engel!" rief er; „ein Weſen höherer Welt; ſie kann entzücken, erſchrecken, wie ſie will."

„Was ſicht Dich an?" fragte Herr Simon verwundert.

„Schäme Dich!" fuhr Udo gelaſſen fort. „Ein Weib hat Dich beſiegt, mit ihren Zähnen hat ſie Dich verwundet, mit ihrem Wi[illegible] Dich in die Flucht geſchlagen."

„Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen," rief Herr Simon. „Kannſt Du ferner leugnen, daß ihr der Böſe dient."

„Ich leugne es!" ſagte Udo.

„So denkſt Du, ich lüge und erzähle Dir Mährchen."

„Nein, Du haſt zehn Häſcher zu Zeugen!"

„Freilich," ſagte Herr Simon, und beobachtete den Jüngling mit zweifelhaften Blicken.

Udo fuhr fort: „Zehn Häſcher und Du, ſind eben ſo glaubwürdig wie funfzehn Nonnen ſammt ihrer Priorin und drei Laienſchweſtern. Ich aber will den Teufel ſehen, der zwiſchen meinen Feind und mein Schwert ſich zu ſtellen wagt." —

„Ich begreife Dich nicht, was willſt Du damit ſagen?"

„Daß der Teufel ein trauriges Loos hat. Der ungeſchickte Schütz ſagt bei jedem Fehlſchuß, der Teufel treibt ſein Spiel; der ſchlechte Reiter, wenn er im Sande liegt, der unbehülfliche Fechter, ſie ſagen: Das geht mit dem Teufel zu. Kurz alle Untauglichkeit, Feigheit und Dummheit wird dem Teufel aufgebürdet. Er iſt der Sündenbock aller derer, die von Gott verlaſſen ſind. Freilich iſt er der Vater alles Böſen, drum iſt an ihm nichts zu verderben. Man ſoll ihn aus vollem Herzen haſſen, kann man ihm da wohl Unrecht genug zufügen. Und wenn man ihn auch noch ſo ſchwarz macht, er iſt ja der leibhaftige Schwarze ſelbſt. Darum packt getroſt

dem Teufel alle Nichtsnutzigkeiten auf. Hat er so viel zu tragen, muß er damit auch zu Rechte kommen."

„Ich will Dich nicht bekehren," entgegnete Herr Simon, „werde durch Schaden klug. Wer weiß, was Dir noch bevorsteht. — Mein Abenteuer, dünkt mich, gleicht allen vorgefallenen und kundig gewordenen Hexengeschichten, wie ein Ei dem andern; alle laufen sie auf eine Lehre hinaus: daß, wer eine Hexe beleidigt, der hat lange kein Glück, und alle Umstände und Zufälligkeiten verschwören sich gegen ihn, ihm Possen zu spielen und Schimpf und Spott zu bringen. Gib wohl Acht, mit welchem Hohn, welcher Tücke die Hexe mich heim sandte. Ich mußte also barfuß, nur mit einem Hemd und einer Kutte bekleidet, nach Bertholdswil zurück. — Wir pochten den Oberrichter aus dem Schlafe und erhielten wenigstens ein Obdach für die Nacht. Am folgenden Morgen sah es noch schlimmer aus. Die Hexe hatte die Brücken abgebrannt, ich konnte meinen Zwerchsack nicht wieder bekommen, ich hätte ihn denn mit Zimmermeistern, Schlossern und Häschern von Neuem

holen müſſen und dazu war keine Zeit. — In der That, die Bauern rotteten ſich zuſammen und ſchienen nichts Gutes gegen mich im Schilde zu führen. Auch der Oberrichter empfahl mir eine ſchleunige Flucht, da er mich nicht ſchützen könne. Er ſelber war in großer Angſt. „Ich eſſe ein ſaures, undankbares Brod," ſagte er; „der König nennt mich einen läſſigen Diener und ich bin zufrieden, wenn es mit Vorwürfen ſein Bewenden hat; die Bauern nennen mich einen ſtrengen, grauſamen Herrn, und ich muß zufrieden ſein, wenn ſie nur murren. So bin ich die Mittelsperſon, die von beiden Seiten alle Streiche auffangen und tragen muß." — Diesmal nahm ich guten Rath an, und es war hohe Zeit, mich aus dem Staube zu machen. Nur mußte mir der Oberrichter vor allen Dingen Kleider ſchaffen. Und leider gab es keine, die mir paßten, die weiteſten waren noch zu eng. Ueberall platzten mir die Nähte, daß es eine Schande war, welche meine geweihte Kutte nothdürftig nur verbarg. In dieſem abentheuerlichen Aufzuge und im ſtrengſten Sinne des Worts, bis auf's Hemd ausgeplündert, langte ich in der

Hauptſtadt an. Das aber war noch lange nicht alles Unglück.“

„Mein gelehrter Subprior war vor mir angelangt, hatte ſeinen Bericht abgeſtattet, worauf der König ſogleich den Hauptmann Walter mit vierzig Reitern abſandte; mit Pferden konnte er um ſo ſchneller mir zu Hülfe kommen. Unglücklicher Weiſe verfehlten wir uns aber unterwegs. Hauptmann Walter langte an, da war alles Aufruhr, Wuth, Empörung. Das Haus des Oberrichters war niedergeriſſen, er ſelbſt mit Weib und Kind entflohen, ſeine Häſcher wurden erſchlagen, wo ſie ſich einzeln zeigten, und Blanka von Todtenſtein war als rechtmäßige Herrin ausgerufen worden.“

Udo ſtieß einen Laut der Ueberraſchung aus.

Herr Simon fuhr fort: „Hauptmann Walter konnte mit ſeinen Reitern in den Päſſen und Hohlwegen wenig ausrichten und die Bauern und Berghirten ſind treffliche Schleuderer, überall zeigten ſie ſich in Maſſe und erhoben einen Steinhagel, der Reiter und Pferde übel zurichtete.

Auch Hauptmann Walter mußte gleich mir froh sein, mit dem Leben davonzukommen, nachdem er fast die Hälfte seines Häufleins eingebüßt."

„Der König, der Anfangs über mich und meine Unfälle herzlich lachte, gerieth jetzt sehr in Zorn. Mein Leben schwebte an einem Haar! Ohne mein herzangebetetes Prinzeßchen säße dieser Kahlkopf nicht mehr auf seinem beträchtlichen Rumpfe, und ihrer Bitten und Thränen ungeachtet, wollte der König mich lange nicht wieder zu Gnaden annehmen. — Was war zu thun? Die offene Empörung war ausgebrochen, leider sehr durch meine Schuld, der König mußte nun ebenfalls zur offenen Gewalt schreiten, und auf den Rath meines holdseligen Prinzeßchens, und weil ich füglich in der Königsburg nicht erscheinen konnte, endlich auch, weil ich, zum Schein wenigstens, etwas thun mußte, meinen Fehler zu tilgen, schloß ich mich dem Marschall Derrwarth an, der mit tausend Mann gegen den Todtenstein zog. — Abt Bernhard ließ uns zur Beichte und weihte unsere Waffen. Er hielt eine schöne Rede."

Herr Simon hatte im Aeußeren einige Aehnlichkeit mit dem frommen Abt, und konnte deſſen Stimme und Geberden auf's täuſchendſte nachahmen. Er ſchnitt ein trübſelig frommes Geſicht, ſtützte beide Hände auf den Tiſch, wie auf eine Kanzel und ſprach bald hier-, bald dahin ſich, wie zur Gemeinde, neigend:

„Hier bringe ich Euch alle Freuden! Wählet Euch, die ſo Euch am meiſten behagen, denn der Freuden gibt es viel und mancherlei.“

„Zuerſt gibt es Freuden der Hölle!“ —

„Werden die Heiligen geläſtert, die Majeſtät der Himmelskönigin angetaſtet, ſo freut ſich die Hölle. Werden Kirchen und Klöſter geraubt und geplündert, werden die armen Diener und Schäfchen Gottes gemißhandelt, ſo freut ſich die Hölle und es jubeln die finſteren Heerſchaaren!“

„Sodann gibt es ſündliche Freuden!“

„Es freut ſich der Mörder der gelungenen Blutthat. Es freut ſich der Gauner ſeines ſchändlichen und verwegenen Diebſtriffes. Der Böſewicht freut ſich des angeſtifteten Aergerniſſes, und der Wüſtling ſchwelgt in geilen unſaubern

Lüſten. Seid Ihr dergleichen Euch bewußt, ſo kommt und beichtet. Die Kirche hat die Gnadenfülle, und gerne beten wir für diejenigen, ſo für uns fechten."

„Es gibt auch erlaubte Freuden!"

„Es freut ſich der Dürſtende des kühlen Trunkes, der in des Sommers Mittagshitze ſeine lechzenden Lippen labet. Es freut ſich der Hungernde, wenn ihm Brod gereicht wird, die nagende Begier zu ſtillen. Es freut ſich das ſpielende Kind und es freut ſich der fechtende Ritter. Das Alles aber ſind Freuden des Leibes."

„Es gibt aber auch Freuden des Geiſtes."

„Es freut ſich der betende Mönch, deſſen Andacht empfangen wird am Throne der Himmelskönigin. Dieſe Freude des Geiſtes iſt wieder doppelter Art. Es gibt Freuden des Geiſtes im Leibe und Freuden des Geiſtes außer dem Leibe. Bei jedem Paternoſter, bei jedem Ave ſchon freut ſich der Geiſt im Leibe, dieſe Freude aber kann auch dermaßen geſteigert werden, daß der Leib nicht mehr im Stande iſt, ſie zu faſſen, daß er betäubt, eine entſeelte Hülle regungslos und

erstarrt zurückbleibt, wo der Geist sich empor zu Paradiesesfreuden schwingt, und unerhörte Worte spricht und Wonnen fühlt, die er nicht erklären und kaum sich darauf besinnen kann."

„Wer möchte solcher Freuden nicht theilhaftig sein, wer nicht bei lebendem Leibe die Paradieseswonnen erfahren? — Wie? und nur der geistliche Beter kann ihrer theilhaftig werden? O nein! Es gilt nicht nur durch Gebet selig zu werden, es gilt auch für die Kirche zu fechten. Die Hölle ist nicht blos unterirdisch, sondern auch über der Erde lebt und wirkt sie. Wie der Himmel in Fleisch und Blut auf lichte Weise wirkt, also wirkt auch die Hölle in Fleisch und Blut ihre Thaten der Finsterniß. Es gibt Heilige und Ketzer. Heilige, die bei lebendigem Leibe heilig gesprochen sind. Und Ketzer, die bei lebendigem Leibe verdammt sind. Jene üben Wunder des Lichts. Diese begehen Zauberfrevel und höllische Unthaten."

„Immer noch ist die Hölle Feind der Heiligen und Engel im Paradiese, und der Kampf der Finsterniß wider das Licht dauert fort und

fort. Die Himmliſchen aber führen keine irdiſchen Waffen, und die Ketzer fragen nicht nach Waffen, die nicht irdiſch ſind. — Ihr aber ſchwingt irdiſche Waffen. Die Heiligen im Himmel haſſen die Ketzer auf Erden. Haſſet Ihr die Ketzer, ſo iſt ſolcher Haß ein paradieſiſches Gefühl, was Ihr mit den Heiligen im Himmel theilt. Fechtet Ihr aber wider die Ketzer, ſo thut Ihr, was die Heiligen im Himmel nicht vermögen, und Eure Kampfluſt, Euer Heldenmuth wird paradieſiſches Entzücken, was die Heiligen erfreut, daß ſie Euch darum beneiden!“

„Nun ſagt, welche Freuden habt Ihr gewählt. Die Freuden der Hölle? — Nein! die haben Eure Feinde erwählt, die Ihr bekämpfen wollt, laßt ſie ihnen. Denn ſchlimmer könnt Ihr ihnen nicht fluchen. — Wählet Ihr die Freuden der Unthat? Freut Euch das Plündern, Brennen, Morden. Ei, ſo plündert, brennet, mordet die Ketzer! Denn es bringt Euch Segen obendrein! — Und wählt Ihr die erlaubten Freuden. Ihr ſeid Ritter, freut Euch das Fechten? Ei ſo fechtet wider Ketzer! Und Ihr werdet fühlen wie

geiſtliche Beter, und inbrünſtiger, lebendiger noch. O warum bin ich ein Geiſtlicher, der nur beten kann! O wie beneide ich Euch, da Ihr Ritter ſeid und fechten könnt wider Zaubervolk und Ketzer.“ —

„Wie? Ich beneide Euch! — Neid iſt eine Todſünde und ich bekenne mich ihrer ſchuldig hier auf der Kanzel?“

„Ja! — Ich beneide Euch! Mit Thränen in den Augen beneide ich Euch. Wiſſet aber auch, die Heiligen beneiden Euch um Euern Leib, der irdiſche Waffen ſchwingen kann. Und ein Schlachtfeld, in dieſem Falle, dünkt ihnen lichtvoll und lieblich wie ihre paradieſiſchen Gefilde. Ja! ſie verlaſſen die Gefilde der Wonne, um ſich in Eure Reihen zu miſchen, um Euch unſichtbar durch ihr Hoſianna und Halleluja zu begeiſtern.“ —

„Nun Udo!“ fragte er hierauf. „Steckt nicht dennoch ein ganzer Pfaff in mir.“

„Man ſieht!“ entgegnete Udo, „daß Du viel um eine muntere junge Königstochter biſt, die allezeit gut unterhalten ſein will. Dieſe Gabe

beſitzeſt Du in hohem Grade. Indeß haſt Du mir noch zu erzählen, was Ihr gegen den Todtenſtein ausgerichtet."

„Das hätte ich zu erzählen!" lächelte Herr Simon. „Ei, ſo weißt Du mehr als ich. Von nichts kann nichts kommen! Was ſoll ich Dir erzählen, wir haben die Dörfer niedergebrannt, die Felder verwüſtet. Haben Hammelfleiſch und Ziegenkäſe gegeſſen und ſauern Wein getrunken. Jetzt fangen die Lebensmittel an ſelten zu werden. Ich habe ſeiner königlichen Majeſtät vorgeſtellt, wie ich den Mangel an Lebensmitteln nur vermehren helfe; wie ſchlecht mir Ziegenkäſe und Hammelfleiſch bekommt, und wie unglücklich der Verluſt ſeiner Gnade mich macht. Und dieſe rührenden Jeremiaden, vielleicht auch weil mein Prinzeßchen nicht länger ohne mich leben konnte, haben Sr. königlichen Majeſtät gnädigere Geſinnungen gegen mich eingeflößt." —

Herr Simon ſchwieg. Und Udo ſagte: „Ich kann Dir nicht zürnen, wie ſehr auch Manches, was Du mir erzähltest, mich tief verletzt hat. Du machſt Dich über Dich ſelbſt luſtig,

und entſchuldigſt Deine Bosheit mit Deiner Luſtigkeit. — Aber! Du haſt mir gar Wichtiges mitgetheilt. Und alte Wünſche ſind zu Entſchlüſſen gereift.“

„Möge es was Gutes ſein, was Du vorhaſt,“ lächelte Herr Simon, „was Geſcheites traue ich Dir nicht zu.“ —

Fünftes Buch.

An der Spitze eines Häufleins von vierzig Mann hatte Udo in einer Waldherberge Halt gemacht. Ungeduldig ging er in der Schenkſtube auf und nieder, oder blieb am Fenſter ſtehen und ſchaute zur Sonne empor, deren Sinken er abwartete, um aufzubrechen und ſein kühnes Werk zu beginnen.

Noch drei Gäſte waren mit im Zimmer, zwei waren reiſende Waffenſchmiede, der Dritte ein alter graubärtiger Krieger.

„Ei!“ rief einer der Schmiedegeſellen, ein munterer rothwangiger Burſche, „wer wird beim Wein ſo ſtille ſitzen. Ich und mein Kamerad wir wiſſen einen luſtigen Rundgeſang, und Ihr, alter Kauz, mögt Euer Beſtes thun den Chorus zu verſtärken.“

„Meinethalben!“ murmelte der Graubart, worauf die beiden Geſellen anfingen.

Der Schmied iſt ſeinem Ambos gleich,
Ihn machen Hieb und Stoß nicht weich,
Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen.
Mein Harniſch iſt von gutem Stahl
Und Schärfen, Spitzen allzumal,
Die werden d'ran — o Jammer!
Stumpf wie die Schmiedehammer.

Chorus. Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen.

Geglüht hat ſiebenmal im Heerd
Mein langes breites Schlachtenſchwert.
Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen.
Viel hundert Schläge gab ich d'rein!
Auf alle mag der Feind ſich freu'n,
Mein Schwert ſo treu und bieder
Zahlt Alles redlich wieder.

Chorus. Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen.

Wohlauf zum blut'gen Waffenſpiel,
Der König ſchlägt der Ritter viel,
Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen.
Gar manchem Ritter eiſenfeſt
Gibt meine Schmiedefauſt den Reſt.
Der Schmiedeſchlag vernichtet,
Was Königsſchlag errichtet.

Chorus. Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen.

So ſangen ſie und trommelten mit den Fäuſten dazu auf dem Tiſche.

„Wahrlich!“ begann der Graubart, „das iſt ein feines Lied. Wer hat das gemacht?“

Der junge muntere Geſell fühlte ſich über dieſen Beifall gar ſehr geſchmeichelt und antwortete: „Die Beſcheidenheit verbietet mir zu ſagen, daß ich ſelber dies ausbündige Lied angefertigt, deſſen Verſe und Reime, meines Erachtens, die beſten ſind, die je zuſammengeſchweißt wurden.“

„Freilich!“ entgegnete der Knappe, „Gedanken und Reime ſind tüchtig und auf Dauer gearbeitet, man erkennt den Schmied daran. Ich müßte mich aber ſehr irren; oder Ihr verſteht eben ſo gut Waffen zu führen wie anzufertigen.“

„Ihr habt ganz Recht!“ ſprach der andere Geſell. „Längſt ſchon gelüſtet uns den Hammer bei Seite zu werfen, und Schwert und Lanze zu erproben, wir ſuchen Dienſte, und wollen zum Marſchall von Dornwarth, der vor dem Todtenſtein liegt.“

„Warum dahin gerade?“ fragte der Alte. „Bei dem werdet Ihr's zu nichts bringen, denn

er ſelber iſt heut gerade eben ſo weit, wie vor vier oder fünf Wochen.“

„Man hat doch wenigſtens keine Sorge! Macht auch wohl mitunter ein Bischen Beute, Arbeit gibt's auch vollauf und wird gut bezahlt.“

„Ei! denkt Ihr ſo?“ rief der Alte, „ſo laßt das Kriegführen bleiben. Es iſt ein übel Ding, ſeine Haut zu Markte zu tragen, thut man's nicht aus jugendlicher Raufluſt oder alter Gewohnheit.“

„Ich aber,“ ſagte der muntere rothwangige Geſelle, „möchte für mein Leben gern den Todtenſtein ſehen, um dereinſt ſagen zu können, ich habe das alte Zauberneſt mit belagern, einnehmen und zerſtören helfen.“

„Holla!“ rief der Alte. „So weit ſind wir noch lange nicht.“

„Wunderſame Geſchichten habe ich von der alten Burg gehört, und wollt Ihr eine Kanne Wein daran wagen, ſo erzähle ich Euch Dinge, die Euch traun! beſſer noch gefallen ſollen als mein Lied vorhin.“

„Viel habe ich nicht übrig!“ ſprach der Alte. „Doch auf eine Kanne Wein ſoll es mir

nicht ankommen, vorausgesetzt, daß ich reine Wahrheit hören werde, den die Lügen, zumal über den Todtenstein, bekommt man überall umsonst."

„Reiner Wein für reine Wahrheit!" rief der muntere Gesell. Der Handel wurde geschlossen, die Kanne Wein gebracht und der Gesell begann.

„Hoch auf steiler Klippe, daß keine Sturmleiter daran reicht, von breiten Graben umringt, die ein reißender Bergstrom wässert, erblickt man noch heutigen Tages die öde Burg Todtenstein, zugänglich nur den Weihen und Eulen, die sie nunmehr bewohnen."

„Noch sind's kaum achtzehn Jahre, da hauste da der letzte alte Todtensteiner mit seiner einzigen Tochter. Er besaß große Schätze, die er aber weder Rittern noch Kaufleuten abgenommen hatte, sondern lediglich vom bösen Feind erhielt, der ihm Gold und Edelsteine in Hülle und Fülle gab. Er durfte nur begehren, so

hatte er, was er wollte. Denn ſchon der Ahnherr derer von Todtenſtein hatte den Pakt geſchloſſen mit dem Höllenfürſten, und ſich und ſeine Nachkommen für ewige Zeiten verſchrieben."

„Unſere Väter waren nicht ſo gute Chriſten, wie wir heutigen Tages. Auch gab es wohl noch nicht ſo viele Klöſter und Mönche, die für uns andern Sünder mitbeten. Es kam auch nicht darauf an, ob Jemand ein Bischen Zauberei trieb oder nicht. Im Grunde thaten es Alle, Dieſer mehr, Jener weniger. Daher war auch der alte Theobald, ſo hieß der letzte Todtenſteiner, ein Zauberer, und ſeine Tochter eine Hexe. Sie hieß das ſtille Todtenfräulein und war überaus ſchön. Daher noch heutigen Tages das Sprichwort: „Schön wie eine Todtenſteinerin." Aber die Schönheit war eitel Hexenwerk und Zauberei, und die Tochter des Herrn Theobald hieß das ſtille Fräulein, weil ſie mit keinem Menſchen reden konnte. Sie verſtand nur das Hexenkauderwälſch, worauf die böſen Geiſter hören, und darüber hatte ſie ihre Mutterſprache ganz verlernt. Sie war das Schrecken der Gegend, man bekreuzte und ſegnete ſich vor ihrem

Namen und der Burg Todtenſtein kam man auf einer Meile Weges nicht zu nahe.“ —

„Nun denkt Euch! Einſt hatte ein Ritter den Muth, den Todtenſtein zu beſuchen. — Woher er den Muth fand, läßt ſich nicht ſagen. Es war mehr als Neugier. Der Ritter, ich könnte Euch ſeinen Namen nennen, und da werdet Ihr ihn kennen, — ich verſchweige ihn aber, denn es überraſcht um ſo beſſer am Schluſſe. Dieſer Ritter alſo war ſolch ein Kauz, der nichts von Pfaffen und Gebeten hielt und ſeine Gottloſigkeit artete in hölliſche Neugier aus. Im Uebrigen war es ein ſeelenguter Herr und leutſelig gegen alle Menſchen.“

„Denkt Euch nun eine kalte Mondnacht mitten im Winter. Auf Feldern und Bergen liegt tiefer Schnee, dagegen ſind die Abhänge, Tiefen und Schluchten pechrabenſchwarz und die Nacht mit allen finſtern Schrecken thront darin. Dort aber liegt die wunderliche alte Burg und das Vollmondlicht ergießt ſich über die beſchneeten Zinnen, gleitet hinab blitzend am Schnee, der auf dem bunten Gemäuer haftet und verſenkt ſich in den breiten glattgefrornen Burggraben. —

Denkt Euch das, und Ihr werdet mir glauben, daß es dem ſtolzen Reitersmann ein wenig warm wurde unter ſeinem Wams. Ganz leiſe mochte er auch wohl fühlen, daß er ſeinem ewigen Verderben entgegenzog. Er raffte ſich zuſammen, ſuchte ſeiner finſteren Ahnungen zu ſpotten! Vergebens, ſie kehrten wieder und ließen ſich nicht verſcheuchen."

„Da hielt er an der Klippe, um die der Weg ſich ſchlingt, der zur Zugbrücke führt. Er iſt ohne Geländer und ſo ſchmal, daß nur ein Reiter Platz hat. Zudem lag hoher Schnee, der ſich unter den Hufen des Rappen ballte. Ein Fehltritt, und Roß und Reiter wären zwanzig Klafter tief auf's Eis geſtürzt und hätten keinen ganzen Knochen behalten. — Wer von Euch möchte ſolchen Pfad hinanreiten?"

„Noch einmal wurde der ſtolze Reiter gewarnt. Der Schnee blendete ſein Auge und er dachte bei ſich: „Seltſam, der Schnee leuchtet faſt, und doch iſt die Luft heller, und wieder ſchimmern die Sterne klar durch den duftigen Schleier, und grell und voll überleuchtet ſie der Mond, der doch keine Sonne iſt. Woher nur

all der Glanz und Schimmer?" — Das war noch nicht Alles! Er blickte nieder auf den Sattelknopf und ſiehe! ſein ſilbernes Kettenwams blitzte und leuchtete. Es leuchteten die Stahlhandſchuh, die bereiſten Federn des Helmbuſches flogen flimmernd um ſeine Schläfe. Auch der Rappe bog ſeinen Kopf zur Seite und ſah ihn mit bedenklich funkelndem Auge an. — Plötzlich ſtrich der Nachtwind ſchneidend und eiſigkalt über ſein Antlitz, und dieſem todtkalten Hauch ſchien aller Blitz und Flimmer zu gehören. — So weiſſagte Alles den eiſighöhniſchen Zauber, der ihn verderben würde. Umſonſt. Er ritt weiter. — Da lag die Burg vor ihm ſchroff und grau, und allen Glanzes baar, mit dem ſie aus der Ferne winkte. Das Horn des Thürmers ſchmetterte und weckte höhniſche Echo's, in ihren Ketten klirrend ſank die Zugbrücke, die Balken ſchlugen krachend in die Fugen — und der Rappe ſcheute im erſten Augenblick. Es war die letzte Mahnung abzuſtehen vom Verwitz! Der Reiter achtete ihrer nicht ſogleich, und ohne Hülfe ſetzte ſich das ſchwarze Roß in Galopp und trug den willenloſen Reiter über die ſchwankenden poltern-

den Breter. — Beklagt den Verwegenen! — Er war ewig verloren.“

Hier machte der Erzähler eine Pauſe, um ſeine Zuhörer zu betrachten, zu denen auch Udo gehörte. —

Dies ſchien den Alten abermals zu verdrießen, er fragte: „Iſt die Lügengeſchichte bald aus.“

„Keine Lügengeſchichte,“ verſicherte der Erzähler. „Ich habe ſie vom Abt Bernhard wörtlich gehört, da er in der Schloßkirche predigte. Und Abt Bernhard iſt mein Mann, der verſteht's. Der kann ſo recht mit Leib und Seele die Heiden und Ketzer verfluchen und die Hölle ſo ſchwarz und heiß machen, als ſpräche der leibhaftige Satan aus eigener Erfahrung. Aber ich ſage Euch, das beſſert und bekehrt, das ſtärkt und erhebt, das macht fromm und gottſelig, und befeſtigt den Glauben. Ich gäbe vier ſolcher Kannen Wein, könnte ich ſo eine Predigt wieder hören. — Aber wo blieb ich ſtehen? Ganz Recht. — Der Ritter reitet in die verwünſchte Burg und iſt ewig verloren. — Und jetzt kommt allerlei chriſtliche Moral und Nutzanwendung. — Weiß es der Teufel, derlei will

bei mir nicht haften. — Laßt nur eine Weile mich beſinnen. — Seht, die Sache iſt die: der Todtenſtein iſt etwa die Hölle, und der Prinz Heinrich, der darauf zureitet, der arme Sünder, und je näher er der Burg kömmt, deſto weniger vermag eine Warnung über ihn, und zuletzt muß er hinein, er mag wollen oder nicht. — Nicht wahr? das iſt ſehr ſinnreich und chriſtlich erdacht."

„Alſo Prinz Heinrich war der verwegene Reitersmann?" fragte finſter der Alte. „Der höchſtſelige Bruder des Königs?"

„Prinz Heinrich, ſagte ich das?" verwunderte ſich der Geſell. „In der That, er war's und ich wollte Euch zuletzt damit überraſchen! — Nun hört weiter! Was in der Burg geſchah, wollte Abt Bernhard nicht ſagen, denn Teufelskünſte kann man nicht auf der Kanzel lehren, Prinz Heinrich alſo wurde entſetzlich verzaubert, er aß und trank und ſchlief nicht mehr, und hatte keine Ruhe!"

„Einſtens vertraute er ſich vier ſeiner treuſten Ritter und nahm ſie mit auf den Todtenſtein. Er wollte ſich mit der Hexe vermählen,

ſie ließ ihm ſonſt noch weniger Ruh. Die vier Herren erſtaunten über die Schönheit der Braut, aber die Bläſſe der Wangen und ihre funkelnden Augen weiſſagten nichts Gutes. Noch viel entſetzlicher war's, als man zu Tiſche ging, und Braut und Schwiegervater nicht vermochten einen Biſſen, und einen Trunk zu ſich zu nehmen, denn ſie hatten einen Abſcheu vor allen chriſtlichen Speiſen. Die Trauung war erſt nach Tiſche, denn Alles ging verkehrt. Toll und voll vom üppigen Mahle — wer weiß auch, wer den Wein, der den Gäſten vorgeſetzt wurde, geſegnet hatte — gingen ſie zum Altar, wo eine heilige Handlung ruchlos verhöhnt werden ſollte. Denn der Braut hatte das letzte Stündlein geſchlagen, und aus Tücke und Schadenfreude wollte ſie ſo ſcheußlich wie möglich enden."

„Als der Prieſter mit dem Sakrament ſich nahte, bekam ſie Zuckungen, das geweihte Brod nahm ſie wieder aus dem Munde, ließ es fallen und trat mit Füßen darauf. Als ſie aus dem geweihten Kelche trank, rief ſie: „Zur Geſundheit dem — Gott ſei bei uns." Sie hatte nur einen Tropfen in den Mund genommen, davon

fing ſie entſetzlich zu huſten an und konnte ihn nicht hinunter bringen. Der Prinz, entſetzt darüber, wollte ſie unterſtützen, ſie aber rief keuchend und huſtend: „Hey! Hey! Prinzchen! bemüh Dich nicht, es iſt aus mit mir!“ und ſie ſchauderte und zuckte und verunſtaltete ſich immer mehr. Endlich war ſie ein altes runzeliges Weib mit greiſem Haar. „Gefalle ich Dir ſo?“ rief ſie dem Prinzen ſchamlos zu. „Dies bin ich ſelbſt, mein Herzchen, und meine Jugend und Schönheit war faules verzaubertes Leichenfleiſch. Komm und küſſe mich, eh' ich ſelber eine Leiche bin, denn ich fühle ſchon die feurige Kralle meines Freundes Satan im Nacken. Und hiermit ſchlug ſie ihre welken Hände um den Hals des Prinzen, als wollte ſie ihn küſſen, in dieſem Augenblick aber drehte ſich ihr Kopf völlig um, ſo daß das Antlitz am Rücken ſaß und der Prinz den Nacken mit dürrem greiſen Haar dicht vor Augen hatte. Eine ſcheußliche Leiche hing an ſeinem Halſe, ihre Hände hatten ſich im Todeskrampf feſt verſchlungen, daß man Mühe hatte ſie auseinander zu brechen.“

Hier ſchwieg der Erzähler. — Der alte mür-

riſche Knappe aber bemächtigte ſich ſogleich der Kanne und rief: „Du Schalk! nicht einen Tropfen bekommſt Du, Dein Lügenmaul zu netzen. Ich diente dem Grafen Löwenmark und war zur Hochzeit des Prinzen Heinrich mit auf dem Todtenſtein. Ich weiß daher wohl wie es dort zuging. Ach! Gott habe das ſtille Fräulein ſelig, ſie war ſo ſchön wie ein Engel und eben ſo gut. — Mich fragte ſie, ob ich Alles gut und vollauf habe! Das war eine große Ehre, denn Jedermann ſah in ihr die zukünftige Königin. Möge für jeden Tropfen in dieſer Kanne ihr eine hundertjährige Freude im Paradieſe blühen.“

Hiermit that er einen gewaltigen Zug, daß der Geſelle ängſtlich rief: „Seid ehrlich und laßt mir auch was drin, Ihr habt ja doch meine Geſchichte angehört.“

„Eine verläumderiſche, garſtige Lügengeſchichte; wie mögt Ihr ſolche Ruchloſigkeiten nur ausſprechen.“

„Wollt Ihr einen vornehmen Pfaffen, wie Abt Bernhard, auf der Kanzel Lügen ſtrafen. Thut's auf Eure Gefahr. Ich bin ein gläubiger Chriſt!“

Gottſchalk trank noch den Reſt, ſchwenkte die Kanne aus und rief: „Abt Bernhard iſt ein Schuft und ihr Beide ſeid ebenfalls Schufte, und wer noch ein Wort gegen die Todtenſteiner ſagt, der bekommt dieſe Kanne an den Kopf, oder ich will nicht Gottſchalk heißen.“

„Das wollen wir ſehen!“ riefen die Geſellen, und zogen ihre Meſſer.

Der Alte, obſchon er ein Schwert hatte und ein geübter Fechter war, hätte dennoch den beiden rüſtigen Waffenſchmieden gegenüber, einen harten Stand gefunden. — Allein Udo, der bisher ſtille zugehört, trat jetzt näher und ſprach: „Friede da!“ Dies Wort und ſein Anſehen genügten. Die Streitenden hielten inne.

„Du heißeſt Gottſchalk?“ fragte er den alten Krieger.

„Freilich, mein hoher Herr, ſo heiße ich, und woher wißt Ihr meinen Namen?“

„Du haſt ihn eben genannt; und dienteſt dem Grafen Löwenmark?“

„Auch das wißt Ihr? mein hoher Herr. Wie komme ich zu der großen Ehre, daß Ihr mich kennt.“

„Närriſcher Alter! weißt Du denn nicht, was Du ſprichſt?“

„Wohl weiß ich das, mein hoher ſchmucker junger Herr. Allein wenn ich ſcheuſelige Verläumdungen höre, kann ich nicht ſagen: das iſt Wahrheit. Und wo empörendes Unrecht geſchieht, kann ich mich über Gerechtigkeit nicht freuen. Ja! wenn ich das könnte, ſo diente ich heute noch dem Grafen Löwenmark und brauchte auf meine alten Tage nicht herumzuirren, um ein neues Unterkommen zu ſuchen.“

„Das iſt's, was ich wiſſen wollte!“ ſagte Udo. „Du haſt alſo keinen Dienſt.“

„Im Dienſte des Grafen Löwenmark bin ich grau und ſteif geworden.“

„Und weshalb hat er Dich entlaſſen?“

„Weil ein Diener, und iſt er auch ein noch ſo großer Schurke, niemals ein ſolcher Schurke ſein kann, wie ſein Herr. Denn die hohen Herren treiben es im Großen. Wir werden für kleine Vergehen geprügelt, unſere Herren werden dereinſtens im Großen gezüchtigt werden.“

„Tritt näher,“ gebot Udo; „ich habe mit Dir zu reden.“ Gottſchalk gehorchte. Udo that

ihm leiſe einige Fragen, welche ſämmtlich bejaht wurden, hierauf zog er ſeinen Geldbeutel, reichte ihm einige Geldſtücke und ſprach: „Hier iſt Handgeld.“

Der Alte gerieth vor Freuden außer ſich. „Segne Euch Gott!“ rief er. „Ihr ſeid der wahre Held. Freigebigkeit iſt Heldentugend, Helden knauſern nicht, ſie wiſſen, Alles iſt ihnen, ſie brauchen es nur zu wollen. — Gott helfe mir, wenn Ihr nicht ganz ausſeht wie der Held einer abentheuerlichen Rittergeſchichte, und es wird ſich erfüllen, wie ſo oft geleſen und erzählt wird. Die holde Königstochter, der Ihr zu Hülfe kommt, wird Euch ihr Herz ſchenken, und ehe Ihr's Euch verſeht, tragt Ihr die Krone.“

„Still Alter!“ rief Udo. „Ich glaube, der Graf Löwenmark that ſo Unrecht nicht, Dich aus dem Dienſt zu jagen, weil Du den Mund nicht halten kannſt. — Mach Dich fertig! Es iſt Zeit aufzuſitzen.“

Gottſchalk eilte nach ſeinem Bündel. Udo ſetzte ſeinen Helm auf und zog ſeine Handſchuh an. Darauf verließen Beide die Schenkſtube.

Die beiden Geſellen ſahen ſich verwundert

an. „Sieht das nicht ganz nach einem Abentheuer aus?“ fragte der Eine. „Von einer Königstochter war die Rede und von einer Krone.“

„Wer wohl der schmucke junge Ritter war?“ fragte der Andere. „Er sah gewiß recht vornehm aus. Und wie die Rüstung ihm sitzt, wie angegossen. Ich habe seinen Helm und seine Handschuhe geprüft! Sie sind so leicht, als wären sie gar nicht für ernsten Strauß, und doch hält das Lanzenstiche und Keulenschläge ab. Das ist venetianischer Stahl. So etwas ist hier zu Lande selten.“

„Wär' es nicht besser, ihm unsere Dienste anzubieten, als dem Dornwarther.“

„Freilich! so bestehen wir vielleicht seltene Abentheuer!“

„Freigebig ist er auch!“

„Und wer weiß, welch Glück uns bevorsteht?“

„So laß uns nicht säumen!“

Sie erhoben sich, um ihren Vorsatz sogleich in's Werk zu richten. Kaum aber hatten sie die Schwelle erreicht, so vernahmen sie schon Roß-

getrampel, und als ſie hinaus traten in's Freie, ſahen ſie das Häuflein davon ſprengen.

Der alte Knappe ritt dem ſchmucken Ritter zur Seite, und hatte laut und eifrig mit ihm zu reden, indem er bald hier bald dorthin in die Gegend deutete.

„Nun wahrhaftig!" ſagten die Geſellen, „der Alte hat mehr Glück, wie Verſtand."

Mit einem Freudenſchrei begrüßte Udo die mächtigen Zinnen des Todtenſteins, die hoch und ſchwarz in die ſternloſe Nacht ragten.

„Ja!" ſagte Gottſchalk, „da liegt das alte Felſenneſt und ſtreckt ſeine Zinnen trotzig in den Himmel. Das nenne ich mir noch einen Bau. Halb Gemäuer, halb Felſen. Ein Wunderwerk der Natur wie der Kunſt. Die Natur drang auf den ſchützenden Bau und die Kunſt gehorchte ihr, wie ein verſtändiger, ſinnreicher Diener! — Daß ich in meinen alten Tagen noch einmal die Freude haben ſoll, da oben auf den gewaltigen Zinnen zu ſtehen. Ich ſage Euch, man ſchaut

von da so recht mitten in die Dickichte, Gründe und Ortschaften hinein. Auf drei Stunden weit beherrscht die Burg die Gegend und sie vertheidigt sich von selbst. Wir zwei und vierzig lachen über die tausend Mann Belagerer und brauchen uns nicht zu rühren. — Nun sind es bald zwanzig Jahre, da zog ich denselben Weg mit dem Grafen Löwenmark, damals war er fast so jung, wie Ihr, edler Herr!"

„Still, Alter," gebot Udo; „wie oft soll ich diese Geschichte noch hören, und hast Du unsere Abrede vergessen, Du sollst nur reden, wenn ich Dich frage."

„Ganz wohl!" sagte Gottschalk. „Nur kann ich die Zunge nicht so gut zügeln, wie mein Pferd. Dessen ungeachtet werdet Ihr heute noch mit mir zufrieden sein!"

Sie ritten eine gute Strecke weiter, da begann Gottschalk: „Ich kann nicht länger schweigen! Edler Herr! Ihr könnt so stille sein und da liegt das Ziel unserer Wünsche, und wird immer schwärzer und derber. Höchstens in einer kleinen halben Stunde sind wir dort."

„Dein Geschwätz aber könnte uns vor der

Zeit verrathen. Der Dornwarth iſt ein wackerer Krieger, der pünktlich auf den Felddienſt hält. — Mir iſt ſchon lange, als hörte ich Pferde nahen. Mir werden einer Streifwacht begegnen."

„Nun iſt Alles eins!" ſagte Gottſchalk; „länger wie fünf Minuten kann's nicht dauern, ſo muß es zum Gefecht kommen."

„So lange dauert es nicht mehr!" ſagte Udo, „jetzt höre ich deutlich den Hufſchlag. Es ſind viel."

„Im Namen Gottes und aller Heiligen," ſagte Gottſchalk, rückte ſich im Sattel zurecht und lüftete ſein Schwert. Udo ließ ſeine Reiter einen Keil bilden und ermahnte ſie die Schwerter zu gebrauchen, die im Dunkeln beſſer dienten, wie die Lanzen.

Bald lenkte ein ganzer Reiterſchwarm in den Weg, die von einer Streiferei zurückkehrten, ihre Pferde waren vollgepackt mit Beute, und Kühe und Ziegen führten ſie an Stricken neben ſich.

„Die werden uns nicht viel ſchaden!" meinte Gottſchalk, „und ich kenne den Weg, Ihr mögt getroſt mir vertrauen."

Indeß ließ der feindliche Anführer halten und rief mit lauter Stimme: „Wer da!“ an.

„Für Blanka von Todtenſtein,“ rief Udo. „Für Blanka von Todtenſtein,“ jauchzte das Häuflein ihm nach, und warf ſich auf den Feind. Im Nu war der Anführer vom Pferde geſunken und der ungeſtüme Anlauf hatte Bahn gebrochen!

Der geſprengte feindliche Haufe begnügte ſich zu ſchreien: „zu den Waffen, zu den Waffen!“ Das Lager wurde rege, Fackeln blitzten auf, Zinken ſchmetterten, Waffen klirrten und Roſſe ſtampften und ſchnoben. Das unerſchrockene Häuflein aber ſtürmte mitten durch die Glieder, die ſich kaum zu bilden anfingen, rechts und links Tod und Wunden austheilend. — Bald hatten ſie wieder freie Bahn und löſten ihre Reihen, um die Flucht zu beſchleunigen.

Eben ſo eilig aber erholte ſich der überraſchte Feind und verfolgte ſie um ſo eifriger, da er ihre geringe Anzahl erkannt.

Schon hatten ſie die Klippen erreicht, da hemmte ein breiter Graben ihre Flucht, und ein geringer Vorſprung nur war dem Feinde abgewon-

nen. — „Hölle und Teufel!“ rief Gottſchalk, „die Brücke fehlt, ich weiß nicht hinauf zu finden!“ Immer näher tönte der Jubel und das Brauſen des verfolgenden Feindes, der feſte Boden bebte ſchon von den Roſſen, die in Ueberzahl heran ſprengten. — Die Burg ragte ſchwarz und regungslos in den Nachthimmel und Alles war ſtill und todt darin. — Da erhob Udo ſeine Heldenſtimme: „Blanka, ich werde hart verfolgt. Ich beſchwöre Dich bei dem Perlenſchädel und dem Demantkreuz darüber!“

Und ſiehe, auf dieſen Ruf entzündeten ſich Fackeln, gaukelten hie und dahin an den runden Fenſtern; kreiſchende Stimmen hallten fern, man konnte nicht unterſcheiden, war es Jubel oder Schreck! und dazwiſchen erſcholl dumpfes Gebrüll, wie von geängſteten Thieren. Aber hoch oben auf dem Söller, ſchimmerte es, wie ein weißes Gewand. Und Udo hörte eine helle, langerſehnte Stimme: „Ihr müßt durch den Schloßgraben ſchwimmen. Die Brücke iſt abgebrochen, der Pfad aufwärts iſt gerade vor Euch. Sogleich ſoll die Zugbrücke niedergelaſſen werden.“

„So hatte ich dennoch Recht,“ rief Gott-

ſchalk; „folgt mir einzeln, denn der Aufweg iſt ſchmal.“ Es war keine Zeit zu verlieren, der Feind zeigte ſich in den Mündungen des Thales und die ſcharfen Bolzen raſſelten an den Harniſchen der Schwimmer.

„Eilet mit Weile,“ rief Gottſchalk, „der Pfad iſt ſchmal.“

Oben klirrten die Ketten, die Zugbrücke ſank donnernd in die Fugen. — „Victoria,“ jauchzten die Schwimmer, und ſpornten ihre Roſſe an's Land.

Die Königlichen verfolgten ſie nur bis an den Rand des Grabens und begnügten ſich auf gut Glück ihre Bolzen in der Dunkelheit zu verſenden.

Oben in der Burg aber empfingen tauſend geſchäftige Hände die Reiter, halfen ihnen die wilden und von der plötzlichen Helle völlig ſcheuen Roſſe bändigen. Und Männer, Weiber und Kinder drängten ſich jauchzend herbei, die triefenden Ankömmlinge, wie ſie ſich aus dem Sattel ſchwangen, in ihre Arme zu ſchließen.

Blanka hatte den unglücklichen Bergbewohnern wider die Grausamkeit und Räubereien des Marschalls von Dornwarth in den weitläufigen Hallen ihrer Burg einen Zufluchtsort eröffnet. Doch nur die Hülflosen, Greise, Weiber, Kinder und Kranke fanden Aufnahme. Die Jünglinge und Männer hatten sich mit ihren Heerden tiefer in die Berge geflüchtet und versorgten, mittelst der unterirdischen Gänge, das Schloß mit Lebensmitteln. Blanka hatte eine Art Klosterordnung eingeführt. Pünktlich, zur Stunde, wurde gespeist, gebetet und mit Sonnenuntergang mußten Alle schlafen gehen.

Heute weckte sie das Schlachtgetöse im Thale. Man mußte vermuthen, daß die Berghirten, die nur Schleuder und Knittel führten, einen Angriff auf das Lager machten, auf einen wohlbewaffneten, wohlgeübten Feind, in einer festen Stellung. Das konnte nur ein Werk der Verzweiflung sein, veranlaßt durch entsetzliche Vorfälle und mit noch entsetzlicheren Folgen drohend.

Aber mitten in der Angst und Bestürzung erklang Blanka's Stimme trostbringend in die Halle. „Ein Retter ist's! öffnet die Thore, laßt die Brücke nieder! Herr Udo von Uchtenhayn kommt uns zu Hülfe. Er hat sich mir zu erkennen gegeben."

Da wichen Schreck und Bestürzung einer unmäßigen Freude. Jeder wünschte sich den Ankömmlingen dienstbar zu erweisen. Feuer wurde angemacht, trockene Kleider herbeigeschafft, große Tische gedeckt und um das Fest vollständig zu machen, gab Blanka mehrere Fässer Wein Preis.

Auch Udo befand sich in einem erwärmten Zimmer. Er war bis auf die Haut durchnäßt und hatte nur einen einzigen Anzug in seinem Reitersack: ein kostbares Prunkkleid, und es blieb ihm nichts übrig, als sich prächtig damit aufzuputzen.

Es verdroß ihn nicht eben, vielmehr wendete er viel Zeit und Fleiß daran, sich umzukleiden, wie sehr er sich auch sehnte, vor der holden

Burgherrin zu erscheinen. — Endlich war die letzte goldene Schnüre sauber zugenestelt und er verließ sein Gemach.

Vor der Thür stand ein junges Mädchen mit einer Kerze, deren Licht auf ein Angesicht fiel, frisch und voll, wie eine junge Rose. Sie trug ein weites weißes Gewand, das ein goldener Gürtel um den Leib hielt, und Klostersandalen schmückten die nackten Füßchen. Sie hatte wohl noch nie einen Ritter im Prunk gesehen. Denn perlenweis lächelte sie aus üppigen Lippen und rief mit blitzenden Augen: „Ei, wie herrlich seid Ihr!“

„Wer bist Du?“ fragte Udo; denn ihn freute ebenfalls die heitere Mädchengestalt in dem wüsten Schlosse, dem Wohnsitze der Hülflosigkeit und des Kummers.

„Ich heiße Rosa,“ antwortete sie. „Ich und die blonde Griseldis, wir sind die nächsten Dienerinnen der Burgherrin und helfen ihr bei all' ihren vielen Geschäften. Aber sputet Euch endlich. Die Burgherrin ist sehr begierig Euch zu sehen, und vor Freuden hat sie mich und Griseldis in einem fort umarmt.“

Mit pochendem Herzen folgte ihr Udo durch verschiedene Gänge, Trepp auf, Trepp unter; endlich gelangten sie auf einen Vorplatz, wo Alles hell und zierlich war und von balsamischen Heilmitteln und würzigen Kräutern duftete.

Eine Thür öffnete sich und die Herrliche stand vor ihm, ganz wie ihre Dienerinnen gekleidet, nur ihr Haar trug sie — zum Zeichen, daß sie keine Gelübde abgelegt — in langen schweren Locken, die wie ein goldener Schleier, Schultern und Hüften umwallten.

Udo beugte ein Knie vor ihr, erhob sich und sprach: „Heil Dir! meine Königin, wie glücklich bin ich, von allen Vasallen der erste zu sein, der seiner rechtmäßigen Herrscherin huldigt."

„Nenne mich nicht Königin!" unterbrach ihn Blanka lebhaft, „denn so heißt mein Unstern, der mir viele Leiden zugezogen und viel Noth und Elend über meine schöne Heimath gebracht. Die Hallen meiner Burg sind zu eng, um alle die Unglücklichen zu fassen, die es um meinetwillen sind. Und, diese meine Freundinnen," fuhr sie fort, und nahm Rosa und Griseldis bei

der Hand; „ihre Väter und Brüder waren die ersten Opfer dieses heillosen Kampfes. Wie viele Waisen, Witwen, kinderlose Eltern gibts seitdem; dies Alles, weil ich eine Königstochter bin.“

„Und wenn ich Dich auch nicht Königin nennen soll,“ entgegnete Udo; „betrachte mich immer als Deinen Vasallen. Ich bin der Sprößling wackerer und gerechter Herrn, die für die Unschuld siegten und Räuber und Unterdrücker bekämpften. Ich weiß, wie grausam man Dich verfolgt, wie die Mönche Dich und Deine edlen Väter anschwärzen und verläumden. Ich weiß wie theuer und heilig das Andenken Deiner Väter in dieser Gegend lebt, wie langgehegte Treue und Dankbarkeit für Dich sich waffnete und wie gern man Gut und Blut Dir weiht. — Ach! es wissen gar Viele, was ich weiß. Allein der Menschengeist ist träge und die Wahrheit selbst bedarf des äußeren Glanzes, um geglaubt zu werden und neu zu wirken. Eine That, ein Beispiel thut da oft Wunder! Und solch ein Beispiel möchte ich geben. — Ich habe jetzt vierzig unerschrockene junge Krieger. Ich hoffe zu Gott,

ich werde damit etwas ausrichten und weit mehr noch weissagt mir eine heimliche Ahnung, die mich beglückt und beseelt. — Sind meine Hoffnungen zu kühn, so weiß ich wenigstens für Dich zu sterben."

Da Udo so sprach, erhob sich Jubel und Freudengeschrei in den unteren Hallen, wo die Schloßbewohner und Krieger ihr neues Freundschaftsbündniß feierten. „Hörst Du den Jubel?" fragte Blanka. „möge er die Erfüllung Deiner Wünsche bedeuten. Ich baue getrost auf dieses Vorzeichen! Befreie die Hütten der Meinen! die Greise, Weiber und Kinder, vereine sie wieder mit ihren Söhnen, Gatten und Vätern. Soiche Thaten tragen des Lohnes genug in sich. Und in diesen Bergen wird keine Wohlthat vergessen. Liebe und Dank — Du siehst es an mir — erben fort und fort, auf Kind und Kindeskinder. Einst warnte ich Dich: wolle nicht in mein finsteres Schicksal Dich mischen! Jetzt ist Alles finsterer und wilder gekommen als ich dachte. Wahrlich ohne meine Schuld, ich bin nicht zurückgekehrt um Krieg zu bringen. Seitdem aber habe ich stets auf Dich gehofft. Ich wußte, Du würdest

mich nicht vergessen und mein Retter wieder sein. — Doch siehe, ich plaudere mit Dir und Du wirst müde sein und Speise bedürfen!"

Sie nöthigte ihn zu einem kleinen Mahle, setzte sich ihm gegenüber und auch Rosa und Griseldis nahmen an dem runden Tisch Platz. Udo berührte aber kaum die Speisen, und Blanka noch weniger. Sie hatte viel von vergangenen Leiden zu erzählen und Udo schwärmte in einer glänzenden Zukunft. Rosa und Griseldis stützten beide Ellenbogen auf den Tisch und horchten begierig auf ein Gespräch, wie sie in ihrem Leben noch keins vernommen hatten.

So saßen sie noch spät in der Nacht.

Während der Todtenstein von ungewohnter Freude widerhallte und die erleuchteten Fenster weit in die Gegend schimmerten, schalt der Marschall von Dornwarth seine Krieger, die sich dermaßen hatten überrumpeln lassen.

Er selber hatte längst keinen Theil mehr an

dem Kampf genommen. Ein Sieg wider Knittel und Feldsteine dünkte ihm zu unrühmlich, und bei dem Lärm im Lager hatte er sich nicht vom Sessel gerührt. Um so zorniger ward er jetzt, da er vernahm, wie ein Häuflein von kaum vierzig Mann sich mitten durch's Lager geschlagen. Einmal über das andere fragte er, wer der kühne Abentheurer sei, der eine Besatzung in die Burg geworfen, eine unbedeutende an sich, die aber die Angriffe der Hirten und Bauern wacker unterstützen könne! —

Allein Niemand hatte Zeit und Gelegenheit gehabt während des raschen Angriffes nach Wappen und Farben zu forschen, was ohnehin die Dunkelheit nicht gestattete, und aus dem Feldgeschrei: „Blanka von Todtenstein!" ergab sich eben so wenig etwas Näheres.

„Muthmaßlich also" — sagte der Marschall, „ist's irgend ein Wegelagerer oder Ritter vom Stegreif, der einiges Raubgesindel zusammengebracht. Vielleicht versteht er neben dem Buschkleppern auch andere Künste. Art läßt nicht von Art, und Gleich und Gleich gesellt sich

gern. Wir werden am Ende hier auch noch Hexereien erleben."

Ein Ritter nahm das Wort: „Vor der Klippe rief eine laute Stimme: „Ich beschwöre Dich im Namen des Perlenschädels und des Demantkreuzes." Muthmaßlich ist das der Schlüssel der das Zaubernest zugänglich macht. Wer nebenbei nur noch das andere Hokus-Pokus versteht."

„Also doch Zauberei!" sagte der Marschall. „Die Carmeliter und Benedictiner haben alle Schuld, daß die Gegend hier so verwildert. Ich werde sie nicht länger schonen, und eben so wenig den Waldecker, der es redlicher mit seinem König meinen sollte, und wäre er zehnmal Schirmvoigt! Dies Alles soll der König wissen."

Udo säumte nicht lange mit der Erfüllung seiner Verheißungen. Keinen Tag ließ er unbenutzt verstreichen. Die Berghirten versorgten ihn bei Zeiten mit der nöthigen Kundschaft und dien-

ten ihm als Führer; und wo nur ein Häuflein das feste Lager verließ, sah es sich angegriffen.

Udo's Kriegskunst war eine sehr einfache; beim ersten Anlauf warf er stets den Anführer vom Rosse. Selten wurde dem Feinde Zeit gegönnt, sich von der Bestürzung zu erholen, und wurde er vollends gesprengt, so gerieth er in Hinterhalte, wo die Hirten und Bauern mit Steinen und Felsstücken ihn begrüßten. Wo aber der Feind auf seine Uebermacht trotzend, sich wieder sammelte, sicherten die unterirdischen Gänge die Flucht eben so sehr, als sie die Angriffe begünstigten.

Schon mancher edle Ritter war gefallen oder schwer verwundet, und sein umgekehrter Schild prangte als Siegeszeichen, angenagelt an den Thorflügeln der Burg. Die Reiter und die Hirten fingen an einen Feind zu verachten, der nur plündern, morden und brennen konnte, und fürchteten keine Uebermacht mehr. Die königlichen Krieger verließen seltener ihr Lager und nur in großer Anzahl, wenn Mangel an Lebensmitteln sie dazu nöthigte. Aber eine wichtige Angelegenheit rief Udo nach der Hauptstadt. Er ver-

abschiedete sich bei der Burgherrin, ohne zu sagen was er vorhabe, und hinterließ den Befehl, daß bis zu seiner Rückkehr Alles still bleiben und wie zuvor, Nachts kein Licht brennen solle.

In der Capelle des Dominikanerklosters war eine entsetzliche Feierlichkeit veranstaltet. Es ging auf Mitternacht und mit dem letzten Glockenschlag war die Frist verstrichen, welche das geistliche Gericht der Novize Blanka von Todtenstein anberaumt. Das ganze Gewölbe war schwarz behangen und wenige Kerzen nur brannten düster durch die betäubenden Weihrauchwolken. Jeder Mönch schwang in der einen Hand ein qualmendes Rauchfaß, in der andern hielt er ein mit Flor umwundenes Kreuz. Auch die Heiligenbilder waren dicht verschleiert und schienen in dem geheimnißvollen Nebel unter ihren dichten Florhüllen sich zu regen und zu schauern; während die dicht gedrängte Menge wie entgeistert da stand, die Augen, vor Erwartung und Bangig-

keit ſtarr nach dem Altar gerichtet. Auch das Altarbild war verhängt, die Weihkeſſel zugedeckt und das Crucifix fehlte.

Unter der Kanzel, in der Mitte der Kirche, lag ein Wachsbild auf einem Holzſtoß. Aus dem zurückgeſchlagenen Novizenſchleier blickte ein abſcheuliches Angeſicht höhniſch und mit verzerrten Mienen lächelnd. Auch die wächſernen Hände, die mit Kloſterſandalen bekleideten Füße ragten unförmlich aus den weißen Gewändern, und eine erleuchtete Inſchrift beſagte: „Blanka von Todtenſtein, angeklagt der Zauberei, Kloſterſchändung und eines Höllenbündniſſes, zum Scheiterhaufen verdammt und den ewigen Flammen übergeben.“

Die Orgel brauſte und die Mönche ſangen einen Bußpſalm, aber ſie ſprachen die Worte verkehrt: „Ach Herr, ſtrafe ſie in Deinem Grimme, züchtige ſie in Deinem Zorn. Erbarme Dich ihrer nicht, o Herr! denn ſie iſt ruchlos. Mache ſie nicht geſund, ſondern zerſchmettere ihr Gebein. Ihre Seele brate in Höllenpein! aber Herr! ewig, ewig! Wende Dich von ihr, o Herr! Hilf ihr nicht, verdamme ſie.“ Und ſo ging's

fort, statt Bitten, Verwünschungen; statt Erhebung, Flüche; statt Segen, Verdammung.

Darauf trat der Priester vor den leeren Altar, wandte sich aber zur Gemeinde und statt der Messe las er ein Gebet wider Ketzer, statt: „Orate fratres!“ sagte er: „Maledicite fratres!“ und die Mönche sprachen: „Die Heiligen und Auserwählten Gottes mögen sie verabscheuen! Der heilige Geist fliehe sie wie die Taube den Geier, der Herr schließe ihr seine Wunde, auf daß sie verschmachte nach dem Erlösungsblute. Die Majestät des Gottes Jakobs möge sie ausschließen aus seiner heiligen Wohnung und der Hölle zum ewigen Brandopfer vermachen, Amen! Amen! Amen!“

In der Menge erhob sich Aechzen und Angstgestöhn.

Auch Ude war in der Kirche auf den Plätzen des Adels vor der Kanzel. Dicht vor ihm lag das scheußliche Bild, was einen so theuren Namen trug. Ihm war so weh, so öde, als hörte er seine eigene Verdammung über sich beschwören. Die Welt dünkte ihm ein wüstes verwildertes Gespenst und die einzige Wahrheit darin

war Blanka, die er nie heißer geliebt, als eben jetzt, da Himmel und Hölle aufgeboten wurden, sie zum Haß und Abscheu zu machen.

Abt Bernhard bestieg die Kanzel. Und in salbungsvoller Rede erzählte er noch einmal alle Gräuelgeschichten des Hauses Todtenstein. Wie Herr Theobald als Hochverräther unter dem Henkerbeil starb; wie das stille Fräulein einen Thronerben verzauberte und vergiftete, und wie Blanka, ihre würdige Tochter, nachdem sie den Bösen an heiliger Stätte herauf beschworen und mit der Leiche einer seligentschlafenen Nonne ein scheußliches Spiel getrieben, nunmehr die Burg ihrer Väter bewohne, und allerlei Jünglinge, edle und gemeine, verzaubere und auf den Todtenstein zu sich beschwöre, um sie mit sich in's ewige Verderben zu ziehen. — Er hielt inne, um die Schläge der Mitternachtsglocke abzuwarten und sodann die Schuldige noch dreimal beim Namen zu rufen! Erst nach dieser Förmlichkeit durfte die ihr anberaumte Frist, als abgelaufen betrachtet, und das Urtheil an dem Bildniß vollzogen werden.

Ein banges Schweigen herrschte im schwar-

zen Kirchengewölbe, man hörte fast die Herzen pochen. Endlich ertönte der erste Glockenschlag, den ein Laut der Ueberraschung begrüßte, dann erhob sich ein Gestüster und jeder Glockenschlag wurde bei seiner Zahl benannt. Endlich rief es einstimmig zwölf. Und die vorige Todtenstille trat wieder ein.

Abt Bernhard begann mit tönender Stimme: „Blanka von Todtenstein, erscheine!" Und hiermit kehrte er eine Sanduhr um, denn nach Verlauf einer Minute mußte er den Ruf wiederholen.

Dahin kam es aber nicht, sogleich antwortete eine jugendlich-kräftige Stimme: „Ihr Kämpfer!" und ein Eisenhandschuh schlug klirrend auf das Kanzelpult und blieb wie angenagelt vor dem bestürzten Abt liegen.

Alle Ritter erhoben sich von ihren hochgepolsterten Stühlen. „Ein Gotteskampf! ein Gotteskampf!" murmelte es durch ihre Reihen, mehrere Stimmen riefen: „Ich fechte für die Kirche."

Allein das Volk war zu begierig auf den Ausgang so einer seltsamen Feier, die so ge-

waltig ergriff und erschütterte, um diese Störung geduldig zu ertragen, ein lautes unwilliges Gemurre erhob sich. „Wer ist der Kämpfer! Zu Boden mit ihm! reißt ihn in Stücke!" und dazwischen tönten Flüche und Verwünschungen. — Darüber gewann Abt Bernhard alle seine Fassung und seinen ganzen frommen Eifer wieder. Er winkte und hub mit unerhörter Salbung an:

„Eine Kunde habe ich! Eine erschreckliche Kunde. Eine Kunde vom tiefsten Pfuhl der Hölle. Denn gleich wie es unzählige Wohnungen gibt im Hause unseres himmlischen Vaters, also auch hat die Hölle der glühenden Abgründe viel und tief unten im schwärzesten ihrer Kloaken, gibt es einen Kerker — o wer schwachen Herzens ist, verklebe sich die Ohren, damit ob solcher Kunde ihn der Schlag nicht rührt! — O Ihr Greise, die Ihr altersschwach und gebrechlich am Stabe zittert, hört mich nicht, denn nicht tödten soll mein Wort. — Ihr Jungfrauen, zart an Jugend und Geschlecht, auch nicht für Euch ist meine Kunde und noch weniger für Euch, Ihr Weiber, die Ihr Mütter werden wollt. Verwahrt

Euch wohl, denn wo Ihr's hört, möchtet Ihr unzeitig gebähren. — Ja! einen Kerker gibt es — o, meine Lippen beben, mein Auge umflort sich und kalt klebt das Hirn mir am Schädel" — — Mit Donnerstimme begann er wieder: „Die Feuerpein des lebendig bratenden Ketzers dünkt den unglückseligen Verlorenen da unten ein mildes kühlendes Lüftchen ihre Pein zu versüßen. Es gibt keine Folterqual noch so gräßlich, daß die dort gepeinigten armen Seelen, sich nicht darnach sehnen sollten, wie der verschmachtende Wanderer in Arabiens Sandwüsten, bei dem Gedanken an einen Wassertropfen mit glühender Zunge sich die Lippen leckt. Und dieser Kerker ist der Juwel in Satans Reich. Denn dort hat Gott ihm eine Freistätte gewährt. „Weil Du schwarzer Engel stets mir widerstreben willst, so zeige einmal, was Du vermagst. Da soll der Ort sein, und wenn Du kannst, so thu' Dein Meisterstück." Und er zeigte sich als Meister dort, und zeigt sich täglich dort als Meister. Kein Anderer darf dort peinigen, als nur er selbst, denn stolz ist er auf sein Meisterstück, das alle Himmel anerkannt haben." — Der fromme

Abt fing laut zu weinen an, „o Gott, bewahre Deine gläubigen, frommen Schäfchen doch dafür, o ja dafür!“ — Er machte eine lange Pause und man hörte weinen und ſchluchzen, der plötzliche fromme Ausbruch ſeiner Thränen hatte angeſteckt.

Nach dieſer langen Pauſe fuhr er fort. „Wer auch der Kämpfer ſei, ich will nicht ſeinen Namen wiſſen! Er beichte und ihm ſoll vergeben ſein! — — Jubilirt denn die Hölle noch nicht laut genug? Darf man Gott verſuchen? Gelüſtet es der Hölle nach einem zweiten Opfer, ſo ſei es dieſer Handſchuh,“ er hob ihn hoch empor und rief. „Wehe! Wehe! Wehe! — Ich ſage wehe! Denn dieſer Handſchuh bewog mich, entſetzliche Dinge zu ſagen. Und wo ich ſolche Dinge rede, da entzündet der Hauch meines Mundes Holzſtöße. Gebt Acht, ob ich zuviel ſage. — In jenen Abgrund, den ich genannt, in das Juwel des ſataniſchen Reichs, wo er täglich mit Stolz ſein Henkermeiſterſtück erneut, verfluche ich Blanka von Todtenſtein. Die hölliſchen Flammen über ſie, wie über dieſen Handſchuh.“

Er warf den Handschuh von der Kanzel auf das Wachsbild und siehe aus den weißen Gewändern schlug eine bläuliche Flamme als wären die Linnen in Weingeist getränkt. — Das Wachs schmolz nun, die scheußliche Larve fing an sich zu regen und ihre Züge noch schrecklicher zu verzerren, zugleich auch zerflossen die unförmlichen Hände und Füße, ein Geruch von Terpentin und Schwefel verbreitete sich und der Holzstoß von dieser Masse getränkt, schlug in lichten Flammen auf. — „Mirakel! Mirakel!" schrie das Volk und drängte sich übereinander, das Wunder in der Nähe zu schau'n. Allein Udo's Donnerstimme übertönte das Geschrei. „Schmach dem Ritter, der den Gotteskampf sich nehmen läßt!" und dieser Ruf fand zahlreiche Echo's.

Indeß verbreitete der Holzstoß seinen übelriechenden Qualm, der auf Brust und Augen fiel. Zuerst empfanden es die Ritter, die sich leicht flüchten konnten. Ihnen bot die Kapelle einen besondern Ausgang durch die Freihöfe des Klosters. Der schädliche Dampf verbreitete sich aber weiter durch das ganze Gewölbe. — Die

Nächststehenden husteten und suchten sich zu retten, während die Entfernteren immer noch Mirakel schrien. Da ging es an ein Stoßen, Drängen und Lärmen; an ein Fluchen, Schelten und Wehklagen und der Muthwille und die Schadenfreude pfiffen und jauchzten dazu. —

Udo war einer der Ersten im Freien. Die Herberge, wo sein Roß gesattelt stand, war in der Nähe, und er richtete seinen Weg dahin, als er seine Linke, an welcher der Handschuh fehlte, ergriffen fühlte, und eine Stimme ihm zuflisterte. „Meidet die Stadt, Ihr seid nicht allzu sicher hier."

„Wie kann ich?" fragte Udo, „die Thore sind längst geschlossen."

„Sie öffnen sich mir. Folgt nur."

Udo ließ sein Roß bringen, nahm es beim Zügel und folgte so dem unbekannten Freunde, einem hohen stattlichen Herrn, dessen Roß von mehreren Knechten herbeigeführt wurde.

Sie erreichten das Thor. Der stattliche Herr nannte den Namen, „Graf Eberhard von Hohenhorst!“ und sogleich klirrten die Schlüssel, die Thore knarrten in den Angeln und die Brücke rasselte nieder. Udo wußte sich nicht zu erklären, was den alten schlauen Grafen bewegen konnte sich seiner anzunehmen.

Als sie im Freien waren, ließ Graf Eberhard sein Gefolge eine Strecke weit zurückbleiben, dann wandte er sich zu Udo und sprach: „Es freut mich den unbekannten Ritter vom Todtenstein kennen zu lernen, welcher dem Marschall von Dornwarth weidlich zu schaffen macht, und statt von ihm belagert zu werden, ihn belagert. Unstreitig seid Ihr's, edler Herr, der Ihr heut den Handschuh warfet. Die Raschheit ist erstaunlich! Denn Ihr seid zugleich mit der Kunde von Euren letzten Siegen hier eingetroffen. Aber eben so rasch folgten Eure Siege auf einander, und alle Eure Thaten bekunden einen Helden.“

„Ihr seid sehr höflich!“ entgegnete Udo, „und ich bin Euch großen Dank schuldig.“

„Auch Eure Stimme ist mir bekannt, ich muß sie oft gehört haben.“

„Wohl nicht ſeit vielen Jahren.“

„Ihr möchtet unerkannt bleiben?“

„Ich läugne es nicht.“

„Je länger ich Euch reden höre, deſto bekannter wird mir Eure Stimme.“

„Wir kennen uns ſehr wohl, Herr Graf.“

„Von der Sache die Ihr vertretet, ſpricht man nicht zum Beſten.“

„Ich kann friedſamen Herzens zu Gott beten, der gerechten Sache den Sieg zu ſchenken, und mich an Leib und Seele zu verderben, wofern ich für das Unrecht ſtreite.“

„Wohl geſprochen! Udo von Uchtenhain!“ rief plötzlich Graf Eberhard, „denn jetzt habe ich Dich erkannt. Wie! vor Deinem Pathen hoffſt Du Dich zu verbergen, der Dir ſo manchen Beweis gab, wie ſehr er Dir wohlwill?“

„So eben gabt Ihr mir einen ſolchen, ohne mich zu kennen.“

„Ja, denn was Du thuſt, kommt mir juſt gelegen, und in jeder Hinſicht kannſt Du Dich auf meinen Beiſtand verlaſſen. — Iſt's möglich! Du, den Jedermann auf der einſamen Stammburg glaubt, Du biſt's, der ſo viel von

ſich reden macht? O daß Dein Vater lebte und ſähe welch ein wackrer Held aus Dir geworden. — Aber ſprich, wie kann ich Dir helfen? Willſt Du Geld oder Mannſchaft? Doch wohlgemerkt, nur heimlich kann ich Dir Vorſchub leiſten!"

„An Mannſchaft fehlt es mir freilich."

„Und die Todtenſteinerin iſt keine Zauberin, keine Kloſterſchänderin?"

„So wahr ich ſelig werden will, ich habe ſie entführt. Da ſie Novize war, ſo kann ich nur zu einer Geldbuße verurtheilt werden, und bin erbötig zu entrichten, was man füglich fordern darf."

„Aber das Zeugniß ſo vieler frommen Schweſtern!"

„Können ſie nicht eine Täuſchung beſchworen haben. Untrüglich iſt ja nur der Pabſt? Und kann man ſeinem Kerker entfliehen, ohne die Wächter zu täuſchen?"

„Ein Zeuge ward nicht verhört, der kann nicht trügen und täuſchen. Ich meine das St. Annenkloſter? Kennt Ihr den Bau, hoher Herr! da ſind hohe Mauern und breite Graben. Was kümmert's den Satan, der ſeine Hexen durch die

Lüfte führt? Die Kirche aber liegt im Freien, und um ein Kirchenfenster zu zertrümmern bedarf es keines finsteren Beistandes. Und die Kirchenfenster dort sind eben nicht so groß, daß der Satan in Gestalt eines schwarzen Hengstes hindurch kann. — Die Dominikaner sind nicht sehr gewissenhaft in Beobachtung der Förmlichkeiten. Das haben wir diese Nacht gesehen! — Warum ließ man den hochgelahrten Doctor Gernutus nicht zum Schwur, der doch ein Zauberblendwerk zu einem gewöhnlichen Mummenschanz umwandelte? Er hätte wohl nicht beschworen, daß er solch eine Verwandlung vollbracht, und die Nonnen sammt der Priorin werden noch heutigen Tages nicht, bei Ja, ja, Nein, nein! versichern können, daß eine Verwandlung sich sichtbar begeben habe. Es war in der That nur ein Mummenschanz. Die Todtensteinerin bereitete eine Wachslarve über dem Angesicht der Leiche. Ein Kunststück, was viele im St. Annenkloster verstehen und die Todtensteinerin dort gelernt hat. Und man öffne nur die Gruft der seligen Schwester, so wird man finden, daß ihre Reste unbekleidet im Sarge ruhen. Der fromme

Abt Bernhard hat die wohlbekannte Kutte der selig gesprochenen Schwester als ein schnödes höllisches Gaukelwerk auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen."

„Ich sehe!" sprach Graf Eberhard, „Du bist in Wörten wie in Werken siegreich. — Ei! ei! das ist Alles ernhafter, als irgend Jemand heut noch denkt." — Hiermit hielt er sein Roß an, denn sie waren zu einem Scheideweg gelangt, und fuhr mit Herzlichkeit fort. Hör' Udo, Du solltest Dir und Deinem Rosse eine kleine Nachtruh gönnen. Hier geht es gen Burg Hohenberst. Sei mein Gast bis morgen früh. Ich will Sorge tragen, daß Niemand Dich erkennt. Inzwischen können wir überlegen, was zu thun ist."

Mit Freuden nahm Udo diese Einladung an und folgte dem Grafen, die Brust gefüllt mit stolzen Glücksgefühlen, den Kopf voll glänzender Siegeshoffnungen.

König Philipp liebte keine finstern Auftritte, wie heut die Dominikaner veranstaltet hatten, und um zu wissen, welchen Eindruck die Feier auf die zahlreich herzugekommenen Edlen hervorgebracht, erwartete er die Rückkehr des dicken Freundes. Keuchend kam dieser an und berichtete: „Ein unbekannter Ritter in schwarzem Harnisch und ohne irgend ein Abzeichen, habe sich in den vordersten Reihen befunden und seinen Handschuh auf die Kanzel geworfen. Und König Philipp rief aus: „Wahrlich, das war kein Anderer als der Abenteurer vom Todtenstein. Du bist ihm doch nachgegangen? Weißt Du, wo er sich verbirgt?"

Der Dicke schnitt ein trübseliges Gesicht, deutete auf seinen Bauch und sprach: „Das Gedränge war zu groß, eh' ich durchkam, war er wohl lange schon wieder in sein Mäuseloch geschlüpft."

„So muß er noch hier sein! Die Thore sollen nicht eher wieder geöffnet werden, bis ich ihn habe. — Das Gericht also unterblieb?" fuhr der König fort.

Der Dicke erzählte, wie ſich Abt Bernhard benommen und wie er, trotz ſeiner glänzenden Beredſamkeit, alle Ritter in den Harniſch gebracht.

„Auch gut!“ ſprach der König, „ſie ſollen Genugthuung haben. Er aber iſt verloren. Du beſcheideſt ihn morgen zu mir. Lock ihn her, thue was Du willſt, nur daß er von freien Stücken hierher auf's Schloß kömmt.“

„Wen,“ fragte dienſtfertig der Dicke, „ſoll ich hierher ſchaffen?“

„Dummkopf!“ rief der König; „den Abt Bernhard.“

Als die Ritter am folgenden Tage ſich mit ihrer Beſchwerde beim König einfanden, gebot Philipp dem Hauptmann Walter, den Gefangenen herbeiführen zu laſſen. —

Abt Bernhard erſchien in der Mitte von vier Lanzenknechten und gebehrdete ſich, als wiſſe er nicht, wie ihm geſchähe. „Herr Abt!“ redete

der König ihn an, „nur ich habe das Recht, einen Gottesкampf zu unterſagen, und bin nicht geſonnen, meine Rechte mit der Geiſtlichkeit zu theilen. — Weshalb übergabt Ihr das Pfand eines meiner Edlen den hölliſchen Flammen?“ —

„So lehrte mich der Geiſt!“ antwortete der Abt verlegen.

„Ihr lügt! Der Geiſt würde Euch gelehrt haben, mir die Entſcheidung anheim zu ſtellen und wie ich das Leben eines jeden meiner Vaſallen zu theuer achte, um bei einer ſo verlorenen Sache es Preis zu geben. Nimmermehr hätte ich den Kampf geſtattet. Jetzt aber muß ich darauf beſtehen, und die Kirche ſoll ihren Kämpfer ſtellen! — Ihr haftet mir dafür in einem feſten Kerker des Schloßthurms. — Einſt konntet Ihr prophezeihen, Herr Abt. Ihr prophezeihtet mir die Krone, und ich trage ſie. Woher könnt Ihr's heut nicht mehr? — Damals lebtet Ihr kärglich und geißeltet Euch viel. Ich weiß nicht, wie Ihr jetzt lebt, aber an karger Koſt ſoll es Euch nicht fehlen und eine Geißel ſoll man Euch verabreichen, damit Ihr den rechten Weg wiederfindet und Euer Geiſt mir nicht von

Neuem so üble Streiche spielt. — Folgt dem Hauptmann Walter!"

Abt Bernhard war wie im Traume. Er blickte den König mit großen Augen an, als wollte er fragen: „Ist das Spaß oder Ernst?"

Rachlustig lächelte der König Philipp und fragte die Ritter: „Habt Ihr Genugthuung!"

Die Ritter riefen ihm Heil und stießen klirrend ihre Waffen aneinander.

Udo war wieder auf dem Todtenstein angelangt, und vor Verlangen glühend, sein Ritterthum und seine Tapferkeit Blanka's schönen Augen zu offenbaren, beschloß er einen Kampf im offenen Felde zu wagen. In der Nacht wurde eine Brücke über den äußeren Graben gelegt, und mit Tagesanbruch rückte das Häuflein aus der Burg und stellte sich im Thale in einer Reihe auf, wie kampflustige Ritter, die auf Turnieren das Zeichen zum Angriff erwarten. Dreimal wurde auf Hörnern und Zinken geschmettert

und dazu ertönte der Ruf: „Hoch lebe Blanka, die Königstochter!“

Blanka und ihre Dienerinnen eilten hinaus auf den Söller, den das Morgenroth vergoldete, und die übrigen Schloßbewohner begaben sich auf die hohen Zinnen und langten zeitig genug an, um zum dritten Male in den Ruf einzustimmen.

Dem Marschall verdroß die kecke Herausforderung des Häufleins, er ließ mit allen Hörnern und Zinken antworten, und dazu erscholl: „Hoch lebe der König! Hoch lebe Isalde, die Königstochter.“ Auch die feindlichen Reihen bildeten sich. Die Armbrustschützen und Lanzenknechte rückten auf zwei verschiedenen Wegen in's Thal, der Marschall, an der Spitze seiner Reiter, folgte langsam auf einem dritten Wege. — Er hatte kaum den Eingang des Thales erreicht, als Udo seine Lanze schwang, mit dem Rufe: „Für Blanka,“ — dies war das Angriffszeichen; das unerschrockene Häuflein sprengte auf die feindlichen Reiter ein, noch ehe sie ihre Macht im Thale entfalten konnten. — Udo's unwiderstehliche Lanze warf den Marschall sammt seinem

Roſſe zu Boden und die Wuth des Angriffs ſprengte die erſten Glieder. Aber es waren die zweihundert Reiter, und die Nachfolgenden hielten Stand; im Nu war Udo umringt und man rief ihm ſchon zu: „Ergebt Euch.“ — Es war keine Zeit zu verlieren, die Lanzenknechte und Armbruſtſchützen eilten geſtreckten Laufes herbei. Udo ließ die Lanze fallen, ſeine Reiter behaupteten noch ihre geſchloſſenen Glieder und ſein gewichtiges Schwert hatte ſich bald eine Lücke gehauen. „Für Blanka!“ rief Udo von Neuem, und das Häuflein anwortete: „Fur Blanka,“ und folgte ſeinem Anführer, der auf das Fußvolk einſprengte. Hier gab es leichtere Arbeit, denn die Eile, mit der ſie anrückten, hatte die Reihen gelockert, die nicht raſch genug ſich ſchließen konnten, um die anſprengenden Roſſe aufzuhalten. — Die nachſetzenden feindlichen Reiter ſtießen jetzt auf ihr eigenes Fußvolk und brachten vollends Alles in Verwirrung. —

Von den Zinnen begrüßte Freudengeſchrei die heimkehrenden Sieger. Udo blickte zu dem Söller empor, allein er ſah ihn leer. Blanka und ihre Dienerinnen waren verſchwunden. Oben

auf der Klippe vor der Zugbrücke ließ Udo noch einmal seine Reiter halten und sich wenden. Er ritt an ihrer Spitze, ließ noch dreimal blasen und rufen: „Hoch lebe Blanka, die Königstochter," und von den Zinnen ward helljubelnd eingestimmt! Hiermit glaubte Udo gegen einen so übermächtigen Feind genug gethan zu haben und zog sich in die Burg zurück.

Im blutigen Waffenschmuck und heiß vom Kampfe eilte er in Blanka's Gemächer, um ritterlich seine Waffen ihr zu Füßen zu legen.

„Bist Du verwundet?" fragte sie erschrocken.

Als Udo aber lächelnd versicherte, es sei nur Feindesblut, was an ihm hafte, trat sie zurück und sprach ernst und vorwurfsvoll: „Warum thatest Du dies. Wozu setzest Du Dein Leben unnütz auf's Spiel und opferst Deine Krieger? Du hast mir nun gezeigt, was Krieg ist! Und fast könnte ich wünschen, ich wäre im Kloster geblieben. Eines nur tröstet mich! Meine Ahnen wollen nicht umsonst gelebt haben und das Andenken großer edler Menschen ist des Blutes werth, was um sie fließt. Weh mir, wofern ich irre!" —

„Theure Herrin!“ verſetzte Udo, „auch Du biſt unſeres beſten Blutes werth, und es dünkt uns Spielwerk, es für Dich zu verſpritzen!“

„Nein! nein!“ entgegnete Blanka faſt zornig. „Entfeſſeltes Wuthgeſchrei, Todeskampf und Wehgeheul ſind keine Muſik und mein Name als Feldgeſchrei klingt wie ein Fluch, der Greuel und Verderben ſchafft. Sind das Ehren, die einer Königin gebühren, ſo fühle ich, ich bin keine Königin! — Ich will zu den Verwundeten gehen. Es gibt heute deren wohl viele?“

„Faſt alle!“ ſagte Udo, „aber Wenige ſind ſchwer verwundet!“

Blanka hatte Thränen in den Augen und zum erſten Male war Udo auf dem Todtenſtein mißvergnügt.

Gegen Abend trafen Bauern ein und berichteten: daß der Feind ſich zum Aufbruch bereite und wahrſcheinlich mit Tagesanbruch den Rückzug antreten würde. Udo wagte kaum zu glau-

ben, daß ein zum Schimpf unternommenes Gefecht so glückliche Folgen haben könne. Aber die Boten gaben auf alle seine Fragen genügende Auskunft, und so faßte Udo denn einen raschen Entschluß.

Der Marschall von Dornwarth war schwer verwundet und zwei Ritter neben ihm getödtet. Es fehlte an Anführern.

„Wollt Ihr sammt und sonders," sagte Udo, „in allen Stücken mir folgen, so hoffe ich mit Gottes Hülfe, es soll kein Einziger entkommen, der nachsagen kann, wir sind geschlagen."

„Hoher Herr!" sprach einer der Bauern: „Wir Alle folgen Euch unbedingt, denn Ihr habt uns gezeigt, wie man es anfangen muß, einen Feind zu schlagen."

„So wählt unter Euch ein Hundert kräftige und entschlossene Burschen aus, die in offenem Felde kämpfen mögen. Ich selber werde sie anführen."

„Einer davon bin ich," rief ein krausköpfiger stämmiger Bursche, und zeigte lächelnd seine festen derben Zähne!

„Diese aber müssen sich entschließen, Brust-

harniſche und Helme zu tragen," ſprach Udo. — „Ich weiß, Ihr liebt das nicht und es iſt Euch unbequem. Im Kampfe aber vergißt ſich leicht jede Unbequemlichkeit. Ihr wollt Eure Knitteln und Senſen führen und ſagt: dieſe Waffen ſind für unſere Fäuſte tauglich. Damit aber beſtätigt Ihr nur das Sprichwort: Was der Bauer nicht kennt, damit befaßt er ſich ungern. Nicht blos Uebung und Beruf, auch Noth und Erbitterung macht Helden! — Geh alſo, wackerer Burſch, und wirb ein Hundert Deines Gleichen und führe ſie hierher, damit ich ſie waffne. Die Rüſtkammer iſt voll und Jeder wird finden, was er braucht. Ihr Andern ſammelt in den Bergen, was dort iſt und Steine ſchleudern kann. Dann kommt und hört meine weiteren Befehle."

Mit dem früheſten verließen die königlichen Krieger ihr Lager, im Vertrauen auf ihre Anzahl und ihre guten Waffen zogen ſie keines Ueberfalls gewärtig die Straße dahin, ihr Gepäck und

die Verwundeten folgten auf Wagen und in Sänften, und ein kleines Häuflein Reiter zog voraus und erspähte die Gegend. Erst auf eine Stunde Weges zeigten sich einige Bauern nur von fern und ihre Schleudern erreichten kaum den Feind. Nur die vorausgesendeten Reiter litten von ihnen, aber auch das schien nur eine Neckerei, bis sich Udo an der Spitze seiner Reiter zeigte, gefolgt von den hundert Mann gut gewaffneter Bauern. Der Anblick einer gut bewaffneten Mannschaft, deren Anzahl er nicht schätzen konnte, weil die Pferde sie versteckten, machte den Feind stutzen. Er beschleunigte seinen Marsch und Udo verfolgte ihn in gleicher Entfernung, indem er stets eine sichere Stellung einzunehmen strebte. Dies währte abermals eine Stunde. Da begannen die Pässe enger zu werden. Nun drängte Udo rascher vorwärts, und die Hirten und Bauern zeigten sich in beträchtlicher Anzahl auf den Höhen. Der Feind war entmuthigt und es fehlte ihm an Anführern, er mußte auf gut Glück seinen Marsch fortsetzen. Plötzlich aber waren die Wege verrammelt oder unzugänglich gemacht, die Stege über Schluchten

und Ströme waren abgebrochen, und hier begannen die Hirten und Bauern jauchzend ihre Schleudern spielen zu lassen, und wälzten Felsstücke oder Baumstämme auf den eingeschlossenen Feind hinab. Diesem blieb nichts übrig, als sich rückwärts gegen Udo zu wenden, und ein langer blutiger Kampf entspann sich. Mit dem Muthe der Verzweiflung stürmten die Königlichen. Sie theilten sich in zwei Haufen, die sich ablösten, und stets mit frischer Wuth angriffen. Umsonst. Udo's hartnäckiger Widerstand vereitelte jegliche Anstrengung und brach ihre besten Kräfte; auch der Steinhagel lichtete mehr und mehr ihre Reihen, als endlich das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff gegeben wurde, und die Bauern von Kante zu Kante, von Klippe zu Klippe hernieder stürmten, Udo's Vordringen zu unterstützen, unterlagen die Königlichen völlig der Uebermacht und ihrer Mattigkeit. Ein fürchterliches Blutbad wurde angerichtet und vergebens gebrauchte Udo sein Ansehen. Die verwilderten Bauern hatten zahlreich erlittene Drangsale und Räubereien zu rächen, sie schonten weder Verwundete noch Gefangene. Der Marschall Dornwarth und andere

Ritter wurden aus den Sänften gerissen und erschlagen, und selbst an ihren Leibern wollte man Schimpf üben und sie aufknüpfen an die höchsten Bäume. — Nur durch Gewalt hinderte Udo diese Greuelthaten und einzelne Gefangene, die sich ihm ergaben, konnte er nur schützen, indem er sich selbst Gefahren aussetzte.

Im Thale vor der Burg waren Zelte aufgeschlagen und mit grünen Zweigen und Laubkränzen reichlich geschmückt. Dazwischen standen Weinfässer zum Anzapfen bereit, Feuerstellen waren in den Boden gegraben und schäumende brodelnde Kessel hingen über den Flammen, daneben lagen die blutigen Reste geschlachteter Thiere, und Gruppen fröhlicher Menschen bildeten sich hier und da um die Fässer und die Kessel. Es sollte an ein Schmausen und Zechen gehen und alle ausgestandenen Leiden, alle Sorgen für die Zukunft, schienen im Glück des Augenblicks vergessen.

Plötzlich erhob sich der tausendstimmige Ruf:

„Es lebe Herr Udo, unſer Retter und Befreier.“ Die Schmauſenden verließen das Mahl, die Zechenden ihre Fäſſer. Mützen flogen in die Höhe und Tücher wehten. Einige auch erhoben volle Becher, oder ſolche Trinkgeſchirre, die für den Augenblick die Becher ihnen erſetzen mußten.

Udo zeigte ſich in den Thoren der Burg, ihm folgten nur ſeine Gefangenen. So ſchritt er über die Zugbrücke den ſchmalen Pfad, der ſich um die Klippe wand, hinunter, und als er im Thale angelangt war, winkte er Stille, dann lud er ſämmtliches Volk, Mann und Weib, Greis und Kind ein, einen Kreis um ihn zu ſchließen und zu vernehmen, was die Herrin ihnen durch ſeinen Mund zu wiſſen thue.

Man gehorchte ihm und er begann:

„Meine Freunde! Eure Herrin, Blanka von Todtenſtein, wünſcht Euch Glück zu dieſem Feſte, womit Ihr Euren Sieg feiert, ſo wie Eure Freiheit und die Wiedervereinigung mit den Euren, von denen Noth und Bedrängniſſe Euch lange fern hielten. Wollet aber nicht in ausgelaſſener Freude und mit wildem übermüthigen Frohlocken es begehen. Denkt vielmehr an die nächſte Zu-

kunft. Der König wird Eure Freiheit Euch nicht gönnen, und er ist mächtig genug, daß wir ihn wohl zu fürchten haben. — Dies jedoch soll Euch nicht niederschlagen. Die Berge hier vertheidigen sich von selbst und diese Burg hat ohne Besatzung einer Belagerung getrotzt, denn ich sage Euch: die Todtensteiner verstanden es, sich anzubauen. Was mich betrifft, so habe ich mit einem Häuflein von vierzig Mann die Macht von Tausenden gebrochen und Ihr habt mit Steinen und Knitteln die ritterlich bewaffneten Krieger vernichtet. Was werden wir vermögen, wenn unsere Pässe mit Wehren, Gräben und Brücken wacker geschützt sind, wenn ich meine Mannschaft verdreifacht, vielleicht verzehnfacht habe. Und was wird Jeder von Euch vermögen, wenn er geübt ist, wirksamere Waffen zu führen, als damit Ihr gestern siegtet? — Wer ficht nicht gern für Weib und Kind, für Herd und Land und Eigenthum, und diese Eure schöne Heimath, dies kleine Paradies, darin Jeder seinem Schöpfer danken möge, der so gesegneten Wohnsitz ihm angewiesen, verdient es nicht mit blanken Waffen, Kraft und Muth geschützt und vertheidigt zu werden?"

Ein unbändiger Jubel unterbrach hier den Redner; Weiber und Kinder jauchzten mit, und begannen ſtets von Neuem, wie oft auch Ildo Stille winkte. Endlich konnte er fortfahren.

„Dies iſt nur der eine Theil meiner Botſchaft. Eure Herrin läßt Euch ferner wiſſen, daß ſie, die ſchon als Kind, unbekannt mit ihrer hohen Geburt und Rechten, Eure Wohlthäterin war, die Euch heilte, pflegte, tröſtete und erbaute, die täglich Eure Hütten beſuchte, um Wohlſtand, Geſundheit und Freude zu bringen, und aus der reichen Schatzkammer ihrer Ahnen willig hergab, was Ihr verlangtet; doch Ihr kennt ſie, und zu ihrem Lobe iſt mein Mund zu ſchwach. — Eure Herrin alſo wird an Eurem heutigen Feſte nicht Theil nehmen! — Es wird Euch ſchmerzen, daß ſie, welche Freuden und Leiden eines Jeden von Euch zu den ihrigen machte, heute nicht unter Euch erſcheinen, ſich nicht zu Euren Mahlen niederlaſſen und Euren Beluſtigungen nicht zuſchauen wird! Allein Ihr habt Sieg und Freiheit in dem Augenblick, wo ſie Euch geſchenkt wurden, mißbraucht und mit Greuelthaten befleckt. Wehrloſe habt Ihr ermor-

det, und die auf Eure Großmuth bauten, die vertraulich Euch die Waffen reichten, habt Ihr erschlagen. Eine hohe reine Jungfrau, wie Blanka von Todtenstein, wird ein solches Siegesfest nicht mit feiern. Hier übersendet sie Euch die Gefangenen und — also lauten ihre eigenen Worte: „Damit Ihr Euch übt und lernet in dem überwundenen Feind keinen Feind, sondern Euren Nebenmenschen zu erblicken, befiehlt sie Euch, jeden dieser Gefangenen zu ehren, wie sie selbst. Sie sollen Theil nehmen an Eurer Lust und Ihr sollt sie bewirthen und behandeln, daß sie vergessen, was Ihr an ihren Gefährten verschuldet habt; daß sie vergessen, je Euch mit scharfen Waffen gegenüber gestanden zu haben." — So lautet der ausdrückliche Befehl eurer Herrin!"

Eine tiefe Stille herrschte in dem weiten noch vor kurzem so geräuschvollen Thal. — Gar mancher wackere rüstige Mann getraute sich nicht aufzublicken, nur einige Weiber, Greise und Jungfrauen nahten sich dem stolzen zürnenden Helden, küßten seine Schärpe und seine Hände, und umfaßten seine Knie. Die stummen Liebkosungen

ſchienen auszudrücken: „Wir ſind ja daran ohne Schuld.“

Udo ſelber war von dem Eindruck, den ſeine Worte hervorbrachten, überraſcht und gerührt. Er wehrte den Liebkoſungen nicht; ſondern erwiederte ſie, hier drückte er eine Hand, dort ſtreichelte er eine volle Wange oder ein zartes Kinn, hier fuhr er über eine ſilberlockige Schläfe, dort ſtreichelte er einen nackten Schädel.

Auf ſeinen Wink aber öffnete ſich der Kreis und er ſchritt wieder zur Burg empor. Alles blieb ſtill, ſo lange man ihn ſah. Erſt, nachdem er in den Thoren verſchwunden war, erhob ſich neuer gellender Jubel, und man ſtritt und raufte ſich um die Ehre, die Gefangenen zu bewirthen, daß dieſe faſt übel daran waren.

Es war ein glücklicher Tag für Udo, der erſte, wo er nach gethaner Arbeit ſich Ruhe gönnte. Blanka hatte ihm herzlich abgebeten, was ſie in augenblicklicher Erregung neulich ihm Hartes geſagt, und vergalt ihm den Schmerz durch eine reizende Vertraulichkeit, wie ſie ihm nie zuvor erwieſen. Den ganzen Tag faſt hatte ſie ihn kaum von ihrer Seite gelaſſen, und was

ihre Innigkeit verschwieg, schienen die schmachtenden Blicke der blonden Griseldis und Rosa's schelmisches Wesen ihm zu verrathen. Beide waren so aufmerksam und zuvorkommend, wie Sklavinnen, die um die Liebe eines Herren sich mühen und nach seinen Blicken und seinem Lächeln geizen.

Die Nacht brach an, im Thale brannten Freudenfeuer, man sang und jauchzte, musicirte auf Pfeifen, Trommeln und Schalmeien, tanzte und zechte. —

Udo und Blanka, Griseldis und Rosa, befanden sich in einem Thurmgemach, von wo die nächtliche Freudenscene sich überschauen ließ, aber Blanka war ämsig mit einem Schreiben an ihren Oheim, den König, beschäftigt, welches sie mit den Gefangenen ihm zu übersenden gedachte. — Sie verstand mit klösterlicher Geschicklichkeit die Buchstaben zierlich verschlungen auf Pergament zu malen, und als sie vollendet, reichte sie wohlgefällig ihr Werk Udo hin.

Udo betrachtete und lobte die zierlichen Schriftzüge, erschrak aber fast über den Inhalt. Blanka bat den König um Frieden und versprach

auf ihre Thronrechte, um derentwillen nur ſie verfolgt wurde, auf's Bündigſte zu verzichten. Zugleich wollte ſie, ſo theuer ihr auch jedes Erbthum ihrer Väter ſei, alle wohlverbrieften, bezeugten und beſiegelten Urkunden, die zu Ehren der Krone nie bekannt werden durften — ausliefern, und bedang ſich dafür nur: den freien Beſitz des Todtenſteins, ſammt den dazu gehörigen Ortſchaften und Ländereien, wie die Todtenſteiner von jeher ſie beſeſſen und wie es der Erbtochter des edlen Geſchlechts auf keine Weiſe abgeſprochen werden konnte. Ferner die Aufhebung des Kirchenbannes und endlich die Vernichtung der wider ſie im Bildniß vollzogenen Verurtheilung, deren Unrechtmäßigkeit bereits anerkannt war!

Udo fand dieſe Entſagung unerhört und durchaus einer Königstochter nicht ziemend. „Die Verfolgungen, die Du, hohe Herrin, erlitten," ſagte er, „ſind der Art, daß jeder Herrſcher die Würde und geheiligte Perſon ſeiner Majeſtät darin verletzt ſehen muß, und Zuflucht und Hülfe konnteſt Du in jedem fremden Reiche finden!"

Aber Blanka hatte das Schreiben einmal abgefaßt und wollte es nicht getadelt wiſſen.

„Nur das Recht darf Treue fordern!“ fuhr Udo fort. „Der König kann auf keinen Vaſallen zählen, wer wird Macht und Kraft einem Räuber und Mörder weihen, wozu Deine Urkunden nur allzubündig den König ſtempeln.“

Anfangs ſetzte Blanka Udo's Beſchwörungen Gleichmuth entgegen, ſodann die Bitte, ſie ungeſtört walten zu laſſen, endlich berief ſie ſich auf wichtige innere Gründe:

„Eine Königin bin ich nicht!“ ſprach ſie; „die Pflegetochter des Eremiten vom heiligen Berge iſt ſchlicht in Wort und Weſen. Ich verſtehe nicht die Sprache der Paläſte, noch weniger mochte ich ſie reden. Ich will nicht die Huldigungen großer vornehmer Herren, und kann mich um ihre Rechte und ihre verworrenen Händel nicht kümmern, noch ſie ſchlichten. Ich weiß Körperleiden zu heilen, kenne die Kräuter, ihre Heilkräfte und wie ſie bereitet werden müſſen, um wirkſam zu ſein. Aber die Krankheiten der Seele, Stolz und Hochmuth, Habſucht und Ehrgeiz, weiß ich nicht zu heilen, es ſei denn durch Worte, wie man ſie von einer Königin nicht hören will. — Hier auf dem Todtenſtein kann

ich Gutes ſtiften, ich habe die Gaben und die Mittel dazu. Was kann ich als Königin nützen? — Mein Vater ſagte: „Der iſt kein echter Königsſohn, der wider ſein eigen Reich Krieg führt.“ Mein Eltervater opferte ſein achtzigjähriges Leben, und alle Todtenſteiner, weil ſie ſtreng das Evangelium halten, rechteten niemals. So gebe ich denn meine Kronrechte auf, in der vollen Ueberzeugung, daß es wohlgethan iſt. — Ja! ich fühle mich beruhigt, dies Schreiben abgefaßt zu haben. — Beruhigt, ſage ich? Ich kenne die Ruhe ſchon lange nicht mehr. Allein den Krieg habe ich kennen lernen und mein junges Leben hat mir gezeigt, daß kein Krieg ohne Greuelthaten ſein kann. Wie ſoll ich nun Frieden haben, da ich die Urſache des Kriegs bin? — Zwar im Kloſter, wohin Gewalt mich führte, konnte ich nicht bleiben. Es iſt ein lebendiges Grab. Sie beten dort nicht, wie geſchrieben ſteht, im Geiſte und in der Wahrheit, ſondern wie verſtockt in einem Geſchäft, ſie büßen wider die Langeweile, und ſie denken und reden, ſie wiſſen und ahnen nichts, als ihre heuchleriſche Buße und ihr mißtönendes Gebet. — Ich bin nicht

leicht traurig. Allein ich weinte jeden Morgen, daß ich den Tag dort zubringen ſollte. — Seit meiner Flucht aber iſt mir nichts gelungen, wie ich wünſchte und wollte. Ich fürchte, es iſt das Unglücksſchickſal meines Hauſes, das auch mich, die letzte Tochter, erfaßt hat, und Alle, die es mit mir halten, werde ich mit mir verderben."

Udo hatte Thränen im Auge. „Man kann Dir nicht entgegen ſein," ſeufzte er, „wenn Du einmal willſt. So iſt denn heut ſchon Alles aus. Der König wird den Frieden annehmen, wo nicht, wird Graf Eberhard, der Dir und Deinem Schickſal die lebhafteſte Theilnahme weiht, ihn dazu bewegen, und ich habe mein Werk, das ich kaum angefangen glaubte, bereits vollendet. Fortan bin ich überflüſſig hier. — Ach! wohl hat mir den ganzen Tag geahnet: Mit Heute, wird Alles aus ſein." —

Gleichgültig erhob ſich Blanka von ihrem Seſſel, und Udo fühlte ſich tief gekränkt, daß ſie auch kein einziges Wort ihm erwiederte. Sie ſah ſich im Zimmer um. Ihre Dienerinnen waren eingeſchlafen. Auch Gottſchalk war vom

Feſte zurückgekehrt, hatte einen Seſſel eingenommen und ſchnarchte vernehmlich.

Sie trat an's Fenſter, blickte hinab in's Thal. — Alles war ſtill. Die Freudenfeuer glimmten kaum noch in Kohlen. — Sie öffnete ein Fenſter, ſchaute nach den Sternen und ſagte: „Es iſt ſehr ſpät und die Stunde des Schlafengehens längſt vorüber.“ Dann kehrte ſie zu Udo zurück. — „Du irreſt Dich,“ begann ſie erröthend, „wenn Du glaubſt, ich denke ſtets nur an mich, ich werde nie vergeſſen, wie großmüthig Du biſt, wie Du Dich ganz mir geweiht, und wie ich alles Glück, was mir hienieden irgend blühen kann, Dir danke! Laſſe mir Zeit, kommt Zeit und Friede, ſo ſage ich Dir mehr.“

Hierauf rüttelte ſie ihre Dienerinnen wach, hieß ſie mit ſchlafen kommen und ſchied ohne Nachtgruß. —

Udo ſaß entgeiſtert da! Alle Wonnen und Schmerzen des Entzückens waren über ihn gekommen, ſein ganzes Leben lag in hellem Sonnenglanz des Glückes vor ihm. Er fühlte heiße Thränen auf ſeinen Wangen. „Und wenn ſie das Alles für mich thut?“ fragte er ſich, „für

mich ihre Rechte hingibt, da ich zu gering bin für eine Königstochter."

Er wollte sie zurückrufen, ihr zu Füßen sinken, ihr gestehen, wie heiß er sie liebe, wie aber sein süßester Wunsch von jeher nur war, für sie zu sterben, da sie ihm viel zu hoch und unerreichbar sei.

Er hatte sich schon erhoben, ihr nachzueilen, ihr Name schwebte schon auf seinen Lippen, da fühlte er, wie der Name Blanka eine Mahnung sei zu Besonnenheit und Frieden; daß er im Begriff sei, seiner erhitzten Einbildungskraft zu folgen, und auch das höchste Erdenglück seine Tücken habe, die den Ahnungslosen anfallen, erschrecken und aus allen Sinnen jagen können. — „Nein," lächelte er still beglückt. „Sie ist stets sie selbst in Allem, was sie will und thut, ein Engel an Geist und Güte. Ich will ihr ganz ergeben und der Diener ihres Wortes sein. Glücklich genug, sie täglich zu sehen, ihre Silberstimme zu hören und an ihren Reden mich zu entzücken."

Es galt noch ein Schreiben an den Grafen Eberhard abzufassen und wohlgemuth nahm Udo Blanka's Sessel ein und ergriff ihre Feder. Er

meldete ihm seinen letzten Sieg, beklagte in glimpflichen Ausdrücken, daß die Hirten und Bauern nicht schonend genug mit den Besiegten verfahren, und berichtete endlich wie Blanka bereit sei auf alle ihre Kronrechte gänzlich zu verzichten. Er bat Hohenhörst den Frieden mit dem König zu vermitteln und deutete auf die Möglichkeit hin, die Versöhnung mit der Kirche durch bedeutende Geldsummen zu erlangen. Für den Fall, daß Alles dies fehlschlagen sollte, entwickelte er mit glänzender Beredsamkeit seine Vertheidigungsmittel und bat Herrn Hohenhorst, ihm einige in den Waffen geübte Mannschaft nur bis zum Eintritt des nahen Winters zu senden, indem er deren Besoldung und Verpflegung zu übernehmen, wie auch einen näher zu bestimmenden Tribut dafür zu entrichten versprach. Endlich entwickelte er kühn und dreist, wie wünschenswerth dem Lande und der Kirche ein Friede sei, wie Blanka ihn biete, und wie sehr dem Könige daran liegen müsse, gewisse Urkunden in Händen zu haben, und sie zu vernichten.

Im Ganzen war der Brief mit vieler Klarheit und Besonnenheit abgefaßt. Nur so oft er den Na-

men Blanka schrieb, kam es über ihn, wie ein Strom herrlicher und glücklicher Gefühle, und als er am Schlusse gar an jenes scheußliche Wachsbild erinnerte, welches die Dominikaner in ihrer Kapelle zur Schau gestellt, um die Menge durch Abscheu und Entsetzen zu betäuben, erhitzte sich von Neuem seine Einbildungskraft. „Die Dominikaner," schrieb er, „haben zu fürchten, daß sie als glänzende Wahrheit auftritt, die schwarzen Lügen der Pfaffen durch ihr Erscheinen zu vernichten. Es gibt ein Sprichwort: „Schön wie eine Todtensteinerin. Die Ritter werden Augen haben und wer sie sieht: —

Doch nähm' ich helle Mondenstrahlen,
Ich könnte ihre Huld nicht malen;
Nähm' ich das blauste Aetherlicht
Ich träf' ihr Himmelsauge nicht,
Und ihrer Stimme süßes Klingen
Wag' ich das auch noch zu besingen!

„Wahrlich dagegen ist aller Gesang Mißgetön. Drum halte man Frieden mit solcher Feindin, der Niemand Feind sein kann, deren reine Stirn keines Diadems bedarf, um anbetungswür-

dig zu ſein, und deren Blick und Weſen wohl jeden Ritter entwaffnet und unterwirft.“

Mit Erſtaunen hatte Graf Eberhard Udo's Schreiben geleſen. Er ging im Zimmer auf und ab und biß ſich die Lippen.

„Edmund!“ ſprach er zu ſeinem Sohne, „ich wollte, Du wäreſt wie er. Er handelt groß und offen wie ein Held. Verſchmäht jeden Umweg, jeden Rückhalt im Vertrauen auf ſeine Kraft. In ſeinen Entſchlüſſen iſt er feſt und ſicher, und thut und ſagt allemal das Rechte. Er iſt noch jung. Wird er älter, ſo iſt er uns Allen gefährlich!“ —

Edmund entgegnete rauh und finſter. „Nicht viele Königstöchter werden in ein Kloſter geſperrt, und entführen kann ſie nur Einer, der braucht nicht eben ein Held zu ſein. — Nicht jeder Feldhauptmann iſt ſo nachläſſig wie der von Dornwarth, der im Grunde nur abgeſendet war, aufrühriſches Bauernvolk zu züchtigen. Und ein

Abenteurer, der das Glück hat, träge, unvorbereitete Gegner zu überfallen, kann es bald zu einem großen Namen bringen."

„Du thust ihm Unrecht! Er spricht hier von seinen Vertheidigungsmitteln und ist nicht schwach mehr! Im Gegentheil, ich bin nicht ruhig; denn ich sehe, er ist gefährlich und wird uns viel zu schaffen machen. Er weiß nicht blos mit dem Schwerte, er weiß auch mit Worten zu siegen, und will er reden, so vermag er die Dominikaner von Wort zu Wort aus ihren Lügengeweben herauszugeißeln!"

„Kein Wort mehr von ihm!" rief Edmund. „Er hat Glück, und ich bin der Sohn eines strengen Vaters, von dem ich stets genöthigt werde, mich zu verstellen. Dürfte ich meinem Jugendmuthe und meinem kühnen Geiste folgen; ich wäre anders." —

„Wer sicher gehen will, wartet die günstige Stunde ab. Bis heut war ich ruhig, denn es ließ sich füglich nichts unternehmen. Jetzt aber ist es Zeit zu handeln! — Was meinst Du, Edmund, wenn wir uns jetzt für Blanka erklärten?"

„Iſt's möglich!" rief Edmund erſtaunt, „da hinaus wollteſt Du!"

„Poſſen!" entgegnete Graf Eberhard verdrüßlich, „Du mußt endlich erlernt haben mich beſſer zu verſtehen! Du weißt, ich erwäge alle Möglichkeiten, aber ich verſtehe die Erſcheinungen des Lebens und begnüge mich die Ereigniſſe zu lenken, nicht ſie herbeizuführen. Wir könnten jetzt das Klauenpanier erheben und es hat noch ſeine alte blutige Geltung. Dieß aber iſt das letzte äußerſte Mittel. Und noch brauchen wir nicht wie Verzweifelte zu handeln —"

Edmund warf ſich ihm raſch zu Füßen. „Nicht wahr?" rief er, „wir ſind gute Freunde, daß es thöricht iſt, wenn Einer vor dem Andern kniet. Laß ich es Dir an Gehorſam und an Kindesliebe fehlen; eben darum aber behandelſt Du mich als einen Buben. Vertraue mir endlich, und ſprich als Vater einmal zu mir. Ich bitte Dich fußfällig, was haſt Du vor."

„Steh auf, Edmund," gebot der alte Graf. „Du weißt, ich liebe dergleichen nicht. Du fragſt mich mehr als ich ſelber weiß."

„Selbſt wo ich knieend bitte, bleibſt Du geheimnißvoll.“

„Ich habe keine Geheimniſſe vor Dir! Du ſelber weißt, wie die Angelegenheiten ſtehen. Schau, prüfe und erkenne! Und von mir lerne handeln.“

„Räthſel und nichts wie Räthſel!“ rief Edmund und ſprang auf. „Was haſt Du vor mit mir. Ich weiß es nicht.“

„Närrchen!“ lächelte der Alte, „Du ſollſt König werden. Mehr aber weiß ich jetzt ſelber nicht. Und frage nicht mehr.“

Edmund blickte düſter vor ſich. Graf Eberhard maß wieder mit großen Schritten das Gemach. Endlich blieb er ſtehen.

„Wie iſt Iſalde Dir jetzt geſinnt?“ fragte er.

„Alles beim Alten.“

„Du wirbſt doch fleißig um ſie?“

„Sie ſagt: Wir ſind zu nah verwandt. Sie ſei eine gottesfürchtige Chriſtin, und daß der Biſchof mit dem Dispens zögere, ſei Beweis genug, daß ſolch eine Verbindung nicht Statt finden könne.“

„Ei nun, mein Sohn! Wir ſind ja auch

der Kirche jetzt gefährlich. Gib Acht, Isalde wird Dir nächstens freundlicher sein. — Ich will zur Königsburg. Laß meinen besten Renner satteln, und nur ein Knecht folgt mir."

Im ersten Anfall des Zorns zerzauste und zerriß der König Blanka's Schreiben und warf es zu Boden, um mit Füßen darauf zu treten. Dann ließ er die zurückgesendeten Gefangenen vor sich kommen.

„Ihr wagt es, Euch hier sehen zu lassen?" fuhr er sie an, „Ihr seid überall schimpflich geschlagen, habt die Waffen weggeworfen und Euch Bauern ergeben, die mit Knitteln und Feldsteinen kämpfen, während Ihr gute Panzer und Waffen habt. Verdient Ihr nicht, daß ich Euch sammt und sonders hängen lasse?"

Ein kecker Gesell entgegnete. „Nein, mein König, wir haben das Unsrige gethan und keineswegs uns schlecht gehalten. Erst nachdem alle unsere Anführer getödtet waren, haben wir uns, die Waffen in der Hand, wie rechtschaffene

Krieger dem Edlen von Uchtenhayn ergeben. Nicht aber den Hirten und Bauern, die keine Gefangene machten."

Der König fragte, ob Herr Udo nicht mit gefeiten Waffen fechte, ob die Burg nicht durch Teufelsmacht geschützt würde! Und als die Krieger das Alles verneinten, stampfte er mit dem Fuße. „Ich lasse Euch hängen, wofern Ihr nicht die Wahrheit sagt."

„Wir sagen die Wahrheit!" sprach der Vorige wieder, „wir waren in der Burg." Und er rühmte die feste Lage der Burg, die gute Behandlung, die er gefunden, Blanka's Mildthätigkeit und Udo's Tapferkeit. Der König nahm ein silbernes Pfeifchen vom Tische, pfiff, und sprach zu dem eintretenden Hauptmann Walter. „Nimm den Schuft da, und laß ihn augenblicklich hängen."

Er wurde hinweggeführt, und nun befragte der König noch einmal die Gefangenen: „Ob die Todtensteinerin eine Hexe sei, ob die Burg durch Macht des Teufels geschützt würde, und Herr Udo nicht stich- und hiebfest sei?" Diesmal sag-

ten sie zu Allem ja, und wurden ziemlich glimpflich entlassen.

Wie der arme Schelm aus dem königlichen Gemächern geführt wurde, sah ihn die Königstochter Isalde. Sie kehrte mit dem Freund von einem Lustritt heim, ließ die Wachen halten und fragte den Unglücklichen: „Was hast Du begangen!“

Er klagte: „Ich habe Dinge gesagt, die der König nicht hören will, wenn er mir aber das Leben schenkt, will ich Alles widerrufen und für und für das Gegentheil behaupten.“

Isalde war bei guter Laune, sie gebot dem Hauptmann mit der Vollstreckung des Urtheils zu warten, bis sie den König gesprochen.

Sie eilte zum König. Der König war sehr übler Laune, aber Isalde ließ mit Bitten nicht nach. In diesem Augenblick wurde Graf Eberhard gemeldet, und der König, begierig, was sein Eintreffen zur ungewöhnlichen Stunde bedeute, empfing ihn sogleich.

Graf Eberhard bat um ein besonderes Ge-

hör. Allein Iſalde betheuerte, ſie würde nicht eher gehen, als bis ihre Bitte gewährt ſei.

König Philipp verlor vollends die Geduld. „Du gehſt zum Hauptmann Walter!“ gebot er dem Freunde; „augenblicklich ſoll er den Miſſethäter henken laſſen, will er nicht ſelbſt gehenkt ſein.“

Iſalde weinte und der dicke Freund war in Verlegenheit. „Was kümmert Euch der Schuft,“ tröſtete er die Prinzeſſin, „der ja Gott danken muß, daß die Bauern ihn nicht todtgeprügelt und breit geſchmiſſen haben, und noch ein ehrlicher Henkerſtrick was von ihm halten kann. Sähe ein Pfaffe, daß Ihr um ſolchen Lump weint, er müßte ja den Lümmel heilig ſprechen. Um einen Heiligen dürft Ihr weinen, aber um einen Knecht und Ausreißer?“ — So hatte er ſich denn bei der Prinzeſſin entſchuldigt, und eilte dem König zu gehorchen.

Iſalde trocknete ihre Thränen und verließ aufgebracht die königlichen Gemächer, zum erſten Male hatte ſie eine Fehlbitte gethan.

Immer noch lag das Pergament zerzauſt und mitten durchgeriſſen am Boden. Hohen-

horſt entdeckte es, las den Namen Blanka und fragte: „Wie? Will ſie die Königin ſchon ſpielen, weil ſie ſich ſchlechthin „Blanka“ unterzeichnet.“

„Wer ſpielt die Königin?“ fragte König Philipp.

Hohenhorſt nahm das Stück auf und zeigte den zierlich verſchlungenen Namen. „Auch ich habe Nachrichten vom Todtenſtein!“ fügte er hinzu.

„Kein Wunder!“ ſagte der König. „Ihr ſteht mit dem Verräther in Verbindung. Ihr habt ihm in jener Nacht aus der Stadt geholfen. Ihr rittet durchs Thor.“

„Ich ſtehe dem Throne zu nahe,“ ſprach Hohenhorſt, „als daß ſolch ein Verdacht mich treffen kann.“

„Wie lauten Eure Nachrichten?“

„Sehr beunruhigend. Sie trotzen auf ihre unzugänglichen Berge, auf ihre Reichthümer, ſie reden von gewiſſen Urkunden.“

„Von was für Urkunden?“

„Aus denen die Todtenſteinerin ein Recht herleiten will, das allerdings zu einem guten

Rechte werden kann, wenn es Macht gewinnt, wie denn selbst Unrecht durch Macht zum Rechte werden kann."

„Ha!" rief der König, „ist es so weit gekommen, daß sich die Sprache des Aufruhrs in meine Nähe wagt."

„Aufruhr," entgegnete Hohenhorst, „ist Abenteurersache; ich aber bin Graf Eberhard von Hohenhorst. Denkt Eure Majestät so von mir. Ei nun, eines ähnlichen Verdachtes halber habe ich schon einmal die Kerker des Schloßthurms kennen lernen!"

Der König schien beruhigt und Hohenhorst fuhr fort:

„Ich sollte denken, daß ich mit König Philipp wohl von Recht und Unrecht reden darf. Denn es gab eine Zeit, da waren wir Schwäger und Bundesgenossen und thaten Alles gemeinsam und wünschten ein ewiges Fortbestehen unserer Freundschaft."

„Fahret fort: Ich merke wo Ihr hinaus wollt."

„Solch Uebel hätte jung getilgt werden müs-

ſen und kräftige Mittel hätte man brauchen ſollen.“

„Das iſt's nicht, was Ihr ſagen wolltet. Graf Eberhard, ſpielt doch nicht ſtets das mit ſieben Siegeln verſchloſſene Geheimniß. Alſo gerade heraus geſagt: Ihr habt Euch über mich zu beſchweren.“

„Ich bin in der That Eurer Majeſtät nicht mehr ſo nahe wie früher. Meine Schuld iſt's nicht und ich lebe ſtill und friedlich auf meiner Stammburg.“

„Ich will mit Offenheit den Anfang machen. Hohenhorſt, wir hatten unſere Kinder längſt für einander beſtimmt. Daß nichts daraus wird, weſſen Schuld iſt's? Nicht meine, auch nicht Iſaldens. Eine Königstochter iſt ſtolz, eine Jungfrau will zart behandelt ſein. Sie läßt ſich nicht befehlen und will ſelber einſehen, was ihr und des Reiches Wohl erheiſcht. Euer Sohn, Euer Edmund, was thut er für ſie, was thut er überhaupt, was hört man von ihm?“

„Wag ich dem Glück zu glauben, was Eure Worte ſo eben enthalten!“ fragte Hohenhorſt zum Schein hocherfreut. „Mein Sohn betet die

Prinzeſſin, Eure Tochter, an, er fühlt, ſie iſt nur durch Thaten zu erwerben, aber welche That iſt Iſaldens würdig. Was ſoll mein Edmund thun? Den Todtenſtein bezwingen, die Zauberin lebendig Euch überliefern. Ich bitte Euch, mein König, redet nur."

„Ihr fangt an, mir zu gefallen, denn Ihr geht mit der Sprache heraus. Den Todtenſtein bezwingen, die Hexe überliefern? Ihr redet nichts umſonſt. Wie kann das angehen."

„Eure Majeſtät muß mir erlauben mit dem Verräther in Verbindung zu treten."

„Poſſen! Ihr ſeid mit ihm in Verbindung, doch meinetwegen. Ich erlaube es."

„Ich ſende ihm fünfhundert Mann, auf deren Treue ich mich verlaſſen kann."

„Sehr ſchlau! Und denen wird man ſogleich die Burg öffnen."

„O nein, die werden in die Gegend gelegt, aber nicht umſonſt war ich vor Jahren auf dem Todtenſtein. Ich kenne dort manchen unterirdiſchen Gang, nur ſo iſt die Burg zu nehmen."

Der König ſah ihn groß an. „Und das ſagt Ihr mir erſt heut."

„Nicht meine Schuld, ſondern Euer Wille, mein König, war es, daß ich von allen Angelegenheiten fern blieb. Doch nunmehr glaube ich, iſt es Zeit, Euch meine Dienſte anzubieten.“

„Und was bürgt mir dafür, daß Ihr nicht dennoch ein doppeltes Spiel treibt.“

„Eure eigene aufrichtige Geſinnung, mein König. Wofern Ihr's diesmal redlich meint, und nicht wieder Bedenklichkeiten findet, Euer Wort zu erfüllen. Für dieſen Fall iſt es ganz unmöglich, daß ich Partei für eine entflohene Novize und einen Abenteurer wider einen mächtigen, mir befreundeten König nehme.“

Der König öffnete einen eiſernen, künſtlich verſchloſſenen Wandſchrank, ſuchte ein Pergament hervor und zeigte es Hohenhorſt mit den Worten. „Mein Teſtament! Leſt dieſen Paragraphen!“

Hohenhorſt las: „Kette und Klaue ſollen länger nicht getrennt ſein, ſondern fortan ein Wappen bilden. Gold iſt das edelſte Metall, Treue die glänzendſte Rittertugend. Die hohen Kronvaſallen werden die goldene Kette ſein und treu ihre Glieder um den Thron verſchränken. Die kühne Klaue aber, die ungeſtraft Jahrhun-

derte lang das Königswappen emporzutragen vermochte, soll fortan die Krone schützen und vertheidigen und die Kraft und Ehre derselben sein. Dies sei das Erbthum des Junkers Edmund Grafen Hohenhorst von der Klaue u. s. w., und ich vermache es ihm. Es ist mein ausdrücklicher Wille, daß meine Tochter, meine vielgeliebte Isalde, Prinzessin und Thronerbin, diesem dem tapfersten und edelsten Ritter, ihre Hand reiche, und ich erwarte, daß alle hohen Vasallen dieser ihnen so ersprießlichen und wünschenswerthen Verbindung ihre Zustimmung ertheilen."

„Seid Ihr befriedigt?" fragte der König. „Ihr seht, daß ich es so böse nicht gemeint habe."

„Ich bin's," sagte Hohenhorst, „und will nun meinerseits bekennen, was auch nicht böse gemeint war."

Er gestand dem König, daß er den Uchtenhayner wirklich in jener Nacht aus der Stadt geführt und was ihm derselbe über die Flucht der Todtensteinerin anvertraut. „Wahrlich!" fuhr er fort, „mit dem Uchtenhayner ist nicht zu spaßen. Er konnte, zur Beantwortung des Hirtenbriefes, ein Sendschreiben an allen Adel erlassen und ge-

wiſſe Urkunden abſchriftlich beifügen. Er iſt der Mann dazu. Zum Beweis, wie viel gefährlicher dieſer Handel iſt, als Ihr bisher ahnen konntet, will ich Euch noch einen Brief zeigen."

Er überreichte Udo's Schreiben, der König las es und ſprach mißbilligend: „So weit alſo habt Ihr Euch doch mit ihm eingelaſſen?"

„Solch einen Bundesgenoſſen kann ich jeden Augenblick zerdrücken. Beſſer ich halte es mit ihm, als daß er ſich an Andere wendet."

„Leicht hättet Ihr es dennoch böſe meinen können!"

„Mit der Zeit kann aus jeder Mißhelligkeit Böſes kommen. Auch ein Teſtament läßt ſich ändern."

„Jetzt ſind wir einig!"

„Wir verloben unſere Kinder."

„Und Ihr ſchafft mir den Todtenſtein und die Hexe."

Nachdem Graf Eberhard entlaſſen war, ließ der König den dicken Freund rufen, mit dem er eine lange Unterredung hatte.

„Wie war heut Iſalde?“ fragte Graf Eberhard nach einigen Tagen ſeinen Sohn.

„Welche Macht die Weiber doch über uns haben!“ ſprach Edmund. „Und hätte ich die Wahl zwiſchen allen Jungfrauen auf der Welt und jede brächte mir eine Krone; ich wählte nur Iſalde.“

„Das iſt mir lieb!“ verſetzte Graf Eberhard.

„Du meinſt es alſo jetzt doch ehrlich mit dem König!“ fragte Edmund. „Es würde mir ſchwer werden, Iſalde zu betrügen!“

„Hat denn mein eigener Sohn noch nicht den Schlüſſel zu meiner Sinnesweiſe? Klugheit und Einſicht müſſen wahrlich ſehr ſelten ſein, weil man ſo großes Mißtrauen dem erweiſt, der ſeinen Verſtand merken läßt. Sieh, Edmund, ich wähle immer das, was mir zunächſt liegt, und ſo gehe ich ſicher. Iſt Dir das ſo unerklärbar und ſchwierig? — Edmund! Du wirſt nun morgen nach dem Todtenſtein aufbrechen! Es iſt ihnen Ernſt dort mit dem Frieden, vermuthlich lieben ſie ſich, und die Todtenſteinerin opfert um

den Uchtenhayner ihre Anſprüche. Sag ihnen, ich ſei auf dem beſten Wege, den Frieden zu vermitteln und ſie werden Dir glauben, wie man ſeinem Glücke glaubt. Habe Deine Augen überall und vor Allem ſuche Dich in der Burg zurechtzufinden. Dies iſt der erſte Theil Deiner Sendung, das Nähere darüber erfährſt Du dieſen Abend. Mit dem zweiten Akt will ich Dich noch verſchonen, es könnte Dir die nöthige Unbefangenheit rauben." —

Bald darauf ſchrieb Edmund von Burg Todtenſtein folgendermaßen an ſeinen Vater:

„Ich habe ſauber gepfiffen und die Vöglein ſind in's Garn gehüpft, leichtſinnig wie die befiederten Luftbewohner, die nur Aether trinken. Sie behandeln mich wie den Schöpfer ihres Glückes und wiſſen nicht wohin vor lauter Dankbarkeit; das macht mir vielen Schmerz."

„Die Gegend hier iſt ein Paradies und die alte Burg ſteckt voller Schätze und Reichthümer, daß ein König es nicht beſſer haben kann. Du haſt damals viel zerſtört! und deshalb ſagte ich: „Man muß Manches thun, um ſich der

Macht zu fügen, und wär's Dein Ernst gewesen, die Schätze und Urkunden zu entdecken, Du hätteſt länger als einige Tage hier verweilt. Für die Wände aber, die Du beſchädigt, wollteſt Du das Haus Todtenſtein in ſeinem alten Glanz herſtellen helfen."

„Du ſollteſt jetzt den Todtenſtein ſehen, welche Pracht wieder an's Tageslicht gekommen. Und es iſt unglaublich wie ſchnell Alles geht. Aber die Todtenſteinerin hat, weil dies Jahr keine Erndte war, Wintervorräthe einkaufen und vertheilen laſſen, und nun ſtehen tauſend und tauſend Hände ihr zu Dienſte. Die Zerſtörung iſt faſt ſchon bis auf die letzte Spur getilgt. Die alten Siegeszeichen, die Fahnen, Waffen und Rüſtungen (die man von ſo ſeltener Art und ſo zahlreich vielleicht nicht noch einmal auf der Welt findet), ſchmücken die Hallen und Blenden wieder, alle Schenktiſche ſtehen voll goldener und ſilberner Gefäße, und der Ritterſaal übertrifft an Pracht, was ich je noch geſehen. Da prangen die alten berühmten Teppiche der Todtenſteinerinnen und werden lebendig, wenn man ſie lange anſieht." —

„Das Alles aber macht keinen freundlichen Eindruck, zumal wenn man kein ganz reines Gewiſſen hat. — Ueberall der Tod und nichts als Tod. Und Abends leſen ſie mir die finſtern und ſchwärmeriſchen Geſchichten des Hauſes Todtenſtein vor. Da iſt wieder Alles erſt recht voll Sterbeluſt und Todesgedanken, voll Grabesduft und Moderwerk. Es iſt kein Wunder, wenn ich auf allerlei ſeltſame Gedanken verfalle! — Bald lieſt er, bald lieſt ſie. Und ſie iſt ein Zauberbild unter Grabespracht und koſtbarem Todtenſchmuck. — Wie ſie mit ihm ſteht, mag Gott wiſſen! Wenn ſie ſich lieben, ſo haben ſie ſich noch nicht erklärt. Sie hatten auch wohl im Sturm und Wechſel der Ereigniſſe bisher weder Zeit noch Gelegenheit."

„Ich habe ihn gefragt: „Woher ſo viel Schönheit und Herzensgüte, ſo viel Geiſt, und endlich gar die Wunderſtimme ihn kalt laſſen können, und ob etwa der tägliche Umgang ihn gleichgültig gemacht?" — Er aber blauäugig und treu, nannte ſich der herrlichen Königstochter unwürdig und all' ſein Verlangen ſei ein glorreicher Heldentod für ſie. Ach Männer können jung-

fräulich blicken und aufrichtig ſein wie Kinder. Du wirſt mir glauben, daß ich einen harten Stand habe, nämlich mit mir ſelbſt."

„Einen Troſt habe ich. Ganz unbedingt redlich wirſt Du es unmöglich mit dem König meinen, und mein Vorſchlag ließe ſich wenigſtens hören!"

„Ich würde nicht ſo beſcheiden ſein, wie der Uchtenhayner. Meine Geburt berechtigt mich zu höheren Anſprüchen. Mir brauchte ſie kein Opfer zu bringen, wie Du glaubſt, daß ſie dem Uchtenhayner zu bringen geſonnen."

„Warum wollen wir nicht als redliche Männer handeln? — Sie iſt Königstochter. Ja! echte Königin. Wir haben die nächſte Anwartſchaft nach Iſalde, wir ſind mächtig, die Urkunden ſind da. Die Löwenmarks, Bilecks, Orſila's, müſſen uns zur Seite ſtehen; und es wäre ein ſtolzes Werk, das hundertjährige Lügengewebe der Dominikaner zu zerreißen und ihren Einfluß auf ewig zu vernichten. Mit Iſalde bin ich nur der Gemahl einer Königin; ſie dagegen empfängt die Krone durch mich; ſie iſt ſanft, Iſalde wild und ſtolz. — Kurz, was ich hier ſehe und höre,

wohin ich blicke und was ich denke, Alles bestätigt mir: das haben wir zu thun. Und ich weiß nicht, warum wir die Partei des Unrechts wider das Recht nehmen."

„So rede ich, aber nicht aus Ungehorsam. Du hast die Macht und ich bin das Werkzeug! Ich werde folgen, Dein ist die Verantwortung! — Allein die Verantwortung wird sehr groß sein."

„Ich war nicht unthätig; was Du mir aufgetragen, habe ich vollbracht. — Es wird mir Alles hier nur zu leicht. Denke nur, ich bewohne zwei prächtige Zimmer unten an der Halle. Die ersten rechts vom großen Thor nach Westen. Der Gang ist vermauert, ganz kürzlich, der Kalk an der Blende ist frisch. Vielleicht ist er auch verschüttet. Immer leichte Arbeit für die Miniirer. — Ich aber, weiß es Gott, möchte lieber Großes, Unerhörtes vollbringen, als einen so leichten Schelmstreich, in einem Hause, wo Alles so prächtig und groß die Vergänglichkeit der Pracht und Größe lehrt."

Die Antwort, welche auf dieſes Schreiben erfolgte, lautete:

„Edmund! Du ſchwärmſt! Ich nenne Schwärmen jedes Denken, das nicht auf Wirkliches geht. Es gibt Menſchen, die, ſo alt ſie auch werden, nimmermehr wahrnehmen, daß ſie in einer wirklichen Welt leben und ihren Geiſt ſtets zu anderen Dingen brauchen, als ſich zurechtzufinden. Ich hoffe nicht, daß Du zu denen gehörſt; vielmehr denke ich: Du biſt jung! entſetzlich jung. Und wie der Leib mit den Jahren das Zarte und Zierliche abſtreift und an Maſſe und Breite zunimmt, alſo auch muß der Geiſt an Derbheit und Sicherheit gewinnen! Ich zürne Dir daher nicht, obſchon Du nicht einmal einen Gruß an Iſalde mir aufgetragen. Schäme Dich! Du haſt ihr Dein Ritterwort gegeben, eine verwünſchte Burg zu entzaubern, und ſie gab Dir ein Pfand, auf daß Du ihrer gedenkeſt, und

ſiehe da, der redliche Junker vergißt ſie aus lauter Gewiſſenhaftigkeit ums erſte beſte „Zauberbild unter Grabespracht und koſtbarem Todtenſchmuck.“

„Merk Dir's in allem Ernſte Edmund, und einmal für immer: wir ſind Könige und keine Abentheurer, Könige herrſchen, Abentheurer wagen. Herrſchen heißt aber nicht das Oberſte zum Unterſten kehren! — Wir könnten! Die Stimmung wäre für uns! Man ſpricht viel von ihr und ihm. — Wozu aber theuer erkaufen, was wir wohlfeil haben können? — Weshalb wollten wir einreißen und wieder aufbauen — und jede Hülfe theuer bezahlen, denn die Freunde bei ſolchen Gelegenheiten ſind die ſchlimmſten Feinde nachdem. — Iſt's nicht beſſer, es bleibt beim Alten?“

„Ritter Franz von Walcha bringt Dir fünfhundert Mann auserleſenes Fußvolk. Du wirſt ſie unter den Befehl des Uchtenhayners ſtellen und für ihre Treue ſelber als Geißel auf der Burg haften. — Ihm und ihr wirſt Du ſagen:

Ich hätte das Meinige bei dem Könige gethan, allein der Biſchof habe alle meine Mühe vereitelt. Der König ſei geſonnen, den Heerbann umzuſenden und alle Ritter gegen den Todtenſtein aufzubieten. Sie müſſen jetzt auf ihre Sicherheit bedacht ſein; ich halte Wort und ſende Mannſchaft. — Sie werden keine Schwierigkeiten machen, die Krieger anzunehmen und der Ritter von Walcha wird Dir das Uebrige ſagen."

Als Udo von fünfhundert Kriegern hörte, die er befehligen ſollte, war er gewonnen, und träumte ſchon Sieg und Schlachten. — Blanka hingegen wollte ihre Einwilligung, die fremden Krieger einzulaſſen, nicht geben und erbat ſich Bedenkzeit.

„Ich kann den Hohenherſtern nicht trauen," ſagte ſie zu Udo, „die Urkunden meines Hauſes,

denen ich in allen Stücken glaube und folge, nennen ihn zweideutig. — Der Eremit vom heiligen Berge kennt den Grafen Eberhard aus früherer Zeit, er wird mir rathen."

Bei dem Eremiten fand ſie jedoch die gewöhnliche kalte und ſtrenge Aufnahme. — „Wärſt Du doch im Kloſter geblieben!" ſeufzte er. „Wie freut' ich mich, da ich hörte, daß Du in der That im Kloſter Dich befändeſt und für Dein Leben nichts zu fürchten ſei. — Du haſt es nun auf ein Schickſal gewagt, das mächtiger iſt wie Du, und das Du auf keine Weiſe zu beherrſchen vermagſt. — Ich habe es Dir vorhergeſagt; und Du haſt meinem Rath nicht gefolgt. Wie kann ich jetzt Dir rathen, da alle irdiſchen Dinge fern mir liegen."

Troſtlos kehrte Blanka heim. „Ich lege mein Geſchick in Deine Hände!" ſagte ſie Udo. „Ich ſelber kümmere mich um nichts mehr. Du hatteſt viel Arbeit, die Königlichen hier zu verjagen. Willſt Du, ſo gib die Gegend von Neuem fremden Kriegern Preis."

Udo lächelte. „Es hat keine Gefahr, ſo lange der Junker von Hohenhorſt uns als Geißel bleibt. Und ich verſpreche Dir meine Wachſamkeit zu verdoppeln und zu verdreifachen.“ —

Sechstes Buch.

Auch das Thurmzimmer des Herrn Theobald war wieder hergestellt. Die kostbaren alten Pergamentrollen hingen in wohlverzierten Kapseln ringsum an den Wänden, dazwischen prangten die Rüstungen und Waffen, und wie ein Heiligthum stand der große Sorgenstuhl in einer Nische. Blanka war beschäftigt, ihn mit Myrthen, Weiden und Roßmarin zu bekränzen, als Udo zu ihr trat. —

Er bat um eines der alten Pergamente, dem Junker von Hohenhorst daraus vorzulesen. „Seine Haft hier in der Burg will ihm nicht recht mehr behagen," fügte er hinzu. „Auch scheint er es nicht gern zu sehen, daß ich keinen Augenblick von seiner Seite weiche. Und heute gar ist er trüber, unruhiger gestimmt, als je."

„Blanka seufzte: „Ich habe diese Nacht wieder einen bösen Traum gehabt. Ich sah Dich zu meinen Füßen. Du klagtest: „All' mein Werk ist vernichtet!" Ich aber tröstete Dich und sprach:" — Plötzlich stockte und erröthete sie. — Sie reichte ihm ein Pergament und fuhr fort: „Hier hast Du eine merkwürdige Schrift, die älteste von allen. Es wird Dir schwer werden, sie zu entziffern, denn Herr Hans von Todtenstein, der sie abfaßte, malte sehr undeutliche Buchstaben. Nimm sie hin und lies sie dem Junker von Hohenhorst vor — Ihr werdet ersehen, auf welche Weise der erste Berthold von Todtenstein in den Adelstand erhoben wurde, und wie die Uchtenhayner und Todtensteiner schon seit Jahrhunderten sich befreundet waren."

Als Udo sie verlassen und Blanka den Schmuck der Kränze vollendet, seufzte sie: „Nun ist's vollbracht. Alles ist ausgeführt, wie ich es seit lange wünschte, und ein neues verworrenes Schicksal droht finster mir aus der Ferne." Da aber gedachte sie des Grabsteines ihrer Mutter und wie ihr theures Bildniß wohl auch der

Kränze werth sei, sie eilte zur Capelle und von da in den Burggarten. — —

Indeß las Herr Udo dem Junker von Hohenhorst aus dem alten Pergament Folgendes vor:

Geschichte von dem Zweikampf des Herrn Berthold von Todtenstein mit dem berühmten Wolf von Uchtenhayn, zubenannt der Unbesiegbare.

Die Gnaden- und Ehrenbeweise, womit der König Herrn Berthold überhäufte, zogen ihm Feinde und Neider die Menge zu. Den geistlichen Herren mißfiel Herrn Bertholds überaus große Mäßigkeit und den Rittern verdroß, daß er in gar einfachen Kleidern sich mitten unter ihnen zeigte. Die Aerzte aber, die ihm laut nichts anhaben konnten, versäumten nicht heimlich den Haß zu nähren, und wo es brannte möglichst noch zu schüren. Dem Könige wurden Beschwerden über Beschwerden zugetragen; allein er hatte nicht Lust in seinen Neigungen sich beschränken zu lassen, und Herr Berthold selbst hatte andere schlimmere Sorgen. Der kleine Eu-

thanasius, sein Liebling, das Kind seines Glücks, und das Opfer desselben, welkte sichtbar dahin. Es war kein Zweifel, daß der unerbittliche Gevatter sein Pathchen nächstens abholen würde.

So kam es, daß Herr Berthold sich lange nicht auf der Waldburg hatte blicken lassen. Eines Abends begab er sich wieder dahin, da waren viele Große um den König und viele schöne und edle Frauen und Jungfräulein um die Königin.

Zur Linken des Königs saß der berühmte Wolf von Uchtenhayn, zubenamt der Unbesiegbare, ein wilder stolzer Krieger, aber trotz seiner rauhen Sitten ein edler biederer Herr, der selber redlich, Jeden für eben so redlich hielt, und keine Hinterlist glaubte, weil er keine fürchtete. Eben daher war er durch Einflüsterungen am leichtesten in den Harnisch zu bringen und schon bei dem Eintritt des Herrn Berthold runzelte er die Stirn. — Der König aber war sehr erfreut über den seltenen langersehnten Gast, und gebot ihm, einen Sessel ihm zur Rechten einzunehmen. Herr Berthold gehorchte, da erhob sich hastig Herr Wolf von Uchtenhayn, blickte finster auf Herr Ber-

thold und fragte den König: „Gehört der dahin!“

„Bleibt sitzen! Herr von Uchtenhayn!“ versetzte der König, „und gönnt auch Herrn Berthold seinen Platz, denn Ihr und Er, seid mir Beide gleich lieb und habt gleiche Verdienste um uns. Ihr erhaltet mir Reich und Krone, der erhält mich lebend und gesund; Ihr tödtet meine Feinde, er stellt meine Unterthanen her; Ihr schlagt Wunden, er heilt sie; und Beide seid Ihr einzig, ein Jeglicher in seiner Art; Ihr seid der Ritter sonder Gleichen, er der Arzt sonder Gleichen. Ich bin stolz Euch Beide in meiner Umgebung zu sehen und wünsche, daß Ihr Freunde seid.“

„Mein König! Du begehrst Unmögliches,“ sprach der von Uchtenhayn. „Ich war bisher der erste Ritter Deines Reichs, und wagt sich Jemand mir gleichzustellen, so nehm' er diesen Handschuh auf.“

Hiermit schleuderte er seinen Handschuh Herrn Berthold zu Füßen, der nicht lange säumte und ihn aufhob. „Herr von Uchtenhayn,“ sagte er. „Habe ich auch sonst keinen Grund mit Euch zu

wetteifern, so ist mir doch die Gnade meines Königs so werth und theuer, daß ich mein Leben dafür lasse. Ich werde daher Eure Lanze und Euer Schwert so wenig fürchten, als ich den giftigen Hauch der bösen Fieber und Seuchen, dem ich täglich mich auszusetzen gewohnt bin, je gefürchtet habe."

„Mein König! duldest Du solche Unverschämtheit!" fragte der von Uchtenhayn.

Der König entgegnete: „Er spricht ganz wie er muß."

„Kann er ein Schwert führen?" fuhr der Uchtenhayner fort, „kann er eine Rüstung tragen? Mein ganzes Ritterthum verunglimpfe ich, wage ich es an ihn."

„Sehr wahr!" sagte Herr Berthold. „Es wird ein ungleicher Kampf sein, denn ich werde nur mein Leben einbüßen, Ihr aber Eure Ehre, denn ehrlos ist's und bleibt's, Waffen zu gebrauchen wider einen Wehrlosen! Ein Schwert in meiner Hand ist aber nicht gefährlicher, als eine Haselgerte und ich weiß keine Rüstung zu tragen, die mich wider Eure Streiche schützt. Dessen ungeachtet werde ich mich Euch stellen. Denn

glaubt nur gleichgültiger als ich, ſchaut Ihr dem Tod nicht in's Auge. Wollen wir's verſuchen! Fechten mit Euch kann ich nicht. Doch zeigen laßt uns, wer von uns am kaltblütigſten zu ſterben weiß. Habt Ihr Luſt? Ich weiß ein Mittel! Und es ſoll ein Kampf ſein, der nur einem von uns das Leben koſtet und keinem die Ehre!"

„Es gilt!" ſprach der von Uchtenhayn.

„Mein Gevatter," ſagte Herr Berthold, „iſt Jedem näher, als er denkt, und wem's gelüſtet ſeine Bekanntſchaft zu machen, dem ſtreckt er die knöcherne Hand gutwillig entgegen. Gefällt's meinem König, ſo ſchlichten wir unſeren Handel zur Stelle und die ganze erlauchte Verſammlung zeugt dabei!" —

Des Königs Neugier war erregt, er willigte ein und entließ Herrn Berthold, um die Vorbereitungen zu treffen. Die hohen und edlen Anweſenden waren in großer Erwartung; ſie dachten nicht anders, als Herr Berthold würde eines der vielen Wunder verrichten, von denen ſeine Erzählungen voll waren; vielleicht gar den furchtbaren Gevatter ſelbſt mit Senſe und Sanduhr

citiren und die Königin und ihre Frauen fürchteten sich zum Voraus.

Aber nach Kurzem erschien Herr Berthold wieder, gefolgt von einem Diener, der zwei silberne Becher auf einem Credenzteller trug.

„Diese Becher," hub Herr Berthold an, „sind völlig gleich an Größe und Gestalt, ich weiß den einen vom andern nicht zu unterscheiden!" Hierauf zog er ein Fläschchen aus dem Busen. „In dieser Phiole!" sagte er, „ist ein Gift ohne Geruch, Geschmack und Farbe, und nicht vom Wasser zu unterscheiden. Der eine Becher ist mit Wasser gefüllt; ich weiß nicht welcher, der andere ist eben so voll bis an den Rand von diesem Gift. Herr von Uchtenhayn wählt einen Becher, den andern läßt er mir, und wer von uns den Giftbecher leert, ist in wenig Stunden des Todes."

„Ich bin's zufrieden!" sprach der Uchtenhayner, „und mag ein Pfaffe kommen, der gerechten Sache den Sieg zu erflehen!"

„Es soll kein Gottesurtheil sein," wandte Herr Berthold ein, „wir spielen nur um unser Leben. Es gilt zu zeigen, wer am muthigsten

zu ſterben weiß; darum ſterben wir am Beſten aus freier Hand, ohne Pfaffentroſt und andere Beihülfe. Wir trinken beherzt, ſei es Waſſer oder Gift. Die Wirkungen des Giftes aber zeigen ſich erſt in einer Stunde. Zuerſt ſtellt ein brennender Durſt ſich ein, dann Reißen im Leibe und Uebelkeit, dann Bruſtbeklemmungen mit Ohrenſauſen und Kopfdrücken. Alsdann umflort ſich das Auge, man ſieht wie durch Nebel und zugleich bricht der Angſtſchweiß aus, dann folgen Krämpfe und bevor der Todeskampf eintritt, hat man noch Zeit einen Pfaffen kommen zu laſſen. Doch wie geſagt, erſt nach einer Stunde zeigt ſich die erſte Wirkung, dieſe Stunde iſt unſer, und wir können zeigen, wie wenig die goldene Lebenshoffnung oder die Furcht vor einem nahen qualvollen Tode oder, was das ſchlimmſte iſt, das ungewiſſe Schwanken zwiſchen Beiden, über uns und unſere gute Laune vermag. Wir wiſſen ja nicht, wer das ſchwarze Loos gezogen, und welcher Sterbliche kann mit Sicherheit behaupten, er werde die nächſte Stunde glücklich durchleben. Ein bischen mehr oder weniger Sicherheit, das iſt Alles. Wer aber von uns das ſchwarze

Loos gezogen, der soll fröhlich sein, mit kaltem Schweiß auf der Stirn, der soll mit krampfhaft verzerrtem Munde noch lächeln, und wenn der Todeskampf seinen Leib foltert und peinigt, stolz den Andern fragen: Machst Du mir das nach?"

Mit Entsetzen und Abscheu erfüllten diese Worte alle Zuhörer, die Damen seufzten laut über solche Bosheit, die Ritter murrten. Selbst der König war aufgebracht: „Halt!" rief er, „ich dulde nicht solchen Kampf. Pfui über den, der solch eine Ruchlosigkeit ersonnen."

Der Uchtenhayner aber liebte das Unerhörte zu thun, und wo Andere erblaßten, darnach eben lüstete sein Muth. Bevor noch der König geendet, hatte er einen der Becher ergriffen und geleert. Er stieß ihn auf den Tisch zurück — mit den Worten: „Zu spät! mein König."

Die Reihe war an Herrn Berthold und er nahte sich langsam und mit Würde dem Tische. Bevor er trank, bat er den König um Verzeihung, daß er genöthigt sei, wider dessen Wort zu handeln. „Sehr möglich," sagte er, „daß

dies die letzte Stunde meines Lebens ist, und dann wäre es hart, wenn der Verlust Deiner Gnade, das qualvolle Ende mir erschweren sollte. Habe ich aber den glücklichen Becher in Händen, so bin ich Deiner Macht wieder gegeben und kann mein Vergehen auf's Härteste büßen."

Gelassen leerte er den Becher und da war nicht einer von allen Anwesenden, der nicht gewünscht hätte, Herr Berthold möge Gift trinken, oder der Trunk ihm zu Gift werden! Sodann schritt er zur Thür, an deren Pfosten sich eine große kostbare Sanduhr befand. Er kehrte sie um und sprach: „So lange der Sand rinnt, hat einer von uns noch zu leben. In dieser letzten Stunde, sie treffe wen sie wolle, laßt uns Freunde sein. Ich meines Theils, Herr Wolf von Uchtenhayn, bin darauf bedacht, diese Stunde auf's Beste zu kürzen. Und wenn es mein gnädiger König erlaubt, so erzähle ich eine artige Geschichte, die auf unsere gegenwärtige Lage paßt und viel zu denken geben wird."

Auf die Einwilligung des Königs begann Herr Berthold also:

Die artige Geſchichte vom ſtarken Bären.

Vor langer, langer Zeit, denn die älteſten Greiſe entſinnen ſich deß nicht mehr, zeigte ſich hier einmal ein fahrender Schüler, welcher „der ſtarke Bär“ ſich nannte. Wirklich war er ſtark, daß Niemand ihn bändigen konnte und kein Kerker hielt ihn; er ſprengte Ketten, Schlöſſer, Riegel, ohne daß ſeine Hände blutrünſtige Spuren davon trugen. Gefiel ihm etwas, ſo eignete er es ſich zu, und widerſetzte ſich der Eigenthümer, ſo prügelte er ihn derb aus. In Herbergen, wo man Zahlung begehrte, ſchlug er Alles kurz und klein, und wenn er ſpät Abends heimkehrte, zertrümmerte er Thüren und Fenſterladen, entwurzelte Bäume und zwang jeden Vorübergehenden mit ihm zu fechten. Wer da mit einer Wunde nur davon kam, mochte von Glück ſagen, denn der ſtarke Bär pflegte ſeinen Mann auf der Stelle zu tödten. Solche Frevel, die er aller Orten ausübte, hatten ihn bald eben ſo bekannt als gefürchtet gemacht. Mit Grauen nannte man ſeinen Namen. Er war der Popanz, mit dem

man Kinder zu Bette jagte, und Erwachsene fürchteten ihn nicht minder. Wo er sich zeigte, hütete man sich daher wohl, mit ihm anzubinden; er fand Essen und Trinken, und was er sonst begehrte, vollauf, und dann war er erträglich. Er begnügte sich mit Schlechtem, wenn es nur viel war, und konnte dann heiter und gesprächig werden. Ein leichter Anlaß genügte jedoch seine angeborene Wildheit zu wecken, daß er dem reißenden Thiere glich, welches Ketten und Banden nicht zähmen und am wenigsten war er bei Sturm und Unwetter zu halten, da mußte er hinaus und Alles, was ihm in den Weg kam, zertrümmern, und Jeden, der ihm begegnete, umbringen. Unglücklicher Weise kam er gerade im Spätjahr hieher, wo Stürme und Regenwetter häufig sind, und man betrachtete ihn als eine Landplage oder eine Strafruthe des Himmels.

Eines Nachts, da der Regen in Strömen niedergoß, dröhnte seine Stimme gewaltig: „Heran, Ihr Bärenhäuter, der starke Bär zieht durch die Straßen," und dazu ertönte ein so mächtiges Wetzen der Klinge auf dem Pflaster, daß man

glauben mochte, die Steine sprühten Funken, dem Unwetter zum Trotz. Dazwischen klirrten Scheiben, krachten Thüren, polterten Balken, kurz es war ein Lärm, der alle Schläfer weckte, die aber ihr sicheres Obdach segneten und das warme Bette, wohin der Unhold nicht drang, seinen Mann zu suchen.

Weil in dem schlechten Wetter Niemand ihm begegnete, lärmte und polterte, tobte und wetzte er immer wilder und zorniger, bis er mitten auf dem Markte stand. — Da hielt er inne, vielleicht sich zu verschnaufen, vielleicht um eine Antwort auf seine vielfachen Herausforderungen zu erlauschen. Und da seine Stimme und sein Getöse schwieg, rauschten Sturm und Regen fast wie Stille.

Mit einem Male stieß er einen gewaltigen Seufzer aus. „Es ist keine Mannheit und keine Tugend mehr in der Welt!“ brüllte er. „Geh zu Grabe, starker Bär, Du bist noch ein Ritter von altem Schrot und Korn, aber man achtet Deiner nicht. Vergeblich läßt Du Dein Stimmlein erschallen, die Menschheit ist taub für den Ruf der Ehre. Da stehe ich armes Küchlein und

wetze meine Klinge im Saus und Braus der Nacht. Da blöke ich armes verlorenes Schäfchen, kläglich über die nachtumhüllten Dächer: Heran, Ihr Bärenhäuter! — Die Bärenhäuter ſchlafen lieber, als ſie mit dem ſtarken Bär ſich meſſen. Und ich werde alt, es geht mit mir auf die Neige: die acht Laib Brod, die ich zu Abend genoß, und das Fäßlein Bier, das ich auf einen Zug leerte, fingen an mir nicht zu ſchmecken. Auch meine Bruſt wird ſchwach, ich kann kein lautes Wort mehr reden. — Heran, Ihr Bärenhäuter!" ſchrie er mit Donnerſtimme, daß die fernen Echo's, wie erſchrocken nur dumpf und leiſe widerzuhallen wagten.

Deſſenungeachtet fuhr er bedenklich fort. „Ich verliere meine Stimme, die ſüße Stimme, ſo vergleichbar dem zarten Gelispel des Trommelwirbels und dem holden Geſäuſel des Donners. Mir ſchmeckt nicht Eſſen noch Trinken, der ſtarke Bär wird alt und ſchwach und melancholiſch, und macht ſich Grabgedanken. Und dieſe Neige von mir ſoll ich thatenlos zu Bette legen?" Er ſchwieg, um mächtige Seufzer erſchallen zu laſſen, dann fuhr er traurig und tiefbekümmert

fort: „O feiges, furchtsames Menschengeschlecht, ehrlose Brut! — Im schwarzen Angesichte der Nacht sage ich mich los von Dir. Du aber, o Nacht, fürchtest auch Du den starken Bären, weil Du nur regnest und stürmst. Ich spotte Dein, denn näßt mich der Regen, so trocknet mich der Wind. Doch beherbergst Du in Deinem finsteren Schooße so mancherlei Spuk und Gespenster. Stell' mir einen tüchtigen Geist der Vorzeit, der aus Raufluft nicht selig werden kann. Stell' mir den schwarzen Jäger und sein wildes Heer. Stell' mir einen Hexenschwarm mit allerlei teuflischem Halloh! Wo nicht und fürchtet mich Alles über der Erde, so ertöne meine Stimme nach unten, ins Ohr der höllischen Legionen. Ja, der starke Bär ruft zu den Pforten der Hölle, ob ein Verdammter, ein Teufel, ein Fürst der Hölle, ja ob Satan selbst sich Klinge an Klinge mit ihm messen mag."

Wieder schwieg er der Antwort lauschend, aber nur der Regen plätscherte und der Sturm rauschte, da schlug er ein Hohngelächter auf, daß denen, die es hörten das Mark in den Beinen gerann. „Wohlan, starker Bär, geh zu

Bette, was willſt Du noch auf dieſer Welt der Angſt und des Jammers. Dich fürchten die Menſchen, Dich fürchtet die Nacht, Dich fürchten Spuk und Geſpenſter, Dich fürchtet Hölle und Teufel und der große Satan ſelbſt fürchtet Dich.“ Hiermit wandte er ſich zur Heimkehr, und ſtampfte mit ſtolzen Schritten durch die breiten plätſchernden Pfühle.

Noch aber hatte er die nächſte Ecke nicht erreicht, als ein großer Mann ihm entgegen kam, ſo groß, daß er den rieſigen, ſtarken Bären um die Länge eines Kopfes überragte, dafür war er aber ſehr dürr und ſchmächtig, während bei Jenem alle Glieder in's Breite gingen. Der lange Mann trug einen ſcharlachrothen Mantel und einen Hut, mit ſchönen ſchwarzen Federn beſetzt, und als er dem ſtarken Bär nahe kam, wünſchte er ihm: „Schönen guten Abend.“

„Großen Dank!“ antwortete der ſtarke Bär, „und habt nur die Güte, gleich vom Leder zu ziehen, wir machen die Sache zur Stelle ab.“

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte der Rothmantel.

„Ihr ſollt Euch mit mir ſchlagen.“

„Warum?“

„Macht keine Umstände, Ihr seht, ich bin fertig!“

„Bei diesem Wetter, wo man kaum auf eines Schwertes Länge sieht!“ fragte der Rothmantel.

„Da sieht man gerade so viel man braucht!“ sagte der starke Bär und legte sich aus.

„Nun meinetwegen!“ versetzte Jener, schlug den rothen faltigen Mantel aus einander und hatte unter demselben ein Schwert, fast so groß als er selbst, mit einem Griff für beide Fäuste. Er zog es aber mit einer Hand aus der Scheide und schwang es leicht wie einen Rohrstab. Hierauf stellte er sich kampfrecht und sprach zum starken Bären: „Fallt aus.“ —

„Unnütze Prahlerei,“ rief dieser, „Ihr steht sicher. Wenn Ihr Euch hinter einen Zaunpfahl verkriecht, kann ich Euch nicht mit einem Zahnstocher an den Leib.“

„Ich führe einmal diese Waffe und sie liegt mir bequem!“ versetzte gelassen der Rothmantel.

„So schafft mir eine Gleiche.“

„Eine Gleiche?“ lachte der Rothmantel.

„Wird wohl ſchwerlich zu finden ſein. Dieſes Schwert iſt aus dem Grabe meines Vetters Scharfrichter, der mindeſtens zweihundert arme Sünder damit abgethan.“

„Nun, was iſt das weiter?“

„Darum iſt die Waffe gefeit vom vielen Blut ſo dran klebt, und wo ich ſie nur ſchwinge nimmt Jedermann Reißaus.“

„Auch an meiner Waffe klebt zweihundertfaches Blut und drüber.“

„Iſt kein Armſünderblut in Reue und Todesangſt verſpritzt.“

„Ei, ſo bitt' ich Euch, ſchwingt einmal Euer Schwert, ob ich wohl davon laufe, denn in meinem Leben that ich's nicht, und möchte doch auch wiſſen, wie es dem iſt, der davon läuft.“

„Den Gefallen will ich Euch wohl thun!“ antwortete der Rothmantel, und ſchwang ſein Schwert ſo raſch und künſtlich, daß es einem ſchwarzen rollenden Rade glich. „Nun? Wie iſt Euch!“ fragte er, indem er die Spitze mit ausgeſtrecktem Arm in den Boden ſtieß.

„Ei nun, ein Bischen kalt hat es mich angeweht, doch lange nicht zum Davonlaufen.“

„Vor diesem Schwert hat gar mancher wackere Mann sich gefürchtet.“

„Ein wackerer Mann,“ erwiederte der starke Bär, „kennt die Furcht nur dem Namen nach.“

„Das sind Redensarten,“ meinte der Rothmantel. „Etwas fürchtet ein Jeder, ist's Dies nicht, so ist's ein Anderes. Es kommt nur darauf an, daß es ihn einmal trifft.“

„Ei, so stellt mir, was ich fürchte.“

„Das kann leicht geschehen.“

„Habt mich nicht zum Besten!“ drohte der starke Bär.

„Ihr werdet böse!“ lachte der Rothmantel. „Ei, da kann es so schwer nicht sein, Euch Furcht zu machen. Vielleicht fürchtet Ihr schon, und wißt es nicht, weil Ihr Euch noch nie gefürchtet. Vielleicht fürchtet Ihr gar die Furcht kennen zu lernen, wo nicht, so müßtet Ihr, statt zu zürnen, ja vor Neugier brennen, etwas Neues, Niegekanntes zu erfahren.“

Nach kurzem Bedenken schob der starke Bär plötzlich sein Schwert in die Scheide, nahte

ſich dem Rothmantel und ſagte: „Topp! Ich merke was, Euch hat entweder die Nacht oder die Hölle, oder Satan ſelbſt geſandt, und Ihr verſteht mehr als Brodeſſen. Wißt denn, ich bin ſehr neugierig auf die Furcht, und freue mich von Herzen ſie kennen zu lernen. Haltet nun auch Wort.“

„Ich bin kein Prahlhans.“

„Ihr habt meine Neugier auf's Aeußerſte geſpannt, werdet Ihr mich befriedigen?“

„Seid ohne Sorgen.“

„Thut Euer Möglichſtes, Ihr ſeht, mir iſt nicht leicht beizukommen.“

„Das hat keine Noth.“

„Wohlan denn, ſo macht mich bange.“

„Kommt!“ ſagte der Rothmantel und ſteckte ſein Schwert in die Scheide.

„Kommt!“ wiederholte der ſtarke Bär und hing ſich an ſeinen Arm, der Rothmantel zog ihn mit großen Schritten fort, und der ſtarke Bär jauchzte: „Endlich werde ich die Furcht doch kennen lernen.“

Hier hielt Herr Berthold inne und ſah ſich im Kreiſe ſeiner Zuhörer um, die ſtill vor Erwartung da ſaßen. „Mein König?“ fragte er, „gefällt Dir die Geſchichte und ſoll ich fortfahren.“

„Freilich!“ ſagte der König, „denn ich bin ſehr begierig, was dieſem wilden, rohen Geſellen Furcht einflößen kann.“

„Nicht immer, mein König,“ ſagte Herr Berthold, „iſt die Auflöſung eines Räthſels im Fernen und Unbeſtimmten zu ſuchen, gemeiniglich liegt ſie in der Sache ſelbſt und vermag alsdann nicht zu überraſchen und Erſtaunen zu erregen. Iſt nicht der Löwe das natürliche Sinnbild des Muthes? Er flieht nicht vor hundert Feinden. Doch flieht er einem helllodernden nächtlichen Feuer und brüllt ſchmerzlich und angſtvoll; denn ſolch ein Feuer thut ſeinem Auge weh. So hat auch jeder Held eine empfindliche Stelle, wo er fürchten lernt. — Doch ich muß eilen zu Ende zu kommen, das Gift möchte mir den Faden abſchneiden, und eine gute Viertelſtunde iſt ver-

floſſen. Er deutete auf die Uhr, und die Damen ſchrieen auf, die Herren murmelten und fliſterten unter einander. Ueber die Erzählung hatte man faſt vergeſſen, was geſchehen war und was bevorſtand. Immer noch gönnte man Herr Berthold von Herzen den Gifttod, doch zuvörderſt wollte man ſeine Geſchichte zu Ende hören. Er fuhr fort.

Der ſtarke Bär hatte den Rothmantel im Arm gefaßt und ſchritt jauchzend mit ihm fort. Aber das Jauchzen ließ er bald, denn ſein rieſiger Begleiter machte ſolche Schritte, daß er nicht folgen konnte. Er blieb athemlos ſtehen und ſprach: „Wo Ihr mich weit führt, mäßigt Eure Schritte, denn ich habe gegen Euch nur kurze Beine, und muß ein Weilchen ſchon verſchnaufen.“

„Nur bis zum Kirchhof dort.“

„Das iſt Eure Wohnung?“

„Ja!“ ſagte der Rothmantel.

„Meinetwegen!“ verſetzte der ſtarke Bär.

Indeß hatte das Unwetter ſich gelegt, und als ſie den Kirchhof betraten, brach die Mondſichel aus dem Wolkenſchleier und warf ein ſpärliches Licht auf die Kreuze und Leichenſteine. Vor einem friſchaufgeworfenen Grab blieb der Rothmantel ſtehen, ließ Hut und Mantel fallen, ſtreifte die ſchönen langen Locken und den kohlſchwarzen Bart von ſeinem bleichen Haupt und Kinn, und ſtützte ſich nun als rieſiges Gerippe auf ſein Schwert. In der anderen hatte er eine Sanduhr, welche er dem ſtarken Bären vor's Angeſicht hielt, indem er ſagte: „Nur ſo viel Zeit haſt Du noch zu leben.“

Hier blickte Herr Berthold nach der Thür und ſprach: „Es war wohl ſo viel Sand noch in der Uhr, wie in der unſrigen.“

„Alſo der biſt Du?“ fragte der ſtarke Bär, „Gevatter Klapperbein! Aber ich ſoll doch fürchten lernen.“

Das Gerippe ſprang in's Grab und winkte dem ſtarken Bären zu folgen.

„Aber ich ſoll doch erſt fürchten lernen, Du haſt es mir verſprochen!“ zürnte er.

„Du fürchteſt ſchon!“ grinzte der Tod.

„Nein!“

„Was zitterſt Du?“

„Weil es kalt iſt.“

„Was ſteht der Schweiß Dir auf der Stirn.“

„Weil es feucht iſt.“

„Was ſchaudert's Dich.“

„Weil der Tod auf meinem Grab ſitzt.“

„Ja!“ rief der Tod und zeigte die Uhr, „denn dies iſt Dein Grab, und nur ſo lang ſollſt Du noch leben.“ Hier blickte Herr Berthold wieder nach der Thür. „Gerade eine halbe Stunde.“

„Ich ſoll aber doch fürchten lernen!“ wiederholte immer noch der ſtarke Bär.

„So ſtraf' mich Lügen und ſtirb furchtlos.“

„Das will ich,“ ſchrie der ſtarke Bär, „aber gib mir zu trinken, denn ich bin nüchtern.“

„Nimmerſatt! haſt Du nicht ein ganzes Faß Bier geleert?“

„Gib mir ſtarken glühenden Wein.“

Der Tod bückte ſich in's Grab und holte einen großen vollen dampfenden Humpen heraus. „Da trink, wenn Du denkſt, es hilft Dir.“

„Ha!“ rief der ſtarke Bär, „das iſt gut. Und nun laß uns eins plaudern. Weißt Du nichts Luſtiges, keine Narrethei? Keine Schnurre.“

„Nein!“

„So will ich Dir was erzählen und Du ſollſt ſagen: Ich bin ein luſtiger Mann noch am Rande des Grabes! Am Rande des Grabes!“ lachte er. „Wahrlich ein drolliger Einfall!“ der ſtarke Bär ſaß nämlich auf der aufgeworfenen Grabeserde.

„Hör zu!“ rief er, „denn zu einem guten Trunk gehört ein fröhliches Wort. Das Wort ſchaff' ich, ſchaff' Du den Wein.“ Und zechend und ſchwatzend fuhr er fort.

„Ich weiß weder wo und wann ich geboren bin, noch wer meine Eltern waren. Meine Erinnerung beginnt damit, daß ich mit einer Bärin friedſam eine Höhle theilte. Ich lernte von ihr brummen, freſſen, was mir vorkam, und wo ich Nichts hatte, an der Tatze ſaugen. Weil ich aber ſehr gelehrig und klüger war als ſie, übertraf ich ſie bald in allen Künſten, und langte ihr ſtets die beſten Biſſen vorm Maule weg.“

„In demſelben Walde, den ich mit meiner

Bärin bewohnte, hatte auch ein Einſiedler ſeine Hütte. Der begegnete mir eines Tages, und obgleich mein Leib rauh und mit Haaren bewachſen war, erkannte er dennoch, daß ich zu etwas Beſſerem, als zu einem Bären geſchaffen ſei. Er redete mich an und ich antwortete durch Brummen, denn das war meine Sprache. Er winkte mich näher, aber ich zeigte ihm meine ſcharfen Zähne und langen Nägel, denn ich verſtand keine anderen Geberden. Und der fromme Mann gerieth über meine fremde Sprache und Geberde in große Angſt. Er zog ſeinen Roſenkranz hervor und betete. Allein der Roſenkranz gefiel mir und ich wollte ihn haben. Der fromme Mann ergriff die Flucht und ich ſetzte ihm nach."

„Vor ſeiner Hütte ſchlängelte ſich ein Bach zwiſchen Bäumen hindurch. Ueber dieſen Bach vergaß ich des Roſenkranzes, zuerſt bückte ich mich zu trinken. Nachher ſprang ich hinein mich zu baden. Ich tauchte unter, ſprang wieder an's Ufer, erkletterte einen Baum, ſtürzte mich von einem überhängenden Zweig in's Waſſer, und der fromme Mann ſah mit Erſtaunen dieſen Künſten zu. Um mich zu belohnen, holte er

aus seiner Hütte ein Gefäß mit Milch und einige Scheiben Honig, worüber ich sogleich mich hermachte. Aber ein neuer Schreck stand dem frommen Mann bevor. Ich hatte kaum die zweite Scheibe Honig verzehrt, als das Brummen meiner Bärin sich hören ließ. Ich gab ihr in meiner Sprache Antwort, denn wir verstanden uns, worauf sie durch die Büsche brach, auf mich zueilte, ihre Tatzen auf meine Schultern legte und mir die Wangen leckte. Auch von dem Honig wollte sie fressen. Aber ich schlug ihr ein paar mal derb auf die Schnautze, daß der Appetit ihr verging; nahm meinen Vorrath in beide Hände, ließ mir's wohl schmecken, leckte die Reste von Bart und Fingern und folgte meiner brummenden Bärin zur Höhle.

„Am anderen Tage zeigte ich mich wieder vor der Hütte des Einsiedlers, machte dieselben artigen Kunststücke, erhielt denselben Lohn, meine Bärin kam wieder mich abzuholen, bekam ihre Prügel, denn diese Theilung hatte ich zwischen uns eingeführt, und wir gingen. Dies wiederholte sich bis es Winter ward."

„Eines Morgens, da ich an den Teich kam, fand ich ihn zugefroren. An die Wiederholung meiner Kunststücke war nicht zu denken. Aber meinen Honig wollte ich nicht im Stiche lassen. Ich ging also in die Hütte des Einsiedlers, der bei meiner Ankunft nicht wenig erschrak, zeigte ihm meine scharfen Zähne und Nägel, und er setzte mir vor, was er hatte. Ich aß mich satt, zeigte aber keine Lust zu gehen, denn ich war klug genug, eine warme Hütte unserer feuchten Höhle vorzuziehen. Meine Bärin ließ ich brummen so viel sie wollte. Dem Einsiedler war das aber nicht so gleichgültig, und weil er voraussah, die Bärin würde endlich meine Spur finden, und könnte eben so hungrig sein, langte er nach seinem Bettelsack und ging auf die Dörfer, wo er ihn voll bettelte. — Als er zurückkehrte, lag die Bärin auf dem warmen Fleck beim Ofen, denn sie hatte richtig meine Spur gefunden, ich aber auf der Moosbank, und wir schliefen Beide um die Wette. — Als ich erwachte sah ich meine Bärin ein herrliches Stück Fleisch verschlingen. Ich war nicht so dumm diese Zurücksetzung an den Einsiedler zu rächen, denn bis dahin

konnte ja das schöne Stück Fleisch längst verschlungen sein. Mit dem festen Entschlusse, von dem Leckerbissen zu erobern, was noch vorhanden war, stürzte ich auf die Bärin zu, und versetzte ihr die üblichen Püffe auf die Schnauze. Meine Bärin mußte sehr hungrig sein, denn zum ersten Male gab sie sich mir als die Stärkere zu erkennen. Ja, indem wir mit einander rangen, zerfleischte sie mit ihren Pratzen meine linke Schulter. Ich war ein Bärenzögling und dennoch ein verhätscheltes Mutterföhnchen. Diese Behandlung konnte ich nicht ertragen, und mein Blut, das ich zum ersten Male sah, machte mich wüthend. Mit Nägeln und Zähnen vermochte ich nichts über die Bärin, aber der Einsiedler hatte ein langes spitziges Messer in den Fugen der Bretterwand stecken, das ergriff ich, ohne je eine Waffe gekannt zu haben, aus bloßem Kampfinstinkt, und stieß es mit meisterhafter Sicherheit der Bärin durchs linke Auge ins Gehirn. Da lag sie, brüllte, zappelte und ward still. Der Einsiedler hatte sich furchtsam in den tiefsten Winkel seiner Höhle verkrochen. Ich aber nahm meine Beute, streckte mich gemächlich wieder auf

die Moosbank und entschlief den blutigen Preis meines Sieges in Händen."

„Nachmals da ich sprechen lernte, erzählte mir der Einsiedler, den ich Vater nennen mußte: die Vorsehung habe mich zu ihm geführt, damit er meiner sich annehme und mich fromm und christlich erzöge. Er fügte hinzu, die Bärin sei vermuthlich meine Amme gewesen, ihrer großen Anhänglichkeit halber an mich, die ich ihr gar übel vergolten. „Trachte darnach!" ermahnte er mich, „gleichwie Du die Bärin, die in unverständiger Thierheit Dir Mutterliebe schenkte, grausam erschlugst, also auch Dein eigen Fleisch zu überwinden, wie sehr es Dir auch schmeichelt und gütlich thut. Sonst bleibst Du ein Thier des Waldes, denn etwas Besseres bist Du nicht. Nur der Geist macht uns zu Menschen und der Glaube zu Christen."

„War ich nun gleichsam Muttermörder schon in zarter Jugend, so sollte ich bald auch Vatermörder sein. Wenigstens die Ursache war ich, daß der Eindsiedler starb, und folgendermaßen ging es zu."

„Ich fing an Alles nachzuahmen und nach-

zuplaudern, was ich von meinem Vater, dem Einsiedler, sah und hörte. Ich betete, kniete, schlug Kreuze und dachte nicht mehr dabei, wie junge spielende Katzen, welche nicht stille sitzen können. Mein Vater, der Einsiedler, schöpfte dessenungeachtet Hoffnungen daraus, brachte große Bücher herbei und fing mir an den Sinn und die darin enthaltene Weisheit zu erklären. Ich aber ward größer und stärker und mit mir wuchs mein Hunger und Durst. Gute Lehren aber machen nicht satt und Weisheit löscht den Durst nicht. Ich fing wieder mein Bärenleben an und ging meiner Nahrung nach, aber mit Verstand und List. Allnächtlich plünderte ich die Schornsteine und Rauchkammern der Bauern, daß es eine Lust war, die leider! nur mein Einsiedler-Vater nicht begriff. Einigemal gab er hinter mir her meinen Raub den Eigenthümern zurück. Ich ward klüger und legte mir heimliche Vorrathskammern an. Nun liefen Klagen über Klagen ein, die den frommen Mann sehr betrübten; seinen Bettelsack trug er seitdem auch immer leer wieder heim. Ich bot ihm zwar von meinem Vorrath, er aber verschmähte Alles.

„Ich mag kein gestohlenes Gut," sagte er, „und kann auch von den Wurzeln und Kräutern des Waldes mich nähren. Du aber bist die härteste Prüfung, die der Himmel mir armseligem, bußfertigem Sünder je gesendet." Traun er hätte sich meiner gern entledigt, ich aber hatte keine Lust und war der Stärkere, so wurde nichts daraus."

„Es ward Winter und im Walde gab es nichts als Holzäpfel und Eiszapfen. Mein Vater, der Einsiedler, hungerte gewaltig, dessen ungeachtet setzte er meine Bekehrung nach Kräften fort. Eines Tages zeigte er mir ein großes Contrefei, worauf deutlich zu sehen war, wie die armen Seelen in der Hölle gekocht, geschmort, gebraten, gedämpft, gebrüht, gestopft, gesotten und gebacken wurden. Ich mußte über die närrischen Gesichter, die die armen Seelen dazu schnitten, herzlich lachen. Und vorne gar stand ein großer Teufel, der einen armen Sünder mit Haut und Haar zierlich verspeisete. Und dazu lachte er eben so herzlich, als ich lachen mußte. Ja, je länger wir uns ansahen, je herzlicher mußte einer über den andern lachen. „O!" rief

mein Einsiedler-Vater: „Warum ließ ich Dich nicht unter den Thieren des Waldes, so hättest Du aus Unverstand und Unwissenheit gefrevelt. Ich dachte es gut zu machen, bei Dir aber schlägt Alles zum Bösen aus. Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich. Aber sie ist es auch, die mit Seuchen, Noth und Plagen die sündige Menschheit heimsucht, und solch ein Werkzeug ihres Zornes bist Du. Fürchte diesen Zorn, der auch Dich in seiner ganzen Furchtbarkeit heimsuchen wird." — „Dies soll mir nicht zweimal gesagt sein," antwortete ich, „und bei jedem trefflichen Bissen, den ich gewürgt, bei jedem herrlichen Schluck, den ich gethan — das ist noch heutigen Tages mein höchster Schwur — ich will Eurer Weissagung und meinem lustigen Berufe Ehre machen."

„Was der Hunger lange Zeit vorbereitete, vollendete das tägliche Aergerniß so ich gab. Eines Morgens lag mein Einsiedler-Vater kraftlos auf der Streu, keuchte, schnappte und krümmte sich. „Vater!" sagte ich: „Du bist ein frommer Mann und schneidest just Gesichter wie die armen Sünder auf dem Höllen-Contrefei. So

friß in's Teufelsnamen gestohlenes Gut, auf daß Du nicht gefressen werdest mit Haut und Haar!" — Er rief: „Hebe Dich hinweg, Satan! Jesus Christus ist mein Theil!" — Bei dem Worte: Satan, dachte ich an den großen Teufel und mußte laut und herzlich lachen. Mein Einsiedler-Vater bekam den Krampf, schnitt noch possierlichere Gesichter, und erschütterte mein Zwergfell immer mehr. Mein herzliches Gelächter war seine Todtenglocke!"

„Und Deine Todtenglocke schlägt in zehn Minuten," sprach der Tod, „dann wirst Du auch possierliche Gesichter schneiden."

Herr Berthold blickte wieder nach der Sanduhr und auf den Herrn von Uchtenhayn! Hierauf fuhr er fort:

„Pfui!" rief der starke Bär, „wie ernsthaft bist Du, gib mir noch einen vollen Humpen, noch feuriger, noch glühender."

Zum zweiten Male bückte sich der Tod in's Grab und hob einen zweiten dampfenden Humpen heraus. „Trink!" sprach er, „wenn Du glaubst, Dir hilft es."

Der starke Bär hatte den Becher mit beiden

Händen kaum an die Lippen gebracht, da wehte ihm rücklings Eiseskälte an, er mußte schaudernd umblicken.

Siehe! der Geist des Einsiedlers stand hinter ihm, viel edler und heiliger noch, als im Leben. Er schüttelte seine leuchtenden Silberlocken und sprach mit tiefer Glockenstimme: „Schmach Dir starker Bär, so Deinen Tod zu fürchten, daß Du Dich berauschest. Ich war kein Held, ich war ein schwacher gebrechlicher Greis und verschmähte den ungerechten Bissen, der mein Leben gefristet haben würde."

„Hinweg!" schrie der starke Bär mit Entsetzen. „Hinweg!" kreischte er noch lauter.

Die Erscheinung verschwand und er trank!

„Trefflich! trefflich!" rief er, „ha das schmeckt, brennt, belebt, erheitert, und was erzähle ich noch gleich, damit Ihr nicht glaubt, ich fürchte mich? — Wohlan! seht, Gevatter Klapperbein! Es gab eine Zeit, da war ich nicht so breit und schrötig wie heut, daß ein Maler mit der Reißkohle im dunkeln mich an die Wand schreibt.. Viele Mädchen und Weiber waren mir gut, hofften mich zu bessern und zu bekehren.

Ich aber hatte sie Alle zum Besten! Ja! ein gewisses Mädchen betrog ich um Unschuld, Glück, Gewissen, Leben, Seligkeit, sogar um ihr ehrliches Begräbniß!" Er lachte laut und herzlich. „Ich versprach ihr die Ehe und natürlich sie glaubte. Eines Tages warf sie sich mir zu Füßen und flehte um Erfüllung meines Versprechens. — „Oho!" sagte ich, „Du weißt, ich bin ein Findling, ich weiß nicht, wer meine Eltern sind, es können Fürsten und Könige sein. Bis ich das weiß, werde ich keine Mißheirath schließen."

„Da jammerte sie: „Du liebst mich nicht, meine Eltern werden mir fluchen, meine Geschwister als hassenswerthes Beispiel mich verachten und alle Welt mit Spott und Schande mich verfolgen; so vollende Dein Werk und tödte mich. — „Oho!" sagte ich, „wenn Du ein Bärenhäuter wärest und Abends mir begegnest, und Deine Klinge wetztest, so aber lohnt sich's nicht der Mühe!"

„Sie merkte sich das, und am selben Abend begegnete mir ein Bürschchen im Schülertalar und wetzte. Es war so jung und klein, daß es mich fast dauerte, als ich es wie einen Käfer auf der

Nadel ſpieſte. „Du biſt auch nicht der Mühe werth," ſagte ich noch. Siehe, da ſeufzte ein bekanntes Stimmchen: „Du haſt mich gut getroffen, ſtarker Bär," und unter dem Schülermantel gewahrte ich einen Weiberrock. „Donnerwetter," rief ich, „das iſt ja ein unglücklicher Tag. Ich hätte es wiſſen können, denn dieſen Morgen fiel mir ein Beſen entgegen!" „Ich ſterbe!" wimmerte ſie, „ſchaffe mir einen Geiſtlichen, dem ich beichte!" — Ich aber ſagte: „So haben wir nicht gewettet. Ich habe mit einem Weibe gefochten, das iſt eine Schande! Das muß unter uns bleiben und für diesmal mußt Du ohne Abſolution ſterben." Hierauf zog ich mein Taſchenmeſſer und gab ihr den Reſt. Das Meſſer ließ ich in der Wunde ſtecken, dann trug ich ſie hinaus auf den Richtplatz, nahm ihr den Schülermantel und ließ ſie liegen. Man hielt ſie alſo für eine Selbſtmörderin und begrub ſie, wo man ſie gefunden."

Ein neuer Schauer erfaßte rücklings den ſtarken Bären und als er umblickte rief er: „Biſt Du es, Suschen?" — Sie war es, ein bleiches Geſpenſt. „Schande Dir, ſtarker Bär,"

ſprach ſie mit leiſer zarter Stimme. „Ich beſchäme Dich, ein Weib ſuchte ich freiwillig Grab und Tod. Du wirſt den Muth zu ſterben im Rauſche nicht finden, weh mir, daß Vorwitz und Verzweiflung ſolchen Muth mir einflößte. Aber die Zeit meiner Buße iſt um, die göttliche Barmherzigkeit hat mir verziehen.“ Je länger ſie ſprach, deſto lieblicher klang ihre Stimme und je leuchtender ward ihre Geſtalt. Zuletzt hatte ſie eine ſolche Klarheit, daß dem ſtarken Bären die Augen ſchmerzten, er ſchlug die Hände vor's Geſicht. Als er ſie ſinken ließ, zeigte der Tod ihm die Uhr und die Glocke fing an Mitternacht zu ſchlagen. „Komm!“ rief der Tod, „denn wenn die Glocke ausgeſchlagen, mußt Du ſterben,“ hiermit faßte er ihn bei den Beinen.

Dem ſtarken Bären aber bebten alle Glieder, als wollten ſie auseinander fallen. „Ich fürchte!“ ſayrie er, „ich fürchte. Habe Mitleid! Mitleid! Ich bin ja nur ein Thier des Waldes. Ich habe gekämpft, gelebt und gejubelt, im Jugendrauſch und Lebensmuth. Hätte ich je Tod und Grab geahnet, nie hätte ich das Heiligſte verhöhnt und das Mitleid verſpottet.“ —

„Wildling!“ sprach der Tod, „Du könntest fast mich dauern, doch habe ich nicht Barmherzigkeit mit den Barmherzigen, geschweige mit Dir.“

Da tönte der letzte Glockenschlag und der Tod riß den starken Bären in's Grab und richtete ihn mit dem Schwerte.“

Hier erhob sich Herr Berthold von seinem Sitze. „Gott sei Dank,“ sagte er feierlich, „für diese und alle Stunden, die mein Schöpfer glücklich und ungefährdet mich durchleben ließ! — Herr von Uchtenhayn, Ihr werdet jetzt die Wirkungen des Giftes empfinden, ich erlasse Euch den Hohn im Todeskampfe, berathet Euch vielmehr mit Curem Gewissen, waret Ihr auch allezeit gottesfürchtig und gerecht?“

Ein tiefes Schweigen herrschte. Bleich und kalten Schweiß im Antlitz erhob sich der Uchtenhayner. „Schon lange,“ sagte er, „fühle ich die Wirkungen des Giftes und kämpfe dawider!

Weh mir! daß ich auf ſolche Weiſe enden muß! Allein ich wollte es. Leb wohl, mein König! o hätte ich für Dich den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden, jetzt muß ich Dich um ein ſtilles Plätzchen in Deinem Schloſſe bitten, wo ich in Frieden meinen Geiſt aufgebe."

Da der Uchtenhayner ſo beweglich ſprach, konnte Niemand der Rührung ſich erwehren. Die edlen Frauen verbargen ihr Antlitz in den Tüchern, die Ritter ſchauten trübe und falteten die Hände. Der König aber blickte zornig auf Herrn Berthold. Eben wollte er ihn anreden, ihm Ungnade, vielleicht gar Verbannung verkünden! Da hielt Herr Berthold es für gerathen, dem Königsworte zuvorzukommen!

„Wie, Herr von Uchtenhayn!" rief er: „Ihr glaubt wirklich, Ihr ſeid vergiftet? Ihr habt reines klares Waſſer nur getrunken. Es gibt kein Gift, an Farbe, Geſchmack und Geruchloſigkeit dem friſchen Quellwaſſer gleich. — Fragt die Aerzte nur!" —

„Redet!" gebot der König dem kleinen Leibarzt, und dieſer ſprach: „Auch ich kenne kein

ſolches Gift, allein Herr Berthold iſt ein Wundermann und hat der Arkana ſo manche."

Deſſen ungeachtet glaubte dies Niemand. Man konnte immer noch nicht begreifen, daß man für nichts und wider nichts ſich geängſtet. Herr Berthold ſetzte aber die angebliche Giftflaſche an die Lippen und leerte ſie bis auf den letzten Tropfen.

Dieſe That wurde mit großem Beifall belohnt, und die Königin und alle Damen ſchlugen in die zierlichen weißen Hände.

Der Uchtenhayner aber blickte ernſt auf Herrn Berthold und fragte: „Bin ich vergiftet oder nicht?" —

Dieſer ſprach: „Herr von Uchtenhayn! Lebensverachtung und Todesmuth ſind zweierlei Worte, die zweierlei Sinn haben. Der Held, ſo theuer ihm auch ein Leben iſt, voll Glanz und Glorie, die täglich ihre Lorbeerkränze ihm weihen, iſt dennoch groß genug, das Leben zu verachten. Ich weiß, Ihr thut aus Lebensverachtung mehr, als das Leeren eines Bechers bedeutet. Der Todesmuth dagegen iſt ſtill, einſam und glanzlos; der Weiſe hegt ihn und der

Arzt muß ihn hegen. Wenn Todesmuth und Lebensverachtung um einen Giftbecher kämpfen, so ist der Kampf ungleich, das wissen wir jetzt Alle. Zuvörderst mußte ich Euch lehren, was Todesmuth ist, und dieses lernend, habt Ihr Euch auch als Held bewiesen. Euer ganzes Wesen und Benehmen war groß und würdig. Zwar glaubtet Ihr die Wirkungen des Giftes schon zu empfinden, das aber bezeugt nur, daß meine Lehre fruchtete. Wohlan, Herr von Uchtenhayn, jetzt ist Sonne und Wind rechtmäßig getheilt: laßt uns in Todesmuth noch einmal kämpfen; diesmal aber nehmen wir Wein, denn Wasser weiß ich nicht zu vergiften, daß man in solcher Lage es nicht im ersten Augenblick merken sollte."

„Nein!" sagte der Uchtenhayner, „dafür bewahre mich Gott. Seid Ihr denn noch nicht versöhnt. Ich sagte Euch nur wenig harte Worte, dafür schlagt Ihr mich mit tausend weisheitsvollen und erhabenen Worten. Heil dem Manne, der so denken kann wie Ihr. Ich will sein nützliches Leben nicht auf's Spiel setzen, viel-

mehr will ich es hochachten und schützen und vertheidigen." —

Herr Berthold reichte ihm die Hand und der König erhob sich von seinem Sessel! — „Knie nieder!" gebot er Herrn Berthold, „ich sehe, Du kannst Dich gut vertheidigen, denn Du führst Waffen des Geistes, welche unbesiegbar sind, während Ritterschwerter überwunden werden. Darum will ich Dich in den Adelstand erheben und ich verleihe Dir und Deiner Nachkommenschaft für ewige Zeiten das Privilegium, Jedweden, der Eure Ehre kränkt, auf einen Giftbecher zu fordern. Bei der Urkunde aber sollst Du die Geschichte des heutigen Zweikampfes hinzufügen, und ich will mit eigenen Händen darunter schreiben: „Mögen doch Alle, die mit einander hadern, sich verständigen können wie mein Leibarzt und mein Feldherr, damit alle Zweikämpfe auf so rühmliche Weise für beide Parteien wie dieser ausgefochten werden."

Hierauf zog er sein Schwert, gab damit Herrn Berthold drei Schläge und sprach: „Steh' auf, Edler von Berthold."

Der von Uchtenhayn aber sprach: „Auch

ich möchte der Urkunde hinzufügen, daß, weil ich verpflichtet bin, den Wünschen und dem Willen meines Königs zu genügen, mein König aber will, daß Herr Berthold und alle seine Nachkommen adelig sein sollen, ich mich erbiete, alle zwölf Söhne des Herrn von Berthold zu mir zu nehmen, um sie in edlen und ritterlichen Künsten zu unterweisen und ihnen adelige Tugenden und Sitten nach meinen besten Kräften einzuflößen."

Herr Berthold hatte sich nicht erhoben, sondern lag auf seinen Knien und weinte so heftig, daß Niemand sich zu erklären vermochte, woher ein weiser Mann so überaus weinen könne.

Der wackere von Uchtenhayn aber sagte: „Es sind Freudenthränen, die er nicht um seinetwillen, sondern über seine Kinder weint."

Da erhob sich Herr Berthold und sprach: „Ich weine vor Freuden wie vor Wehmuth. Ich stehe auf dem Gipfel des Erdenglücks, dahin mich mein König erhoben. Aber ein theueres Opfer kostet es mich; das ist mein kleiner Euthanasius. Als Säugling lag er im Arm des Todes und gegen diese Macht hilft keine Arznei!

„Ach, vielleicht in diesem Augenblick, wo ich so glücklich geworden bin, fordert der unerbittliche Gläubiger gräßlich seine Schuld ein.“

Der König, der mit Recht den Zunamen des Weisen verdiente, hieß Herrn Berthold heimkehren, nach seinem kranken Kinde zu sehen.

Ich, Hanns, Edler von Berthold-Todtenstein, scherzweise auch zugenamt der Ritter von der Axt, habe diese wahrhafte Begebenheit auf Befehl meines Königs, den Gott erhalte, aufgezeichnet. Denn weil ich bereits zwanzig Jahre zählte, als ich den Unterricht in ritterlichen Künsten empfing, bewährte sich das Sprichwort, das in meinem Taufnamen liegt: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hanns nimmermehr.“ Weil man aber sah, daß ich wacker zuschlagen konnte, gab man mir den Namen des Ritters von der Axt, welches eine Anspielung auf die frühere Handthierung meines edlen Vaters ist, der vor Zeiten ein Holzhauer war.

Während Udo auf dieſe Weiſe ſeinen Gaſt unterhielt, hatte Blanka im Burggarten Myrthen und Roßmarin gepflückt, ſie wollte auch Roſen, aber es war ſpät im Herbſt und alle verblüht. Sie fand noch Aſtern und pflückte die röthesten. Damit eilte ſie zur Capelle, enthüllte den Grabſtein ihrer Mutter, wand einen Myrthenkranz und ſchmückte damit das Haupt des Alabaſterbildes, die Aſtern und den Roßmarin befeſtigte ſie als Gürtel um den ſchlanken Leib.

Sie betrachtete die ſtillſchönen Züge ihrer Mutter und ſeufzte: „Himmelsfriede!“ Und bei dieſem Worte durchfuhr ſie ein ſchauerlich ſüßes Entzücken, das ſchöne, mit friſchem duftendem Grün geſchmückte Alabaſterbild ſchien ihr lebendiger als je, immer ähnlicher und ähnlicher fand ſie die Züge mit ihren eigenen. „Mutter! Mutter! wie liebe ich Dich!“ rief ſie. „Hier ſtand mein Vater und ſprach: „Liebe iſt das Seelengeheimniß.“ Ach wohl iſt es ein Band zwiſchen Menſchen und Geiſtern! O, Mutter! ich habe ja nur Dein Bild für meine Liebe!“ Da war

ihr's, als lächele das Bild in ſtiller Todtenruh, immer freundlicher und heller, und ſie fühlte, daß ſie ſelber das Bild beſeele. Sie fühlte Thränen in den Augen! und da dünkte es ihr, das weiße Bild würde auch gleich die Augen aufſchlagen und recht himmliſch verlangend nach dem lichten Altarfenſter blicken, die Sonne ſchien hindurch, die Chriſtusgeſtalt in vollem Glorienſcheine ſegnete und die goldenen Strahlen verbreiteten in der dunklen Capelle ein magiſches Licht. — „O mein Jeſus!“ rief Blanka, „wie iſt Alles hier ſo hehr und heilig, und bedeutſamer, wunderbarer, als das Schönſte und Süßeſte, was ich je geſonnen und geträumt.“ — Und in ſchauerlich-ſüßer Erwartung blickte ſie ſich in der Capelle um, als müſſe ſich ihr recht was Staunenswerthes, Niegeahntes zeigen.

Und ſiehe! Unter dem rieſigen Steinbilde des Todes ſtand der Eremit vom heiligen Berge in Ordenstracht, geiſterbleich und groß, die Augen weit geöffnet, den Zeigefinger an die Lippen gelegt; und alle Steinbilder hielten wie er den Finger an den Lippen, Stille gebietend.

Blanka verſtand die Gebehrde: „Still! ſtill!

Der Geiſt Deiner Mutter kommt über Dich, erfahre den Himmelsfrieden! Denk' an den letzten Traum. Weiſſagung iſt Menſchenkraft, Gottes-kraft iſt Fleiſch und Blut."

Und durch und durch heilig, erſchüttert und tief ergriffen, weinte ſie. Ihr Bewußtſein ſchwand in den Thränen, ſelig weinte ſie es hin.

Als ihre Beſinnung allmählig zurückkehrte, ſchwebten vor ihren Augen noch allerlei Geſtalten in fremdartigem Schmuck und Trachten; ſie lächelten, winkten, drückten ihre Finger an die Lippen und warfen ihr Küſſe zu; ſie hoben die ſchweren Steinplatten von den Grüften, ſtiegen hinab, ließen die Gruftſteine fallen; Alles ohne Laut und geräuſchlos.

Jetzt erſt wußte Blanka wieder, wo ſie war. — — — — Aber die Sonne, welche vorhin auf dem Altarfenſter ſchien, war geſunken, ein matter Schein röthete nur noch das Chriſtusbild, die Capelle lag in tiefer Dämmerung. Mehrere Stunden alſo hatte ihre Verzückung gedauert, von der ſie ſich nichts mehr bewußt war, als das unbegreiflich ſelige Gefühl!

— Und immer noch rauſchte es um ſie, wie mit Geiſterfittigen und wehte kalt ſie an!

„Ich armes Kind!“ fragte ſie ſchüchtern. „Wie iſt mir geſchehen. Ich habe mehr geſehen als den Traum meiner Mutter, mehr als mein thörichter Geiſt faſſen und behalten kann. Ich ſterbe! Meine Ahnen winken mir! So träumte meine Mutter und ſtarb auch bald darauf!“ —

Und ſie erſchrak vor ihren eigenen Worten, vor dem Klang ihrer Stimme in der tönenden Halle. Ein unſägliches Grauen wandelte ſie an. Sie wollte fliehen!

„Fliehen? meine theuren Ahnen? Nein!“ ſagte ſie, richtete ſich empor und ſchaute mit feſten Blicken in der finſtern Capelle ſich um und betrachtete die weißen, ſtarren Steinbilder alle. Dann verneigte ſie ſich vor ihnen tief und ehrfürchtig und verließ mit ſicheren Schritten die Capelle. —

Sie hoffte Udo und Edmund im Ritterſaal zu finden! Aber dort war Alles finſter. Sie öffnete die Thüren und trat auf den Söller. Der Abend brannte noch im Weſten, die Luft war rauh und die Bäume herbſtlich kahl.

Eben die Friſche und Kühle that ihr wohl. „Der Menſch ſoll keine Gemeinſchaft haben mit ſeligen Geiſtern!“ ſprach ſie, „dieſe Welt iſt ihm gegeben zu ſeiner Erquickung und ſeinem Behagen.“

Die Schatten vereinten ſich zur Nacht; immer ſtiller ward's, auch der Herbſtwind ſchwieg und der Himmel fing an mit allen ſeinen Sternen ſich zu ſchmücken. Ihr aber dünkte Alles eine Todesmahnung. „So treu und fromm geben die Bäume ihren Blätterſchmuck der Mutter Erde hin,“ dachte ſie, „ſo groß und ergeben bereitet ſich die Natur auf das winterliche Leichentuch. Ach, wer doch auch ſo friedlich ſterben könnte, und wohl dem Sterblichen, in deſſen Bruſt der Friede lebt, der dieſe ſtille Nachtwelt beſeelt!“

Sie nahm ihre Harfe, ſtimmte ſie und ſang hell und ſchmelzend:

„Du heil'ge Nacht, mit holdem Sterngeflimmer,
Verkündeſt du ſo hehren ſüßen Frieden!
Iſt dies ein ferner Paradieſesſchimmer,
Für unſer blödes Aug' hienieden!
So werde denn der nächt'ge Schleier droben,
Auch meinen Blicken bald gehoben.“

In Tönen wohnt eine beruhigende Macht. Blanka fühlte sich wie genesen und fand sich in die Wirklichkeit zurück. — Sie rief ihre Dienerinnen, schmählte mit ihnen, daß sie noch kein Licht gebracht und den Tisch nicht gedeckt. Dann ließ sie Udo und Edmund rufen.

Beim Male ging es ungewöhnlich stille zu. Blanka hatte nach der Weise der Todtensteiner ein Schüsselchen mit Früchten vor sich, aber sie berührte es nicht, und eben so wenig den Becher, in welchem Wasser und Wein gemischt war.

Udo saß ihr zur Linken; ihm entging die Veränderung nicht, die sich mit seiner Herrin begeben. Und Edmund ihr zur Rechten war bleich und verstört. —

Nur Gottschalk, der in einiger Entfernung neben Griseldis und Rosa saß, that dem Mahle seine Ehre und schwatzte leise mit seinen Nachbarinnen. Er erzählte ihnen, daß die Krieger des Junkers von Hohenhorst sich musterhaft betrügen. Es sei kein zusammengerafftes Kriegsgesindel, sondern meistens begüterte Insassen. „Und die Jünglinge," fuhr er fort, „haben Augen für die schönen Berghirtinnen. Das wird

Berlin. Landes-Bibl.

Hochzeiten die Menge geben. Die Töchter der Berge haben einen eigenen Reiz für die Flachländer. Das trägt den Kopf ſtolz in den Nacken, die Bruſt iſt hoch und gewölbt, das ſchreitet frei und auswärts!" Er küßte ſich die Finger, trank und warf ſeinen Nachbarinnen ſo verliebte Blicke zu, daß ſie wohl laut gelacht hätten, wenn nicht die Ehrfurcht vor der Herrſchaft ſie gehindert.

Endlich ward das Mahl abgetragen. Blanka ſprach ein kurzes Dankgebet, dann fragte ſie den Junker von Hohenhorſt: „Wie hat Euch die Schrift des Hanns von Todtenſtein gefallen, die ich Euch geſendet."

„Es iſt eine entſetzliche Geſchichte!" ſprach Edmund zerſtreut. „Sie hat mich zu Boden gedrückt, ſo ängſtigt ſich ein armer Sünder vor dem Hochgericht."

„So habt Ihr ſie nicht zu Ende geleſen. Sie ſchließt gar lieb und hold!"

„Die Geſchichte von dem Zweikampf," ſagte Udo, „hat einen ſo ſchlimmen Eindruck auf unſern Gaſt gemacht, daß ich ſchließen mußte."

„Ihr habt den Traum des Euthanaſius

nicht geleſen?" fragte Blanka. „So hole die Schrift, Udo. Der Junker von Hohenhorſt ſoll die Todtenſteiner achten lernen!"

„Ich kenne Euch! holde Blanka," ſagte Edmund. „Was die Schriften Eurer Ahnen betrifft, ſo ſind ſie gar zu ernſt und ſchwärmeriſch, ſo was taugt nicht für jetzt. Unſere Angelegenheiten ſind kraus und bunt genug. Wir müſſen nach Kraft ſtreben und nicht mit Gedanken ringen, die uns ſchwach und weichherzig ſtimmen."

„Sehr wahr!" ſagte Blanka. „Mein Leben iſt jetzt gar verworren, mein Inneres, wie mein Schickſal. Aber weil uns die Gegenwart durch Ungewißheit und Beſorgniſſe ängſtet, weil die Zukunft trübe und drohend iſt, wenden wir uns an eine bedeutungsreiche, große Vergangenheit. In jeder Lage des Lebens ſoll der Geiſt fähig und aufgelegt bleiben, ſich zu erheben und zu erbauen. Dies iſt die Welt der Täuſchungen, und weder ihre Schmeicheleien noch ihre Tücken verdienen, daß wir uns ihnen hingeben. Ich bitte, Udo, hole mir die Schrift."

In ihren Worten lag ſo viel Befehlendes und Unwiderſprechliches, daß Udo ſie zu erfüllen

eilte. — Blanka zog die Schrift aus der zierlichen Kapsel, entrollte sie, und las mit heller biegsamer Stimme.

Der Traum des Euthanasius.

Die schmerzenreiche Ahnung des Herren von Berthold sollte sich erfüllen, und während er durch die Gnade des Königs auf den Gipfel seines Erdenglücks erhoben ward, hatte der kleine kranke Euthanasius einen wunderbaren Traum.

Ihm dünkte, der riesige Gevatter trete in's Gemach, setzte sich auf den Stuhl vor seinem Lager; das Stundenglas stellte er zu Boden, stützte sich auf seine Sense, blickte mild und freundlich ihn an und fragte: „Wie geht es Dir, mein kleiner Pathe."

„Kommst Du mich abzuholen?"

Der Tod schüttelte sein bleiches Haupt. „Noch nicht!"

„Ich fühle eine Sehnsucht!" klagte Euthanasius. „Und diese Sehnsucht fühlte ich, seit ich fühle; sie ist mein früher Tod. Ich weiß

ſie nicht zu deuten, lieber Gevatter. Hilf mir! — Da ich noch geſund war, konnte ich mich mehr nicht freuen, als wenn der Vater mir verſprach, mich einige Meilen weit auf ein Schloß, oder in eine herrliche Gegend mitzunehmen, wohin man ihn als Arzt berufen." —

„Darauf freute ich mich Tagelang im Voraus und zählte die Stunden und Augenblicke. Ich dachte mir das Niegeſehene wunderbar, glänzend, farbenprächtig, und konnte kaum die Möglichkeit begreifen, woher ich vor allen meinen Geſchwiſtern und Kindern meines Gleichen beſtimmt ſei, ſolche Herrlichkeiten zu erblicken. Was ich nun ſah, war immer anders wie meine Träume und Hoffnungen. Es ließ mich kalt, allein das merkte ich nicht. Die Sehnſucht blieb dieſelbe. Ich dachte mit Freude und Rührung wieder an die Heimath, wo ich Alles meinen Brüdern und Geſpielen erzählen wollte, damit es ihnen ſo unerhört und wunderhaft aufginge, als ich es mir gedacht; denn Kindern iſt jede Kunde wunderhaft und das Vorhandene gewöhnlich. — Später, da ich erkrankte, mußte ich ſtets an das Fernſte und Unerhörteſte denken.

An die ſchauerigen wilden Einöden, dahin noch kein Menſchenfuß ſich verirrt, an unentdeckte Paradieſe. An verzauberte Inſeln, den Wohnſitz guter und böſer Geiſter und Rieſen, Drachen und Ungeheuer. Und las ich von einem Ritter, der auf Abenteuer zog, von Caravanen, die ſich reiſefertig machten, von ſegelfertigen Schiffen, die ihre Anker lichteten, ſo duldete mich nicht länger der Seſſel und das Lager; ſchwach und krank, wie ich war, mußte ich umherirren wie ein Unſeliger. Ach! wie oft blickte ich weinend den Wolken und der Sonne nach; denn Andere konnten alles Wunderbare erleben. Ich wußte aber, mir könne dergleichen nicht begegnen, ich ſei zur Gewöhnlichkeit beſtimmt."

„Jetzt kenne ich vielleicht dieſe Unruhe. Und ich glaube, ich habe einen Namen für die Sehnſucht, die mich quält. Nicht wahr? lieber Gevatter, mit Dir trete ich nun bald eine Reiſe an, und meine Sehnſucht wird befriedigt werden, ich werde geſund ſein. — O ſprich doch! das Jenſeits kann nichts Gewöhnliches ſein. Es wird mich nicht kalt laſſen und mir nicht fremd ent-

gegen ſein. — O bitte, ſag': Wohin führſt Du mich."

Der Tod grinzte freundlich mit ſeinen langen ſcharfen Zähnen. „Ich will's Dir ſagen, mein holdes Pathchen, denn es gibt keine Geheimniſſe in der Gotteswelt, Alles liegt frei und offen da und harrt der Erkenntniß. Nur der Menſchengeiſt iſt träge und verſtockt. Was für den Geiſt iſt, das wollen Menſchen ſehen mit Augen, die ich ſchließe, das wollen ſie hören mit Ohren, die ich verſtopfe. — Hör' zu Kind! Ich bin ein guter Geiſt, und was in meine Nähe kommt, muß ſich beſſern, und wo ich mich nahe, fühlt man ſeinen höheren Beruf. — Als Täufling lagſt Du in meinen Armen, daher haſt Du den Geiſt, der ſeinen Beruf ahnet, denn ſo heißt Deine Sehnſucht und darum biſt Du krank. — Sieh, mein Kind, hätten alle Menſchen den Geiſt, wie Du, ſie Alle wären krank wie Du. Dein Gevatter war ich nun einmal. Einmal kann Alles geſchehen in dieſer Welt, die Alles iſt. Das aber darf ich nicht wieder thun. Die Schöpfung Gottes duldet kein Schwärmen und Ausſchweifen, und wäre ich

Jeglichem gesinnt wie Dir; wer hätte da Geduld, dem staubigen Sein die ewige Verwirklichung abzuringen; wer hätte Geduld zu leben und zu leiden, um sich zu verselbsten? Die Gedanken schweifen hoch und weit, das Sein entwickelt sich träge und allmählig, darum darf ich das nicht wieder thun. Ich bin ein Knecht! der Knecht einer unerforschlichen Weisheit. — Du fragst, wohin ich Dich führe? — Ich führe Dich zu Deinem Beruf! — Und frag' nur Deinen Vater, wenn er heimkehrt: Was es heißt, einen Beruf erleben, frag' ihn, wie ihm zu Sinne war, als er die Holzhaueraxt bei Seite werfen, frei seinen Gedanken nachhängen und seine Kinder pflegen und lehren, Gutes stiften, Leiden stillen und Wohlthaten üben konnte. — Das war auch ein Beruf, den Dein Vater erlebte. Und der Segen, den Du über ihn brachtest, weil Du geboren wardst, der soll nunmehr über Dich kommen, weil Du stirbst. Du fragst aber: Was ist denn dieser mein Beruf. Mein theures Pathchen, er heißt: In Liebe, in Vollkommenheit sein. Nun? — Wird Dir das fremd und kalt und gewöhnlich entgegen sein? — O nein! —

Das Sein in Liebe und Vollkommenheit iſt nichts Gemeines! — O, Euthanaſius. Es gab eine Zeit, da waren Augen, die das ſahen, da waren Ohren, die das hörten. Und dieſe Augen habe ich geſchloſſen und dieſe Ohren habe ich verſtopft, aber das Wort iſt geblieben und für Dich, mein ſüßer Junge, ſteht ein Wort, ganz wie für Dich geſchrieben, es heißt: „Laßt die Kindlein zu mir kommen.“ — Dies Wort aber: „Laßt die Kindlein zu mir kommen,“ das wird an Deinem Ehrentage Jedermann ahnen und glauben, und Jedermann wird in dieſer Ahnung, in dieſem Glauben Dich beneiden.“

„Wann iſt mein Ehrentag?“ fragte Euthanaſius.

„Dein Ehrentag? — Wer kümmert ſich um den kranken Euthanaſius? Ei, das Blut hüpft munter in geſunden Pulſen. Die heitere unbewußte Welt, was kümmert ſie ein Krankenſtübchen, was das Schmerzenslager eines leidenden Kindes? — Doch liegſt Du kalt und bleich und ſchmal auf dem weißen Leichenbettchen, und Deine Brüder erweiſen Dir die letzten Liebesdienſte und ſchmücken Dich und drücken den bunten Todtenkranz

in Deine feuchten Locken. Was ſchwellt da ihre Bruſt? Was preßt Thränen aus ihren Augen, daß ſie Dich lieben, mehr als ſie Dich je geliebt? — Das iſt nicht Sehnſucht nach der ſchwarzen unverletzlichen Grabesruh — die iſt zu ernſt und kann nicht rühren. — Aber ſie kennen das Wort und lernen's fühlen, was es heißt: „Laßt die Kindlein zu mir kommen.“

„Und hallen nun die Todtenglocken, und läutet die Welt Dir den Abſchied. Wie wird ſich da die Bruſt Deiner Eltern heben. Es gilt die Trennung und Ihr ſeid längſt getrennt. Dein Vater gibt Dich hin und verzweifelt nicht. Er liebte Dich und denkt: Du ſeieſt zu Ihm gekommen. — Dein Begräbniß iſt das Einzige, was die Welt von Dir vernehmen wird, aber ſie wird Dir Ehre und Liebe erweiſen, obſchon ſie Dich nicht gekannt hat. — Was ſchaut die Menge, dicht gedrängt vor der Hausthür, ſo ſtill den Sarg an? Er wird herausgetragen, auf die Bahre gelegt, das iſt ein alltägliches Schauſpiel! Welche Hochgefühle gibt's? Sie verſäumen ihr Tagewerk, ſie vergeſſen ihre Freuden, ſie denken nicht an ihre Lieben. Das ganze

Menſchentreiben ſtockt und ſteht ſtill vor Deinem kleinen Sarg, Allen biſt Du wichtig geworden."

„Auch der König und die Königin und viele Große und Edle werden in der Kirche ſein, um den Vater zu ehren in ſeinem todten Kinde. Dein inhaltleeres Leben konnte ſolche Ehren nicht erwerben. Und die edlen ſchönen Frauen haben Blumen mitgebracht und ſchöne Bänder und Guirlanden, Deinen Sarg zu ſchmücken. Was thateſt Du für ſie. Doch eine Leiche iſt heilig und es geſchieht ihr Alles zu lieb. Auch eine Leichenrede erhältſt Du. Es gibt nur einen Text: „Laßt die Kindlein zu mir kommen." Viel rühmen läßt ſich nicht von Dir, Dein junges Leben iſt thatenlos und leidend vollbracht. Aber Du litteſt geduldig, das iſt rühmenswerth; Du haſt Dich nie dem Unmuth und Verdruß überlaſſen! Haſt Deine Schmerzen verheimlicht, um das Mitgefühl zu ſchonen, und wo mit allzuzärtlicher Pflege, mit zudringlichen Liebesdienſten die Deinigen Dich beläſtigten und quälten, ließſt Du Dir es gefallen, um keine Liebe abzuweiſen. Ja, Du trachteteſt nach einem Lächeln der Dankbarkeit, denn dies war aller Lohn, den Du geben

konnteſt. Kinder ſind gut, und Er hat nicht umſonſt geſagt: „Laßt ſie zu mir kommen.“ —

„Nun iſt der Sarg geſegnet und geweiht. Nun wird er in die Gruft geſenkt, die Blumen, die Bänder und Guirlanden, und was Liebe ſonſt für Sinnbilder hat, ihm nachgeſtreut. Der Gruftſtein wird geſchloſſen, die letzten Andachtstöne verklingen. — Nun iſt Alles aus, zwiſchen der Welt und Dir. Hienieden biſt Du Vergangenheit, wirſt ferner nicht geachtet. Man kehrt heim ans Tagewerk, das Leben geht wieder ſeinen alten Gang, die Alltäglichkeit tritt in ihre alten Rechte. Und die Heimkehrenden wiſſen nicht, was ſie rührte, was ihre Sehnſucht weckte, warum ihnen ſo wohl und weh war. — Du aber biſt zu ihm gekommen.“ —

Hier erhob ſich das rieſige Gerippe, ſtülpte die Uhr auf ſein Haupt, lehnte die Senſe auf die Schulter und ſtreckte die Knochenhand ſeinem Pathchen hin. — „Leb wohl, gutes Kind, denn zum Abſchied bin ich hier. Ich komme noch einmal, aber Du wirſt es nicht wiſſen. Leb wohl, mein liebes Pathchen, nimm Abſchied von Dei-

nem Gevatter, denn mich siehst Du in aller Ewigkeit nicht wieder.“ —

Euthanasius erwachte. — Da kehrte sein Vater vom Könige heim und trat in's Zimmer.

„Lieber Vater!“ fragte lächelnd Euthanasius. „Wie war Dir zu Muthe, da Du die Holzhaueraxt bei Seite werfen, frei Deinen Gedanken nachhängen, Deine Kinder pflegen und lehren, Gutes stiften, Leiden stillen und Wohlthaten üben konntest?“

Hier erhob sich der Junkherr von Hohenhorst, warf seinen Stuhl geräuschvoll bei Seite und rief tiefergriffen: „Ich sagte Euch, Herrin! ich kann derlei nicht hören. Es raubt mir alle Mannheit und eine Welt von Verantwortlichkeit lastet auf meinen Schultern. Wer weiß, wenn die Ereignisse im Schwunge sind, ob wir uns so befreundet gegenüberstehen wie heut. Wir sind Sclaven des Schicksals. Möge Gott Euch

die Gesinnungen Eurer Ahnen schenken, oder hegt Ihr sie, darin befestigen.“

Hiermit verließ er hastig und ohne Nachtgruß das Gemach.

Blanka blieb still, als könne sie nichts mehr rühren. Udo wünschte ihr gute Nacht und nahm Gottschalk mit. Auch ihre Dienerinnen entließ sie, damit sie schlafen gingen. Sie selber aber blieb und lehnte sich heftig weinend in den Sessel zurück. Allein die Thränen linderten nicht ihre unerklärliche Angst.

— —

Noch einmal machte Udo die Runde durch das Schloß. Alles war in gehöriger Ordnung. Das Benehmen des Junkherrn von Hohenhorst hatte ihm Argwohn eingeflößt, er blieb vor dessen Thür stehen und lauschte. Da hörte er ihn seufzen und laut und inbrünstig beten. Er vernahm die Worte: „Verrath an Vertrauen! Henker der Unschuld!“ — Da wollte er nicht weiter hören. —

„Es ist ein Unglücklicher," dachte er, „den das Gewissen quält, und ich will seine Geheimnisse nicht erlauschen."

Udo hatte kaum die Augen geschlossen. Als das Oeffnen seiner Thür ihn weckte. Gottschalk trat mit wichtiger Miene ein. „Edler Herr!" sagte er, „ich muß Euch melden, daß in den Zimmern des Junkherrn ein seltsames Geräusch vernommen wird. Es klingt wie Schläge eines bewickelten Hammers an die Mauer, und dann bröckelts manchmal wie Schutt und Stein."

Udo sprang auf, warf sich in die Kleider, in den Harnisch. Und eben langte er nach seinem Schwert. Da erhob sich ein Gekrache und Gepolter, als kollerten Steine und Schutt über eine Treppe in den Abgrund. — „Zu den Waffen!" riefen die Burgwächter. Ein wildes Gejauchze antwortete: „die Klaue hoch! die Klaue und Hohenhorst." Mit gezogenem Schwert eilte Udo die Treppe hinunter, die Halle stand schon voll fremder Krieger, und immer neue stürzten

noch aus Edmunds geöffnetem Zimmer nach. Er selber völlig gerüstet, rief den Burgwächtern zu: „Ergebt Euch oder ich lasse Euch in Stücke hauen.“

Udo stand auf den letzten Stufen der Treppe. Er schwang sein Schwert und rief. „Wer kein Feiger ist, stirbt für Blanka.“ Da fühlte er sein Schwert gehalten. Er sah sich um. Blanka stand einige Stufen höher und hatte sein Schwert an der Spitze gefaßt.

Ihre helle Stimme klang durch Waffengetöse und Kriegsgeschrei: „Ich halte Dein Schwert bei der Schneide, Udo. Wo Du mich nicht verwunden willst, so laß es mir.“

Udo knirschte mit den Zähnen, weinte Thränen des Ingrimms, allein er gehorchte. Sie nahm das Schwert beim Griff, schritt in die Halle hinab, durch die Reihen der fremden Krieger, und nahte sich dem Burgthor, wohin Udo's Mannschaft zurückgedrängt war, diesen gebot sie, „Legt die Waffen nieder. Kein Blut soll um mich fließen. Streckt die Waffen, befehle ich.“

Zögernd gehorchten die Krieger Einer dem Beispiel des Anderen folgend. Alles ward wie-

der still, nur leise klirrten noch die Rüstungen und die blanken Schwerter. Sie ging zur Treppe zurück und sprach zu Udo. — „Ich habe Dich entwaffnet, Du sollst Dich nicht opfern, traue mir, Dir blüht ein anderes Glück.“ —

Immer noch das Schwert in der Hand, schwebte sie die Treppe empor, ging in den Rittersaal zurück, da sah sie sich gefolgt vom Junkherrn von Hohenhorst, in voller Rüstung und mit gezücktem Schwert.

Sie blieb mitten im Saale stehen, wandte sich stolz zu ihrem Verfolger, senkte die Spitze des Schwertes in den Boden und stützte sich auf den Knopf. „Was wird mein Schicksal sein?“ fragte sie.

„Ha!“ rief der Junkherr, „wie ein zürnender Cherub stehst Du da, mit Deinen langen Locken und der blitzenden Waffe, aber Prinzeßchen, Deine Rolle ist zu Ende, Deine schönen Augen vermögen nichts über dies Herz, welches ein anderes Gestirn beseelt.“

Blanka wiederholte gelassen: „Was wird mein Schicksal sein?“ —

„Bist Du gefaßt es zu hören.“

„Du siehst es!“ Edmund bedurfte Zeit seinen Muth zu sammeln. „Ich wußte,“ sprach er, „daß diese Stunde eine schwere würde. Blanka, Blanka! Was hast Du für Elend gebracht über mich, über Tausende. Warum bist Du nicht im Kloster geblieben, so stände ich jetzt nicht so vor Dir.“

„Willst Du mit mir rechten,“ fragte sie, „da ich eine Gefangene bin? Stört Dich aber die Waffe in den Händen einer wehrlosen Jungfrau, siehe, nur zur Stütze dient sie mir, denn mein Geschlecht ist zart. Ich habe Mühe mich aufrecht zu erhalten.“ Hiermit ließ sie das Schwert fallen und sank auf ihren Sessel.

„Ich will die Königstochter in Dir ehren,“ fuhr Edmund fort, „obschon Dein Vater starb, eh' er die Krone trug, und ohne Zustimmung der Reichsvasallen, sich mit der Erbtochter eines ketzerischen Hauses verband. Du aber hast Aufruhr gestiftet, hast die Bauern hier gegen ihren rechtmäßigen König bewaffnet. Um Deinetwillen ward der Dornwart erschlagen, und die königlichen Krieger schimpflich überfallen und vernichtet.“

„Du lügst!“ rief Blanka. „Zieh Deine Krieger aus meiner Burg, gib mir die Freiheit, so will ich mich vertheidigen, wo nicht, fahre fort mich zu schelten und stemple mich zur Verräthern um, Deine Treulosigkeit und Hinterlist zu beschönigen, um die Du Dich selbst verachtest.“

Edmund stand beschämt und rang vergebens nach Muth und Worten.

„Was wird mein Schicksal sein?“ fuhr Blanka sanft fort. „Und was habe ich für die Meinigen zu fürchten.“

„Du dauerst mich!“ antwortete Edmund, „und ich fluche meinem Schicksal, das mich zu Deinem Henker macht. Allein ich kann Dich nicht retten. — Kirche und König sind wider Dich, Allen bist Du im Wege, mit Allen auf den Tod verfeindet. Du darfst nicht leben. Du weißt nichts von Rechten und Staatsangelegenheiten, Du weißt selbst nicht, wie gefährlich Du bist, wie wohlgethan es ist, Dich zu vernichten, wie übel gethan es wäre, Dich zu schonen.“

„Die Burg meiner Väter sammt allen Ländereien ist mein unbestrittenes Erbe,“ hob Blanka

an. „Auf alle andere Rechte will ich verzichten. — Wie bin ich denn ſo verderblich, lehre mich das.“ —

„Biſt Du geſonnen als Jungfrau zu ſterben?“ — fragte Edmund haſtig. „Iſt Udo Dir gleichgültig! Alles, was er für Dich that und ſein Ritterthum, das er ſo glänzend Dir zu Ehren übte, hat es ihm nur ſtolze herablaſſende Dankbarkeit eingetragen? — Kannſt Du „nein“ ſagen? Wo nicht, ſo klage um ſeinetwillen Dich an. Ihm zu Liebe biſt Du ſchuldig. Und kein Vertrag läßt ſich mit Dir ſchließen, wofern Du geſonnen biſt Dich zu vermählen. Biſt Du auch treu und redlich. Deine Nachfolger werden es nicht ſein. Solch ein Vertrag wird nie gehalten. Dies lehrt die Geſchichte meines eigenen Hauſes und die blutigen hundertjährigen Fehden der Kette und der Klaue.“

Er ſchwieg, und wagte nun erſt ſein Auge aufzuſchlagen und ſie anzuſehen. Sie hatte ihr ſchönes Haupt geſenkt und die goldenen Locken vor das Antlitz gezogen, die ſie mit gefalteten Händen zuſammenhielt.

„Du irrſt, Blanka!“ fort Edmund gerührt

fort, wenn Du für Deinen Feind mich hältst. Ich sorge nur für mein Reich, denn ich werde König sein. — Vermag ich's, so soll das Schlimmste Dir heut' widerfahren sein. Sterben sollst Du nicht. Nur Deine Freiheit nehme ich Dir. Du bist klug und gut, Du wirst meine Schonung einsehen und würdigen. Ich weiß, ich werde von Dir nichts zu fürchten haben. Wähle Dir ein Kloster. Wo nicht, eines meiner Schlösser zu Deinem Aufenthalt. Was diejenigen betrifft, die es mit Dir hielten, so verspreche ich Dir, all' meine Macht und Einfluß biete ich auf." —

Er konnte nicht weiter reden, er sah Blanka's Thränen durch die Locken und die zarten Finger dringen. — Hastig, ohne ein ferneres Wort eilte er aus dem Saal.

Blanka weinte immerfort, bis ihre Thränen versiegten und ihr Weh mit ihrem Gedächtnisse schwand, daß sie sich selber fragen mußte: „Was ist mir doch zu Leid geschehen!" Da war ihr

mit einem Male, als sei sie noch in der Capelle, und eben hätte sie das Bild ihrer Mutter mit Blumen geschmückt und freute sich des rührenden Schmuckes. Je länger sie das Bild betrachtete, um so deutlicher sah sie es stillfriedlich lächeln. Endlich schlug es gar die himmlischstrahlenden Augen auf und fragte mit einer Stimme hell und klingend, wie ihre eigene. „Blanka, denkst Du, ich schlafe, weil ich todt bin? O nein, ich wache über Dich, mein liebreizendes Töchterlein. Komm, komm!“ Und das glatte alabasterweiße Steinbild hatte Bewegung und glänzte wie weiße zarte Haut, und junge Muskeln spielten reizend in dem Glanze. Blanka fühlte sich kalt und riesengewaltig erfaßt, aber die Kälte war wonniger Reiz, und die Riesenkraft verletzte sie nicht, sondern hob sie leicht und rasch vom Boden. Das Steinbild hatte sich empergerichtet und zog sie auf den Schooß. Die Marmorhände wühlten in den reichen blonden Locken und trockneten damit die Thränen aus den Augen. Es drückte sie zart an die harte Brust und auf ihren Lippen fühlte sie kalte Geisterküsse, die entzückend ihr durch Herz und Nerven rieselten.

„Sei getrost, mein Töchterlein," flüsterte es liebreich und verlockend. „Sieh, Du bist ein wildes stolzes Kind, und steckst voll Muthwillen und Lebenskraft. Wäre ich noch am Leben, so würde das mich freu'n, denn Lebenskraft des Kindes ist Mutterglück. Ach, lebte ich, aus Mutterzärtlichkeit könnte ich am warmen Busen Dich todtdrücken. Doch sieh, ich bin ein kalter abgeschiedener Geist, und fast darf ich Dich nicht lieben, weil Du noch im Fleische bist. Aber Du bist so betrübt! — Gräme Dich nicht. Du lachst ja sonst so gern und kannst recht lieblich lachen. Aber mit dem Lachen freilich ist's aus. Stirb nur getrost. Wer Gott liebt, über den waltet seine Vorsehung, das ist doch wohl wahr, denn dem liebenden Auge kann sich die waltende Allgüte nicht verbergen. Deine Feinde mögen stolz thun auf ihre List und Schlauheit. Und sie sind doch nur die Narren ihres Schicksals, denn was sie so fein ersonnen und so kühn ausgeführt: ich habe es lange zuvor im Traume geschaut. Mit der Krone auf dem Haupte wirst Du vor dem Altar stehen und Gotteskraft empfangen. — Ja, die Versehung waltet, und

alles Leid, was Deine ſtolzen Feinde Dir zufügen, wird Dich nur demüthiger machen und beſſern. Liebe nur Deinen Heiland, der ja ſo liebenswerth iſt, und freu' Dich Deiner Ahnen. Denn von ihren Vätern und Müttern empfangen Kinder ihre Seelen und ihren Glauben, wohl denen, die gottesfürchtige Ahnen haben. — Die gebenedeite Jungfrau war in gerader Linie Erbtochter des heiligen Königſtammes David, und der Glaube den ſie erbte, machte ſie fähig den Heiland zu gebären. Freu' auch Du Dich Deiner Ahnen, denn ſie waren gottesfürchtig und ſiehſt Du die leuchtende Geſtalt Deines Elternvaters im Paradieſe, der Dich auf dem Arme trug und fragte: Wirſt Du mein Haus zu Ehren bringen, und dem Du „Ja!" verhießeſt und ſpielend ſeinen Bart zupfteſt, ſo ſag' ihm. „Sieh, Großvater, ich habe Wort gehalten, ach, eben ſo unſchuldig und unbewußt, wie ich's verſprochen." Denn von König, Adel und Geiſtlichkeit wirſt Du als Königstochter anerkannt ſein, weil Du ſtirbſt. Mit Sterbenden und Todten iſt kein Hader! — Bis dahin leb wohl und beſſere Dich, damit Du Dich zu ſterben freueſt.

Der Tod, er ist ein guter Geist, so sprach er zu dem Knäblein Euthanasius, seinem ersten Opfer. Ich spreche es zur Jungfrau, unserm letzten Kind.“ Und wieder fühlte Blanka die nervendurchschütternden Geisterküsse. Dann sank das Steinbild rücklings und erstarrte. — Ihr war, als säße sie immer noch auf den Knien der Mutter und sie hatte eine Freude darüber, daß sie den verzückenden Traum diesmal gefaßt und behalten hatte und ihn von Wort zu Wort wiederholen konnte.

Da hörte sie leise ihren Namen nennen. Noch einmal flüsterte er Blanka! Nun erst besann sie sich völlig und wußte, daß sie im hohen Sessel im Rittersaale sich befand. „Ich höre!“ antwortete sie.

„Still! still!“ fuhr es fort. Es war Udo's Stimme. „Es ist Wache vor der Thür. Ich weiß Rettung! durch jene Thür, in's Thurmgemach! der Gang endet im Walde. Sind wir im Freien, da helfen uns die Bauern. — Blut und Verderben! Vor aller Welt nenne ich ihn Verräther! Unerkannt werfe ich meinen Handschuh hin. Er soll an meinen Streichen mich er-

kennen! Welch Entzücken, mein Schwert in seinem Verrätherblut zu baden."

Blanka strich die Locken aus dem Antlitz und der Stirn, und schlug die Augen auf. Udo erschrak; ihr bleiches Antlitz glänzte, ihre Augen strahlten, ganz fremd und verändert war sie ihm.

„So, Udo, schaut' ich Dich im Traume!" sprach sie, „und schaute tief in Deine Brust, sie ist voller Frühling! Das keimt und quillt, und drängt und knospet; aufopfern und zerstören willst Du Dich um meinetwillen! — Gib Acht! dieser Frühling wird seinen Sommer haben, ich aber werde diesen Sommer nicht erleben! Ich rede im Geiste! — Eine holde Gattin wird Dein, und Du wirst sie theuer halten und mit ihr glücklich sein. Deiner Schwermuth halber wird Deine holde Gattin Dir ihr Herz weihen, wie Du Deines mir geweiht hast, und Dich für ein edleres besseres Geschöpf Gottes anerkennen, wofür Du mich gehalten. Und ein berühmter großer Ritter wirst Du sein, die Welt wird staunen bei Deinem Namen und Deine Kinder und deren Kinder werden staunen über Dein thatenvolles Leben und werden Dich ehren, weil Du so weise

und gut bist. Auch zahlreiche Unterthanen und Insassen wirst Du haben, die Dich täglich segnen und für Dich beten werden, weil Du ihnen so traulich bist und ihnen wohlthust. Geh! ein schönes Leben harret Dein, was Du am Ende Deiner Tage mit Zufriedenheit überblicken wirst. Geh! mein Freund! Ich kann Dir nicht danken! Geh! denn Du kannst mir nicht helfen, und laß mich allein! Ich werde nicht allein sein! Meine Ahnen umgeben mich, denn getreulich habe ich an ihnen gehangen. Und die Treue ist der Liebe werth, wo jenseits Alles Liebe ist. Was ich that, that ich um ihretwillen und habe ihr Angedenken stets hoch und heilig gehalten. Nun neigen sie sich zu mir nieder, und lassen ihre unglückliche Tochter nicht hülflos und nicht verzagen!"

Udo war vernichtet! Sie trennte ihr Schicksal von dem Seinigen und weihte ihn einem anderen Glücke. — Sein Herz war zerrissen, seine Sinne betäubt, er war einer Ohnmacht nahe. Er küßte ihre Hand, die sie schlaff ihm ließ und sprach in Thränen: „Ich habe das nicht verdient." Ohne zu wissen, was er that, nahm

er das Schwert vom Boden auf und ging damit zur Thür.

Draußen empfingen ihn die Wachen. Gleichgültig ließ er sich entwaffnen und in den Kerker führen.

Graf Eberhard langte auf dem Todtenstein an, und Vater und Sohn umarmten sich zärtlich. Jener triumphirend in Macht und Größe, dieser im Gefühl des Schmerzes und der Ohnmacht. Jener drückte den Erben seines Glücks und seiner Arbeiten an's Herz, dieser umfaßte die Stütze, die ihn emportrug. — Sie gingen in den Rittersaal und von da auf den Söller.

„Hier sind wir sicher," sagte Graf Eberhard, „daß Niemand uns belauscht. Dieser verwünschte Bau ist voller Eulennester und Dachshöhlen. Edmund, wir sind vorläufig die Herren hier und ich habe große Anstalten getroffen zu Festen und Gelagen. Hoch und herrlich muß Alles hergehen, dazwischen aber wird ein Schau-

ſpiel Statt finden, daran Jeder denken wird, ſo lange er lebt, und Kindern und Kindeskindern es erzählen.

Edmund bat für Blanka's Leben.

„Unmöglich!“ ſprach ſein Vater. „Zu Viele ſind dabei betheiligt. Eine genaue Uebereinkunft iſt getroffen und nichts läßt ſich rückgängig machen. Wir müſſen ſie als Königstochter anerkennen, die Bilecks, Löwenmarks und Orſila's beſtehen darauf und wir müſſen ihnen willfahren. Die Geiſtlichkeit wird ſich die Ehre nicht nehmen laſſen, eine Königstochter hinzurichten, und geſetzt, wir hielten ſie gefangen, ſo wäre dies eine Aufforderung an alle arme Ritter, die nichts zu verlieren haben, an Abentheurer, die ihr Schwert für nichts ziehen, und an alle Brauskopfe, die nicht Friede halten können, für ſie ſich zu verſchwören. Nein die Geiſtlichkeit leiſtet uns einen großen unvergeltbaren Dienſt, und alle Gehäſſigkeit der That fällt auf ſie. — Uebrigens der Diſpens iſt da und nächſtens feierſt Du Deine Verlobung mit der Thronerbin, welche die Vaſallen einſtimmig billigen. Der König nimmt den Todtenſtein hier und die Ländereien wieder.

Unſer Antheil iſt alle bewegliche Habe, Kleinode, gemünztes und ungemünztes Gold; Koſtbarkeiten, Seltenheiten, kurz Alles. Ich hoffe, wir fahren hierbei noch beſſer. Der Biſchof hat ſich die Schriften ausbedungen, gewiſſe Urkunden auch. Gönnen wir ihm das. Stirbt König Philipp einmal, er kränkelt ſehr und Du biſt König, was kann's Dir ſchaden? — Nun Edmund, habe ich dies Alles nicht gut gemacht, und ließ es ſich glücklicher und vortheilhafter für uns abſchließen."

Edmund blieb niedergeſchlagen nach wie vor.

„Aber was begehrſt Du eigentlich?" fragte ſein Vater. „Können wir ſie zur Königin machen, die entflohene Novize, die verurtheilte Zauberin? Sie trägt fliegendes Haar, geht auf bloßen Füßen und führt nach Pfaffenbrauch die Evangelien wörtlich an. Soll das fortan adelige Sitte ſein. Die Todtenſteiner mit ihrem finſteren Familienglauben taugen weder für die Welt noch für den Thron. Vergleiche nur Iſalde mit der Todtenſteinerin, ſie iſt eine echte Königstochter. Wahre Majeſtät gedeiht nur in Paläſten." —

Zuerſt langten die Laienbrüder an, und die Kloſterköche, die Graf Eberhard auf ſeine Koſten kommen ließ, denn ſie verſtanden es eine Tafel einzurichten und ein Banquet gedenkenswerth zu veranſtalten. — Sie brachten Karren, Wagen und allerlei hochbepacktes Fuhrwerk mit, als ſei auf dem Todtenſtein nichts vorhanden und ringsum nichts zu haben. — Sie richteten ſich in den Hallen ein, ſo gut ſie konnten, und die Kranken und Verwundeten, die Blanka bisher verpflegt, wurden in die Dörfer untergebracht.

Auch die hohen Herren fanden ſich ein und die vornehmen Prälaten, meiſtens vom Dominikaner-Orden. Edmund ſandte ihnen ſtets ein Ehrengeleite bis an die Marken des Gebietes entgegen. Endlich trafen auch König Philipp und Iſalde ein, mit zahlreichem Gefolge von edlen Frauen, Jungfrauen und Rittern, und mit einer glänzenden, wohlberittenen Dienerſchaft. Ihr Aufzug verrieth dennoch nicht halb die Pracht, die Herr Hohenhorſt auf dem Todtenſtein bereits entfaltet. Zudem waren die Frauen und Jung-

frauen, des ſtürmiſchen Wetters halber, in dichte Schleier und Mäntel gehüllt, und obgleich den Bauern eingeſchärft war, ihre Ankunft mit Freudengeſchrei zu begrüßen, blieb Alles ſtill. Nur die Spielleute auf der Burg ſchmetterten mit Zinken und Hörnern, und die hohen Herren die ihr entgegen ritten, ſo wie die Diener und Laienbrüder jubelten.

Wenige Stunden darauf langte auch Meiſter Hans mit zehn Henkerknechten an. Sie ritten auf überaus großen Pferden und waren bis auf die ſchwarzen Hüte und Mäntel feuerroth gekleidet, auch die Karren mit ihren Geräthſchaften und Habſeligkeiten waren feuerroth angeſtrichen, und ſie mußten einen anderen Weg einſchlagen, weil ſie füglich nicht durch die Ehrenſäulen und die Triumphbogen ziehen konnten, die für den König errichtet waren.

Kaum aber hatten ſie das Gebiet betreten, ſo begrüßte ſie ein Geſchrei der Wuth und des Schreckens, und ehe ſie das Thal erreichten, wo der beſondere Weg ihnen vorgezeichnet war, empfingen ſie die Berghirten mit einem ſo heftigen Steinhagel, daß ſie nicht vor- noch rückwärts

konnten. Die Pferde wurden scheu, die Karren schlugen um; Meister Hans selbst verkroch sich hinter einen umgeworfenen Wagen. Von der Burg aus mußte zahlreiche Mannschaft ihnen zu Hülfe kommen und sie mit vorgehaltenen Schildern schützen.

„Wie weit ist Meister Hans?" fragte der König den dicken Freund.

„Er hat im Burggraben die Grube gehöhlt," antwortete Herr Simon, „außerdem ist überall der Boden steinigt. Ich komme so eben daher. Ein großes Zelt war über die Grube gespannt, und Meister Hans mit seinen Gesellen arbeitete tief unten. Ich ging bis zur aufgeworfenen Erde und rief ihn, da klomm er eine Leiter empor und guckte aus der Zeltleinwand, mit einem Tuch um Mund und Nase. „Haben Euch die Bauern mit den Schleudern so übel zugerichtet?" fragte ich. — „Nein! ich fülle die Grube und die Dünste sind schädlich!" — „Warum denn span-

net Ihr das Zelt darüber?“ — „Das wird ein gar künſtliches Feuer!“ ſagte er; „das entzünde ich mit einem Waſſerſtrahl aus einer Handſpritze, darum muß ich die Grube vor Regen ſchützen. Heuer kann das kommen, eh' man ſich's verſieht, und ich verbrenne rettungslos, ſammt meinen Geſellen. Es wird aber auch ein ganzes Feuer. So muß man Hexen behandeln. Sie müſſen verbrannt ſein, ehe ſie wiſſen, wie ihnen geſchieht und ehe ſie Abadon, Beelzebub und Leviathan anrufen können. Ja! Meiſter Hans kann mehr als Brod eſſen. Er ſteckt Feuer mit Waſſer an, und brennt die Grube, ſo ſoll königliche Majeſtät, ſammt allen hohen Herrſchaften und hochwürdigen Herren, auf hundert Schritte ſpüren, welch ein Feuer das iſt. Ihr, gnädiger Herr, werdet da nicht ſtehen können, wo Ihr jetzt ſteht.“

„Nichts als Zauberei und Unnatürlichkeit,“ murmelte verdrüßlich der König.

„Zauberei, meint Meiſter Hans, ſei es eben nicht. Es iſt ein Kunſtſtück, was er einem Kinde lehren will.“

„Was macht der Uchtenhayner," fuhr der König fort.

„Nichts! Was ich mehr sagen wollte, wäre zu viel. Er ißt nicht, trinkt nicht, spricht nicht, und das Verließ ist tief und fest. Man hört unten nicht, was hier vorgeht."

„Weiß er, daß ich ihn begnadige, wenn er sich mir unterwirft?"

„Ich habe es ihm gesagt und er hat nicht darauf geantwortet. Darauf hat Herr Edmund von Hohenhorst mit seiner Gefangenen gesprochen und die Todtensteinerin hat ihn wissen lassen, es sei ihr letzter Wunsch und Wille, er solle sich seinem rechtmäßigen Könige unterwerfen; darauf hat er mit dem Kopfe genickt." —

Isalde unterbrach dies Gespräch, indem sie hastig eintrat und auf ihren Vater zueilte, ihn zu umarmen. „Ach! welch eine Nacht habe ich gehabt," klagte sie. „Dies ist ein verwünschtes Schloß hier und die Todtensteiner haben eine finstere Abgötterei mit ihren Hausgötzen getrieben. Mich freut, daß das endet. Man hat mir gesagt, ich würde viel Kostbarkeiten und Reichthümer hier sehen! Allein Reichthum ist heiter. Gold

und Silber blitzen und lachen. Edle Steine funkeln und prangen. Entsetzlich aber werden Kostbarkeiten, wenn man Gerippe und Todtenbeine damit aufputzt. Ist es doch hier, als würde die heilige Grabesruh entweiht, der Todtenfrieden gebrochen und Moder und Gebein an's Tageslicht zu einem höhnischen Scheinleben gebannt. — Und wenn nun hinter solch einem Pfeiler, aus irgend einem finsteren Winkel, ein Gespenst hervorträte und sich ärgerte an meinem jungen Leben. Nicht wahr, Freund? Dir ist dergleichen hier begegnet."

Der König blickte Herrn Simon strenge an, der aber nicht in Verlegenheit gerieth, sondern sagte:

„O damals war hier Alles Schutt und Staub und die Hexe allein bewohnte den ungeheuern Bau. Jetzt geht es hoch und herrlich hier zu, und die Hexe sitzt gefangen."

Isalde fuhr schmachtend fort: „Vier Kerzen ließ ich in meinem Schlafzimmer brennen und es war mir nicht hell genug. Wer mag schlafen, wo überall der Schädel grinzt und die Devise prangt: Memento mori! Und die Bildsäulen, das Schnitzwerk, die Teppiche, nichts als Tod und

Sterben. — Aus dem Golde des Bechers grinzt mich der Schädel an und höhnt mich des Durstes. Ich möchte nichts essen aus jenen großen Schüsseln, wo er die silbernen Zähne fletscht. Ich denke, mein junger Kopf sei eben solch ein Todtenkopf und fletsche eben so die Zähne um nothdürftige Nahrung zu zermalmen. Ich würde die ausgesuchtesten Leckerbissen nicht berühren. Lieber Hungers sterben. Ach Gott, was soll ich hier? Kann die Verrätherin nicht sterben ohne mich? —

„Ich will Euch etwas verrathen," begann der dicke Freund. „Weder heute noch sonst an einem Tage wird es Euch an Zerstreuungen fehlen. Der Junker von Hohenhorst wartet nur darauf, daß Ihr Euch sprechen laßt. Kostbar gekleidet harret er Eurer. — Er trägt ein Barret mit einer Stickerei, die in einiger Entfernung wie eine Krone aussieht."

Der König lachte.

„Er will Euch fragen," fuhr der dicke Freund fort, „ob ein Ringelrennen gehalten werden soll, die Bahn im Thale ist diese Nacht hergestellt, oder ob Ihr vielleicht eine Reiherbaitze wünscht."

„Eine Reiherbaitze," ſagte Iſalde haſtig. „Die Gegend hier ſoll ſchön ſein und mich verlangt, wie die hochwürdigen Herren ſich zu Roſſe ausnehmen."

„In Eurer Abweſenheit wird ein Banquet eingerichtet, um Euch bei der Rückkehr damit zu überraſchen. Und nicht wahr, reizende Königstochter, Ihr tanzet gern. Nach dem Banquet iſt Tanz. Ihr werdet nicht zu ſchlafen begehren, wenn unſer Feſt die Nacht zum Tage macht, und wir, beglückt von Eurer Nähe, wetteifern ein zauberiſches Lächeln dieſen Lippen abzugewinnen. Und da will ich die Geſpenſter ſehen, die unangemeldet und unberufen vor königlicher Hoheit zu erſcheinen wagen."

„Wann aber ſoll die Hochverrätherin ſterben?" fragte Iſalde.

„Morgen mit dem Früheſten! ſobald das Tageslicht den fruchtloſen Wettkampf beginnt mit unſeren koſtbar blitzenden Feſtſälen! Ich habe mir oft gewünſcht, wenn ich mich müde geſchwelgt, wenn ich von Freuden und Luſtbarkeiten geſättigt war und ſo betäubt, daß auch nichts, gar nichts mehr annehmlich und verlangenswerth mir war,

— Jetzt möchte ich etwas Unerhörtes, Fürchterliches, alle Nerven Erschütterndes sehen. Das ist eben Vollgenuß! so gestaltet sich das Leben traumhaft. Der Rausch und die Aufregung findet ihren Schluß. Man kann einschlafen, ohne daß die Tanzmusik einem durch die Ohren gellt und das Blut durch die Adern stürmt; die Nerven haben das Ihrige gethan und können ruhen."

„Schrecklich! schrecklich!" seufzte Isalde.

„Ueberlaßt solche Seufzer Euren Frauen," fuhr der dicke Simon fort. „Ich kenne Euch. Müde werdet Ihr! denn die heutige Nacht habt Ihr wenig geruht. Zudem werdet Ihr auf der Jagd Euren Renner wacker tummeln und die rauhe Herbstluft wird Euch scharf durchwehen. Dann das Banquet und der Tanz, wo Ihr die Sonne seid, deren Strahlen Alles belebt, daß die Welt Euch ihre Blumen erschließt, ihre Düfte und Schätze spendet, zufrieden, wenn Ihr die Huldigungen annehmt, beglückt, wenn Ihr sie durch ein Lächeln lohnt. Jede Aufregung ermüdet, und Ihr mußtet müder sein, wie Alle anderen. Allein, ich kenne Eure Hoheit. — Was schadet Euch eine durchwachte Nacht, eine Jagd,

ein Banquet, ein Tanz! Dieſe jugendlich friſche Haut wird den Perlenſchmuck beſchämen! Und welcher Rubin kann lächeln, wie dieſe ſüßen anbetungswürdigen Lippen, und die armen Diamanten in Eurem Haarſchmuck, die die ganze Nacht hindurch ihr Möglichſtes gefunkelt und nun beim grauen Tageslicht ohnmächtig erblinden! Sie können dieſe jungen Feueraugen nicht beſtehen! Ei! laßt Eure Frauen ſeufzen: „Schrecklich! ſchrecklich!“ denn ſie werden ſich in den Spiegeln beäugeln, ihre bleiche Farbe, ihr überwachtes Anſehen, ihren zerſtörten Putz und ihre eigene Weilheit wahrnehmen, und ſie werden weinen und ächzen und klagen, daß ſie nicht fähig, ſolch gräßliches Schauſpiel mit anzuſehen. Aber ſie ſtellen ſich nur ergriffen, weil ſie angegriffen ſind. Und was ſie verdrießt, ſind Eure echten, friſchen, unverwüſtlichen Reize!“

So gelang es Herrn Simon die Prinzeſſin zu erheitern und der König ſprach: „Kann ich dafür, daß die Leute nicht eher Friede halten, als bis Meiſter Hans ſie ſtille macht.“

Iſalde empfing heiter den Junkherrn von Hohenhorſt, der zu ihr trat, koſtbar geſchmückt, wie

der dicke Freund es beſchrieben, und ihr die Frage vorlegte: „Ob ſie Gefallen finde ein Ringelrennen zu ſehen oder eine Reiherbaitze zu halten.“ Iſalde entſchied ſich für die Reiherbaitze.

Bald widerhallten die Echo's vom Hörnerklang und die Gegend von dem Gejauchze ſchöner Jägerinnen, dem Jagdruf glänzender Reiter, und den Pfiffen und Kehltönen der Falkner. Die Reiher in den Sümpfen lernten zum erſten Male grauſame und wohlgeübte Feinde kennen, welche zahlreiche Opfer würgten.

Die Mönche ſangen ein de profundis und mit Bangen und Grauen betrat die glänzende Verſammlung die finſtere Burgkapelle. Ihre Augen waren noch geblendet vom feſtlichen Kerzenglanze, vor den Ohren gellte noch die geräuſchvolle Tanzmuſik, ein ſchreiender Widerſpruch mit den Tönen der Andacht.

Die Steinbilder waren mit vollen Laubkränzen geſchmückt; ſchwere Laubgewinde umgaben die marmornen Denkmale. Die Blenden waren mit den vollſten und friſcheſten Zweigen, die man

noch finden konnte, geschmückt; und ein Marmorhaupt, ein weißer Arm, eine Hand guckten gespenstisch heraus. — Das knöcherne Antlitz des riesigen Gevatters grinzte ebenfalls unter einer dichten Epheukrone, und seine geschwungene Sense war mit zarten Epheuranken, wie eine siegreiche Waffe, umschlungen.

Der Alabasterstein des stillen Fräuleins trug noch den Schmuck von Myrthen, Rosmarin und Astern, und dicht daneben, unter dem riesigen Bilde des Gevatters, saß der Eremit vom heiligen Berge, den Arm auf die Lehne des Beichtstuhls gestützt, und das weinende Angesicht verhüllt.

Das Altarfenster mit dem Christusbilde leuchtete nicht wie gewöhnlich, denn eine Seitenthür war geöffnet, die in den Burggarten führte, und im Morgenlichte sah man die Henker stehen, ihres Opfers gewärtig.

Der Gesang schwieg und eine feierliche Stille trat ein; nur die kostbaren Gewänder rauschten in dem hallenden Gewölbe.

Da öffnete sich eine dritte Thür. Waffen klirrten und Krieger mit blanken Schwertern tra-

ten ein, blieben am Eingange ſtehen und ließen eine lichte Jungfrauengeſtalt, in weitem weißen Gewande, mit langen goldenen Locken, durch ihre Reihen. Statt allen Schmucks trug ſie ein kleines goldenes Krönchen im Nacken. Eben die Krone hatte ihre Mutter getragen, da ſie mit dem Prinzen Heinrich zum Altar trat. Zwei Dienerinnen folgten ihr, bis auf die Krone ganz wie ſie gekleidet.

Ihr Anblick erzeugte Seufzer und Angſtgeſtöhne, die rauſchend durch die Wölbung zogen. Die ſchöne Erſcheinung hatte das Haupt geſenkt, die Laute des Mitgefühls erſchütterten ſie ſichtbar, ſie rang nach Faſſung, nur allmählig wagte ſie das ſchöne Haupt zu erheben und die glänzenden Augen aufzuſchlagen, als wiſſe ſie, was ſie ſehen werde, und wolle nicht erſchrecken. Es gelang ihr in voller Faſſung im Kreiſe umzublicken, nur die geöffnete Seitenthür flößte ein Angſtgefühl ihr ein. Aber auch dahin vermochte ſie feſt zu blicken.

Ihre Dienerinnen verſtanden den Blick und laut weinend, mit Geberden der Verzweiflung, warfen ſie ſich zu Boden, umarmten ihre Knie

und küßten ihre Gewänder. Sie aber machte ſich los und ſprach mit jugendlich klangreicher Stimme:

„Scheiden wir nicht in Raſerei und Schmerz. Ich ſcheide von Euch in Gottesfurcht und Ergebung, und ſo möchte ich, daß mein Andenken Euch verbleibe.“ Hierauf umarmte ſie ſie Beide und küßte Jede auf den Mund, dann fuhr ſie fort: „Wenn ich mit dem König geſprochen habe, ſo grüße ich Euch nochmals. Der Gruß gehört Udo. Ueberbringt ihn und ſagt: Er war mein letzter Gedanke, der der Erde gehörte.“

Leicht und edel ſchritt ſie jetzt auf den König zu, blieb aber in ehrerbietiger Ferne ſtehen. „Mein königlicher Oheim,“ begann ſie, „zürne mir nicht, weil ich die Krone trage, ich bin ja nur als Todesopfer damit geſchmückt. Auch meiner ſchönen Heimath zürne nicht, verwüſte ſie nicht in Deinem Zorn und vergib denen, die die Waffen für mich aufnahmen. Sie werden fortan Dir ſo treu ſein, wie ſie meinen Vätern waren! Und ich will Dir eine lange glückliche Regierung wünſchen, verachte nicht den Wunſch der Sterbenden, im Tode iſt Wahrheit!“

Der König blickte finſter und ſchwieg. Blanka ſchüttelte wehmüthig das Haupt und wandte ſich an Edmund. — „Junker von Hohenherſt!“ ſprach ſie: „Ihr habt mir Alles geraubt, was mir hienieden Glück und Freuden brachte. Ich weiß, Ihr habt Theilnahme für mich! Was Ihr mir Leides gethan, vergütet den Meinen. Ach! weicht meinen Blicken nicht aus, laßt mich in Euren Augen die Beſtätigung meiner Bitte leſen. Ich gehe hin, wo kein Leid iſt, ich möchte die Beruhigung mitnehmen, daß die Meinigen für mich nicht leiden!“

Da erhob Edmund ſein Haupt, blickte ſie mit feuchten treuen Augen an, und legte betheuernd die Hand auf's Herz.

„Gott ſegne Euch!“ rief Blanka hell und mit Thränen, dann wandte ſie ſich ſchluchzend und zögernd an den Biſchof.

„Herr Biſchof! Ich darf nicht zu Euch reden, Ihr nennt mich eine todwürdige Ketzerin. Aber für die Schriften meines Hauſes rede ich. Sie ſind der Inhalt vieler frommer Menſchenleben, ſie nennen ſo manches geheime Mittel zur Linderung der Körperleiden! Wer ſie nimmt, der

iſt verantwortlich für das, was Gottes Gnade und Allweisheit dem Menſchengeiſt enthüllte!"

Der Biſchof blickte finſter und vornehm-mürriſch vor ſich hin. Sie wandte ſich wieder zu ihren Dienerinnen, und plötzlich kam noch einmal alles Leid und aller Schmerz der Erde über ſie. Sie weinte heftig, ſchluchzte laut, ihr Buſen, ihr ganzer Leib zuckte und bebte. Aber auch dieſer Empfindung ward ſie Herr, und feſt drückte ſie beide Hände an die Lippen, und entſchloſſen breitete ſie ſie aus. Es war der Gruß, der Udo galt. Und ſie hatte mit der Erde abgeſchloſſen; leichtfüßig eilte ſie zum Prieſter und warf ſich ihm zu Füßen.

Da rauſchte es von Neuem in der hallenden Capelle, alle Anweſenden verließen ihre Sitze. Blanka kniete dicht neben dem Bilde ihrer Mutter, das weiße, hinten übergeſunkene Haupt glich völlig dem emporgehobenen der Knienden.

Dann trat wieder Todtenſtille ein und Blanka's Beichte hallte ſilbern und leiſe und ſtahl ſich in jedes Ohr.

„Vor Deinem Geiſt, mein theurer Vater! demüthige ich mich gern, wie ich vor Gott mich

demüthige. Du haſt oftmals mich geſcholten. Heut ſchelte ich mich ſelbſt, weil ich ſtets glaubte, Du thäteſt mir Unrecht. Ja! über alle Maßen habe ich mich ſelbſt geliebt, und wenn mich Andere liebten, entzückte mich das, wie eine Wahrheit. Auch wenn ich Barmherzigkeit übte, miſchte ſich mein Selbſtgefallen ein; ich hielt mich für ſo gut und ſo barmherzig, und den frömmſten Dank, die quälende Gewalt der Dankbarkeit, die ſich der Worte ſchämt und doch nur Worte hat, ich nahm ſie hin, als einen Tribut meiner Eitelkeit, und zollte ſie nicht dem Höchſten, dem Geber alles Guten. Selbſt wenn ich Troſt ſprach und das erlernte Wort wirkte, gefiel ich mir, die ſo fromm und heilig fühlen konnte. Ach vergib mir, ich war ein Kind, aber ein reiches Kind, ich ſtaunte meinen eigenen Reichthum an und hielt ihn für unzertrennlich von mir. Noch ſchlimmer war ich im Kloſter, da hielt ich mich für beſſer, edler und klüger wie meine Mitgeſchöpfe! Ich war es auch, doch ich verdammte ſie, ſtatt Gott für ſeine mir Unwürdigen geſpendete Gnade zu danken. Hätte ich gefühlt wie heute, mein Dulden und mein Wort hätte

Manchen gerettet und den Weg des Heils ihm gezeigt. Gott gab mir so schöne Gelegenheit und ich war ein thörichtes Kind. Auch das vergib mir! denn dafür werde ich hart gestraft und muß mein junges Leben lassen! — Daß sich meine Bauern hier für mich bewaffnet und meine Feinde vertrieben, die hinterlistig und räuberisch mich verfolgten, kann ich, so weit ich Theil daran habe, nicht bereuen. Es geschah um meiner Ahnen willen, deren Andenken mir hoch und theuer und heilig ist. Sie haben gelebt in Fleisch und Blut, darum mußte Fleisch und Blut sich erheben für sie und sich ihnen weihen! — Nun weißt Du meine Sünden alle. Sonst habe ich wissentlich nicht gefrevelt, dennoch bin ich reinen Herzens nicht!"

Und wieder begann sie zu weinen und zu schluchzen. „Mein Herz ist jung und will nicht brechen, und nur gebrochene Herzen erleuchtet die Gnade. Meine Ahnen, ihr Leben und Denken, und ihre Schriften, haben süße Sterbelust mir eingeflößt, Gottes allgütige Vorsehung hat so viel für mich gethan, sie sandte mir Träume und Vorzeichen, Ahnungen und Verzückungen.

Mein Geist ist vorbereitet. Ich liebe Jesus Christus, der so liebenswerth ja ist. Aber ach! mein thöricht junges Blut will nicht vergossen sein; die Sehnsucht und Erleuchtung und Liebe erlischt in Bangigkeit und Angst und Zagen. Schmach mir! Schmach! Ich bin eine Todtensteinerin und weiß nicht zu sterben. Hilf mir! Du kannst es! und daß Du es kannst, ist ja der Lohn Deiner Frömmigkeit und Tugend."

Die letzten Worte waren wieder silberhell und beschwörend erklungen und sie hielt inne, denn der Eremit vom heiligen Berge erhob sich in seiner Heldengröße und sprach mit tönender Stimme:

„Kind! Warum schiltst Du Dein Zagen und Bangen? Kannte nicht auch der Heiland alle Angst und Todesnoth? Was aber that er, da die Henker sein göttliches Fleisch mit scharfen Nägeln durchschnitten und er den ersten frischen Reiz des tödtlichen Schmerzes empfand? Er sagte: „Vater vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!"

Plötzlich entfärbte sich der Eremit. Seine Augen blitzten. „Still Mädchen! still," sagte er, und legte den Zeigefinger an seine Lippen.

Da schrie Blanka hell auf: „Der Traum meiner Mutter! Ich habe so auch geträumt!"

„Still, still," fuhr der Eremit voll heiliger Schauer fort, „denn Wunder muß ich verkünden und alte Weissagungen zur Erfüllung bringen. Heil Dir! Blanka. Ich bin der Priester, der Deine Mutter gesehen, die dort unter dem Alabasterstein, Deinem Ebenbilde, schläft. Heil Dir! meine Tochter, denn Himmelsfrieden wirst Du haben und ein Kind Gottes wirst Du heißen, wie es geschrieben steht! O! es geht rasch mit Dir zur Vollkommenheit! Fürchte den Tod! Leide und schmecke ihn. Aber ihn fürchtend, leidend und schmeckend, segne und bete für die, so Dich sterben lassen! Der Gott, er segnete, er betete, er entschuldigte, und sein Wort war Gottes Wort; ihnen ward vergeben und sie wußten nicht, was sie thaten. Du bist nicht er; solch Frevel, wie geschehen mußte, um die Welt zu verklären, kann an Dir nicht geschehen, Du bringst der Welt nicht Verlust noch Gewinn. Dein Gebet ist nicht mächtig, sondern ein Angstseufzer! Fühle aber die Gnadenwohlthat seiner Leiden, der Gedanke lehrt nur denken, aber das Beispiel lehrt Nacheiferung und das lebendig vollbrachte lehrt lebendig vollbringen. Es ist geschehen, darum ist's menschenmöglich, und Du kannst es; ich sage Dir, Du sollst fürchten und leiden, und segnen und beten, denn das ist Vollkommenheit, so steht geschrieben!"

Mit kräftigem Arm riß er sie von den Knien empor, zog sie innig an seine Brust und küßte ihre Stirn.

„Heut!“ sprach er, „halt ich mit reiner Liebe Dich an diesem Herzen, meine Arme drücken Dich mit Vaterzärtlichkeit. Kind meines Geistes, wisse, daß ich Dein Vater bin. Mit dem Hauch meines Mundes, mit dem heiligen Geist meines Wortes geb' ich das zweite Leben Dir!“

Er ließ sie aus den Armen und zog sie bei der Hand zum Altare. Dann weihte er Hostie und Kelch, und sprach: „Mein Herr und Heiland, Du betetest über den wassergefüllten Kelch: Gepriesen sei der ewige Weltenherrscher, der die Rebe am Stocke schafft; und das Wasser ward Wein, denn Du bist der Sohn und Dein Wort ist Gotteskraft. Du betetest: Gepriesen sei der ewige Weltenherrscher, der das Brod aus der Erde wachsen läßt, und das Brod wuchs aus Deinen Händen, denn Du bist der Sohn und Dein Wort Gottesmacht. Dies aber ist Dein Blut und Dein Fleisch, das Brod was ewig hungern macht, der Trank, der ewig dursten macht und stillt.“

Er reichte ihr die Hostie und den Becher, dann segnete er sie, und wie er das Amen sprach, winkte der Bischof. Die geistlichen Herren alle

erhoben sich und die Mönche nahmen ihre Kreuze und Fahnen, und während auch der König, Isalde, die hohen Herren und Damen sich bereiteten, der Vollziehung des Urtheils zuzusehen, ertönte der feierliche Chor:

Dies irae, dies illa,
Solvet seclum in favilla,
Teste David et Sybilla.

Aber der Gesang stockte, Feuerglanz röthete die Capelle. Die Grube hatte sich von selbst entzündet, sie war unweit des Altarfensters, und das Riesenbild des Heilands stand in lichterlohen Flammen und Farben.

Blanka stand mit gesenktem Haupt, und immer noch hatte der Eremit ihr segnend die Hände aufgelegt. Jetzt blickte sie empor. Zum letzten Male erklang ihre Silberstimme hell und voll: „Barmherziger Heiland, habe ich Gnade gefunden! Ich bin lichttrunken! eine Mücke!"

Aber sie stand nicht allein vor dem Priester. Sie hatte sich verdoppelt. Eine zweite Blanka stand neben ihr und hatte ihre Hand gefaßt. Die zweite war größer, ihr Haar war dunkler, und ihre Locken flatterten nicht, ihre Gewänder regten sich nicht. Auch sie hatte eine kleine Krone im Nacken, und von ihrem Antlitz ging Licht aus.

Die Anwesenden waren erstarrt. Der glänzend geordnete Zug stand den Bildsäulen gegenüber, wie Bildsäulen. Die größere Blanka führte die Kleinere bei der Hand zur Thür nach dem Burggarten. An der Schwelle blieb die Kleinere stehen, wandte sich noch einmal zu dem Priester, der regungslos ihr nachstarrte, lächelte ihm und warf ihm einen Kuß zu. — Die größere Gestalt aber zwang sie ihr zu folgen und sie verschwand.

Plötzlich erhob sich ein Zetergeschrei. In Eil und Unordnung flüchteten die Frauen aus der Capelle, die Ritter hatten ihre Schwerter gezogen. Und der Bischof nahm jetzt ein Kreuz. „Folgt mir in Gottes Namen!“ rief er, und schritt voran in den Burggarten, und die hohen und geistlichen Herren folgten mit weltlichen und geistlichen Waffen.

Draußen war eine unausstehliche Hitze.

„Was ist aus ihr geworden!“ fragte Hohenhorst den Meister Hans, der das Spritzenrohr müssig in der Hand hielt.

„Aus welcher? Hier sind zwei erschienen. Die Grube hat sich entzündet, ich weiß nicht wie. Die eine verschwand dort am Rande, die Andere stürzte sich in die Flammen, und war sie von Fleisch und Bein, so ist kein Splitter mehr von ihr da, das müßt Ihr an der Hitze spüren, hoher Herr!“ — — —

Noch am selben Tage verließ der König den Todtenstein, und schwur hoch und theurer, dies verwünschte Schloß zu vernichten und keinen Stein auf dem anderen zu lassen. — Er hielt Wort.

Volle sechzig Jahre waren verstrichen, da saßen auf der neuen weitläufigen Burg Uchtenhain, die einen mächtigen Gau beherrschte, ein drei und achtzigjähriger kahlköpfiger Greis, neben einem eben so steinalten zahnlosen Mütterchen. Um den großen runden Tisch saßen ihre Söhne und Töchter, deren Söhne, Töchter und Kindeskinder, es waren ihrer sechzig an der Zahl, alle bewohnten sie die neue Burg.

Der drei und achtzigjährige Kahlkopf sprach zu dem steinalten Mütterchen. „Gott hat uns große Gnade beschieden, daß wir Beide miteinander diesen Tag zum sechzigsten Male erleben. Wir sind nun wohl die Einzigen, die damals auf dem Todtenstein waren und heut noch leben, und wir erleben den Tag wohl auch nicht wieder. Zum letzten Male denn."

Er füllte seinen Becher und hob ihn zitternd empor, indem seine wankende Stimme fortfuhr.

„Dem Andenken der Unvergeßlichen weih' ich den sechzigsten Jahresbecher. Es ist eine schöne Zeit. Da ist viel entstanden und vergangen. Ich selber habe großen Königen gedient, habe große Länder mit meinem Ruhm erfüllt, und bin alt und vergessen worden, um jüngeren Helden den Platz zu räumen. — So schwindet Alles um und an uns. — Ihr Andenken aber ist unvergänglich, ihr lebendiges Bild, das wie ein Himmelstraum zwei alte kahle Schädel noch bewohnt, ist heut mir noch, was es vor sechzig Jahren war. Und meine achtzigjährigen Augen schämen sich der Thränen nicht! Denk' ich an Blanka, so bin ich wieder jung."

„Wir werden sie wiedersehen!" schluchzte das Mütterchen.

Der Kahlkopf war Udo, das zahnlose Mütterchen, Griseldis. Trauer und Liebe zu Blanka hatte ihre Ehe gestiftet und Gott segnete ihren Bund.

Ende.

Salvator Rosa.

Drama in 3 Acten,

nach Ferdinand Hugo.

von

Dr. Hermann Schiff.

Ausschließlicher Verlag von C. A. Sachse in Hamburg.

Personen:

Salvator Rosa.
Masaniello.
Hermosa, } seine Schwestern
Maria, }
Pietramala, Räuberhauptmann.
Ribeira, ein Maler.
Spadaro, } dessen Schüler.
Leone, }
Messer grande.
Caddeo, Diener der Hermosa.
Banabi, }
Fracostero, } Banditen.
Alberonese, }
Graf Kapello, Verschwörer.
Bamberria, Bilderhändler.
Marforio, Buchhändler.
Bocafumi, Raritätenhändler.

Schüler des Ribeira. Spanische Soldaten. Banditen. Verschworne. Masken. Volk u. s. w. u. s. w.

CASANATENSE

Erſter Act.

Eine Ecke der Carita-Straße in Neapel. Im Hintergrunde der Laden eines Buchhändlers. Links der eines Muſikalienhändlers, rechts der eines Kunſthändlers. Vor dem Kunſthändler-Laden ein Baum nebſt einer ſteinernen Bank. In der Mitte, ohne den Laden des Buchhändlers zu verbergen, ein Brunnen. Abend.

Erſte Scene.

Boccafumi. Bamboccia. Marforio.

Boccafumi (kömmt aus ſeinem Laden, geht zu Bamboccia und ruft). Guten Abend, Nachbar Bamboccia!

Bamboccia (tritt hervor). Guten Abend, Gevatter Boccafumi, und wie geht es unſerm Freunde Marforio?

Marforio (iſt ebenfalls hervorgetreten). Wie ſoll mir's gehen! Wie gehen die Geſchäfte! Wie geht der Handel! Gar nicht.

Bamboccia. Es giebt auch wirklich gar nichts mehr zu thun.

Boccafumi. Wir armen Kaufleute! Leider! dahin iſt es mit uns gekommen.

Marforio. Kein Wunder! Nichts zeigt ſich mehr auf den Straßen. Außer Mönche, Bettler, tolle Hunde und ſpaniſche Patrouillen.

Bamboccia. Ich habe heut auch noch nicht einmal Handgeld gelöſt.

Boccafumi. Auch ich nicht.

Marforio. Auch ich nicht.

Bamboccia. Wer iſt Schuld daran als die verdammten Neapolitaner! Welch ein böſer Geiſt iſt in das Volk gefahren, daß es die Oberhand wieder gewinnen will!

Marforio. Wer kann ihnen das verargen? Sie sind hier auf ihrem Grund und Boden.

Boccafumi. Der Gott Israels möge sie verderben! Mein Grund und Boden ist, wo ich mein Brod verdiene. Zum Henker mit allem, was mir meine Geschäfte stört, sei es Spanier oder Italiäner.

Bamboccia. Wohlgesprochen, Gevatter, und vermag der Vice-König die Ordnung wieder herzustellen, so bin ich der erste, der ihm ein Lebehoch bringt.

Boccafumi. Und dem Militär und den Gefängnissen.

Marforio. Bis dahin aber werden wir an den Hungerpfoten saugen müssen.

Bamboccia. Ich glaubte diesen Morgen schon ein artiges Geschäft machen zu können. Denkt nur, liebe Nachbarn! der berühmte Hofmaler, der große Joseph Riveira, mit all seinem Gefolge von Schülern und Dienerschaft blieb vor meinem Laden stehn und betrachtete die Hagar in der Wüste; legte sein Gesicht in kunstverständige Falten, rieb sich den Bart, nickte mit dem Kopfe, und endlich —

Marforio. Nun? Endlich —

Bamboccia. Endlich ging er wieder.

Boccafumi. Glaubtet Ihr, der hochgestellte Mann würde Euch ein Bild abkaufen?

Bamboccia. Warum nicht.

Marforio. Wir schmachten dermaßen nach Geschäften, daß wir ganz wirre im Kopfe werden.

Bamboccia. Ich bitte Euch, Freunde! Nachbarn! betrachtet Euch das Bild. Dieser Salvator Rosa zwar ist ein Lump, ein Bettler, ein Landstreicher, allein (deutet auf seinen Laden) vertieft man sich in Anschauung dieses Bildes, so findet man die Wüste so durr und weit und öde, daß man ordentlich Durst bekommt, der Himmel ist so fahl und schwül, als wolle ein heißer Sirokko das ganze Erdreich als Staubwolke in die Lüfte blasen, und die welke, verschmachtende Hagar, welche thränenlos zum Himmel betet, für ihren ohnmächtigen Ismael — Ich sage Euch, ich weiß, was ich kaufe, zumal wenn ich's mit einem Lump zu thun habe.

Boccafumi. Ich rathe Euch aber dennoch, auf Eurer Hut zu sein. Wenn dieses Bild die Aufmerksamkeit Seiner

Gnaden des Herrn-Hofmalers Ribeira auf ſich gezogen hat, ſo kann es nicht nur dem Maler, ſondern auch Euch Verderben bringen. Kennt Ihr etwa dieſen ſpaniſchen Herrn nicht? wißt Ihr nicht, daß er allein der Hochberühmte ſein will, und daß er mit Gift und Dolch gleich bei der Hand iſt, wenn irgend was Beachtenswerthes ſich aufthut? Es iſt mir gar nicht lieb, daß dieſer finſtre Spanier mit dem Großinquiſitorgeſichte hier herum ſchleicht, denn wo er ſich zeigt, da giebt es ein Unglück. (Es wird dunkel.)

Bamboccia. Die Sonne geht unter. Ich will meine Lampe anſtecken (will gehen).

Boccafumi (hält ihn zurück). Habt Ihr vergeſſen, daß man in einer Winternacht auf eben dieſer Stelle eine Leiche fand? Es war unſern der Wohnung Guido Abems, der hieher berufen war, um einige Bilder zu malen. Statt des Herrn hatte man den Diener getödtet, und Ribeira hatte die Hand dabei im Spiel.

Marforio. Uns allen erweiſt Ihr einen ſchlechten Dienſt, wenn Ihr dieſen heilloſen Spanier hieher lockt. Auf dieſe Weiſe ſeid Ihr uns ein gefährlicher Nachbar.

Bamboccia. Verlaßt Euch darauf, ich will mich dieſes Bildes auf eine oder die andere Weiſe entledigen. Ribeira ſoll nicht wieder vor meinen Fenſtern ſtehen bleiben und ſich den Bart ſtreichen.

Marforio. Daran werdet Ihr wohlthun. gute Nacht. (geht)

Boccafumi. Haltet Wort, Nachbar, um Euret- wie um unſertwillen. (geht)

Bamboccia (ruft nach). Verlaßt Euch drauf.

Zweite Scene.

Maria tritt auf, ſchöpft Waſſer aus dem Brunnen und läßt die volle Amphora auf dem ſteinernen Gelände ſtehen.

Schon ſeit fünf Abenden komme ich umſonſt hieher. — Ich werde ihn nicht wieder ſehen! — der ſüße Traum iſt verflogen. — Um ſo beſſer vielleicht. — Soll ich heimkehren in die einſame Hütte? Ich bin dort allein wie hier. — Ma-

samelle ist zur See und Hermosa — o herzzerreißendes Leid! entflohen, spurlos verschwunden. Heimlich hat sie Bruder und Schwester verlassen um, wie man sagt, einem Spanier zu folgen. — Ist es das, was meinen Bruder so tief bekümmert. Stets ist er finster, schweigsam, bleich! — Er sucht die Einsamkeit. Niemand sieht ihn lächeln. Er meidet die Frauen und wechselt kein Wort mit ihnen. Männer aber, die mit ihm reden, werden schweigsam, finster, kummervoll, wie er. — Und das alles wäre meiner unglücklichen Schwester halber. — Nein! Etwas weit entsetzlicheres, verhängnißvolleres, ahnet mir. — O! unselige Zeiten — Gleichviel, das Schicksal meiner unglücklichen Schwester sollte mir eine Warnung sein! — Noch bin ich schuldlos! Ich heiße Maria, diesen Namen gab mir meine sterbende Mutter, um mich dem Schutze der himmlischen Jungfrau zu empfehlen, die Seele meiner Mutter umschwebt mich schützend auch in dieser Stunde. Sie ist's, die mir diese Warnung eingibt. Ich gehorche! fort! fort! Nach Hause! —

Dritte Scene.

Maria. Salvator Rosa (tritt auf, schreitet sehr ermattet zu der steinernen Bank neben dem Baum und wirft sein Gepäck zu Boden).

Maria. Weh' mir, ich kann nicht (sie verbirgt sich hinter dem Baume).

Salvator. Sieh da! Meine Schlafstelle ist leer. — Ich will sie unverzüglich einnehmen! — diesesmal, du wackere Bank von Stein, brauche ich dich keinem Bettler streitig zu machen (setzt sich). Ha! Meine Beine tragen mich nicht weiter. — Die Sonne, der Staub, der weite Weg — diese Nacht wird mir süß und sanft verstreichen. — Zuvörderst will ich mein dreifaches Gepäck ordnen, als Dichter, Maler und Musiker, in einer Person. Dann werde ich zum Abendbrod einen kühlen Trunk frischen Wassers mir aus jenem Brunnen schöpfen (indem er sich dem Brunnen naht, verläßt Maria ihren Schlupfwinkel und reicht ihm ihre Amphora).

Salvator. Süßes Mädchen! (er neigt sich, um zu trinken auf ein Knie).

(Nachdem er getrunken, bleibt er eine Weile in derſelben Stellung.)

Salvator. Habe Dank' ſchönes Mädchen. Sieh' Du haſt mich in's alte Teſtament verſetzt, inmitten der maleriſch-patriarchaliſchen Zeit. Wie heißeſt Du?

Maria. Maria, Herr Salvator!

Salvator. Wie? Du kennſt meinen Namen

Maria. Ich ſah Euch im Dorfe Nenella, eine arme Bäuerin ließ eben dort ihr einziges, ſchönes Kind beerdigen. Als der Sarg geſchloſſen wurde, zerriß ſie ihre Kleider und zerraufte ihr Haar und klagte: „O meine ſchöne Ginevra! wann werde ich dich wiederſehen?" Der Schmerz der troſtloſen Mutter ging uns allen tief zu Herzen. Ihr aber, groß und ruhig, nahtet euch der Verzweifelnden und ſpracht: Verzaget nicht, gute Frau. Ich will euch tröſten! Gleich will ich euch euer ſchönes Töchterlein wieder zeigen. Hierauf nahmt Ihr Bleiſtift und Pergament und in kurzer Zeit war das kleine Engelsbild vollendet. Ihr zeigtet es der Mutter, welche betend davor niederkniete; doch jeder, der es ſah, vergoß Thränen des Mitgefühls und wünſchte Euch Heil und Segen. — Da hörte ich denn wie Ihr heißet und daß Ihr eben in dem Dorfe Nenella geboren ſeid, wo Ihr ſo troſtreich als Künſtler Euch bewährtet. Seitdem —

Salvator. Nun? Seitdem?

Maria. Seitdem ſah ich Euch öfter.

Salvator. Wo?

Maria. Abends. Hier auf der ſteinernen Bank.

Salvator. Ganz recht! Meine Schlafſtelle. Wir ſind alſo Bekannte und gute Freunde. Wohlan reizendes Mädchen. Auch Du wirſt eine Mutter haben, die Dich wie einen Engel liebt.

Maria. Ich habe keine Mutter mehr — auch keinen Vater.

Salvator. So haſt Du Niemand der Dich liebt?

Maria. Einen Bruder.

Salvator. Keine Schweſter?

Maria. Ich habe eine Schweſter, doch für meinen Bruder iſt ſie todt und für mich ſoll ſie es leider auch ſein.

Salvator. Armes Kind wie viel Schmerz hat ſich

schen gehäuft auf deine junge Seele. Und was verbrach denn Deine Schwester?

Maria. O, nichts mehr davon, bester Herr. Ich habe Euch von Ihr erzählt, so viel ich zu erzählen hatte. Jetzt ist's an Euch, von Euch etwas zu erzählen.

Salvator. Kind! Ich soll von mir reden? Wirst Du verstehen können, was ich selbst nicht verstehe? — Mein Leben ist so schlicht und einfach nicht dahin zu stellen wie das Deine, denn siehe, ich verstehe mich selbst nicht. — Doch was ich weiß, will ich Dir sagen. Seit hundert Jahren schon gab es in meiner Familie nichts als Maler, die alle schier vor Hunger starben. So ward auch ich ein Maler, dem es auch nicht besser geht. Allein ich verachte das Elend, denn es ist etwas menschliches und ich segne meinen Beruf, denn er hat etwas göttliches. — Du nennst Dich Maria?

Maria. Ja Herr! So benannte mich meine sterbende Mutter, um mich dem Schutze der heiligen Jungfrau zu empfehlen.

Salvator. Und mich nannten meine Eltern Salvator, damit der Teufel keine Macht über mich habe. Ei nun! bis dato hat der Teufel trotz aller Noth und Elend, noch keine Macht über mich gewonnen, doch um ein Heiland, Retter und Erlöser zu sein, müßte ich die Spanier aus Neapel verjagen.

Maria. O, hörte doch mein Bruder Euch so reden.

Salvator. Was ist Dein Bruder?

Maria. Ein Fischer, Herr!

Salvator. Wohl ihm! Mit seinen Netzen läßt sich mehr gewinnen, als mit meinen Pinseln. Doch ein Fischer ist selten daheim, und wenn er Dich allein läßt, hast Du mitunter wohl Langeweile.

Maria. Nicht doch, Herr. Ich besorge das Hauswesen, spinne und webe seine Leinen, und sechs schöne Ziegen, die uns gehören, führe ich auf die Weide.

Salvator. Glücklich ist Dein Bruder, glücklich der Mann, der Dich einst heimführet.

Maria. Und wer weiß, welch Glück noch Euer harret.

Salvator. Meinst Du?

Maria. Ihr müßt hoffen.

Salvator. O Pfui! — das ist der Freistpruch falscher Freude und gemeiner, gleichgültiger Seelen. Ich zürne Dir nicht Maria, denn Du sprichst dieses Wort voll Unschuld und Herzensgüte. Doch hoffen und nichts als hoffen, heißt langsam verschmachten. — Ich mag nicht hoffen. Noch weniger aber, werde ich verzagen. Nein, muthiger und stolzer als je, gehe ich meinem Ziele entgegen. Mag Unheil, Kampf und Qual mir bevorstehen. Nichts soll den freien Sinn mir hemmen. Nichts mir den stolzen Nacken beugen.

Maria. Ich glaube Euch.

Salvator. Fünf Tage war ich fern von Neapel und glücklich.

Madonna (heimlich seufzend). Er war glücklich.

Salvator. Ich erstieg die alten Rippen des Vesuvs — Was kümmerten mich die farbigen Matten, die schattigen Haine, die üppigen Rebenhügel, aus denen die Muse Virgils mir zulächelte und winkte. — Mich erquickten die wilden Bergströme, die gähnenden Klüfte und die vom Donnerstrahl zerschellten Felsklippen. Dort athmete ich frei und Auge im Auge mit der allgewaltigen Natur, während ein mächtiger Sturm die tausendjährigen Kastanien zerzauste, offenbarte mir die nimmer rastende Phantasie, das Antlitz eines Democrit, des lachenden Philosophen, wie er von empörten Elementen umtobt der menschlichen Hinfälligkeit Hohn spricht. — Du siehst mich an? — Habe ich Dich erschreckt? — O beruhige Dich. Ich bin nicht so wild und unbändig, wie ich bisweilen scheine. — Sieh, jetzt bin ich wieder in Neapel, im Geräusch und Gewoge der Menschen, unter jüdischen Schacherern und spanischen Soldaten, und wahrlich, Undank wär' es gegen mein heutiges Glück, wollte ich mich beklagen. Ich bin in Deiner Nähe und sehe Dich lächeln! — Mögen die Großen und Reichen mit Cyprier und Falerner ihr schlaffes Gehirn betäuben. Der kühle Trank, Maria, den Du mir reichtest, ist mir köstlicher, als die seltensten und feinsten Weine, die es giebt.

Maria. O Herr!

Salvator. Deine Hand.

Maria (reicht ihm die Hand).

(Männergesang hinter der Scene.)

Maria. Gute Nacht.

Salvator. Du willst fort!

Maria. Ich muß. Hört Ihr den Gesang der heimkehrenden Fischer? Sie steuern in den Hafen. Vielleicht ist mein Bruder auch dabei und er hat Niemanden der für ihn sorgt, als mich.

Salvator. Ich werde Dich doch wiedersehen?

Maria. Ich komme alle Abend hier zum Brunnen. Gute Nacht.

Salvator. Lebe wohl, Gott schütze Dich.

Maria (abgehend). Und die heilige Jungfrau und die Seele meiner Mutter. (ab.)

Vierte Scene.

Salvator (setzt sich). Sie ist fort! Hin, wie ein süßer Traum! — Wahrlich! wahrlich! stäke ein Fünkchen von Alltagssinn in diesem Hirn, ich ginge zu Masaniello und spräche: Bruder, lehr' mich deine Handtierung und gieb mir deine Schwester zum Weibe. — Allein, Maria! würde sie einwilligen? — Gewiß, gewiß! Ich las es in ihren Augen! — Sachte, sachte! — (er erhebt sich.) deine Kunst Salvator, die strahlende Glorie des Ruhms, die schon um deinen Scheitel leuchtet, das stolze Bewußtsein, zu den Wenigen zu gehören, deren Thun und Treiben musterhaft für alle Zukunft bleibt. Und der göttliche Uebermuth, der dich beseelt, daß du aller Noth und Plage und allem Leid des Erdenlebens Hohn sprichst, und endlich, das Fünkchen Wahrheit, was Gott auf deine Zunge gelegt, womit du den Thoren in sein Nichts zurückweisest und den Stolzen, Mächtigen, seines erborgten Glanzes beraubtest! — das Alles könntest du dem Hause, der Wirthschaft opfern? — Fort! hinweg! — Es ist ein Traum — ein Traum, wie viele Träume! — Ich bin um meinen Schlaf gekommen! Ich bin mit einem Male wieder ganz munter. — Was soll ich beginnen, weil ich nicht schlafen kann? — Ha! ich sorge für den morgenden Tag. Glück, steh' mir bei, einen Zehrpfennig zu gewinnen. — Siehe da, Signor Boccafumi tritt vor die Thür. Wohlan, ich erprobe zuvörderst die göttliche Musika.

Fünfte Scene.

Boccafumi (ist vor die Thür getreten). Salvator (nimmt ein Heft Musikalien aus seinem Gepäcke und naht ihm).

Salvator. Guten Abend, Herr!

Boccafumi (f. sich). Der Landstreicher! was will er von mir?

Salvator. Herr! ich bin Musiker.

Boccafumi. In Neapel giebt's dergleichen viel.

Salvator. Ich habe neue Lieder.

Boccafumi. Ich auch. Ich verkaufe sie und kaufe keine.

Salvator. Doch meine Lieder, Herr —

Boccafumi (ihm in die Rede fallend). Laßt mich damit ungeschoren.

Salvator. Ihr seid nicht eben höflich, Herr.

Boccafumi. Ich brauche es nicht zu sein. (Ab in seinen Laden).

Sechste Scene.

Salvator. Bald darauf Marforio.

Salvator (Boccafumi nachrufend). Vielleicht aber braucht Ihr einige braune und blaue Flecken auf Eurem groben Rücken. Da seid Ihr gerade an den rechten Mann gekommen, alter Herr! Ich will Euch zeigen, daß Ihr noch viel lernen könnt, wie hoch Ihr auch schon in den Jahren seid. — Das war ein schlechter Anfang. Mit der göttlichen Musika ist nichts zu erlangen, versuchen wir's mit der himmlischen Fechtkunst. — (Er vertauscht das Heft Musikalien mit einem Manuscript und naht mit demselben dem Buchhändlerladen).

Marforio (tritt heraus. Bei Seite). Wie? So spät noch ein Kunde? (Laut und die ganze Scene hindurch sehr höflich.) Bester Herr, was steht zu Diensten?

Salvator (bei Seite). Dieser scheint doch mindestens umgänglicher.

Marforio. Fragen Sie in ganz Neapel, ob mein Sortiment nicht das vollständigste ist. Ich habe historische Bücher, philosophische Bücher, medicinische Bücher, botanische Bücher, algebraische Bücher, astronomische Bücher —

Salvator (unterbricht ihn). Ich würde stolz darauf sein, wenn unter allen diesen großen Büchern auch ein kleines von mir zu finden wäre.

Marforio. Wie? Was sagt Ihr?

Salvator. Ich bin ein Dichter.

Marforio. Ein Dichter! wie allerliebst. Verse gehn mir über Alles. Verse sind meine Leidenschaft! Wäre ich nicht eben als Buchhändler genöthigt, Verse zu verkaufen, ich würde weiter nichts thun, als Verse machen.

Salvator. Das trifft sich gut.

Marforio. Und wenn ich fragen darf, wie nennt sich der neue Dante, der junge Ariost, der liebenswürdige Tasso, den ich die Ehre habe, vor mir zu sehen?

Salvator. Salvator Rosa.

Marforio. Salvator Rosa. Ein noch völlig unbekannter Name, der aber unstreitig binnen Kurzem hochberühmt sein wird.

Salvator. Ich hoffe es, Herr.

Marforio. Und welcher Art ist das Manuscript, was Ihr mir bringt.

Salvator. Eine Satyre, Herr.

Marforio. Eine Satyre! Allerliebst. Ich bin ein sehr gutmüthiger Mensch, aber boshafte Verse gehn mir über Alles. Zeiget einmal her!

Salvator (reicht ihm das Manuscript).

Marforio (Es durchblätternd). Ist das Alles? Lieber Gott, das ist wenig, sehr wenig, das wird Euch höchstens 60 Thaler kosten.

Salvator. Wie beliebt, Herr?

Marforio. Ich meine, die Druckkosten werden sich auf sechzig Thaler belaufen, das ist das allergenauste, ich übertheure niemanden.

Salvator. Wie, ich soll noch Geld zugeben?

Marforio. Herr, es ist das erste Werk eines unbekannten Schriftstellers und das Publikum will von Neulingen nichts wissen. Sapa kann ich nicht.

Salvator. Leset nur meine Verse und Ihr werdet anders denken.

Marforio. Was brauche ich sie zu lesen. Ich finde alle Verse zum Entzücken, unübertrefflich, classisch. Leugne ich etwa, daß dieses ein Meisterstück sonder Gleichen sei? Allein Euer Name ist bis jetzt noch völlig unbekannt und um ihn be-

kannt zu machen, damit er für ewige Zeiten glänze, darf es Euch auf sechzig Thaler nicht ankommen. Sechzig Thaler für einen unsterblichen Namen! — Ein wahrer Spottpreis. Ueberlegt Euch das! —

Salvator. Herr, Ihr spottet meiner!

Marforio (giebt ihm das Manuscript zurück). Ueberlegt Euch das, sage ich, überlegt es Euch (Ab in seinen Laden).

Siebente Scene.

Salvator. Bald hernach Bamboccia.

Salvator (wirft das Manuscript hin). Zum zweiten Male fehl geschlagen. Fast reißt mir die Geduld. Wohlan der dritte und letzte Versuch. Laß sehen, ob die Skizze meines lachenden Philosophen nicht ihren Käufer findet. (Er naht mit einer Zeichnung dem Laden des Bamboccia, der rasch ihm entgegen tritt).

Bamboccia. Halt Signor Salvator! Keinen Schritt weiter! Spart Euch die Müh'. Mit Euren Bildern ist es nichts. Ich kann auch kein Einziges verkaufen. Eurer Gegar kann ich nicht länger den Platz in meinem Laden gönnen. Morgen setze ich sie auf den Boden, dort mögen sie die Ratten fressen, und crepiren sie davon, so soll mich das Geld nicht gereuen, was ich dafür ausgegeben habe. Ihr dauert mich, junger Mann, denn Ihr habt kein Talent. Nun, das ist nicht Eure Schuld. Nicht Jeder ist zum Künstler geboren. Da seht die Schüler des Ribeira: den Mico Spadaro, den Leone, das sind Künstler, die haben Talent, das Publicum liebt sie, und ihre Bilder gehen. Nach Euren Bildern fragt Niemand. Ihr malt nichts als Ladenhüter. Darum folgt meinem Rath, laßt das verwünschte Pinseln, was Euch elend macht und seht Euch nach einer nützlichen Handtierung um. Ich meine es gut mit Euch. (Ab in den Laden.)

Achte Scene.

Salvator. Bald darauf Hermosa und Fabio. Bamboccia in seinem Laden.

Salvator. Du lügst, verdammter Schuft! Mein Talent ist klar wie Sonnenlicht, daß deine blödsinnigen Augen

Dir daran überlaufen und wehe thun. Natur hat mich zum Lieblingssohn ernannt. In ihrer Heiterkeit und ihren Schrecken, mit allen ihren Räthseln und Geheimnissen, ist sie meine Freundin, meine Lehrerin, meine Geliebte, meine Muse. — Doch wozu erhitze ich mich? — Ist dieser Maulwurf meines Zornes werth? — Ich will schlafen gehen — Ohne Abendbrod, ohne Aussicht auf ein Frühstück. Der Schlaf muß Alles gut machen. (Er streckt sich auf der Bank aus, nach einer Weile erhebt er sich mit dem Oberkörper und ruft.) Bambaccia! Bambaccia! He! Bambaccia!

Bambaccia (öffnet das Fenster). Nun, was soll es noch? Wozu der Lärm?

Salvator. Gute Nacht, Du Einfaltspinsel! (legt sich wieder schlafen).

Bambaccia. Du Landstreicher! Du Tagedieb! Du Taugenichts! (schließt das Fenster).

Salvator (entschlummernd). Madonna! — Madonna!

(Die Scene bleibt eine Weile leer, dann treten auf Hermosa, verschleiert und Taddeo.

Taddeo. Hier, Signora! hier liegt er. Ein Lazarett kann nicht genügsamer sein, als er. Hier schläft er Nacht für Nacht auf dieser steinernen Bank.

Hermosa. Armer Jüngling!

Taddeo. Und wie fest er schläft!

Hermosa. Der Schlaf des Gerechten.

Taddeo. Soll ich ihn wecken?

Hermosa. Nein! — Wo wohnt Bambaccia, der Bilderhändler?

Taddeo. Dort in jenem Hause.

Hermosa. Komm!

Taddeo. Halt Signora! dort naht eine ganze Gesellschaft mit Fackeln, wir müssen sie erst vorüberlassen.

Hermosa. O Himmel! Es ist Ribeira mit seinen Schülern.

Taddeo. So muß er gleich nach uns aufgebrochen sein.

Hermosa. Armer Salvator! Ich kam zu spät, um Dich zu warnen. Gott schütze Dich! (verbergen sich im Hintergrunde.)

Neunte Scene.

Ribeira. Rico Spadaro. Leone und andere Schüler (Alle prächtig gekleidet). Diener (mit Fackeln).

Die Vorigen.

Ribeira. Wahrlich! es ist viel, daß ich so spät noch diesen großen Umweg mache, um einen armen, unbekannten Maler aufzusuchen.

Spadaro. Ihr seid auch darin, wie in allen anderen Stücken großmüthig und edel.

Ribeira. Meine Feinde wollen das Gegentheil behaupten.

Leone. Sie vermögen es nicht.

Ribeira. Hier in diesem Laden sah ich das Bild. Hier irgendwo soll er unter freiem Himmel zu übernachten pflegen. — Leuchtet! (es geschieht.) dort auf der Steinbank ruht Jemand im tiefen Schlafe. Sollte er es sein? Aermlich genug sieht er aus. — Weckt ihn und sagt ihm, ich will ihn sprechen.

Spadaro. He, Salvator!

Leone. Freund Salvator!

Salvator. Was wollt Ihr von mir? — Was giebt es?

Spadaro. Wacht auf! Ermuntert Euch! das Glück ist da; Reichthum und Ehre suchen Euch im Schlafe heim.

Leone. Der große Ribeira, der unübertreffliche, der furchtbare will Euch sehen und sprechen.

Salvator (reibt sich die Augen).

Spadaro. Er scheint geblendet von seinem Glücke, wie von dem Glanze, den Ihr um Euch verbreitet.

Salvator. Warum nicht gar. Ich habe süß geschlafen und jetzt blenden mich die Fackeln. (Läßt die Hände von den Augen, erhebt sich und verbeugt sich leicht und edel vor Ribeira.) Signor, ich sage Euch meinen aufrichtigen Dank für die große Ehre, die Ihr mir anthut.

Ribeira. Bist Du es, der die Hagar in der Wüste gemalt hat?

Salvator. Ja!

Ribeira. Du hast Talent.

Salvator. Das weiß ich.

Ribeira. Allein bescheiden bist Du eben nicht.

Salvator. Wenn ich vor einem großen Meister stehe, so müssen die Ansprüche, zu denen ich mich berechtigt fühle, Probe halten.

Ribeira. Du hältst mich für einen großen Meister?

Salvator. Ohne Zweifel.

Ribeira. Ich höre, Du bist arm.

Salvator. Die Armuth ist die Zwillingsschwester des Genies.

Ribeira. Allein ich bin reich, mächtig, hochberühmt.

Salvator. Herr, wenn Ihr ärmer wäret, würdet Ihr größer sein.

Ribeira. Wie so? Laß hören.

Salvator. Ihr seid ein großer Maler, Ihr wißt mit Farben umzugehen, wie Keiner. Stoffe, Spitzen, Stickereien, Edelsteine, Putz und Geschmeide malt Ihr unvergleichlich. Doch Eure Köpfe und Figuren sind leblos, steif, bleich und häufig sehr verzeichnet.

Spadaro. Der Unverschämte!

Leano. Ihr duldet diese Frechheit, Herr?

Ribeira. Schweigt, wenn ich rede. — Salvator, die Armuth spricht aus Dir. Noth und Elend haben Dich erbittert und machen Dich ungerecht. Ich bin Ribeira, den der Hof von Spanien mit Gnaden überschüttet, dem der Vicekönig von Neapel jede Arbeit von Belang anvertraut. Ein Malerfürst, wie ich, malt nur für Könige und Fürsten, und nicht für den Pöbel. Das ist's, was Du sagen wolltest.

Salvator. Nein Herr, das wollte ich nicht sagen. Aber laßt mich hinzufügen, daß Ihr in Euren Worten, wie in Euren Werken, ein Spanier seid.

Ribeira. Das bin ich!

Salvator. Alle Eure Bilder schmecken nach Inquisition und Hofetikette.

Ribeira. Das sollen Sie und deshalb male ich Sie.

Salvator. Ihr liebt das Entsetzliche, das Grausame. Ihr könnt Schreck und Schauder erregen, aber kein Wohlgefallen. Ihr malt gerne Leichenangesichter, Sterbezüge, offne Wunden, Folterqual, Todeskampf, Hinrichtungen, und doch ist Euer Irion auf dem Rade ein Meisterstück, denn bei allem Entsetzlichen ist er erhaben.

Ribeira. Bursche! Du verstehst etwas, und Deine Hagar in der Wüste hat hohe Schönheiten.

Salvator. Es ist mir lieb, das von Euch zu hören.

Ribeira. Doch läßt sie viel zu wünschen übrig.

Salvator. Ich bin noch jung, Herr!

Ribeira. Wohlan! Du sollst mein Schüler sein, ich will Dich unterweisen und Dich unterhalten, ich werde für Dich sorgen und Dich empfehlen.

Salvator. Verzeiht Herr! Wenn ich für diese Gnade danke.

Ribeira. Was?

Salvator. Ich kann Euer Schüler nicht sein.

Ribeira. Warum nicht?

Salvator. Michel Angelo sagt: „wer nur anderen folgt, wird niemals selbstständig," und ich will selbstständig bleiben.

Ribeira. Auch Michel Angelo hatte Schüler.

Salvator. Aber seine Schüler blieben selbstständig.

Ribeira. Und die meinigen sind es nicht.

Salvator. Nein! In keinen Stücken verleugnet Ihr den Spanier. Als Meister seid Ihr Groß-Inquisitor, als Stifter einer Schule Groß-Ceremonienmeister.

Hermosa (im Hintergrund). Der Unglückliche, er stürzt sich in's Verderben.

Ribeira. Wie mir scheint, haßest Du die Spanier.

Salvator. Wohl möglich, da ich ein Neapolitaner bin.

Ribeira. Laß mich das nicht zweimal hören.

Salvator. Ihr droht mir?

Ribeira. Ja!

Salvator. Das thut mir leid, denn Drohungen verachte ich.

Ribeira. Du wagst es mir zu trotzen?

Salvator. Und warum nicht? Ich gehöre nicht zu Euren Schülern, aus denen Ihr macht was Ihr wollt.

Ribeira. Was mache ich aus meinen Schülern?

Salvator. Ihr wollt der alleinige Meister sein und duldet keinen Nebenbuhler. Wer es wagt, sich neben Euch zu stellen und mit Euch zu wetteifern, den wißt Ihr heimlich bei Seite zu schaffen, und Eure Schüler sind bald Verräther, bald

Spione, bald Verläumder, bald Banditen, wie es die Umſtände mit ſich bringen.

Hermoſa. Jetzt hat er ſich das Todesurtheil geſprochen.

Spadaro (zieht ſeinen Degen). Bin ich auch ein Bandit.

Salvator. Höchſtwahrſcheinlich.

Leone (zieht gleichfalls). Und auch ich?

Salvator. Ich glaube ja! — Zwei Degen gegen einen? — Thut nichts Ihr Herren! Kommt an! (holt ſeinen Degen).

Hermoſa. Taddeo! Steh ihm bei.

Ribeira (leiſe zu Spadaro und Leone). Trefft ihn gut.

Taddeo (ſtellt ſich mit bloßem Degen zu Salvator). Jetzt ſind wir zwei gegen zwei. So Ihr Herren iſt's in der Ordnung.

Salvator. Hinweg von mir. Ich brauche keinen Knecht, um gegen zwei zu fechten. (ſchleudert Taddeo fort). (Kurzes Gefecht. Salvator entwaffnet Spadaro und verwundet Leone).

Spadaro. O! ich bin verwundet.

Salvator. Ich that Euch zu viel Ehre, Euch Banditen zu nennen. Ihr ſeid nur Schüler.

Ribeira (zieht wuthend ſeinen Degen). So will ich einmal Deine Klinge verſuchen. Vielleicht bin ich Dein Meiſter.

Salvator (wirft ſeinen Degen hin).

Ribeira. Was ſoll das?

Salvator. Ich darf gegen Euch nicht fechten. Einen großen Meiſter wie Euch, der noch ſo viel herrliches leiſten kann, will ich nicht tödten.

Ribeira. Nimm Deinen Degen oder ich durchbore Dich hier auf der Stelle.

Salvator. Thut es, Herr! das Leben hat mir nicht geſchmeichelt, ich brauche den Tod nicht zu fürchten. Für mich giebts keinen ehrenvolleren Tod als von Eurer Hand zu ſterben. Es ſind nicht geringe Geiſter, die Ihr bei Seite ſchafft. Hannibal Carraccio mußte Eurer Verfolgungen halber flüchten. Guido entging nur durch Verwechslung dem Dolche eines Banditen, den Francapano brachtet Ihr durch Eure Ränke zum Wahnſinn. Den Domichinno ließet Ihr Gift reichen. Das alles waren berühmte und bewährte Nebenbuhler. Ich

aber bin ein junger, unbekannter Maler, der erſt ein einziges, größeres Bild gemalt. Ein Bild, was Eure Aufmerkſamkeit erregte; ein Bild, welches Euch bewog, den Obdachloſen an ſeiner Schlummerſtätte unter freiem Himmel aufzuſuchen; ein Bild, was Euch bewog, mich einzuladen, Euer Schüler zu werden; ein Bild, was Euch bewog, mich zu tödten. So tödtet mich denn, Herr! denn ich hege, wie ihr ſeht, eine große Meinung von mir ſelbſt. Ich werde ſterben in der Ueberzeugung, daß Ihr in mir einen gefährlicheren Nebenbuhler erblicket, als in Hannibal, in Guido, in Francapano und in Domichinno. Denn jene ließet ihr heimlich, und durch Eure Banditen und Helfershelfer aus dem Wege räumen; mich aber tödtet Ihr offen, und mit eigener Hand

Ribeira. Du biſt ein Narr! Ein Tollhäusler.

Salvator. Zieht Ihr es etwa vor, mich tödten zu laſſen? Wie es Euch beliebt. Ich will es euch bequem machen. Verzeiht Herr, ich komme von einer weiten Reiſe und bin ſehr müde. Ich danke Euch für alle Ehren, die Ihr mir angethan habt, und noch anthun werdet, und lege mich jetzt wieder ſchlafen. — Gute Nacht (er legt ſich nieder auf die Bank).

Ribeira. So wird mir gedankt, daß ich dieſen wüſten, verwilderten Taugenichts, weil er wenigſtens Talent hat, einlud, zu einem geordneten Leben zurückzukehren, und ſich einer ſtrengen Schule zu unterwerfen. Wahrlich' man muß ſich ferne halten, von dieſem rohen, verwilderten Volke.

(Geht ab mit ſeinen Schülern und Fackelträgern).

Zehnte Scene.

Salvator. Hermoſa. Taddeo bald darauf Bamboccia.

Hermoſa (tritt in den Vordergrund, gefolgt von Taddeo). Für den Augenblick hat ihn ſeine Kühnheit gerettet. Aber auch nur für den Augenblick. Er muß Neapel zur Stunde verlaſſen. Wahrlich, dieſe Zuſammenkunft war gefährlicher als ich dachte. — Salvator, — Er ſchläft wieder — Er kann ſchlafen und ich zittre für ſein Leben.

Taddeo. Soll ich ihn wecken, Signora?

Hermoſa. Nein' geh' zum Bamboccia und erfülle Deinen Auftrag.

Taddeo (naht sich dem Laden). Signor Bamboccia, Signor Bamboccia.

Bamboccia (tritt hervor). Wer ruft noch so spät. — Und was ging hier vor, mir war als hörte ich Degen klirren.

Taddeo. Ich will ein Bild kaufen, die Hagar in der Wüste. Wie theuer ist es?

Bamboccia (für sich). Von jenem Taugenichts, der dort schläft? Gleichviel, ich schlage auf. Herr, ich will das Bild los sein, weil es mir zu vielen Platz einnimmt. 20 Ducaten habe ich dafür gegeben, und für den Einkaufspreis ist es Euer.

Taddeo. Es sei, bringt mir das Bild.

Bamboccia. Gott meiner Väter, ich hätte mehr fordern sollen (holt das Bild) da habt Ihr es für 20 Ducaten.

Taddeo. Und hier sind 100 Ducaten, seid Ihr zufrieden. (reicht ihm eine Goldrolle).

Bamboccia (bei Seite). Gott meiner Väter, warum habe ich nicht 1000 Ducaten verlangt.

Taddeo (reicht ihm eine zweite Goldrolle). Doch ist noch eine Bedingung dabei, diese Rolle gehört dem Maler und Ihr werdet sie ihm augenblicklich einhändigen

Bamboccia. Augenblicklich Herr, augenblicklich

Taddeo (mit dem Bilde ab).

Fünfte Scene.

Salvator. Hermosa. Bamboccia.

Bamboccia. Salvator, Herr Salvator. (weckt ihn)

Salvator. Soll ich heute Nacht denn gar nicht schlafen?

Bamboccia. Ich habe Euer Bild verkauft, und hier ist Euer Antheil, den ich Euch freiwillig herausgebe.

Salvator (zerbricht die Rolle). Gold! Gold! träume ich?

Bamboccia. Mein Herr, Ihr seid wach. Ich habe Euch Unrecht gethan. Ihr seid ein großer Mann, ein Meister, ein unsterblicher Maler. Und alles was Ihr ferner malt, bringt stets zu mir, denn Ihr seht wohl, wie ich gesonnen bin. Mein Grundsatz ist: leben und leben lassen. (ab in seinen Laden).

Zwölfte Scene.

Hermosa. Salvator.

Hermosa. Salvator, Euer Leben ist in Gefahr.

Salvator. Was thut das?

Hermosa. Möchtet Ihr nicht einmal Rom sehen.

Salvator. Rom, die ewige Stadt, die Stadt der Wunder und Kunstschätze?

Hermosa. Ja! (reicht ihm Briefe). Uebergebt dieses dem Director der Bolognieser Schule, Langfranco. Er wird Euer Freund und Beschützer sein. Aber geht auch augenblicklich, oder hält Euch noch irgend etwas in Neapel zurück

Salvator. Nichts! gar nichts!

Hermosa. Wohlan denn! (entschleiert sich).

Salvator. O, holdselige Signorina. Wer seid Ihr?

Hermosa. In Rom sollt Ihr mich wiedersehen (geht ab).

Salvator. Nichts! gar nichts, lässelt mich hier. — O Maria! Noch einmal muß ich Dich sehen, und dann auf nach Rom. (ab)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

Hütte des Masaniello. Links der Eingang, rechts eine andere Thür. Im Hintergrund ein Fenster. Masaniello steht vor dem Fenster und schaut unverwandt hinaus. Maria sitzt rechts und bessert Netze aus.

Maria. Ich sah' ihn wieder. Diesen Morgen — am Brunnen — und in meinem Beisein dichtete er ein Lied und sang es mir zur Mandoline vor. — (Er will nach Rom — so plötzlich! — Sein Leben schwebt in Gefahr. — Mag er gehen und mich verlassen. — Was bin ich ihm, und er ist mir alles — Geh, Salvator, reise glücklich — und meine Ziegen treibe

ich heute längs dem Wege, den du vorüber mußt. Noch einmal werde ich dich sehen und dir ein Lebewohl sagen. (Steht auf.) Bruder!

Masaniello (bleibt unbeweglich in seiner Stellung).

Maria. Was fehlt Dir, Bruder? Den ganzen Morgen schon schaust Du stumm und starr nach der Veste St (Elmo und hörst nicht, wenn ich mit Dir rede.

Masaniello (wie vorhin).

Maria (legt ihre Hand auf seine Schulter). Bruder, Deine Netze sind fertig. Ich will jetzt gehen und die Ziegen auf die Weide führen.

Masaniello (giebt ein Zeichen der Einwilligung).

Maria. Hast Du keinen Gruß, kein Lebewohl für mich?

Masaniello (schließt sie herzlich an seine Brust, dann nimmt er seine vorige Stellung wieder).

Maria. Unterwegs singe ich aus voller Brust das Lied, was er für mich gedichtet. Er wird meine Stimme erkennen und wir verfehlen uns dann sicher nicht. (Geht rechts ab und singt hinter der Scene.)

Dein Herz, du holde Schäferin,
Was du mir hast gespendet,
Hab' ich getreulich aufbewahrt,
Verkauft nicht, noch verpfändet;
In diese Brust schloß ich es ein,
Und weiß nicht mehr, ist's dein, ist's mein.

Zweite Scene.

Masaniello (allein).

O, diese Veste! Furchtbar drohend ragt sie dort gen Himmel, eine verderbenschwangere Wetterwolke. — O Gott! wo sind deine Blitze, um dieses Tod und Feuer sprühende Ungeheuer, dieses riesige Strafwerkzeug der Tyrannei zu zerschmettern? — Willst du nicht helfen, so müssen wir selbst. Wir können nicht anders! Es sei gewagt! — Es wird viel Blut kosten. Doch besser ein jäher Tod als langsames Dahinschmachten. — Es ist auf's Aeußerste gekommen. Wir haben kaum noch Lumpen unsre Blöße zu bedecken, kaum noch die Haut auf den Knochen; ganz Neapel ist ein abgemagertes,

verhungertes Sclavenskelett — und immer neue Abgaben, immer schwerere Laſten! — Und ich — werde ich das Vaterland retten? — Ich, ein armer, unwiſſender Fiſcher — werde ich, wenn ich den Sturm heraufbeſchworen, ihn auch zu lenken wiſſen. — Ich habe mich nicht vorgedrängt. Ich bin weder ehrgeizig noch verwitzig. Doch wo Gefahr droht, bleibt jeder gern zurück, und Einer muß voranſchreiten. Ich habe den Muth dazu. — Den Muth, ja! doch nicht den Weiſt' Schon jetzt vermag ich nicht hindurchzufinden, durch die verworrnen Maſſen, durch die kreuz und quer ſich widerſprechenden Angelegenheiten. — Gleichviel, ich weiß zu ſterben, wenn ich auch nicht zu herrſchen weiß, und blindlings, wie ein wüthender Stier ſchreite ich los auf das Ziel meines Zornes. — Laß ſehen, wie ſtark ſind wir? — Neapel liefert 10,000 entſchloſſene Kämpfer. Procida führt mir 2000 tüchtige Streiter zu. Von Pauſilipp kommen 600. Der Todtenbund zählt 1200 Brüder, die Bande des Pietramala —

Dritte Scene.

Maſaniello. Pietramala (iſt während der letzten Rede leiſe eingetreten)

Pietramala (ihm in die Rede fallend) Netto 1500 Mann. Eher mehr als weniger.

Maſaniello. Wie, Pietramala, bei hellem Tage in Neapel?

Pietramala. Warum nicht? Ich komme geradeswegs aus dem Palaſt des Vicekönigs.

Maſaniello. Du?

Pietramala. Ei nun, ich hatte dort Geſchäfte, und führe einen wohlverbürgten Geleitsbrief bei mir.

Maſaniello. Was für Geſchäfte?

Pietramala. Signor Ribeira der Große geſtattete mir ſo eben eine Privataudienz. Wir tranken herrlichen Falerner, ſtemmten die Hände an die Backen und die Ellenbogen auf den Tiſch, und ſo, wie gute Freunde, ſchloſſen wir unſern Handel ab, denn wir ſind alte Bekannte, und es iſt nicht das erſte Mal, daß der Signor Hofmaler meiner Dienſte bedarf.

Maſaniello. Was hatteſt Du mit ihm zu thun?

Pietramala. Kennst Du mein Gewerbe nicht? Für eine gewisse runde Summe soll ich ihn von einem Ueberlästigen befreien.

Masaniello. Wie? Ein Meuchelmord?

Pietramala. Stell' Dich nur nicht so verwundert.

Masaniello. Elender! Schurke!

Pietramala. Wie beliebt? Ich habe das nicht verstanden.

Masaniello. Du bist ein Schurke, der sein Wort bricht.

Pietramala. Ich bin ein Ehrenmann, der streng sein Wort hält. Ich habe versprochen, mit meiner ganzen Bande Dir beizustehen, Neapel zu befreien. Deshalb aber kann ich meine Nebengeschäfte nicht versäumen. Es sind schlechte Zeiten, und unser einem wird es sauer, sich redlich durch die Welt zu schlagen.

Masaniello. Ich habe Dich zu einem ehrenvollen offenen Kampf gedungen und jeden Meuchelmord ausdrücklich untersagt.

Pietramala. Ich weiß, ich weiß, Masaniello. Wir Banditen sollen uns zu anständigen Vaterlandsvertheidigern bekehren und unsere Dolche und Karabiner der Freiheit und den Menschenrechten weihen; und ich habe „Ja" gesagt, denn ich bin eine gute Haut, ich bin zu allem erbötig, wofür ich bezahlt werde. Wie es scheint aber, hast Du vergessen, wann unsere Uebereinkunft in Kraft tritt; die Frist ist ausdrücklich bestimmt.

Masaniello. Freilich.

Pietramala. Erst diesen Abend nach Sonnenuntergang trete ich mit meiner Bande in Deinen Sold, bis dahin aber nehme ich mit, was ich noch verdienen kann.

Masaniello. Geh', ich schäme mich eines Verbündeten deiner Art.

Pietramala. Masaniello' Du taugst nicht zum Oberhaupt einer Verschwörung, Du bist zu gewissenhaft.

Masaniello. Wenn Du fortfährst zu morden, so will ich nichts mit Dir gemein haben.

Pietramala. Hör' an, Masaniello, Du bist mir mehr, als der Spanier, und deshalb bin ich hier. Kennst Du den „Ueberlästigen" und ist er Mitverschworner, so schone ich ihn.

Masaniello. Wer ist er?

Pietramala. Kennſt Du einen gewiſſen Salvator Roſa?

Maſaniello. Nein.

Pietramala. Wohlan! zeigt er ſich vor Sonnenuntergang in den Abruzzen, ſo iſt's um ihn geſchehen. Nach Sonnenuntergang hingegen, wird ihm kein Haar gekrümmt. Und jetzt kein Wort mehr!

(Geräuſch hinter der Scene).

Pietramala. Jeſus Maria, was bedeutet das? — Pferde? — Gilt das mir?

Maſaniello (an der Thür links). Sie ſprengen hieher. Sie halten.

Pietramala. Ich fliehe. Dieſer Ribeira iſt zu allem fähig.

Maſaniello. Dort, durchs Fenſter.

Pietramala (aus dem Fenſter ſteigend). Mit drei Sprüngen bin ich in den Bergen, und dieſen Abend nach Sonnenuntergang ſtoß ich mit meiner Bande zu Dir. (ab)

Vierte Scene.

Maſaniello. Hermoſa (verſchleiert auf).

Hermoſa. Dies ſind die Räume, in denen ich meine erſte Jugend verlebt. — Wie pocht mir das Herz! — Kaum hatte ich mich aufrecht

Maſaniello. Signorina! Was befehlt Ihr.

Hermoſa (entſchleiert ſich). Bruder!

Maſaniello. Hermoſa! — Was ſuchſt Du hier?

Hermoſa. Verzeihung?

Maſaniello. Du lebſt? Du kannſt noch leben! und biſt noch nicht erſtickt vor Scham und Reue.

Hermoſa. Schone mich, mein Bruder.

Maſaniello. Geh' Ehrloſe! unſeren unbeſcholtenen Liebesnamen haſt Du geſchändet.

Hermoſa. Zuvörderſt höre mich, mein Bruder. Nachdem magſt Du mich verdammen.

Maſaniello. Kannſt Du Dich rechtfertigen?

Hermoſa. Ich will's verſuchen. — Du weißt, welche thörichte Wünſche ich in meiner früheſten Jugend hegte. Ich ſehnte mich nach Allem, was fremd und fern war. Dort hoffte ich die Erfüllung meiner glänzenden Träume, die Ver-

wirklichung aller seenhaften Wunder meiner kindischen Einbildungskraft, anzutreffen. Sehnsüchtig schaute ich der sinkenden Sonne, den fliehenden Wolken nach, und beneidete den Vogel um seine Fittige, die ihn in ferne Länder trugen. Ich wuchs heran, und wie ich an Jahren zunahm, mehrte sich diese Sehnsucht. Sie war schuldlos an sich; allein sie führte mich dennoch in Versuchung. — Ein vornehmer, junger Cavalier wußte mit süßen Worten und köstlichen Gaben, mit glänzenden Versprechungen und dreisten Lügen mich zu blenden. Ich verließ die Hütte der Meinen, und floh mit ihm nach Madrid. Schon wähnte ich mich auf den Gipfel meines Glückes: doch nur zu bald folgte die herbe Enttäuschung. Mein Verführer, dem ich alles geopfert, offenbarte sich als ein hochfahrender, herzloser Wollüstling. Er verließ mich, und ohne Habe, Schutz und Freunde, war ich allein in einem fremden Lande, jedem Mißgeschicke Preis gegeben. Da erwachte mein Stolz, und durch meiner Hände Arbeit, entging ich dem Abgrund, der schon zu meinen Füßen gähnte. Mein erster Fehltritt, schützt mich vor einem zweiten. Auch war das Glück mir hold. Meine Stimme ist an Kraft und Glanz und Umfang eine seltene, auch war ich mit Reiz und Anmuth begabt. — Ich betrat die Bühne.

Manuelle. Hermosa! Du eine Schauspielerin?

Hermosa. Ja! und ich bin stolz auf meinen Stand, dem ich Reichthum, Thätigkeit, Selbstständigkeit und Ruhm verdanke. O, es giebt keine schönere, seligere Bestimmung, als beim Rauschen des Orchesters im Glanz der Lichter vor einer freudetrunkenen Menge zu erscheinen, um mit Beifall und Kränzen überschüttet zu werden. — Wie fade und abgeschmackt erscheinen mir die Schmeichelkünste und Huldigungen verliebter Männer, seit ich solche Triumphe erlebe. Die glänzenden Träume meiner Jugend, die seenhaften Ausgeburten meiner kindischen Einbildungskraft, sie haben sich verwirklicht und ich tausche jetzt nicht mit Fürstinnen und Königinnen, die nach wenig glänzenden Stunden ernsthaften und wichtigen Sorgen Platz gegeben sind. Habe ich mein schimmerndes Tagewerk vollbracht, so kann ich der Ruhe pflegen, und einsam für mich leben. — Armer Bruder! redlicher Fischer Du! der still und

armbiam seine Netze strickt und seine Ruder handhabt, kannst Du mich verstehen?

Masaniello. Sprich weiter!

Hermosa. Nach wenig Wochen schon hatte sich mein Ruf durch Frankreich und Italien verbreitet. Ich sah Paris, und kam endlich nach Rom, dort erwachte meine Sehnsucht nach der Heimath. Ich widerstand nicht länger dem Verlangen, die Meinigen einmal wiederzusehen. Hier bin ich nun, reich und glücklich und komme Euch zu sagen, daß auch Ihr nicht länger Mangel leiden sollt.

Masaniello macht eine abwehrende Bewegung.

Hermosa. Du magst mein Anerbieten verschmähen, so weit es Dich angeht. Du hast ein Recht dazu. Doch was Maria betrifft, das frische Ebenbild meiner ersten Jugend, so bin ich die ältere Schwester und habe Mutterstelle bei ihr zu vertreten.

Masaniello. Sie hat auch einen Bruder.

Hermosa. Nicht unwürdig Deiner, stehe ich hier vor Dir; ich kann dreist das Haupt erheben und Auge in Auge Dir schauen.

Masaniello. Und was giebt Dir diesen Muth?

Hermosa. Ich habe gesehn. Euch zahlreiche Wohlthaten haben diesen einen Fehltritt gesühnt. Auch hierher komme ich um eine Wohlthat zu üben, zu der ich Deiner Hülfe bedarf. Du wirst mir deinen Beistand nicht versagen.

Masaniello. Laß hören!

Hermosa. Ein stolzer Jüngling, zwar arm, aber voll Geist und herrlicher Anlagen, hat den staunenden Neapel tödtlich beleidigt. Ich kenne deinen Einfluß, und weiß, was Du beim Volke giltst. Nimm ihn in deine Hut und schütze ihn vor den Dolchen der Banditen.

Masaniello. Wer ist er?

Hermosa. Er nennt sich Salvator Rosa, und ist Dichter, Maler und Musiker, alles in höchster Vollkommenheit.

Masaniello. Salvator Rosa, der nach Rom will?

Hermosa. Ja! Heute.

Masaniello. Er darf vor Sonnenuntergang nicht treten.

Hermosa. Er ist schon fort.

Masaniello. So ist er ohne Rettung verloren.

Hermosa. Ohne Rettung! Du erschreckst mich.

Masaniello. So wie er die Berge betritt, muß er sterben.

Hermosa. Hilf heilige Jungfrau von Loretto!

Masaniello. Der Räuberhauptmann Pietromala ist gedungen ihn zu tödten.

Hermosa. Woher weißt Du das?

Masaniello. Von dem Räuber selbst.

Hermosa. Du kennst ihn?

Masaniello. Ja!

Hermosa. So rette den Unglücklichen.

Masaniello. Es ist zu spät!

Hermosa. Du sollst, Du mußt ihn retten.

Masaniello. Laß mich!

Hermosa. Bruder, ich beschwöre Dich bei der Seele unserer Mutter.

Masaniello. Ich sinne vergebens auf ein Mittel.

Hermosa. Entschließe Dich.

Masaniello. Ja, hätte man ein schnelles Pferd —

Hermosa. Das meinige ist das schnellste in ganz Neapel.

Masaniello. Und einen zu verlässigen Boten.

Hermosa. Ich selbst will ihn.

Masaniello. Wohlan, so suche Pietromala in den Bergen auf, und sprich zu ihm: „Salvator Rosa soll nicht sterben, Masaniello will es nicht.“

Hermosa. Wird man mir glauben?

Masaniello. Versuch es.

Hermosa. Gieb mir einige Zeilen von deiner Hand.

Masaniello. Thörin! Ich kann nicht schreiben.

Hermosa. Irgend ein Kennzeichen, welches es sei — das Kreuz an deinem Halse.

Masaniello (macht es los und giebt es ihr). Nimm hin!

Hermosa. Dank, Dank! theurer Bruder. — Gott! lenke meine Schritte und vergönne mir seine Retterin zu werden. (ab.)

Masaniello. Wohl Dir, Hermosa! wenn nur die Liebe zum Guten Dich beseelt und der Eifer wohl zu thun, deine Schritte heiligte. Wie glücklich bist Du, Weib! denn Du

heit nur für Einzelne zu sorgen. In seinen Händen ruht das Schicksal vieler Tausende und bei solchen Pflichten gilt die Wohlfahrt und das Leben eines Einzelnen nicht mehr.

Verwandlung.

Fünfte Scene.

(Eine Schlucht in den Abruzzen. Wilde Felsgegend mit Sturzbächen und einem Bergstrom.

Salvator tritt auf. — Ich habe sechs schöne Tücher, die mir gehören, und die ich auf die Weide führe. — Aber umsonst erklimme ich die höchsten Gipfeln der Berge, und spähe rings umher nach den holden Schäferin! — Maria! Wo weilst Du. — Ich kann nicht von hier scheiden, ohne dich noch einmal gesehen zu haben. — Noch einen Gruß, noch ein Lebewohl, laß uns wechseln. — Ich muß sie finden! Umsonst nur! — Was habe ich für Eile? — Es liegt ja kein Segen hinter mir, nur in Pech und Schwefel aufgehen soll. — Wo bin ich denn hier? — Eine Gegend, wie ich sie liebe. Ein wahrer Chaos von Felsen. Als ob ein kunstsinniger Riese, sich den Spaß gemacht, diese Felsblocke geschmackvoll über einander zu thürmen. Und dieser Bergstrom, diese Ferne, dieses heiße Sonnenlicht. — Wahrlich kein übles Bild. — Ich will sogleich mir eine Skizze davon nehmen. (er legt sich auf einen Felsblock, und nimmt eine Mappe und seinem Bündel; zeichnend). Der Vordgrund ist zu leer. Irgend eine Figur würde von guter Wirkung sein. Ein fahrender Mönch, — ein bunt-gekleideter Räuber.

Sechste Scene.

Salvator. Pietramala (tritt auf, und nach und nach mehrere Banditen).

Salvator. Ha! trefflich getroffen! — Du! rühre Dich nicht. — Welch eine sonnengebräunte Malerphysiognomie. Welch ein verwegener Straßenräuberanstand, hier eine Hand in der Seite gestützt, die andere am Griffe der Flinte. — So steht Du gut.

Pietramala. Fürwahr, das ist seltsam.

Jacob (tritt auf).

Salvator. Noch einer.

Alberoneſe (tritt auf).

Salvator. Gar drei.

Fracoſtoro (tritt auf).

Salvator. Und jetzt vier.

(Der Hintergrund füllt ſich mit Banditen).

Salvator. Nein! das iſt zu viel Leben, das wird bedenklich, und ich habe nicht einmal einen Degen bei mir.

Pietramala (geht auf Salvator zu). Habt Ihr einen Geleitsbrief.

Salvator. Wozu?

Pietramala. Dies iſt mein Revier. Hier hauſet Pietramala, der ohne Geleitsbrief keinen durchläßt.

Salvator. So muß ich wieder umkehren?

Pietramala. Nein' lebendig kommſt Du nicht von hinnen.

Salvator. Ich habe hier einige Goldſtücke, ich weiß nicht, ob ich ſie einem ſo edlen Herrn anbieten darf?

Pietramala. Gieb her! Alles was Du bei Dir führſt iſt mein.

Salvator (für ſich). Das iſt ein ſo ausgemachter Schuft, wie ganz Neapel keinen zweiten aufzuweiſen hat.

Zanobi (die Zeichnung aufweiſend). Seht Hauptmann' Wie Ihr lebt und lebt.

Alberoneſe. In der That' zum Sprechen getroffen.

Salvator. Ich bin ſo frei, mit dieſem Contrefei dem edlen Herrn ein Geſchenk zu machen.

Pietramala. Schönen Dank!

Zanobi. Hauptmann, ich möchte mein Bild auch wohl haben.

Pietramala. Wozu?

Zanobi. Um Weib und Kindern ein Andenken zu hinterlaſſen, wenn ich einmal gehenkt werde. Wollt Ihr mich auch zeichnen?

Salvator. Warum nicht (deutet auf die Mitte der Bühne). Stellt Euch dahin, zärtlicher Familienvater (er zeichnet).

Pietramala. Seine Hand zittert nicht, er iſt ein braver Junge.

(Geräuſch hinter der Scene).

Pietramala. Was giebt es dort? wer naht?

Francesco. Der alte Graf Capello.
Pietramala. Der Schwätzer hätte auch daheim bleiben können.

Siebente Szene.

Kapello mit seinem Anhang tritt links auf. Die Vorigen.

Kapello. Was höre ich, Pietramala, Du fängst schon wieder an zu morden.

Pietramala. Gnädigster Herr! Das sind Dinge die Euch nicht kümmern.

Kapello. Ich verlange, daß diesem Jünglinge kein Haar gekrümmt werde.

Pietramala. Ich werde ihn sogleich erschießen lassen. Wollt Ihr es mit ansehen?

Kapello. Ich werde es zu hindern wissen.

Pietramala. Meint Ihr?

Kapello. Die Brüder des Todes sind zahlreicher als Deine Bande.

Pietramala. Ich glaube es nicht.

Kapello. Der Todesbund besteht aus sämmtlichen, von den Spaniern vertriebenen Edelleuten.

Pietramala. Und diese hochadeligen Herren kamen zum Banditen Pietramala, und baten um einen Zufluchtsort, der ihnen gestattet wurde. Wagt es, das zu vergessen und Ihr werdet die Folgen sehen.

Kapello. Wir fürchten Euch nicht.

Pietramala. Kann möglich sein. Aber bis auf den letzten Mann könnt Ihr uns nicht vertilgen und ich befehle jedem, der entkommt, Sr. Hoheit, dem Herzog von Atena, Vice-König von Neapel, die ganze Verschwörung zu enthüllen.

Kapello. Wer so sich zu äußern wagt, der ist nicht nur fähig, uns zu verrathen, er hat es vielleicht schon gethan.

Pietramala. Herr Graf! wer giebt Euch das Recht, meinen Charakter in Zweifel zu ziehen? — Vergeßt nicht, daß Ihr zu mir kamt, weil Ihr mich brauchtet. Ihr also seid mir verpflichtet und ich Euch nicht. (Murren unter den Brüdern des Todes.)

Pietramala. Verdrießen Euch meine Worte? das bedaure ich. Aber wir sind nun einmal Verbündete und müssen uns einander gleichstellen. (Lautes Murren.)

Pietramala. Hier ist mein Revier, und in diesen Bergen gelten keine Ahnen und Wappenschilde. Wir alle sind geächtet, der Edelmann so gut wie der Bandit; über die Bedingungen sind wir einig. Der Bandit verlangt daher sein Recht so gut wie der Edelmann.

Kapello. Hältst Du die Bedingungen?

Pietramala. Ist die Sonne schon unter? Erst nach Sonnenuntergang bin ich Euer.

Kapello (zu Salvator). Gott ist mein Zeuge, Herr, ich that für Euch was ich konnte.

Salvator (zeichnend). Ich danke Euch, Herr. — Wer seid Ihr?

Kapello. Ein Haupt der Verschwörung, die in Neapel sich bereitet.

Salvator. Lebt für Neapel glücklicher, als Ihr es für mich waret.

Kapello. Auf Wiedersehen, Pietramala.

Pietramala. Lebt wohl, Herr Graf, zur Stunde werdet Ihr mich bereit finden. (Kapello mit den Verschwornen ab.)

Achte Scene.

Salvator. Pietramala. Räuber.

Salvator (hat vollendet, reicht Jenobi das Bild). Nun, bist Du zufrieden?

Jenobi. Seht, Hauptmann! Wahrlich, es ist Schade um diesen jungen Künstler.

Pietramala. Schweig.

Salvator. Was nützt Euch mein Tod? Wollt Ihr mich ermorden? Ist meine Haut so kostbar, daß Jemand Verlangen danach trägt.

Pietramala. Ich bin dafür bezahlt.

Salvator. Ich gebe Euch das Doppelte.

Pietramala. Wo soll ich das Geld in Empfang nehmen.

Salvator. Nenne die Summe, bestimme die Frist und auf Künstlerwort, wenn ich die Summe nicht auftreibe, stelle ich mich zur bestimmten Stunde.

Pietramala. Thut mir Leid! Ich lasse mich nur auf baare Zahlung ein.

Salvator. Ein Bild von mir hat Werth. Ich werde ein Bild malen.

Pietramala. Ich bin kein Bilderhändler.

Salvator. Wohlan! Eine Verschwörung ist im Werke. Es wird Kampf kosten, und ich weiß den Degen wohl zu führen. Nehmt mich in Eure Bande auf. Als Kämpfer bin ich doch wohl mehr werth, wie als Leiche.

Pietramala. Ich verkaufe Dolchstöße und Flintenkugeln, aber ich kaufe keine.

Salvator. Ich weiß, wer Euch gedungen hat, Ribeira und seine Schüler.

Pietramala. Ganz recht.

Salvator. Und Ihr schert Euch nicht, für den gehässigsten aller Spanier, die Neapel unterdrücken, den feilen Meuchelmörder abzugeben; Ihr, Einer der Oberhäupter der Verschwörung?

Pietramala. Mein Gewerbe bringt das mit sich.

Salvator. Das ist nicht wahr! Ein Banditen-Hauptmann kann nicht ganz verworfen, nicht allen Edelmuthes baar sein. Die Waffen sind der Stolz des Mannes; die Feinigen aber scheinen kostlicher zu sein als der Leib einer Buhlerin. Die gemeinste Dirne giebt sich nicht jeglichem Preis, allein Du mordest jetzt, von einem Spanier gedungen, und eine Stunde später erhebst Du die Waffen im Solde der Verschwornen, und wie viel muß die neapolitanische Regierung Dir bieten, damit Du ihr Spürhund und Angeber werdest?

Pietramala. Bereite Dich zum Tode! (Zur Seite.) Wenn ich ihn weiter reden lasse, wiegelt er mir die ganze Bande auf. — Zanobi, Du bist ein guter Schuß, nimm ihn fest aufs Korn.

Zanobi. Das bringe ich nicht übers Herz. (Oeffnet die Batterie und stößt das Zündpulver von der Pfanne.)

Marien's Stimme hinter der Scene beginnt das Lied: „Dein Herz, Du holde Schäferin.“ Salvator nimmt die Mandoline und begleitet es.

Fracestere. Kennst Du das Lied, was dort die kleine Hirtin singt?

Salvator. Ich selbst habe es gedichtet.

Fracestere. Er ist mit allen Talenten begabt. Es ist Schade um ihn, scheut ihn, Hauptmann.

Pietramala (zu Salvator). Willst Du beten?

Salvator (die Mandoline spielend). Nein! Dies sei mein Sterbelied. Auf diesen schuldlos reinen Tönen entschwebe meine Seele gen Himmel.

Pietramala (commandirt). Fertig! — Schlag an — Feuer!

Zanobi drückt ab, die Flinte versagt.

Pietramala. Was ist das?

Zanobi. Meine Flinte hat versagt.

Pietramala. Die meinige geht los. (Legt an auf Salvator.)

Neunte Scene.

Hermosa, bald darauf Maria, und endlich Kapelle mit den Verschworenen.

Hermosa. Halt ein, Pietramala! Salvator Rosa soll nicht sterben. Masaniello will es nicht und befiehlt Dir, ihn ungehindert ziehen zu lassen. Zum Zeichen reicht er durch mich dieses Kreuz. Du wirst es kennen.

Pietramala. Ich kenne dieses Kreuz. Masaniello pflegte es um den Hals zu tragen. Salvator Rosa, Du bist frei und dankst Dein Leben der Signora.

Salvator (zu Hermosa). Ihr seid meine Retterin! mein Schutzengel! meine Versehung!

Maria erscheint am jenseitigen Ufer des Flusses. Salvator! — Pietramala! was bedeutet das, droht ihm Gefahr?

Pietramala. Beruhige Dich, er ist sicher.

Hermosa (für sich). Was sehe ich! Maria! meine Schwester.

Maria. Herr Salvator, unsere liebe Frau vom Berge Carmel, sei mit Euch und nehme Euch in ihren Schutz. —

Salvator. Habe Dank, Du holde Schäferin.

Hermosa. Sie kennen sich?

Pietramala. Fort nahl Kapello mit den Brüdern des Todes. Bleib noch eine Weile Maria' und gieb wohl Acht, was sich hier begeben wird, damit Du Deinem Bruder treulich berichten kannst, was Du hier gesehen' (zu den Banditen) Ihr meine Getreuen, sammelt Euch um mich.

(Kapello mit den Verschworenen tritt auf.)

Kapello. Pietramala' die Sonne neigt sich zum Untergange.

Pietramala (zu den Banditen). Entblößt die Schwerter und Dolche. — Graf Kapello, Ihr habt das Wort.

Kapello. Neapolitaner! die Stunde der Freiheit schlägt. Erhebt die Hand zum Schwure! Nicht Haß noch Zwietracht soll unter uns walten. All' unser Streben, all' unsere Kraft gelte dem Wohle Neapels. Schwört, daß Ihr Eure Waffen weder zum Zweikampf, noch zur Rache, noch zu irgend einem Sonderzweck gebrauchen wollt. Schwört, daß all' Euer Blut und Eisen, Muth und Wut, dem Vaterlande geweiht sei.

Alle. Wir schwören!

Kapello. Den Meineidigen treffe Verderben in dieser, Verdammniß in jener Welt.

Alle. So sei es!

Salvator. Gebt mir Waffen, ich will mit in Euren Reihen fechten.

Kapello. Komm und sei unserer Brüder einer.

Salvator. Fluch und Verderben treffe mich, wenn ich nicht auch den Schwur erfülle.

Pietramala. Ich bürge für ihn.

Salvator (finster für sich). Solch eine Bürgschaft hat nichts einnehmendes.

Kapello. Trennt Euch nunmehr Kameraden, Jeder begebe sich auf seinen Posten, und harre der Befehle unseres Oberhaupts.

(Alle ab, bis auf Salvator, Hermosa und Maria im Hintergrunde.)

Maria (zu Salvator). Der Strom ist zwischen uns, ich kann Euch die Hand nicht reichen. Verschmäht nicht diese Blumen Herr Salvator, die schönsten die ich finden konnte.

(wirft ihm einen Strauß zu)

Salvator. Diese Blumen will ich auf meinem Herzen tragen, zu Sieg und Ruhm sollen sie mich geleiten.

Hermosa. Sie lieben sich. Ihr Glück soll meine Sorge sein.

Verwandlung.

(Straße in Neapel. Rechts der Palast des Ribeira. Vor demselben eine Laube mit Kränzen geschmückt. Im Hintergrunde Aussicht auf mehrere Straßen.)

Eilfte Scene.

Ribeira und der Messer grande treten auf im Gespräch begriffen.

Messer grande. Ein Wort im Vertrauen, edler Herr und zürnt mir nicht meiner Unbescheidenheit halber. Es fällt hier wenig vor, was ich nicht sogleich erfahre. Unter Anderen weiß ich, daß eben dieser Pietramala, von dem wir reden, mit einem Geleitsbrief vom Vicekönig versehen, Euch in Eurer Wohnung aufsuchte.

Ribeira. Nein, Signor! Er traf mich im Palast des Vicekönigs, wo ich ihm etwas zu sagen hatte.

Messer grande (verneigt sich tief). Wenn das ist, so vergebt meinen Verwitz und laßt uns nicht weiter davon reden.

Ribeira. Ihr mißversteht mich, Signor, und ich darf einen so treuen Diener des Vicekönigs nicht im Irrthum lassen. Jener Bandit hatte nur mit mir zu thun.

Messer grande. Ihr wart beleidigt?

Ribeira. Ja.

Messer grande. Und weil Euer Beleidiger zu ärmlich und gering war, um ihn mit eigener Hand zu züchtigen, wandtet Ihr Euch an den zu solchen Diensten tauglichen und im Ganzen auch zuverlässigen Pietramala. Nur dieses Mal hat er nicht Wort gehalten.

Ribeira. Wie meint Ihr das?

Messer grande. Die Neapolitanische Polizei ist Euch dankbar für Euren guten Willen, einen Taugenichts aus dem Wege räumen zu lassen, der durch seine Zanksucht und dreiste

Reden uns viel unnütze Mühe und Umſtände machte. Allein Pietramala hat ſeine Pflicht nicht gethan. Salvator Roſa lebt und iſt in Neapel.

Ribeira. Unmöglich!

Meſſer grande. Wollt Ihr Euch augenſcheinlich davon überzeugen?

Ribeira. Das möchte ich in der That.

Meſſer grande. Hier kommt er mit einem Anderen, der auch in meinem ſchwarzen Buch wohl angeſchrieben ſteht. (ſetzen ſich in die Laube).

Zwölfte Scene.

Kapello und Salvator treten auf.

Kapello. Ihr wißt nun, was Ihr zu thun habt.

Salvator. Gleich will ich mich in meine Maske werfen. Ihr werdet mir doch Witz und gute Laune genug zutrauen, um Aufſehen machen zu können?

Kapello. Zwei Drittheile der Menge, die ſich um Euch ſammelt, ſind Verbündete.

Salvator. Gut.

Kapello. Aehnliche Masken werden ſich auf allen Märkten, allen Brücken und Verbindungspunkten zeigen. Wir werden Herren der Stadt ſein, ehe unſere Widerſacher auch nur von ferne ahnen, was ihnen bevorſteht.

Salvator. An dieſem Orte hier will ich mein Weſen treiben.

Kapello. Hier vor dem Palaſte Ribeira's?

Salvator. Ja.

Kapello. Gedenkt Eures Schwures, Salvator. Gebt der Rachſucht kein Gehör, ſo lange Neapel Eurer bedarf.

Salvator. Fürchtet nichts.

Kapello. Ihr wißt das Zeichen zum Angriff?

Salvator. Der dritte Kanonenſchuß gilt mir, dann ſchlage ich los.

Kapello (für ſich). Ich kenne ſeine Heftigkeit und Kampfluſt. Ich werde ihn nicht aus den Augen laſſen. (laut.) Kommt, ſuchen wir uns Masken aus. (Beide ab.)

Dreizehnte Scene.

Meſſer grande und Ribeira treten auf.

Meſſer grande. Nun was ſagt ich Euch

Ribeira. Er lebt, um ſo beſſer

Meſſer grande. Wie ſo?

Ribeira. Das Bevorſtehende iſt beſſer, als das Genoſſene, die Rache, die ich zu vollbringen habe, iſt ſüßer, als die vollbrachte

Meſſer grande. Was mich betrifft, ſo zögere ich ungern in ſolchen Fällen

Ribeira. Habt Ihr mein letztes Bild geſehen, den Märtyrer mit ſchweren Ketten an den Roſt geſchloſſen. Nachläſſig ſchütten die Henker Kohlen auf und ſchüren träge das Feuer an

Meſſer grande. Man nennt das am langſamen Feuer braten.

Ribeira. So räche ich mich. — Wer war ſein Gefährte

Meſſer grande. Ein Geächteter, Graf Kapello.

Ribeira. Und er zeigt ſich hier auf offener Straße?

Meſſer grande. Es geht heute bunt hier zu. Die ganze Stadt wimmelt von fremdem Geſindel. Das Landvolk zieht in ungewöhnlich ſtarker Anzahl durch die Thore, keine Frauen — nur Männer mit grimmigen Blicken und finſteren Mienen. — Ein Ungewitter iſt in Anzug. Ich kenne das: Der Carneval wird ſchwerlich in aller Ruhe vorübergehen.

Ribeira. Meint Ihr?

Meſſer grande. Irgend was bereitet ſich vor. Wir müſſen auf unſerer Hut ſein

Ribeira. Was wollen denn die Neapolitaner?

Meſſer grande. Sie murren über eine gewiſſe Abgabe.

Ribeira. Wie abgeſchmackt! Geſittete Völker müſſen regiert werden und das kann nicht umſonſt geſchehen, folglich muß man Steuern zahlen

Meſſer grande. Sehr wahr!

Ribeira. Tretet näher, Signor, und nehmt mit einigen Erfriſchungen vorlieb. Hier laßt uns ruhig der Carnevalsluſt zuſehen

Meſſer grande. Und um uns ſicher zu ſtellen vor jedem Pöbelunfug und Uebermuth der Masken, werde ich mir eine Anzahl Sbirren und ein Häuflein Spanier hierher beſcheiden.

Ribeira (ruft in die Scene). Heda! Fragt Wein, Eis und Backwerk auf.

Diener (bringen das Verlangte).

Ribeira. Kommt herbei, meine jungen Freunde und Zöglinge.

Vierzehnte Scene.

Spadaro. Leone und andere Schüler. Die Vorigen.

Ribeira. Füllt Eure Becher. Spanien hoch!

Die Schüler. Hoch!

Ribeira. Vergeßt nicht, meine jungen Freunde, daß Ihr alles, was Ihr ſeid und habt: Eure Kunſt, Eure Zukunft, Euren Ruhm, Euren Erwerb, Spanien verdankt.

Spadaro. Wir ſind Neapolitaner nur dem Namen nach, im Herzen ſind wir Spanier.

Ribeira. Das höre ich gerne, vergeßt nicht in Tagen der Gefahr, was Ihr dem Vicekönig ſchuldig ſeid. Er zählt auf Eure blinde Anhänglichkeit und Ergebenheit.

(Glockengeläute hinter der Scene.)

Ribeira. Der Carneval wird eingeläutet. Auf ein fröhliches Feſt! (trinkt.)

Meſſer grande. Ich danke Euch, edler Herr. Da kommen auch meine Sbirren und Wachen. Für's erſte ſind wir hinreichend gedeckt.

Funfzehnte Scene.

Sbirren und Wachen reihen ſich hinter dem Zelte. Maskenſchwärme. Kämpfe mit Confetti und Moccoli, abwechſelnd mit Tänzen. Endlich Salvator als Narrenfürſt, buntſcheckig und prächtig gekleidet, auf einem Wagen von Arlequins gezogen. Kapello dicht hinter dem Wagen im ſchwarzen Domino.

Salvator. Meinen Gruß Euch Allen.

Die Masken. Es lebe die buntſcheckige Excellenz!

Salvator (zu einer Maske). Wer bist Du?

Erste Maske (Ein Lastträger). Wie Excellenz sieht, ein Lastträger.

Salvator. Lastträger sind wir Neapolitaner sammt und sonders. (zu einer anderen Maske.) Und Du, wer bist Du?

Zweite Maske (Ein Fischer). Ein Fischer, Excellenz.

Salvator. Im Trüben? das wäre spanisch — Du erbeutest wohl viel für wenig Geld?

Fischer. Ja, Excellenz! denn das Geld ist rar.

Salvator. Du bist nicht klug. Viel zu thun für wenig Geld ist plebejisch. Für wenig Arbeit großen Lohn zu nehmen ist anständig, ist ehrenvoll. Für große Summen aber nichts zu thun, ist vornehm, ist fürstlich.

Die Masken. Bravo! Bravo!

Salvator (setzt sich eine große Brille auf). Sag' an Polichinello! was ist das für eine Maske dort?

Dritte Maske (ein Polichinell). Excellenz, das ist keine Maske sondern der Messer grande.

Salvator. So mag er eine Maske vornehmen, die häßlichste die es giebt wird dem Volke schöner dünken, als sein Antlitz.

Messer grande. Du, ich habe Macken und Sparren bei der Hand. Noch ein solches Wort und ich lasse Dich einstecken.

Salvator. Polichinello, da hast Du meine Brille. Schau ihn an durch diese Vergrößerungsgläser, sie werden ihn mehr vergrößern als seine Trotzworte.

Ribeira (zum Messer grande). Ereifert Euch nicht über solchen feilen Pöbelwitz. Kennen die stumpfen Bolzen eines Narren Euch verletzen?

Salvator. Heda! Kohlenbrenner!

Vierte Maske (ein Kohlenbrenner). Was steht der Excellenz zu Dienste?

Salvator. Möchtest Du nicht Maler werden?

Kohlenbrenner. Ohne Zweifel, ich würde mich besser dabei stehen.

Salvator. Du könntest neben schwarz auch andere Farben tragen, und Sammt, Seide, Edelsteine, Spitzen, Federn auf Deine Kleider malen.

Kohlenbrenner. Das alles wäre mir in der Wirklichkeit lieber.

Salvator. So gehe bei keinem Spanier in die Schule, da lernst Du nur Schneider- und Friseur-Leistungen, Kammerdiener und Zofenkünste abcontrefeien.

Ribeira. Soll das auf mich gehen?

Salvator (ihm nachahmend). Erzürnt Euch nicht über seichten Pöbelwitz, wie können Euch die stumpfen Bolzen eines Narren verletzen.

Messer grande. Aergert Euch nicht Signor. Laßt diesen Schwätzer seine gemeine Weisheit zu Markte bringen.

Salvator. Polichinello! Verstehst Du was von Malerei?

Polichinello. Nicht viel.

Salvator. Weshalb erblickt man auf den Bildern des Don Ribeira niemals gesunde Farbe, geistvolle Augen, edle Gestalten, muthige Haltung, kräftige Glieder — Weißt Du es?

Polichinello. Nein!

Salvator. Sein Freund, der Messer grande da neben ihm, würde sagen: Signor! Eure Bilder wiegeln die Völker auf. Ihr müßt für Ruhe und Ordnung malen.

Die Masken. Bravo! Bravo! Es lebe unsere Excellenz!

Messer grande. Jetzt zieh ab mit deinem Wagen oder meine Wachen vertreiben Dich.

Salvator (ihm nachahmend). Aergert Euch nicht, Signor. Laßt diesen Schwätzer seine gemeine Weisheit zu Markte bringen. — Komm her Du niedliche Gärtnerin. Nicht wahr mein Kind, Du bist schüchtern?

Fünfte Maske (Eine Gärtnerin). Ein wenig, Excellenz.

Salvator. Fürchtest Du Dich auch vor gemalten Henkern und Folterknechten.

Maske der Gärtnerin. Nein!

Salvator. Vor gemalten Hinrichtungen und anderen Grausamkeiten?

Maske der Gärtnerin. Nein!

Salvator. Signor Ribeira! Ihr seht, Euer Pinsel ist nicht gefährlich! Gebt es auf, der einzige große Maler auf Erden zu sein. Ihr seid nicht im Stande Eure Nebenbuhler auszustechen. Ihr müßt schon Zuflucht zu den Dolchen der Banditen nehmen, und die treffen auch nicht allemal.

Ribeira. Wer das zu sagen wagt, der nehme seine Maske ab, oder er ist ehrlos.

Salvator. Hättet Ihr mich wirklich nicht erkannt? soll ich erst meine Maske abnehmen?

Ribeira. Salvator Rosa!

Salvator. Ganz recht. (nimmt seine Maske ab.)

Ribeira. Du warfst neulich die Waffen von Dir und wolltest nicht gegen mich fechten.

Salvator (springt vom Wagen). Doch heute habe ich große Lust dazu. Ich verdanke Euch in den Abruzzen eine schlimme Stunde und will die Rechnung abmachen.

Ribeira. Wo ist dein Degen?

Salvator (will seinen kurzen Degen ziehen). Anderthalb Fuß Eisen gegen Euren langen spanischen Stoßdegen.

Kapello (ergreift seinen Arm). Halt! Gedenket Eures Schwures, werdet nicht meineidig.

Salvator. Weh mir! Ich habe mich übereilt.

Ribeira. Nun? was wird daraus.

Salvator. Noch nicht. Wartet!

Ribeira. Feigling!

Die Masken (zischen, pfeiffen und höhnen).

Salvator (zu Capello). Laß mich los!

Kapello. Mäßigt Euch.

Salvator. Ich will mich nicht mäßigen im Angesicht meines höhnenden Todfeindes, den verhaßten Sbirren und spanischen Wachen gegenüber, während mein Volk mich als einen Feigen verhöhnt.

Ribeira. Salvator, ich habe Dich einen Feigen genannt.

Salvator. Ich will Dir antworten. Nur jetzt nicht, in diesem Augenblicke nicht.

Die Masken (pfeiffen, zischen und höhnen).

Salvator. O Ihr thut mir Unrecht. Ich warte ja nur auf den Augenblick, den schönsten Kampf zu kämpfen, die Gefahren aufzusuchen und Wunder der Tapferkeit vor Euren Augen zu thun.

Ribeira. Und dieser Augenblick, wo Du so viele Heldenthaten vollbringen willst.

Salvator. Wird kommen.

Ribeira. Du bist sehr erfindungsreich in Ausflüchten, Deine Feigheit zu beschönigen.

Die Masken (zischen und höhnen).

Salvator (richtet sich empor). Neapolitaner! Es ist wahr, ich bin feige, feige wie alle Neapolitaner.

Die Masken (fahren fort, Zeichen ihres Unwillens zu geben).

Salvator. Von Spaniern lasse ich mich mit Füßen treten; in's Angesicht mir Hohn sprechen. Meine Söhne übergebe ich als Trabanten dem Solde der Unterdrücker oder ihren Flotten als Ruderſklaven, und meine Töchter opfere ich den Lüsten ihrer leichtfertigen Cavaliere. — Verhöhnt, mißhandelt mich, denn ich bin feige, wie ein Neapolitaner. — Nehmt Euch mein Beispiel zu Herzen. Ich spiegele Euch Euer eigenes Bild zurück — Geduldig trägt das Maulthier seinen Reuter sammt Gepäck, und was der Reuter sonst ihm auflader. Nur wenn die Last so groß wird, daß das Maulthier sie nicht mehr schleppen kann — dann bäumt es sich, wirft Reuter und Gepäck zu Boden und zertritt Beide mit den Hufen.

(Ein Kanonenschuß.)

Gelobt seist Du heilige Jungfrau vom Berge Karmel! Der Augenblick naht.

Kapello. Ich wünsche Dir Glück, Salvator, der Hafen ist unser.

Messer grande. Was geht hier vor? Was bedeutet die Kanone?

Ribeira. Ist das Maulthier etwa schwer genug beladen? Ich möchte sehen, wie es sich auf die Hinterbeine hebt.

Salvator. Wer ward je so grausam geprüft, wie ich.

(Zweiter Kanonenschuß.)

Kapello. Glück auf, Salvator, das bedeutet, der Palast des Vicekönigs ist umringt.

Messer grande. Habt Acht, meine Sbirren, die Waffen blank! (Er zieht seinen Degen. Die Sbirren gleichfalls.)

Salvator. Gebt Acht, gebt Acht, Neapolitaner, schwer-

überladene Maulthiere! Der Augenblick ist nicht mehr ferne, wo Ihr Euch krümmen sollt.

(Dritter Kanonenschuß.)

Kapello. Glück auf, Salvator, das gilt Dir.

Salvator. O, Seligkeit, solch' einen Augenblick zu erleben — Hier ist mein zwei Fuß langes Eisen. Brüder, die Schwerter blank. Ergebt Euch, Spanier! Verstehst Ihr jetzt meine Feigheit? — Die Waffen nieder, sage ich! — Zögert Ihr? — Greift an.

(Viele Masken entblößen ihre verborgenen Waffen. Gefecht. Tumult. Schüsse. Der Vorhang sinkt, kriegerische Musik fällt ein.)

Dritter Act.

Gothisches Zimmer. — Im Hintergrund eine Fensterthür, die nach einem Balcon führt. Links ein Tisch mit Waffen und Pergamenten. Im Vorgrund ein Ruhebett. Seitenthüren.

Erste Scene.

Masaniello (auf dem Ruhebett). Hermosa (steht neben demselben). Maria (im Hintergrunde durch die Scheiben blickend).

Hermosa. Er schläft. Nach den unerhörten Anstrengungen wird ihm die Ruhe wohl thun. — Armer Bruder, wie viel hast Du gethan, wie viel gelitten in diesen wenigen Tagen. O, Herr, verscheuche den Wahnsinn aus diesem kranken Hirn! Erleuchte Deinen Auserwählten wieder und gieb seiner gequälten Seele Frieden. (zu Maria) Mich dünkt, draußen wird es stiller.

Maria. Bewaffnetes Volk hält den Markt besetzt. Es lagert sich um die Wachtfeuer. An den Straßenecken bilden sich schwatzende Gruppen. Die Sturmglocke läutet nicht mehr. Es schweigen die Kanonen von St. Elmo. Die Feuersbrünste nehmen ab und am Himmel schwinden die rothen Flammenscheine.

Hermosa. Gebe Gott, daß kein neuer Lärm seinen Schlaf stört.

Maria. Geh zu Bett, Hermosa. Ich will bei ihm wachen.

Hermosa. Laß uns beide bleiben.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Taddeo tritt ein.

Hermosa. Nun, Taddeo! Bringst Du gute Botschaft?

Taddeo. Signora! Laßt mich schweigen.

Hermosa. Um Gotteswillen, sprich! Verbirg mir nichts.

Taddeo. Diese plötzliche Ruhe ist fürchterlich. Wer weiß, was bevorsteht. Den ganzen Tag über ward geplündert und gemordet. Der elende Pietramala begeht alle Blut- und Greueltaten im Namen Eures Bruders, als habe Masaniello das Schwert der Vergeltung in seine Hände gelegt. Auf Masaniello wirft sich aller Haß, alle Flüche und Verwünschungen. Kein Leben, kein Eigentum ist mehr sicher. Das Volk, vor Kurzem noch empört gegen die spanische Tyrannei, ist jetzt empört über die Grausamkeit der Banditen und schreit: „Genug der Rache. Friede jetzt um jeden Preis!“ Die Spanier gestern noch wie ausgestorben, erheben heut schon wieder dreist das Haupt. Ihre Kundschafter und Unterhändler zeigen sich auf offener Straße, durchschreiten frech das dichteste Gedränge und werben und schmeicheln, beschenken und versprechen. Sie verbreiten das Gerücht, daß Masaniello wahnsinnig ist und verschwören sich wider sein Leben.

Hermosa. Gerechter Himmel!

Taddeo. Masaniello darf sich dem Volke nicht mehr zeigen.

Maria. Wir wollen ihn schützen.

Taddeo. Es wartet unserer hinter den Gefängnissen des Vicariatsgebäudes eine wohlbemannte Barke.

Hermosa. Aber um dahin zu gelangen, müssen wir uns den Blicken der Menge aussetzen.

Taddeo. Es ist nicht nötig. Dieser alte Palast, in welchem Masaniello seinen Wohnsitz aufgeschlagen.

Hermosa. Still! Du weckst ihn.

Masaniello regt sich im Schlafe. Neapolitaner! Eure Freiheit, Eure Wohlfahrt! Segen!

Maria. Er träumt.

Hermosa (zu Taddeo). Weiter.

Taddeo. Dieser Palast gehörte einst dem Patricier Kapello, einem unserer Verbündeten. Ein geheimer Gang führt aus diesen Zimmern nach einem Nebenhause, welches jetzt verödet ist und leer steht. Es geht auf den Markt aus, von wo nur wenig Schritte bis zum Ufer sind.

Hermosa. So könnten wir mit leichter Mühe und ohne erkannt zu werden die Barke erreichen?

Taddeo. Gewiß, Signora! Ueberdies führt Graf Kapello den Befehl im Vicariatspalaste und die Brüder des Todes sind nöthigenfalls bereit, die Waffen in der Hand, Eure Flucht zu decken.

Hermosa. Dank, treuer Taddeo!

Taddeo. O, daß ich mehr noch für Euch thun könnte.

Maria. Was macht Salvator?

Taddeo. Er durchstreift die Stadt mit seiner Mannschaft, rettet die von den Banditen bedrohten Wehrlosen, zerstreut die Mordbrennerbanden und hilft die Feuersbrünste löschen. Er sammelt die Anhänger Masaniello's und flößt ihnen neuen Muth ein.

Maria. Herrlicher Jüngling!

Hermosa. Suche ihn auf, Taddeo, und sage ihm, Maria wünsche ihn zu sehen, wenn auch nur auf einen Augenblick.

Taddeo. Ich gehe, Signora (ab).

Dritte Scene.

Hermosa. Maria.

Maria. Geliebte, theure Schwester, wie gütig bist Du!

Hermosa. Du wirst geliebt! sei glücklich.

Maria. Auch Dich liebt er zärtlich wie ein Bruder.

Hermosa. Meinst Du?

Maria. Du hast ihm wohl gethan, hast ihm das Leben gerettet und ich! Was that ich für ihn? Muß ich Dich nicht beneiden?

Hermosa. Liebe ist uneigennützig und heischt nicht.

Maria. Du weißt ihn als Maler und Künstler zu würdigen und dazu bin ich viel zu unwissend.

Hermosa. Wohl Dir.

Maria. O nein! Ich fühle mich zu arm, um seine Liebe zu verdienen. Wärst Du nicht meine Schwester, ich könnte eifersüchtig auf Dich sein.

Hermosa. Er erweist mir Artigkeit, Wohlwollen und Dankbarkeit. Das ist alles, im Uebrigen ist er viel zu stolz, um mich zu achten.

Maria. Schwester, Du thust ihm schreiend Unrecht. Ich wollte ich wäre reich, glänzend, vornehm so wie du. Er ist nicht blind für alle diese Vorzüge; wir reden oft von Dir und er schildert Deine Vorzüge mit einer Begeisterung —

Hermosa. Nun?

Maria. Die mir oftmals große Pein macht.

Hermosa. Höre an, Mädchen! Ich will Dir eine gute Lehre geben — So wie ich im Leben stehe, darf ich nicht hoffen, eine wahrhafte Zuneigung zu gewinnen. Ich kann nur gefallen, begeistern, blenden — aber nicht fesseln. Empfindungen, die ich errege, sind glänzende Täuschungen. Sie zerplatzen wie bunte Seifenblasen. — Ich weiß das, und habe mich in mein Schicksal gefunden. — Auch ich erweckte Leidenschaften, rührte Herzen, und entzündete erregbare Köpfe — Geld, Edelsteine, alle Reichthümer, alle Freuden dieser Erde legte man bereitwillig mir zu Füßen — doch niemals hat ein wackrer braver Mann, treu und redlich, Herz und Hand mir angeboten. — In meinem Flitterstaate eine überirdische Erscheinung, von jauchzendem Beifall [illegible] gefeiert, führte ich, wider mein Wissen und Willen, Manchen in Versuchung — Doch wenn ein junges Mädchen, sanft und schuldlos, die Amphora auf dem Kopfe vorübergeht und emsig Wasser schöpft, bin ich vergessen. Die Unschuld, die sich selbst nicht kennt, wiegt allen Flitterstaat des Künstlerthumes auf.

Maria. Ich muß weinen, weil Du so zu mir sprichst.

Hermosa. Bewahre Deine Unschuld. Demuth und Bescheidenheit und lerne selbst den Reiz nicht kennen, der ihn an Dich fesselt. Dein Salvator trägt einen stolzen unbändigen Sinn, er liebt die Unabhängigkeit und lebt wild und abenteuerlich. Doch kommen Augenblicke, wo er nach edleren und milderen Gefühlen sich sehnt, wo er nach stiller Häuslichkeit Verlangen trägt. In solchen Augenblicken, Maria, kannst Du

ihm Alles ſein. — Gönne ihm ſeine Freiheit, zeige Dich nicht empfindlich, wenn er auch hie und da Dich vernachläſſigt. — Oeffne ihm Deine Arme, wenn er zu Dir zurückkehrt. — Erkenne Deinen zärtlichen Beruf, ihn glücklich zu machen und er wird nie verlernen, Deinen Werth zu ſchätzen.

Maria. Und Du, liebe Schweſter, wirſt mich nie verlaſſen. Du wirſt ſtets mich lehren, was ich zu thun habe, ihm wohlgefällig zu ſein.

Hermoſa. Darf ich Dir heut und hier irgend etwas verſprechen? Ziemt es Dir, an eine glänzende ſorgenfreie Zukunft zu denken, während das Vaterland ſchwerbedrängt und unſer Bruder leidend iſt?

Maria. Du haſt Recht, Hermoſa. Mir bleibt nichts übrig, als in allen Stücken Dir gehorſam zu ſein, denn Du biſt eben ſo weiſe, wie Du ſchön biſt.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Pietramala.

Maria. O! dieſer Unhold hier!

Hermoſa. Maſaniello's böſer Dämon!

Pietramala. Ich muß zum Oberbefehlshaber

Hermoſa. Er ſchläft.

Pietramala. Weckt ihn.

Hermoſa. Er iſt erſchöpft und leidend.

Pietramala. Gleichviel. Neapel ruft, das Volk bedarf ſeiner.

Hermoſa. Ein andermal. Später. In einer Viertelſtunde.

Pietramala. Ich bin befugt hier zu erſcheinen, wann ich will (naht ſich dem Ruhebette).

Hermoſa (tritt ihm in den Weg). Zurück von ſeinem Lager!

Pietramala (nach der andern Seite gehend). Auf! Maſaniello.

Maria (tritt ihm entgegen). Zurück!

Pietramala (laut rufend). Maſaniello! Erwache!

Maſaniello (ſpringt auf). Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Maria. Abſcheulicher!

Hermoſa. Mordbrenner! Bandit!

Pietramala. Maſaniello! Kennſt Du Deine Freunde nicht?

Maſaniello. Du! Pietramala

Pietramala. Entferne die Frauen.

Maſaniello. Verlaßt mich!

Hermoſa. Beſinne Dich, Bruder!

Maria. Ich ſoll Dich verlaſſen?

Maſaniello. Wer befiehlt in Neapel? Wer iſt hier Oberherr? — Gehorchet oder ich habe Mittel in Händen, mir Gehorſam zu verſchaffen!

Hermoſa. Komm', Schweſter! Wir dürfen ihn nicht reizen.

Maria. O Himmel! ſende uns Salvator zu Hülfe! (beide ab).

Fünfte Scene.

Maſaniello. Pietramala.

Maſaniello. Was iſt Dein Begehren?

Pietramala. Ich habe mit Feuer und Schwert gewüthet. Umſonſt; die Verräther ſind nicht zu vertilgen. Noch wimmelt ganz Neapel von Spaniſchgeſinnten.

Maſaniello. Aber Du ſollſt ſie vertilgen. Ich will es und ginge halb Neapel darüber zu Grunde.

Pietramala. Ich bringe Dir drei Gefangene.

Maſaniello. Was haben ſie begangen?

Pietramala. Der Erſte iſt ein Bettler. Er hat eine Halfter geſtohlen.

Maſaniello. Laß ihm 50 Stockſchläge aufzählen, damit er es nicht wieder thue.

Pietramala. Der andere iſt ein Bäcker, der zu leichtes Brod gebacken.

Maſaniello. In's Gefängniß mit ihm.

Pietramala. Der Dritte iſt Graf Caſtel-Sangro. Er begegnete Dir auf der Straße und blieb in ſeinem Wagen ſitzen, ohne Dich zu grüßen.

Maſaniello. An den Galgen mit ihm!

Pietramala. Recht ſo. Schone Niemanden. Weder

arm noch reich, weder groß noch klein. Zeige der Welt, daß Du Herr bist.

Masaniello. Die Großen und Reichen sollen mich anerkennen, denn das Volk hat mich zu dem gemacht, was ich bin. In meiner Person soll das Volk geehrt werden. Geh' und vollziehe meine Befehle.

Pietramala. Ich eile (indem er abgeht, begegnet ihm Salvator).

Sechste Scene.

Masaniello. Salvator.

Salvator. Er war bei Dir.

Masaniello. Wo kommst Du her?

Salvator. O, Masaniello! Mißtraue dem Banditen!

Masaniello. Ich habe Dich gefragt, wo kommst Du her? Steh' mir Rede.

Salvator. Ich hatte viel zu thun.

Masaniello. Was hattest Du zu thun?

Salvator. Feuersbrünste zu löschen. Räuber und Mordbrenner niederzustoßen und unschuldig Eingekerkerte zu befreien. Unter letzteren befand sich auch der Graf Castel-Sangro.

Masaniello. Und Du hast ihn befreit?

Salvator. Ja'

Masaniello. Ich habe ihn zum Galgen verurtheilt.

Salvator. Laß endlich ab von Strafen und Gewaltthat. Zeige Dich milde und versöhnlich; es ist hohe Zeit.

Masaniello. Hochverräther müssen sterben, keine Gnade. Ich bin ein Mann des Volkes. Ich kann nur hassen und und lieben und weiß nicht, was dazwischen liegt. O, schone meinen kranken Kopf. — Es giebt noch Hochverräther, die nicht bestraft sind. — Ich habe ein gutes Gedächtniß (nimmt ein Pergament vom Tische und reicht es Salvator). Diese Acte ließ ich von einem vereidigten Notar aufsetzen und mit dem Staatssiegel versehen. Lies'

Salvator (liest). Befehl, Ribeira und seine Schüler meinem Bruder Salvator Rosa auszuliefern, damit er nach Wohlgefallen mit ihnen verfahre. Unterzeichnet Masaniello —

Gut. — Höre mich an, Masaniello — Neapel ist von den Spaniern gesäubert, keine Uniform ist mehr auf den Straßen zu sehen. Der Herzog von Arcos auf der Feste St. Elmo, wohin er sich geflüchtet, ist zu schwach, um einen offenen Kampf zu bestehen, doch heimlich führet er den Krieg mit weit gefährlicheren Waffen, als Schwerter und Geschütz. Er kämpft wider uns mit Verrath, Hinterlist und Bestechung. Entsetzliche Gerüchte gehen von Mund zu Munde. Haß und Mißtrauen entzweien unsere Bundesgenossen und verwandeln Freiheitsjubel und Siegesfreude in Todesfurcht. Das alles kommt aus der Feste St. Elmo.

Masaniello. O, diese Feste! diese furchtbare Wetterwolke! Ich schaudre — Ich schaudre

Salvator. Vernimm weiter!

Masaniello. Soll ich noch mehr Unheil hören?

Salvator. Ja! — Elende Banditen, vom Golde des Vicekönigs bestochen, erfüllen Neapel mit Tod und Schrecken. Sie sengen und brennen, rauben, plündern und morden alles in Deinem Namen und verleiten Dich zu Gewaltthaten über Gewaltthaten. Es ist dahin gekommen, Masaniello, daß man Deine Herrschaft verflucht und sich zurücksehnt nach dem Joche der Spanier, wo man wenigstens seines Lebens und Eigenthums sicher war. Ueber lang oder kurz wird man den Vicekönig zurückrufen und unter dem Geläute aller Glocken, mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen wird er einziehen in die festlich geschmückte, hoch aufjubelnde Stadt.

Masaniello. Salvator! Salvator! — Ich will Dir etwas anvertrauen, aber still! still! Niemand darf es wissen! — Bist Du gefaßt, es zu hören?

Salvator. Sprich!

Masaniello. Der Vicekönig hat mich — vergiftet. Ja! ja! Ein Gift, das schrecklichste von der Welt. Ein Gift — der Gedanke daran ist Wahnsinn — Ein solches Gift hat er mir beigebracht. Nicht im Wein, nicht in Speisen, nicht durch den Athem ließ er es mir einhauchen. Nein! nein! In's Ohr hat er's mir geflüstert. Schmeichelworte! Freundschaftsbetheurungen, endlose Verhandlungen, ausweichende Antworten, nichtssagende Zugeständnisse. Ein feines, unmerkliches Gift. Aber es fällt auf's Gehirn! Betäubt das Gedächtniß, lähmt

den Augen. O! Oh! — Das hat mich wahnsinnig gemacht. — Meine arme Vernunft hat den Boden unter ihren Füßen verloren und schwimmt in einem Strudel verworrener, sich widersprechender Begriffe — Wie? Sagtest Du was? — Nein! nein! Salvator, der Vicekönig ist kein Giftmischer — Er hätte mir Gift gereicht in einem Becher Weines? — Verläumdung! Ich bin nicht wahnsinnig! —

Salvator. Unglücklicher Masaniello!

Masaniello. Ja wohl! Unglücklich. Ein ganzes Volk folgte meinem Rufe zur Freiheit. Meine Stimme übertönte den Kanonendonner. Ich zerbrach das alte spanische Joch — Meine Rolle ist jetzt ausgespielt. Ich muß zurück in den Staub, aus dem ich entsprossen bin und der geringste Schreiber, der die Feder führen kann, gilt jetzt mehr als ich. Nein! nein! es ist nicht möglich. Das Volk kann mich nicht hassen. Es hat mich lange nicht gesehen. Ich muß mich ihm wieder zeigen. Fort auf den Balcon trete ich hin, Du wirst sehen wie es mir zujauchzt; wie es die Mützen in die Höhe wirft und freudig mir Beifall spendet.

Salvator. Bleib Masaniello.

Masaniello. Laß mich.

(Masaniello tritt hinaus, Salvator folgt ihm. — Draußen lautes Murren. Ein Schuß fällt. Salvator zieht Masaniello hastig wieder in die Scene. Hermosa und Maria eilen herbei.

Siebente Scene.

Masaniello. Salvator. Hermosa. Maria.

Maria. Masaniello!

Hermosa. Was ist geschehen?

Masaniello. Man hat auf mich geschossen.

Salvator. Nein.

Masaniello (deutet auf die Pfosten der Balconthür). Hier schlug die Kugel ein. Sie machen Jagd auf mich. Ich habe es nicht um sie verdient.

Hermosa. Die Elenden!

(Pause.)

Masaniello. Es ist aus! Jetzt hört mich an, denn meinen letzten Willen will ich Euch offenbaren. Noch ist es

hell in meinem Geiſte, vielleicht zum letzten Male und Wahnſinn ſchlägt mich dann für immer in ſeine ſtarren, finſteren Bande. — Habt Nachſicht mit mir — denn dieſer Kopf — O! — Zu viel! zu viel! — Mein Volk hat mich zu hoch erhoben. Ich war trunken von meiner eignen Größe, ein Schwindel ergriff mich vor der Macht, die mir zugefallen war. — Das Alles iſt nun hin, verweht, verflogen wie Morgennebel, und von meinem ganzen Volke iſt nur ein Einziger unwandelbar mir treu geblieben — das biſt Du, Salvator Roſa. — Hermoſa! heißgeliebte Schweſter, geprüfte Seele, geläutertes Herz! Wie erhaben haſt Du durch mildes, unabläſſiges Wohlthun den einzigen Fehler deiner erfahrungsloſen Jugend geſühnt (ſchließt ſie innig in die Arme) — deine Hand. — Und Du, meine liebe kleine Maria, ſchuldloſes Kind! ſanftes, liebliches Geſchöpf! Erheiterung war mir ſtets deine Nähe; dein Umgang Freude und Zerſtreuung. — Reiche auch Du mir deine Hand. (Es geſchieht.) — Salvator, hier ſind meine Schweſtern. Ich kann nicht mehr für ſie ſorgen, nicht mehr ihr Schützer ſein. Sei Du fortan ihr Bruder. Denn mich hat ja Alles verlaſſen. Ach! nicht einmal meines Geiſtes bin ich mehr mächtig. — Nimm hin dieſes, mein ganzes Vermächtniß, das iſt Alles, was ich habe. Ich habe meine Macht nicht benutzt, mich zu bereichern. Führe ſie von hinnen, wohin Du willſt, nach einem glücklicheren Lande, als Neapel. — Ich bleibe hier!

Maria. Denkſt Du, ich werde Dich verlaſſen.

Hermoſa. Wo Du biſt Bruder, werde auch ich ſein.

Maſaniello. Salvator iſt von jetzt an Euer Bruder, und ſeinem Willen werdet Ihr gehorchen. — Jetzt geht, ich kann Euch nicht weinen ſehen. Eure Thränen thun mir zu weh und ich brauche noch Kraft. — Salvator führe ſie von hinnen!

Salvator. Kommt Signora! Beruhige Dich, Maria! (heimlich zu Beiden.) Alles iſt zur Flucht bereit; er ſoll mit, mag er wollen oder nicht. Ich ſchreite zum Aeußerſten und ſollte ich Gewalt brauchen. (Gehen ab mit Hermoſa und Maria.)

Achte Scene.

Masaniello. Männer aus dem Volke.

Masaniello. Holla' meine Diener!

Männer aus dem Volke (treten ein).

Masaniello. Meinen Staatsmantel, meinen Federhut. (Beides wird ihm gereicht.) Kommt! — Jetzt will ich mich dem Volke zeigen. Dem Volke, dessen Fesseln ich brach, das ich zur Freiheit führte, für dessen Glück ich wirkte, für dessen Heil ich leide, dem ich mit Leib und Seele mich geweiht, und das nur Undank für mich hat. (ab mit Gefolge.)

Verwandlung.

Platz in Neapel. Links das Vikariatsgebäude. Rechts ein altes unbewohntes Haus. Im Hintergrunde das Meer. Es wird Nacht.

Neunte Scene.

Salvator. Nachdem. Kapello. Endlich Ribeira, Spadaro, Leone und andere Schüler.

Salvator tritt auf mit seiner Mannschaft und pocht an die Pforte des Vikariatsgebäudes. Graf Kapello!

Kapello (ein Fenster öffnend.) Wer ruft?

Salvator. Gut Freund! Salvator Rosa.

Kapello. Was begehrst Du?

Salvator. Die gefangenen Spanier, Ribeira und seine Schüler.

Kapello. Zeig deinen Befehl auf.

Salvator (reicht ihm das Pergament.)

Kapello. Es ist gut, gleich sollst Du sie haben.

(Die Thür wird geöffnet. Ribeira und seine Schüler werden hinaus geführt.

Ribeira. Wohin führt man uns! Was steht uns bevor!

Kapello. Das fragt hier Herrn Salvator Rosa.

Die Schüler. Salvator Rosa! Wir sind verloren!

Ribeira. Laßt den Muth nicht sinken und schaut dem Tode gerade in's Auge. Wir haben treu gefochten für den

Vicekönig. Wir erliegen der Uebermacht. Spanien wird uns rächen.

Spadaro. Zum Henker mit Spanien. Was geht uns Spanien an.

Ribeira. Spadaro, mein Sohn!

Spadaro. Fluch über Euch.

Leone. Schone uns Salvator, wir sind Neapolitaner, Söhne des Volkes, wie Du.

Ribeira. Leone, mein Freund!

Leone. Hätte ich Euch nie gekannt.

Spadaro. Nur aus Zwang gehorchten wir dem Spanier. Du weißt wie gebieterisch und streng er ist.

Leone. Und wie tückisch, hinterlistig, neidisch und hochfahrend.

Spadaro. Und wenn er uns was leistete. Aber Jünglinge wie Du, übertreffen schon diesen verwitterten Graukopf, und erregen seinen Neid, seine tödliche Feindschaft.

Ribeira. Ihr Feigen, schonet mindestens mein graues Haupt, mein Leben, was man mir auch nachsagt, war ein Leben voller Ehren und mein Tod soll nimmer ehrlos sein.

Spadaro. O, welcher Hochmuth vor dem Fall.

Salvator. Schweigt Ihr Elenden! Zweifache Verräther seid Ihr. Erst an Eurem Vaterlande, dann an Eurem Meister. Solche Schelme sind mir zuwider. Sie ärgern mich. Ich kann sie nicht leiden. Fliehet! macht das Ihr fortkommt.

Spadaro. Dank! Dank! Salvator.

Leone. Hoch lebe Salvator Rosa! (beide ab).

Salvator. Und nun den Ribeira. Wohin begehrt Ihr daß ich Euch geleite.

Ribeira. Das stellst Du meiner Wahl anheim?

Salvator. Wenn ich als Neapolitaner auch dem Spanier feindlich gegenüber stehe, so werde ich in Euch doch stets den ruhmreichen Künstler ehren.

Ribeira. Du großmüthiger, siegreicher, junger Held.

Salvator. Nicht wahr, am liebsten möchtet Ihr nach Elmo zum Vicekönig.

Ribeira. Ja, wenn es möglich ist.

Salvator. Wohlan, ich selber gebe Euch sicheres und

ehrenvolles Geleit, wie es der ältere Meister von dem jüngeren Maler fordern darf.

Ribeira. Salvator! die Kunst die ich übe, habe ich in Spanien und in meiner Jugend gelernt. Fern liegt mir, was Du in Deinem Lande und bei Deiner Jugend leistest, denn die Anzahl Deiner Jahre sind dreifach über meinen Schädel hingezogen. Deine Sinnesart und Handlungsweise aber, die verstehe ich sehr wohl und weiß sie auch zu würdigen. Eben deshalb genügt es mir jetzt nicht, wenn Du mir Freiheit und ehrenvolles Geleit gewährest, ich fordere mehr von Dir. — Deine Freundschaft! Reich mir Deine Hand.

Salvator. Beides, Herr.

(Hand in Hand ab, die Uebrigen folgen).

Zehnte Scene.

Lärm hinter der Scene, laute Stimmen: „Nieder mit dem Tyrannen! nieder mit dem Tyrannen!“

(Masaniello stürzt in die Scene, verfolgt vom Volke.)

Masaniello. Ich bin kein Tyrann. Wie ich handle, geschieht zu Eurem Wohl, und ist mein Werk vollendet, habe ich Eure Freiheit gegründet, so kehre ich in meine Hütte zurück zu meinen Netzen, und bin ein Fischer nach wie vor. Ich will auch noch das letzte versuchen. — Morgen will ich die Gefängnisse öffnen. Den scheußlichen Galgen in der Toledostraße abbrechen lassen. Ich will strenge Befehle wider die Mordbrenner und Banditen erlassen. (Ein Schuß fällt).

Masaniello. Ich blute! — (entblößt die Brust.) Neapolitaner! wollt Ihr mein Leben? — Ich habe mein Blut nicht geschonet, als ich an Eurer Spitze eindrang in die Schlachtreihen der Spanier. Ich werde auch gegen Euch nicht damit geizen! — Nehmt es hin, jedweder dem danach gelüstet. (mehrere Schüsse fallen). Genug! Ich bin zu Tode getroffen. — Hört mein letztes Wort. Masaniello ist kein Staatsmann, sondern ein Volksmann. Der Vicekönig ist ein Staatsmann. Allein der Volksmann vertrieb den Staatsmann. Ich falle nicht von feindlichen Waffen, das Volk was ich zum Siege führte, tödtet seinen Führer. — So kehret denn jetzt zurück in das alte spanische Joch. — Mein Werk ist un-

vollendet, doch falle ich wie ich muß. Mein Tod iſt das Grab Eurer Freiheit. (Er fällt).

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Salvator kehrt zurück mit ſeiner Mannſchaft.

Salvator. Unſelige, was habt Ihr gethan? — Maſaniello! — Bruder! — Getödtet habt Ihr den, der Euch gezeigt, was Ihr vermögt wenn ein Wille Euch beſeelt. Der Euch dahin gebracht, Eurer Menſchenwürde Euch bewußt zu werden, und Euch gelehrt hat, wie ein Volk groß und mächtig iſt. — Weh' Euch! Neapel iſt jetzt verwaiſt und ohne Oberhaupt, der Willkühr jeder Räuberbande preis gegeben. (Kanonenſchüſſe).

Salvator. Ha, die Kanonen von St. Elmo wachen wieder auf. Nun Ihr Wehrloſen, wer führt Euch noch einmal wieder die Spanier? (Neue heftigere Kanonade, während die Leiche Maſanielloś aufgehoben und abgetragen wird).

Salvator. Recht ſo Ihr Feuerſchlünde, ſpeiet Tod und Verderben. Verwandelt ganz Neapel in einen Schutt und Aſchenhaufen. Thürmet ein furchtbares Grabmahl über Maſanielloś Leichnam auf.

(Hinter der Scene militäriſche Muſik und Geſchrei des Volkes. „Spanien hoch! Es lebe der Vicekönig.")

Salvator. Wie Neapolitaner! So überdrüßig ſeid Ihr Eurer jungen Freiheit, ſo heiß iſt Eure Sehnſucht nach dem alten, gewohnten Joche, daß Ihr Eure Unterdrücker mit Jubel und Segenswünſchen begrüßt?

Einer aus dem Volke. Wir wollen Frieden.

Ein anderer. Wir ſind der Willkühr und Gewaltthaten ſatt.

Salvator. Und deshalb iſt ſo viel des edelſten Blutes gefloſſen, deshalb ſind ſo unerhörte Opfer gefallen?

Zwölfte Scene.

(Spaniſche Soldaten ziehen auf mit Fahnen und Muſik. Ribeira an der Spitze. Neben ihm Pietramala. Salvator mit ſeinem Anhang. Volk.)

Pietramala. (hinter die Scene deutend). Jenen Palaſt dort, bewohnt Maſaniello. Nehmt ihm und alle die Seinen

gefangen, vertilgt sein ganzes fluchwürdiges Geschlecht, brecht sein Haus ab, und streut Salz auf die Trümmer.

Salvator. Zurück! Masaniello ist nicht mehr. Seine verwaisten Geschwister sind die Meinigen, und ich schütze sie mit meinem Leben.

Pietramala. Dies ist Salvator Rosa. Ein Haupträdelsführer.

Ribeira. Signor Salvator, Euern Degen.

Salvator. Ihr Ribeira also macht gemeinschaftliche Sache mit einem Dieb und Wegelagerer? — Wir stehen und fechten bis auf den letzten Mann.

Ribeira. Jeder Widerstand wäre tollkühn, wahnsinnig. Euer Leben, Salvator Rosa, ist mir heilig. Durch Güte oder Gewalt müßt Ihr mein Gefangener sein. Euren Degen! Oder ich lasse Euch durch meine Uebermacht dermaßen einschließen und drängen, daß Ihr nicht fechten könnt. Salvator! das Kriegesglück ist wandelbar. Vor kurzem war ich Euer Gefangener, jetzt seid Ihr der meine. Ergebt Euch, wie ich mich Euch ergeben habe. Gönnet mir die Ehre, für den Edelmuth den Ihr mir erwiesen, jetzt dankbar sein zu können.

Salvator. Hier ist mein Degen. Ich habe ihn ehrenvoll geführt. Der Maler ward zum Soldaten und focht wie ein Löwe. — Neapel war es nicht werth.

Ribeira. Nehmt Euren Degen wieder. Ich that was ich vermochte um Gnade für Euch beim Vicekönig zu erwirken. Vergebens, Ihr seid verbannt und müßt Neapel augenblicklich verlassen. (zu Pietramala) Lege Deine Waffen nieder.

Pietramala. Ich?

Ribeira. Im Namen des Vicekönigs gehorche, oder ich lasse Dich niederschießen.

Pietramala. Hier liegen meine Waffen. Ich habe dem Vicekönig gute Dienste geleistet.

Ribeira. Dafür bist Du belohnt. Aber für Dein Sengen und Brennen, für Dein Morden und Plündern in Neapel sollst Du büßen. Führt ihn fort.

(Pietramala wird fortgeführt.)

Ribeira (zu Salvator). Wohin wollt Ihr flüchten? Ich gebe Euch freies und ehrenvolles Geleit.

Salvator. Zu meiner Flucht, o Herr, iſt ſchon längſt alles bereit. Ich kann augenblicklich die Stadt verlaſſen — Doch ſeht. (Er öffnet die Thür des Hauſes rechts. Maſaniello's Leiche auf einer Bahre. Seine Schweſtern trauernd neben ihm, werden ſichtbar).

Ribeira. Wir führen keinen Krieg mit Todten. Nehmt die Leiche mit Euch, und gebt ihr im fremden Lande ein ehrenvolles Begräbniß, was Neapel ihr verſagt.

Salvator. Und die verwaiſten Schweſtern?

Ribeira. Auch mit Frauen führen wir keinen Krieg. Mögen ſie der Leiche ihres Bruders folgen.

(Eine Barke landet. Ribeira ſtellt ſich an die Spitze der Soldaten. Trauermarſch, die Bahre wird erhoben, Männer mit Fackeln voran und hinterher. Dann Hermoſa und Maria, dann Salvator, zuletzt Taddeo. Die Soldaten präſentiren. Der Zug begiebt ſich nach der Barke. Nachdem ſich alle eingeſchifft haben, ſetzt ſich die Barke in Bewegung.

Ribeira (am's Ufer eilend, ruft nach) Salvator Roſa, ſo lange ich lebe, gedenke ich Deiner in Ehren. Nimm hier noch meinen letzten Abſchiedsgruß mit Dir. (Auf ſeinen Wink geben die Soldaten eine Salve. Der Vorhang fällt.)

Ende.

Die

Prinzessin von Ahlden.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

Aston, L., aus dem Leben einer Frau	Thlr.	— 22½
Bernays, Isaak, Schief-Levinche mit seiner Kalle, oder polnische Wirthschaft. Ein komischer Roman		1 15
Briefe aus Italien und Frankreich		1 —
Christen, F. C., Diana, Wahrheit und Dichtung. 2 Thle.		2 15
— Malcolm. Ein See-Gemälde		1 15
Clemens, F., der Excentrische. Ein Roman		1 —
— das entschleierte Bild zu Sais		1 10
Falkson, F., Giordano Bruno		1 15
Gathy, A., Cavalcade, oder die Kunstreiterin		1 —
Grün, Albert, deutsche Flüchtlinge. Ein Zeitbild		1 —
Heine, Heinrich, Reisebilder. 4 Theile		7 —
— der Salon. 4 Theile		6 20
Jerrmann, C., die Jüdin von Toledo. Eine Novelle		1 10
Immermann, K., Memorabilien. 3 Theile		5 10
Luftschlösser. Vom Verfasser des Schief-Levinche		1 15
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Theile		4 15
Norder, E., Janus, oder Erinnerungen einer Reise durch Frankreich, Deutschland und Italien. 5 Thle.		8 20
Schefer, Leopold, die Sibylle von Mantua		1 15
Schiff, Dr. Hermann, Glück und Geld. Eine Novelle		1 —
— Gevatter Tod. Eine Märchen-Novelle. 2 Thle.		3 —
Schirges, G., Karl. Ein Roman		1 15
— der Balgentreter von Eilersrode		1 10
Schnell, die Vertreibung der Zillerthaler		— 7½
Spring, R., die beiden Warrick. Novelle aus dem Amerikanischen Leben. 2 Theile		3 —
Starklof, L., Helgoland. Ein See-Märchen		— 25
— Alma. Ein Roman. 2 Theile		3 —
— Prinz Leo		1 —
Strodtmann, Adolph, Gottfried Kinkel. 2 Theile		3 —
Vehse, Dr. Eduard, Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. 23 Theile	à	1 7½
Vom andern Ufer. Aus dem russischen Manuscript		1 15
Waldau, Max, Aus der Junkerwelt. 2 Theile		3 —
— Cordula. Graubündner Sage. Elegant geb.		1 22½
— Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. 3 Theile. Zweite Auflage		4 15
Wangenheim, F. T., der Mönch. Histor. Roman. 3 Thle.		3 10
— die Luftschiffer. Eine Novelle		1 10
— die Schwertler v. Zürich. Hist. Roman. 3 Thle.		3 —
Weisser, Adolf, der Blinde und sein Sohn. 3 Theile		4 —

Die

Prinzessin von Ahlden

oder

Drei Prophezeinngen.

Ein Roman der Weltgeschichte

von

Heinrich Reese.

1930.768

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1858.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE a. S.
ZENTRALBIBLIOTHEK

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Geschichtliche Einleitung.

Der Ursprung der Guelfen verliert sich in die dunkelste Vorzeit. Schon im frühesten Mittelalter wird Braunschweig (Brunswik, offenbar von Bruno und vicus) häufig erwähnt. In Folge eines Märchens, welches sich unter anderen auch in der Sammlung deutscher Volkssagen der Gebrüder Grimm befindet, müssen die Guelfen von Alters her ein sehr zahlreiches und berühmtes Geschlecht gewesen sein.

Dieses Märchen lautet: Ein Burgherr sah eine Magd mit einer Schürze voll, aus seinem Schlosse kommen und fragte sie: „Was trägst du da fort?" — „Neun junge Welfen!" war die Antwort (Welf ist altdeutsch und bedeutet Wolf oder Hund). „Unsere Hofhündin hat sie so eben geworfen und meine Herrin hat mir befohlen sie zu ertränken." Der Ritter war mit diesem Bescheide nicht zufrieden und verlangte die neun jungen Welfen zu sehen und siehe da: es waren neun neugeborene Kinder: obendrein seine eigenen! Die Burgherrin war ihrer genesen, und schämte sich

ihrer allzugroßen Fruchtbarkeit, weshalb sie ihrer Magd den grausamen Befehl gegeben hatte. Der Ritter hinderte die Unthat und die neun Brüder, welche nunmehr die Welfen hießen, wurden groß und stark und tapfere biedere Ritter, so daß jedermann sich freute, daß sie bei ihrer Geburt nicht ertränkt worden waren.

Damals galten Märchen, wie heute Sprichwörter gelten. Heute sagt man im Preußischen und Mecklenburgischen: Hinter jedem Busche findet man einen Massow, Bredow, oder Wedel; jenes Märchen, will man ihm Werth beilegen, bedeutet demnach, daß die Guelfen damals eben so zahlreich und verbreitet waren wie heutigen Tages diese Geschlechter.

Weltgeschichtlich ward das Haus Braunschweig zuerst durch Heinrich den Löwen, den Widersacher Barbarossa's, jenes großen deutschen Kaisers, von dem die Sage im Volke herrscht, er sei nicht gestorben, sondern schlafe nur im Kyffhäuser. Alle hundert Jahre wacht er einmal auf und fragt die Raben: „Ist Deutschland wieder groß und mächtig über die Welt?“ und antworten die Raben: „Nein“ so schläft er weiter, bis seine Zeit wiederkehrt.

Heinrich der Löwe und Barbarossa waren Jugendfreunde: als Letzterer in Mailand auf einer Brücke überfallen wurde, rettete der Löwe mit gezogenem Schwerte seinem Kaiser das Leben. Dafür machte Barbarossa ihn groß und mächtig. Zu Braunschweig

gehörte das ganze Baiern und Mecklenburg. Aber eben diese Macht bewog den Löwen gleichfalls nach der Kaiserkrone zu streben. Deshalb verband er sich mit dem Papste gegen seinen Kaiser und während Barbarossa ritterlich mit dem Schwerte stritt, diente der Löwe dem Papste und trachtete durch diplomatische Künste eine abhängige Kaiserkrone zu gewinnen. Er war doch mehr Wolf als Löwe, denn er war neidisch und konnte diewen und unterwürfig sein.

Jener Kampf der deutschen Kaiser mit den Päpsten um die Weltherrschaft heißt der Kampf der Guelfen und Ghibellinen. Die Italiener können bekanntlich kein „w" aussprechen und behelfen sich mit einem Konsonanten, den sie vor u setzen, daher Guelfen statt Welfen. Der Name der alten Kaisergeschlechter: „Waiblinger" war der italienischen Zunge vollkommen unzugänglich und sie machten Ghibilini daraus. Das Kaisergeschlecht der Waiblinger ist seitdem ausgestorben und für die wälsche Treue der Welfen ist ihnen der verwälschte Name Guelfen verblieben.

Ein wohlgegliederterer Staat als das ursprünglich deutsche Reich ist kaum denkbar. Kaiserthum und Papstthum standen sich als weltliche und geistliche Macht gleichmäßig gegenüber. Hier waren es die Cardinäle, welche das geistliche Oberhaupt aus ihrer Mitte wählten, dort waren es die Kurfürsten, die aus ihrer Mitte den Kaiser ernannten. Hier ist eine hohe

und niedere Geiſtlichkeit, dort hoher und niederer Adel, über Reichs- und Untervaſallen, die Städte und ihre unmittelbare Abhängigkeit von dem Kaiſer haben Aehnlichkeit mit den Klöſtern und ebenſo die verſchiedenen geiſtlichen Orden. Die Laien endlich waren im geiſtlichen Sinne, was im weltlichen Sinne das Volk oder die Gehörigen bedeutete. Der Kaiſer hatte keine eigentliche Reſidenz, ſondern zog in ſeinem Reiche umher, bald hier, bald da Hof haltend. Alsdann ſtellte er alle Weltpracht zur Schau; ſonſt lebte er einfach in ſeiner Familie. Wie der kaiſerliche Hofhalt, waren alle Luſtbarkeiten. Reichsangelegenheiten und Gerichte öffentlich, und jedweder ſtand ſelbſtſtändig ſeinen Oberen gegenüber, war Herr und Schützer der Seinigen am eignen Hof und Herd und konnte im Falle einer Unterdrückung ſeine Beſchwerde beim Kaiſer ſelbſt geltend machen. Das alles ging im Laufe der Zeiten verloren und der dreißigjährige Krieg vertilgte die letzten Spuren der Selbſtſtändigkeit. Am Ende deſſelben waren die Völker matt und ſchlaff in ſich zuſammengeſunken. Alles Volksbewußtſein war erloſchen, alle Oeffentlichkeit hatte aufgehört und das ganze Staatsleben hatte ſich concentrirt in der einen Perſon des Herrſchers. Im Volke hatte ſich der Glaube an eine ſtillwaltende Vorſehung ausgebildet, deren Wege ein undurchdringliches Dunkel umhüllt. Dieſe unerforſchliche Macht hatte die Obrigkeiten eingeſetzt, die Fürſten zur Herr-

ſchaft berufen und inſpirirte jeden Beamten und Unterbeamten, dem Gott mit ſeinem Amte auch Verſtand gegeben und dem man paſſiven Gehorſam ſchuldig war. Die proteſtantiſche Geiſtlichkeit hauptſächlich war es, die dieſen Glauben nährte, ſich auf die Bibel ſtützte und ihn mit heiligen Beiſpielen aus dem theokratiſchen Judenthum belegte, welches mehrere tauſend Jahre hinter uns lag.

Den erſten Grund zum deutſchen Zwieſpalt legte Heinrich der Löwe. Der Kaiſer verbannte ihn nach England, und als er zurückkehrte, erhielt er nur ſeine wenigen Stammgüter wieder. Auf dieſe geringen Beſitzungen blieb das Haus Braunſchweig ein halbes Jahrhundert hindurch beſchränkt.

Erſt mit der Reformation wandte ſich das Glück wieder dem Guelfenhauſe zu. Die deutſchen Kaiſer waren inzwiſchen päpſtlich geworden und Hannover erlangte trotz allem Widerſtreben der katholiſchen Fürſten die Kur und durch treues Feſthalten an dem Proteſtantismus endlich die engliſche Krone.

Alle jetzt noch lebenden Fürſten des Guelfenhauſes ſtammen vom Herzog Ernſt von Celle ab, einem Schüler Luthers und eifrigen Beförderer des Proteſtantismus. Er hinterließ zwei Söhne: Heinrich, Stammvater der Linie Braunſchweig Wolfenbüttel und Wilhelm, Stammvater der jüngeren Linie Lüneburg-Celle, jetzt Hannover. Wilhelm war wie ſein Vater ein

entschiedener Protestant, was sich von seinem ältern Bruder nicht sagen läßt. Erwähnenswerth dürfte auch sein, daß er blind war, wie der Oheim Heinrichs des Löwen, Herzog Welf von Altorf in Schwaben und wie der gegenwärtige König von Hannover. Auch der erste Kurfürst von Hannover verlor in seinen späteren Jahren ein Auge, und eben diesen Verlust erlitt der erste König von Hannover gleichen Namens. In seinem späteren Alter war Wilhelm auch geistesirre wie Georg III. von England, kurz, er hatte beide Erbübel des Guelfenstammes. Aber auch der diesem Hause eigenthümliche Kindersegen ruhte auf ihm, und seines Urahnherrn würdig, hinterließ er nicht weniger als funfzehn lebendige Kinder: sieben Söhne und acht Töchter.

Diese sieben Söhne hießen: Ernst, Christian, August, Friedrich, Magnus, Georg und Johannes. Sie residirten in brüderlicher Eintracht zu Celle und ihr Hofhalt war, weil ihre Mittel nicht weit reichten, sehr kärglich eingerichtet. Unter anderen gehörte zur Hofordnung, daß Morgens neun und Abends vier Uhr, wie der Thürmer zum Gebete blies, jeglicher sich zur Tafel einstellen mußte, wo nicht, trat das noch jetzt landesübliche Sprichwort ein:

Wer nicht kümmt to rechte Tied,
De is sine Mahltied quitt.

Auch durfte ohne fürstliche Erlaubniß aus Küche und

Keller nichts verabreicht werden und bekamen fremde Pferde in den Ställen kein Futter. Jeder Biſſen, jeder Trunk war im Hofreglement vorgeſchrieben und alle Montag wurde mit dem Großvogt, Marſchall und Schließer genaue Wochenrechnung gehalten.

Auch machten die ſieben Brüder unter ſich aus, daß nur der älteſte das kleine Ländchen regieren ſollte, und daß die Lüneburgiſchen Beſitzungen nebſt weiteren Erbanfällen für ewige Zeiten untheilbar ſein ſollten. Und daß nur einer von ihnen, um den Stamm fortzupflanzen, heirathen dürfte, worüber das Loos zu entſcheiden hatte.

Das Loos fiel auf den ſechsten Bruder, den tapferen Georg und ernannte ihn zum Stammherrn des künftigen Geſchlechts. Er heirathete 1617 die Darmſtädtiſche Prinzeſſin Anna Eleonore ein Jahr vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, in welchem er ſich als Feldherr auszeichnete.

Man nannte ihn den vielgewanderten Odyſſeus des dreißigjährigen Krieges, weil er von einer Partei zur anderen überging. Er diente bald den Kaiſerlichen, bald den Franzoſen, bald den Sachſen und bald den Schweden. Allein er wußte recht gut was er wollte, nämlich Hildesheim. Wer es ihm zuſicherte, der hatte ihn, wer es ihm verweigerte, von dem fiel er ab. Endlich nahm er ſich Hildesheim, doch nur, um in dieſer Stadt zu ſterben. Auf dem Convente der

commandirenden Feldherren im Jahre 1641, wo beispiellos gezecht wurde, soll ein französischer Jesuit ihn vergiftet haben. So viel ist gewiß, daß Oesterreich auf diesem Convente von drei feindlichen Feldherren, die sich durch immerwährendes Siegen ihm mißliebig gemacht hatten, auf einmal befreit wurde: von Herzog Georg von Celle; von dem schwedischen General Banner, und dem französischen Feldherrn Guébriand.

Nach dem Tode Georgs kam ein Testament zum Vorschein, welches ungeachtet der in dem erwähnten Familienvertrag festgestellten Untheilbarkeit der Lüneburgschen Lande bestimmte, daß Lüneburg und Calemberg niemals vereint werden sollten, sondern der nächste Descendent die Wahl zwischen beiden Ländern haben und das andere seinem nächsten fürstlichen Verwandten überlassen sollte. Lüneburg-Celle war das reichste Besitzthum und wurde stets von dem Aeltesten gewählt. Calemberg war erst im Jahre 1634 nach vielfältigen Streitigkeiten mit den Braunschweigischen Fürsten dem Herzog Georg zugefallen. Er hatte seine Residenz nach Hannover verlegt, welches hiemit in der Geschichte auftaucht. Es war offenbar das geringere Besitzthum, welches die nachfolgenden Herzöge, sobald Lüneburg-Celle durch einen Sterbefall erledigt war, stets aufgaben.

Jenes Testament des Herzogs Georg war datirt vom 14. März 1641, zwölf Tage vor seinem Ende.

Seit jenem Convent war er krank und beſinnungslos geweſen. Wahrſcheinlich war ihm jenes Teſtament von irgend einem beſtochenen Rathe untergeſchoben worden, und er hatte es unterzeichnet, ohne zu wiſſen was er that.

Er hinterließ vier Söhne: Chriſtian Ludwig, Georg Wilhelm, Johann Friedrich und Ernſt Auguſt. Alle vier kamen an die Regierung. Letzterer ſtellte die Untheilbarkeit der Lande wieder her, der Leſer findet das Nähere darüber im Laufe der Erzählung bei Gelegenheit des Proceſſes des Grafen Wolfe.

Noch lebte der vierte der ſieben Brüder von Celle, Herzog Friedrich, dieſer trat ſeine Regierung in Celle an und der älteſte Sohn des Herzogs Georg, Chriſtian Ludwig, erhielt Hannover. Im Jahre 1648, zu Ende des dreißigjährigen Krieges, ſtarb Herzog Friedrich. Chriſtian Ludwig nahm die Lüneburgiſchen Lande in Beſitz und überließ Hannover ſeinem Bruder Georg Wilhelm.

Der dreißigjährige Krieg hatte die Braunſchweigiſchen Lande auf's furchtbarſte verheert, ohne daß die Fürſten für alle Kämpfe und Laſten auch nur die geringſte Ausſicht auf Entſchädigung hatten. Der kaiſerliche Kanzler Trautmannsdorf, an den ſie ſich deshalb wandten, meinte lachend: „wenn ſie ſich nicht zufrieden geben könnten, ſo möchten ſie den Krieg nur wieder anfangen. Sein Herr, der Kaiſer, würde ſich

mit Gottes Hülfe gegen die Braunſchweigiſchen Fürſten ſchon vertheidigen können. Endlich gönnte man den Söhnen Georgs wenigſtens das kleine armſelige Bisthum Osnabrück und dieſes zwar auch nur zur Hälfte, denn ein katholiſcher Biſchof ſollte mit einem proteſtantiſchen aus dem Hauſe Lüneburg abwechſeln. Die Katholiken erhoben zwar ein Wolfsgeheul gegen den proteſtantiſchen Biſchof, allein der Schwediſche Kanzler Oxenſtierna ſchlug in der Sitzung mit geballter Fauſt auf den Tiſch und rief: „Gott ſtrafe mich! Es muß gehen ſo wahr ich hier ſitze!“ und nun wußte man daß alle Einwände vergebens waren. Ernſt Auguſt, der vierte Sohn Georgs, ward, da ſein älterer Bruder Johann Friedrich dieſe Würde ausſchlug, demnach erſter proteſtantiſcher Biſchof in spe von Osnabrück. Sein katholiſcher Vorgänger ſtarb erſt 1661 und bis dahin mußte er auf den armſeligen Krummſtab warten.

Die Hannoverſchen Lande waren durch den Krieg faſt in eine Wüſte verwandelt worden, bald plünderten die Schweden, bald die Kaiſerlichen. Die Kaiſerlichen entführten das Vieh und mähten das Korn halbreif vom Felde, die Schweden ſchlugen die Wälder ab, und verkauften das Holz an Hamburger und Bremer Kaufleute. Beamte gab es nicht mehr, weil kein Gehalt gezahlt wurde, und Schulen, Kirchen und Univerſitäten waren ohne Lehrer, denn nur der Krieg nährte ſeinen Mann. Profeſſoren, welche im Winter griechiſch und hebräiſch

deirten, waren im Sommer Dragoner, um ſo viel zuſammenzuplündern, daß ſie im Winter publice leſen konnten. In den Städten plünderten die hungrigen Garniſonen ihre eigenen Mitbürger aus und die Kaiſerlichen und die Schweden wußten die letzten Nothpfennige durch raffinirte Qualen zu erpreſſen. Beide hatten ihre beſondere Methode.

Wer ſo unglücklich war, daß man Geld bei ihm vermuthete und er fiel den Schweden in die Hände, wurde auf den Rücken gelegt, der Mund ihm durch Querhölzer geöffnet und ihm Miſtjauche eingetrichtert, bis ſein Leib ihm wie eine Tonne anſchwoll. Dieſes nannte man: „den Schweden-Trunk geben.“ Viele, die ihn bekamen erſtickten daran.

Die Kaiſerlichen hingegen ſchlangen einem ſolchen muthmaßlichen Geizhals ihre Pferdeleinen um den Schädel und ſpannten ſie immer ſtraffer an, bis dem Unglücklichen die Augen aus dem Kopfe quollen. Wer dieſe Marter überſtand, dem erſtarb gewöhnlich die obere Kopfhaut und löſte ſich ſammt den Haaren vom Schädel. Dieſe Marter nannte man Trillen, und noch viele Jahre nach dem Kriege ſah man alte Leute ohne Haar und Kopfhaut umhergehen, welche auf ſolche Weiſe lebendig ſcalpirt oder ſcharf tonſurirt waren.

Noch eine dritte Folter gab es, die Kaiſerliche und Schweden anwandten, gleichſam eine neutrale, aber die grauſamſte von allen. Der anſcheinende Geld-

beſitzer wurde an einen Baum gebunden und ſeine Fußſohlen mit einer Salzſode eingerieben. Dann ließ man eine Ziege kommen, um das Salz von der Fußſohle abzulecken. Der Kitzel, den dieſes verurſachte, wirkte allmählich ſo mörderiſch, daß die ernſthafteſten und kräftigſten Leute ſich die Gedärme aus dem Leibe lachten und ſtarben.

Als nun Friede ward, hatten die Fürſten gut regieren. Das Eintreiben von Contributionen war den Völkern mit barbariſcher Strenge beigebracht und was eine Muskete tragen konnte zum Soldaten gepreßt worden. Von ſolchen nützlichen Gewohnheiten geht man ungern ab.

Chriſtian Ludwig zwar konnte für einen harmloſen Fürſten gelten, obſchon er etwas wunderlich war. Bei Tage las er Luthers Werke und Heimbergers Poſtille, hörte alle Predigten und ſchrieb ſich Thema, Abtheilungen und Unterabtheilungen ſorgfältig auf. Wie es jedoch Abend ward, taumelte er halbtrunken durch die Straßen und beluſtigte ſich damit, ſeinen Bürgern die Fenſter einzuwerfen. Für einen Fürſten der damaligen Zeit war das ein ganz unſchuldiger Zeitvertreib, und dies iſt ſo ziemlich alles, was ſich von Chriſtian Ludwig ſagen läßt.

Georg Wilhelm war ſchon ernſthafter. Ein Soldatenfreund, machte er den Anfang mit ſtehenden Heeren, erfand Steuern und ließ die Abgaben mit un-

barmherziger Strenge eintreiben. Dafür war auch sein Hofhalt ein ganz anderer, als der der sieben Brüder zu Celle. Feste, Bälle, Concerte nahmen kein Ende und Maskeraden, Schlittenfahrten, Feuerwerke und Wirthschaften (wo der Fürst den Wirth machte und seine Gäste bediente, gleichsam eine Maskerade ohne Maske) wurden nach französischem Muster eingeführt. Außerdem war er ein Jagdliebhaber und ließ Wilddiebe nach sächsischer Weise an die Geweihe eines Hirsches festschmieden, der in die Wälder gejagt wurde. Endlich war er auch ein Freund von schönen Pferden und sah es gern, wenn Fremde seine echten Berberhengste bewunderten. Indeß war ihm Hannover immer noch viel zu still und er hielt sich jahrelang in Italien auf. Vergebens baten die Räthe um seine Heimkehr. Er schrieb an den Hofmarschall von Grapendorf einmal: „Ich möchte wünschen, daß ich den Marschall könnte Lust machen, hier zu kommen, damit er mir von so vielem wieder nach Hause kommen nit schreibe." Und ein andermal: „Der Marschall weiß nicht, wie lustig es hier ist, wenn er einmal hier wäre, würde er in Teutschland nicht wieder begehren."

Das Jahr 1665 war ein verhängnißvolles für Hannover: Christian Ludwig starb. Georg Wilhelm verlegte seine Residenz nach Celle und überließ Hannover seinem Bruder Johann Friedrich. Zwar boten die Hannoverischen Stände ihm eine bedeutende Summe

wenn er in Hannover bleiben und seinem jüngern Bruder das einträglichere Lüneburg überlassen wollte. Georg Wilhelm war auch nicht abgeneigt, in Hannover zu bleiben, nur forderte er eine Summe, die zu erschwingen gar nicht möglich war.

Der Grund dieses Anerbietens war nicht etwa eine besondere Vorliebe für Georg Wilhelm, sondern weil man Johann Friedrich aus folgender Ursache fürchtete:

Auf seinen Reisen nach Italien pflegte Johann Friedrich, wie es einem lutherischen Fürsten ziemte, sich seinen Reiseprädicanten mitzunehmen, um sich in katholischen Ländern nach seinem Ritus gehörig erbauen zu lassen. Dieser Reiseprädicant war der Professor Blum aus Helmstädt. In Augsburg ließ er sich mit Jesuiten in Disputionen ein und diese — überführten ihn seines Irrglaubens und bekehrten ihn vor den Augen seines Fürsten zur katholischen Rechtgläubigkeit. Der Fürst folgte seinem Reiseprädicanten in den Schooß der Alleinseligmachenden nach und Professor Blum, der sich ein großes Verdienst um die katholische Kirche erworben hatte, denn so wie Johann Friedrich an die Regierung kam, konnte sie im protestantischen Norddeutschland festen Fuß fassen, ward vom Kaiser baronisirt und später Oberappellationsrath in Prag.

Alle Befürchtungen, welche man wegen des katho-

tiſchen Herzogs hegte, beſtätigten ſich. Ein Biſchof kam nach Hannover, um die Schloßkirche zu weihen, und die Hälfte der Höflinge bekehrte ſich zur Alleinſeligmachenden. Caſtraten wurden aus Italien verſchrieben, Reliquien von allen Seiten eingekauft. Jeſuiten ſtrömten herbei und eine allerliebſte kleine Kapuzinercolonie fing an ſich feſtzuſetzen. Trotz aller dieſer Neuerungen gefiel es dem katholiſchen Herzog nicht in Hannover; er hielt ſich nach wie vor in Venedig und an fremden Fürſtenhöfen auf, ſtreute das Geld mit vollen Händen aus und erſann, um ſeinen Verſchwendungen zu genügen, neue Auflagen, oder er vermiethete ſeine Heere an die beſten Zahler, bald an Frankreich gegen den Kaiſer und bald der Republik Venedig gegen die Türken; abgeſehen von dem Contingent, welches er als Reichsfürſt dem Kaiſer zu ſtellen hatte. Er ſtarb nach einer vierzehnjährigen Regierung auf einer Reiſe nach Italien in Augsburg, wo er vor ſiebenundzwanzig Jahren das Malheur mit ſeinem Reiſeprädicanten gehabt. Krankheit und Tod waren das Werk von kaum vierundzwanzig Stunden.

Dem katholiſchen Fürſten folgte der proteſtantiſche Biſchof Ernſt Auguſt. Die meiſten proteſtantiſchen Fürſten damaliger Zeit waren Religionsverächter. Sie hatten für ihren Glauben gekämpft, und meinten damit genug gethan zu haben. Gottesdienſt und Kirchenfeierlichkeiten, Gebet und Andachtsübungen überließen

ſie als plebeje Zerſtreuungen ihren bürgerlichen Unterthanen, während ſie ſelbſt ein fürſtliches Leben führten nach dem Vorbilde des großen Ludwig XIV. zu Verſailles. Der liebe Gott im Himmel hatte damals an Fürſtenhöfen wenig zu ſagen, um ſo mehr aber galt der Gott in Frankreich und nur was er that, war eines Fürſten würdig. Das Sprichwort: „Leben wie der liebe Gott in Frankreich" wurde ſtreng wörtlich genommen und bedeutete wie ein Fürſt leben.

Chapuzeau, Erzieher des Prinzen von Oranien, nachmaligen engliſchen Königs, entwirft folgende Schilderung der Höfe der Braunſchweigiſchen Fürſten. Den Hof Chriſtian Ludwigs zu Celle nennt er den luſtigſten, den Georg Wilhelms zu Hannover den geordnetſten, den Hof Ernſt Auguſts zu Osnabrück den galanteſten und den Wolfenbüttelſchen den ernſthafteſten (wo die ſtrengſte Etikette herrſchte). Johann Friedrich hatte damals noch keine Reſidenz, ſondern hielt ſich in Italien oder an fremden Fürſtenhöfen auf. „Kommen ſämmtliche vier Brüder in Pyrmont zuſammen," fügt Chapuzeau hinzu, „ſo machen ſie ſo viel Lärmens, als irgend ein Hof in Europa."

Der proteſtantiſche Biſchof von Osnabrück ſchien in der That in ſeiner geiſtlichen Würde nur eine ſtandesmäßige Sinecure zu erblicken, über die er ſich heimlich luſtig machte. Daß er ſich verkrüppelte und halbwahnſinnige Hofnarren hielt, war das Geringſte.

Er liebte es beſonders, andere in ihrem Glauben zu verſpotten. Einſt fand er in ſeinem biſchöflichen Palaſte eine ſilberne Kirchenglocke, vertauſchte ſie mit einer anderen von unedlerem Metalle, ließ die Zunge herausbrechen und bediente ſich ihrer als Willkommbecher, den er, mit feinen Weinen gefüllt, an der Tafel kreiſen ließ, indem er ſich freute, wenn dieſer oder jener ſich ſcheute daraus zu trinken, in der Furcht, ein heiliges Gefäß zu entweihen. Sein Hof war der galanteſte, bedeutet: daß die lockerſte Etikette daſelbſt herrſchte. Ernſt Auguſt hatte als Biſchof von Osnabrück zwei Maitreſſen, die Gräfin Platen und die Schulenburg, ihre Schweſter. Beide lernen wir ſpäter kennen. Noch eines hatte dem Hannoveriſchen Hofe gefehlt, um ganz eines Fürſten damaliger Zeit würdig zu ſein: Maitreſſenwirthſchaft.

Eine Maitreſſe oder Gunſtdame war in der erſten Blüthenzeit des Abſolutismus die Legitimation der Souverainetät, die Moralität der Gottesgnadenſchaft. Sie war dem Fürſten eben ſo unentbehrlich, wie Hofmarſchälle, Kammerherrn, Kammerjunker und Pagen. Um ſagen zu können: „der Staat bin ich" durfte ein Fürſt weder in Händen ſeiner Miniſter ſein, noch gar unter dem Pantoffel einer Fürſtin ſtehen, denn alsdann wären die Miniſter oder die Fürſtin der Staat geweſen. Eine Maitreſſe kann in Betreff der Politik, der Staatskunſt und der Regierungsangelegenheiten völlig

unwissend sein. Will sie sich aber mit allem diesem befassen, so verdankt sie ihren Einfluß nur der Gunst ihres regierenden Geliebten. Der Fürst ist nebenbei ein Mensch, er hat zärtliche Gefühle, die Maitresse ist nur ein Geschöpf derselben. Mag sie ihren Einfluß zum Besten oder zum Nachtheile des Landes benutzen, so bleibt der Fürst der Staat und spricht zu allem was geschieht: castel est mon bon plaisir. Von einer Fürstin läßt sich annehmen, daß sie hin und wieder im Interesse ihres elterlichen Hofes zu wirken trachtet. Durch eine Maitresse erweist der Fürst, daß die Fürstin gar keinen Einfluß ausübt. Die Maitresse braucht nicht ebenbürtig zu sein, der Fürst kann sie nehmen woher er will. Sie hat keine mächtige Verwandte und diese müssen sich begnügen, auf irgend einem Blatt des Budgets zu stehen. Für die Souverainetät des Fürsten bedeutet sie also mehr als die Fürstin. Sie repräsentirt seine persönliche Zuneigung, seine Huld, seine Gunst, seine Gnade.

Ernst August ehrte seine Gemahlin, Sophie Stuart, die Beschützerin des großen Leibnitz, die Tochter des sechsmonatlichen Böhmenkönigs, oder des sogenannten Winterkönigs. Sie gebar ihm sechs tapfere Söhne, wovon drei ihr Leben auf dem Schlachtfelde ließen, und eine weise Prinzessin, die philosophische Charlotte, erste preußische Königin. Doch lebte sie sehr eingezogen nur für ihre Kinder, und den Wissenschaften ergeben-

Die Gräfin Platen hingegen, welche dem Herzog nur eine Bastardtochter gebar, hatte einen Palast in der Leinstraße neben dem herzoglichen Schlosse, hielt sich rothgekleidete Lakaien wie der Herzog, fuhr mit Sechsen, mit rothen Schabracken und seidegeflochtenem Sielenzeug, hielt alle Tage Cour, gab offene Tafel, Spielpartien, Feste, und in ihrem Palaste ging es jederzeit noch ungezwungener zu, als bei Hofe.

Die Hannoverische Maitressenwirthschaft, welche gegen hundert Jahre dauerte, hatte auch noch das Eigenthümliche, daß sämmtliche Maitressen aus dem Hause Meisenbach waren, als wäre diese Familie eigens zu dieser Charge privilegirt gewesen. Ernst August hatte zwei, sein Sohn, nachmaliger König von England zwei und sein Enkel Georg II. ebenfalls zwei. Keine von allen zeichnete sich durch besondere Körper- oder Geistesgaben aus. Die Gräfin Platen war in ihrem Alter eine Vogelscheuche, behielt aber stets ihren ganzen Einfluß. Georg I. pflegte sich mit seinen Maitressen einzuschließen, um sich mit ihnen in Bier zu berauschen und Georg II. ging mit der seinigen morgens eine Stunde lang auf den Galerien seines Palastes spazieren. Keine Minute drüber oder drunter. Gewissenhaft hatte er seine Uhr in der Hand, um seiner Gunstdame keine Minute mehr oder weniger zu weihen, als Ludwig XIV. der Frau von Montespan schenkte.

Wir haben jetzt den Leser durch einen Zeitraum von etwa funfzig Jahren geführt, um ihm darzuthun, wie nach dem dreißigjährigen Kriege aus der Erschlaffung der Völker, in einem kleinen Ländchen, vier Regierungen hindurch, der Absolutismus vollkommen sich entwickelte. Sollte dieses Büchlein gefallen, so werden mehrere Schilderungen der Höfe und der Revolutionen in Europa seit 1648 folgen, mit strenger Festhaltung des geschichtlichen Fadens. Das Verdienst des Verfassers bei diesen Schilderungen ist weniger die Originalität und die eigene Erfindung, als das Verschmelzen vieler Bücher in ein einziges. Möge sein guter Wille die Schwächen übersehen lassen, wo sein Buch sie auch verrathen sollte.

I.

Das Abenteuer in Venedig.

I.

„Wer will sich wahrsagen lassen?“ rief auf dem Marcusplatze zu Venedig ein kleiner, mißgeschaffener Polichinell, der mit possierlichen Sprüngen und allerlei Muthwillen treibend, geschäftig durch die Maskenschwärme rannte. „Wer will sein gutes Glück hören? Es giebt dreierlei Glück: goldenes, silbernes und kupfernes. Jeder greife blindlings in die Tasche und werfe mir, ohne sich zu besinnen, die erste beste Münze zu, die ihm in Händen geräth, so will ich ihm sagen, ob seine Zukunft der Mühe werth ist, sie zu erleben oder ob er besser thut sich aufzuhängen.“ Anfangs wandten die Masken ihm lachend den Rücken. Die List schien jedermann zu plump und die Erkenntniß der Zukunft aus dem Munde eines Polichinells dünkte niemanden eines Opfers werth. Bald jedoch gelang es der Maske die größte Aufmerksamkeit zu erregen. Ihr buntseidener Anzug, die Kreuz und Quer mit goldenen und silbernen Tressen besetzt, spannte sich wie angegossen über den doppelten Höcker vorn und hinten, und schmiegte sich knapp an die mißgeschaffenen Glieder, deren Behendigkeit an's Wunderbare streifte.

Kam dieſer ſonderbare Polichinell aber näher, ſo entdeckte man theils mit Entſetzen, theils mit Lachen, daß er nicht verlarvt war, ſondern daß der doppelte Höcker vorn und hinten, die verdrehten Hände und Arme und die ſchiefen Beine ihm von Natur angehörten; ſo wie auch das Fratzengeſicht mit den ſchielenden Augen und der ungeheuren Naſe ſein eigenes war.

Man blieb ſtehen, gaffte, prüfte, lachte oder ſchalt:

„Welch eine Mißgeburt! welch ein Kobold! welch ein Wechſelbalg! welch ein Mondkalb! welch ein Ungeheuer! welch eine Höllenfratze!“ Aergerlich erwiederte der häßliche Zwerg: „Was für ein Aufhebens das Volk gleich davon macht, wenn jemand nicht ſchulgerecht und herkömmlich von der Töpferſcheibe gelaufen iſt, wie alle anderen, ſondern die Natur, die ihn in's Daſein rief, ſich einmal der Willkür und Laune und der Ausſchweifung überließ, der die Phantaſie des Maskenfabrikanten vergebens nacheifert. Vernehmt, Ihr maskirten Kalbsköpfe: bei der Originalität meines Wuchſes und bei dem frappanten Ausdruck aller Art in meiner Phyſiognomie könnte ich mich für Geld ſehen laſſen! Wäre ich eine Meerkatze, ein Affe, ein Seehund, Ihr würdet Euch in Unkoſten ſetzen um mich zu beſchauen. Aber ſtatt meine Großmuth ruhig und wie geſetzte Männer zu genießen, ſchreit und

tebt Ihr hinter mir her und ſucht alle Ekelnamen aus der Naturgeſchichte zuſammen, um Eure craſſe Ignoranz an den Tag zu legen. — Nehmt Euch, verlarvte Menſchenangeſichter, doch nur die dummerhaftigen Fiſche zum Muſter. Welch eine ganz andere philoſophiſche Toleranz herrſcht in den Tiefen des feuchten Elements als auf dem Sanct Marcusplatze. Da mag Einer Naſe, Augen, Kinn nach Gutdünken haben, es geht ihm hin. Wie grimmelt und wimmelt es da von ſeltſamen Angeſichtern, Schnauzen, Kiefern, hervorragenden Zähnen, vergequollenen Augen und anderweitig übertriebenem Ausdruck. Aber ruhig und ſtill wandelt jedes Ungeheuer ſeinen Gang. Keines bleibt ſtehen, lacht und ſpottet, oder ſchilt gar ſeinem Mitgeſchöpfe nach."

Dieſe Reden vermehrten nur die Heiterkeit des Kreiſes, der ſich um den Kleinen gebildet hatte. Indem aber erhob ſich von einer anderen Seite ein lautes Freudengeſchrei, und unter Ausrufungen der Bewunderung und den Lobſprüchen entzückter Schauluſt wurde die Menge bewogen Raum zu geben.

Aus einer ſchmalen Querſtraße quoll ein prachtvoller Aufzug von Griechen, Türken, Perſern und anderen Masken hervor. Man erblickte im bunteſten Gemiſche reiche Gewänder, die von goldenen Stickereien blitzten; Knöpfe, Gürtel, Agraffen und Spangen von Demant, Waffen mit Edelſteinen beſetzt und

funkelnde Koſtbarkeiten, wo ſie nur irgend anzubringen waren.

Voran ſchritten ſechs Mohren, wahre Rieſen, mit Kronen von hohen bunten Federn auf dem Haupte. Ihre Gewänder waren Scharlach und Gold und in Händen hatten ſie groſſe goldene Stäbe, welche ſie empor hielten, um ſich Bahn zu machen. —

Vor allen feſſelte eine junge Griechin die Bewunderer. Eine ſchwarze Halbmaske bedeckte kaum zur Hälfte die zarten roſigen Wangen und die leuchtende Stirn, und hob den Glanz der dunklen Augen, die ſchelmiſch hindurch lächelten. Der zierliche Mund war frei und ein niedliches Grübchen ſchmückte ihr zartes Kinn. Ihr blondes, in's Kaſtanienbraun ſpielendes Haar hing in langen, mit Perlen durchflochtenen Zöpfen nieder. Ihr Wuchs war von reizendem Ebenmaß, ihr Gang ſchwebend, und Anmuth und Lieblichkeit athmete aus allen ihren Bewegungen. Es war die Erbprinzeiſſn von Hannover, Sophie Dorothea*)

*) Der Mercure galant das pariſer Hofmodejournal, entwirft von dieſer Prinzeiſſin (December 1684, alſo ziemlich gleichzeitig) folgende Schilderung: Sie iſt von mittlerer Geſtalt, aber ſehr wohl gewachſen. Sie hat blondes in's Kaſtanienbraun ſpielendes Haar, die Form ihres Geſichts iſt oval, ſie hat ein Grübchen im Kinn, ihr Teint iſt ſchön und gleichmäßig, die Büſte ſehr ſchön. Sie tanzt vollkommen gut, ſpielt Clavier und ſingt auch.

an der Seite ihres Gemahls, des steifen Georg Ludwig. Der Großsultan war der Herzog von Calemberg-Hannover. Mit seinem Hofe wollte er zu Fuße über den Marcusplatz nach dem Palaste, den der Kurprinz und die Kurprinzessin von Brandenburg inne hatten.

Bei Ankunft der Mohren mit ihren goldenen Stäben, welche durch die hohen Federkronen sich noch riesiger machten, hatte der Kreis, der den kleinen Pulchinell umgab, sich geöffnet. Dieser aber ließ sich in seinem lustigen Treiben nicht stören, sondern sprang in wunderlichen Capriolen vor den Riesen hin und her, und fuhr fort, für Silber, Gold und Kupfer zukünftiges Glück auszubieten. Es war ein gefährliches Schauspiel. Der häßliche Zwerg reichte den riesigen Mohren (es waren die Heiducken des Herzogs, die sich Hände und Angesichter geschwärzt hatten) kaum bis an die Hüften. Man mußte besorgen, daß er ihnen unter die Füße gerieth und sie ihn unter ihren Tritten zermalmten.

Endlich gewahrte ihn die reizende junge Griechin und fing herzlich an zu lachen. Sie ließ ihren steifen Perser los und bedeckte ihr Antlitz mit dem Schnupftuch. Der ganze Zug mußte anhalten und der Sultan, welcher den Grund dieser Hemmung entdeckte, gerieth ebenfalls in gute Laune, langte in

ſeine Gewänder und warf dem luſtigen Zwerge eine Münze zu.

Dieſer hob ſie auf. Es war ein Silberſtück. „Ei! ei!“ ſchmunzelte er, „Silber von einem Großſultan. Eure Wünſche ſind ſehr beſcheiden. Heil Euch. Wer beſcheiden wünſcht, geht ſchlau und ſicher zu Werke. Heimlich und unermüdlich verfolgt er ſeinen Plan, bis das Glück ihm reift, und iſt zufrieden, wenn ſein Zweck der Müh und Kraft werth iſt, die er daran geſetzt hat, und die Opfer, die es dann noch koſtet, gut macht. — Wollt ihr Tag und Stunde wiſſen, wo ihr zum Ziele gelangt? Befragt nur den berühmten Nekromanten St. Gennaro. Er weiſſagt nicht aus der Karte oder aus dem Kaffeeſatze, noch aus dem Fluge der Vögel und aus den Gedärmen der Thiere, noch aus den Lineamenten des Geſichts und der Hände. Er punktirt auch nicht, lieſt nicht in den Sternen. Allein er beſchwört Geiſter! Die Todten müſſen ihm Rede ſtehen und Tireſias, Saul, Caſſandra, Calchas, Samuel und wer ſeit noch ſo lange ſchon geſtorben iſt, muß, wenn er will, erſcheinen und antworten. Das iſt die einzige ſolide Art die Zukunft zu verkünden. Alles andere iſt Charlatanerie und Betrug, verlaßt Euch darauf, die accurateſten und probateſten Weiſſagungen ſind nur bei meinem Herrn zu haben, der weder einem Doctori Fausto noch einem Theophraſto Paracelſo irgend worin nachſteht.

Auch der Perſer ſah ſich gemüßigt, ſtumm und gravitätiſch dem Polichinell eine Münze hinzuwerfen. Es war ein Goldſtück.

„Gott lohne es Euch!“ krähte der kleine Narr. „Euer Glück wird dafür ein goldenes ſein. Ihr werdet mehr erreichen als Euch lieb iſt, Ihr werdet nicht damit zu bleiben wiſſen und es wird Euch manchmal läſtig fallen.“

„Gold und Silber haben ihre Lehre für die Zukunft erhalten“, lächelte die ſchöne muntere Griechin. „Ich möchte wiſſen was aus dem Kupfer wird. Wer leiht mir eine Kupfermünze?“

Der ganze Hof ſuchte in ſeinen Taſchen, niemand fand ein Kupferſtück. Endlich überreichte ein als Mohrenknabe verkleideter Page der Prinzeſſin einen Bajocco, welchen ihm eine der umſtehenden Masken zugeſteckt hatte. Im ſelben Augenblicke aber hatte der Herzog ſeiner Schwiegertochter ein Goldſtück eingehändigt und ſie warf beide Münzen dem poſſenhaften Wahrſager zu.

„Gold und Kupfer!“ rief dieſer wie verwundert. „Ich könnte ſagen, was als Kupfer aus der Münze kömmt, kann zu goldenem Reichthum gelangen. Allein damit iſt nur Vergangenes geſagt.“

Die ſchöne Griechin ward betreten und ſchlug die Augen nieder.

Der unheimliche Wahrſager fuhr bitter und ſchadenfroh fort: „Ein Leben voll blutrother Schmerzen

kann die goldene Theilnahme der Nachwelt gewinnen. Die goldene Königskrone muß einen Zuſatz von Kupfer haben und dieſer Pfennig reicht hin zweien Königskronen Jahrhunderte hindurch Dauer und Feſtigkeit zu geben. So hat mein Herr mich zu reden gelehrt, denn er hat voraus geſehen, was ſich hier begeben würde, und mir eingeſchärft, was ich darüber ſagen ſoll. Nehmt das als Probe ſeiner Weisheit, und lebt wohl bis auf Wiederſehen."

Hiemit verſchwand er im Maskengewühl. Die Prinzeſſin war ſichtbar verſtimmt und der Herzog ſehr nachdenklich geworden. Er rief den Abbé La Fosse herbei. Ein kleines dürres Männchen im ſchwarzen Talar, mit einem dreieckigen Hute, auf deſſen Krempe eine magiſche Chiffre von kleinen Diamanten blitzte. In dieſer ſeiner alltäglichen Tracht hatte er ſich nur eine weiße Halbmaske vorgenommen, um ſich dem Zuge anzuſchließen.

Ernſt Auguſt war den geheimen Wiſſenſchaften ergeben und der kleine alte La Fosse war ihm als Goldmacher und Sterndeuter ſtets treu und geſchickt zur Hand gegangen.

„La Fosse!" ſprach der Herzog: „Er ſoll ſich den Namen des Wundermannes merken und erfragen, wo er in Venedig anzutreffen iſt."

„Wie? gnädigſter Herr!" fragte der kleine Alte erſtaunt. „Ihr ſchenkt einem ſo häßlichen Geſpenſte

Glauben? Ihr denkt wirklich, daß er im Dienste eines großen und angesehenen Wunderthäters sei?"

— „So ist es, La Fosse! Groß und angesehen muß ein Wunderthäter sein, der einen so häßlichen und witzigen Zwerg, welcher als lustiger Rath an allen Fürstenhöfen willkommen sein würde, sich zu halten im Stande ist. Die kleine Kratze hat wichtige und wunderbare Worte gesprochen. Unbegreiflich ist mir ferner, woher die Silbermünze in meine Tasche kömmt, da ich doch nur venetianische Ducaten zu mir gesteckt habe. Ich kann es mir nur so erklären, daß der Schalk beim Aufnehmen, die Münze verwechselt hat, um diejenigen Worte anzubringen die sein Herr ihn gelehrt hat."

Nach diesem Bescheide ließ er den kleinen Mann stehen und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. La Fosse schloß sich demselben an und konnte nicht umhin gegen einen neben ihm gehenden untergeordneten Hofmann zu äußern:

„Ich begreife nicht, wie ein so gelehrter und stattlicher Fürst, wie unser Herr Herzog, auf offenem Markte stehen bleiben kann, um in Beisein seines ganzen Hofes solch einem Scheusal, solch einer Spottgeburt Gehör zu schenken. Mich dünkt, daß wen Gott auf solche Weise gezeichnet hat, der ist Warnung genug für alle anderen ihm weit aus dem Wege zu gehen."

Er hatte kaum dieſe Worte geendet, als auch der mißgeſchaffene Polichinell, als höre das Ungethüm in der Ferne, was von ihm geſprochen werde, plötzlich wieder zugegen war und ausrief:

„Seid Ihr denn etwa von ſo ausbündiger Schönheit, Ihr hochgelahrter Herr, daß Ihr ſo unbillig über andere urtheilen dürft? Der bittere Neid ſpricht aus Euch, weil Ihr alter, kleiner, verſtumpfter, kolliger Mann noch in ſechzig Jahren nicht gelernt habt, was ſich mein Herr alle Tage an den Schuhen abläuft, weil Ihr mit Euren krummen Mundwinkeln und verzwickten Falten in der borſtigen Stirn hinter einer Wachsmaske ſteckt; wollt ihr von meiner ungeſchminkten Häßlichkeit rumoren? Kann dieſes Zwerglein wohl über ſeine Zauberbücher hinweggucken, wenn er ſie aufſchlägt, um den Teufel zu beſchwören? Kann er ſich das Herz faſſen, ein Wetter zu machen, da der erſte Wirbelwind den unanſehnlichen Hexenmeiſter in die Lüfte wirbeln würde? Muß dieſe Duodezausgabe von einem Magier ſich nicht fürchten in ſeine Tiegel und Töpfe zu fallen und in ſeinen eigenen Hexenſalben zu verunglücken? Und ſolcher Knirps will hier wie ein Goliath bramarbaſiren. Laßt Euch dienen, unanſehnlicher Traumdeuter, daß man aus meiner Naſe allein einen ſolchen Schwarzkünſtler wie Ihr ſeid formiren kann, wobei ich meinen doppelten Höcker vorn und hinten noch gar nicht einmal in Rechnung bringe.“

So ſcheltend und ſchreiend verfolgte der zornige Polichinelle den armen La Fosse über den ganzen Marcusplatz, und wie ſehr dieſer ſich auch ärgerte und ſchämte, er mußte ſchweigen, um nicht das Aufſehen zu vermehren. Die Maskenfreiheit brachte das einmal ſo mit ſich.

Dieſer Vorfall begab ſich im Jahre 1685 zu Venedig, welches als Weltſtatt der Carnevals den Gipfel ſeines Glanzes erreicht hatte. Regierende Häupter, geiſtliche und weltliche Fürſtlichkeiten, und die geſammte galante Hofwelt eilte dahin, um in Saus und Braus ihre Einkünfte zu verſchwenden; aber auch um Staatsgeheimniſſe zu erlauſchen, Intriguen anzuſpinnen, und endlich auch um Gaukeleien und Gaunereien zu treiben.

In dieſem Jahre beſchämte Ernſt Auguſt durch die verſchwenderiſche Pracht, die er zur Schau bot, alle anderen dort anweſenden Fürſten und die mächtigſten und reichſten ſelbſt.

Er hatte am 8. October des vorigen Jahres eine einzige Tochter Charlotte*) mit Friedrich III.,

---

*) Nachmalige erſte Königin in Preußen, die Freundin des berühmten Leibnitz, und geſchichtlich bekannt unter dem Namen die philoſophiſche Königin.

Kurfürsten von Brandenburg, vermählt und gleichsam zur Nachfeier dieses wichtigen Ereignisses verschwendete er in Venedig täglich Tausende von Ducaten.

Wie vermochte das ein so kleiner deutscher Fürst? Lüneburg war noch getrennt von Hannover, Verden, Stade, Bremen u. s. w. gehörten noch den Schweden, und an Ostfriesland war noch gar nicht zu denken. Hannover hatte damals nur Calemberg und Grubenhagen.

Doch Menschen sind der Reichthum des Landes, lautet ein bekanntes Sprichwort. Unbebaueter Boden hat keinen Werth; nur Menschenhände machen ihn zum Reichthum. Die in der Wildniß herumirrenden Thiere haben keinen Werth; Menschenhände müssen sie einfangen und zähmen. Bauten, Maschinen, Fabriken, kurz alle Erzeugnisse der Menschenhand sind Reichthum und die Weisheit unserer Tage lautet: Der Pfennig des Proletariers beträgt mehr als das Goldstück des Reichen.

In damaligen Zeiten aber waren die Menschen selbst baares Geld. Nach fast allgemeinem deutschen Brauch verkauften Fürsten ihre Landeskinder als Soldaten, und Ernst August hatte der Signoria von Venedig 4700 Mann nach Morea gegen die Türken gestellt. Nur 1400 Mann von diesen sahen ihre Heimath wieder. Allein die großen Summen, die

ſie eintrugen, reichten hin, den ganzen Aufwand des Carnevals und weitere Reiſen durch Italien zu decken.

Nicht Urtheil und Geſetz, ſondern Aberglaube und Leidenſchaft machen unſere Weltgeſchichte, und jede Zeit hat ihren Aberglauben, wie jede Leidenſchaft ihre Verirrungen. Ernſt Auguſt theilte den Glauben damaliger Zeit an Magie, Aſtrologie, Thaumaturgie, Kabbaliſtik, Alchemie, Schatzgräberei, Nekromantie u. ſ. w. Die Prophezeihung des ſonderbaren Naturpolichinells auf dem Marcusplatze hatten dieſen ehrgeizigen Fürſten und ſchlauen Staatsmann bis in ſein Innerſtes erſchüttert.

Tag und Stunde ſollte er erfahren, wo jenes ſilberne Glück eintreffen würde, welches er einzig und allein ohne Raſt und Ruh verfolgte und was eben ſo viel Kräfte koſtete und eben ſo viel Opfer erheiſchte, als es kaum werth war.

Ernſt Auguſt war ſich eines ſolchen Strebens bewußt! —

Die Rangordnung war in damaliger Zeit alles, die Etikette ſprach ſelig und verdammte, und die Fälle waren nicht ſelten, wo Fürſtinnen und Gräfinnen des Vortritts halber, oder um dieſen und jenen Platz bei einer Feierlichkeit, oder bei Tafel, oder bei einer na-

drille einzunehmen, ſich in die Haare fielen und gehüllt in eine Puderwolke, welche aus ihren übermenſchlichen Friſuren ſie umnebelte, mit Nägeln und Zähnen ſich angriffen, dermaßen, daß es ſchwer hielt ſie auseinander zu zerren.

Ernſt Auguſt hatte 1677 auf dem Friedenscongreß zu Nymwegen eine empfindliche Kränkung in der Perſon ſeines Geſandten, des Barons Platen, erlitten. Dieſem verweigerte der kaiſerliche Geſandte Graf Strattmann den Titel Excellenz und die Ehre der rechten Hand. Ernſt Auguſt nahm das ſo übel und alle braunſchweigſchen Fürſten erhoben darüber ein ſolches Geſchrei, daß ſchon damals der gelehrte Bernhard von Galen, Biſchof von Münſter, an deſſen Hofe einem Geſandten Hannovers etwas Aehnliches geſchehen war, ſagte: Hannover geht mit der neunten Kur ſchwanger (nonum electoratum parturirei).

Ein ganz ähnlicher Anlaß bewog Friedrich III. von Brandenburg, den vom großen Kurfürſten herrührenden Gedanken um jeden Preis zu verwirklichen und mit Aufopferung ſeines Schatzes, ſeiner Landeskinder und ſeiner edelſten und treueſten Freunde ſelbſt, König in Preußen zu werden. Am Hofe Wilhelm's von Oranien, Statthalters von Holland, der aber als König von England auf einem Armſeſſel ſaß, mußte der Kurfürſt von Brandenburg mit einem Seſſel ohne

Ernſtlehnen verlieh nehmen, das kränkte ihn ſo tief, das griff ihm vermaßen an ſeine Ehre, daß auch er nicht Ruh noch Raſt fand, noch irgend ein Opfer ſcheute, als bis er um denſelben Preis, den die hannoverſche Kurwürde koſtete, die Königskrone und einen Armſtuhl hatte.

Im Jahre 1695 aber war Hannovers Streben nach der Kur noch mehr als ein Staatsgeheimniß, es war ein Lieblingsgedanke nur in der Seele eines ehrgeizigen Fürſten und auf offenem St. Marcusplatze war hierauf angeſpielt worden. Ja noch andere Nebenumſtände verliehen den Weiſſagungen des kleinen Naturpolichinells Wichtigkeit.

Die liebenswürdige Erbprinzeſſin hatte jener luſtigen Fratze zweierlei Münzen zugeworfen, Gold und Kupfer, und die Mißgeſtalt wußte auch darüber eine treffende Bemerkung zu machen.

Sophie Dorothea war als Prinzeſſin nicht vom reinſten Golde.

Sie war höchſt wahrſcheinlich die uneheliche Tochter der Eleonore d'Olbreuſe, einer Hofdame im Gefolge der Prinzeſſin von Tarent, welche Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle im Jahre 1685 am oraniſchen Hofe zu Breda kennen gelernt hatte. Es fragt ſich ſehr, ob dieſe Ehe kirchlich eingeſegnet war, zwar wurde, nachdem die d'Olbreuſe vom Kaiſer Leopold zur Reichsfürſtin erhoben war, die Hochzeit in

Celle prächtig nachgefeiert. Die Verbindung aber erregte bei allen Höfen gewaltigen Anſtoß und die braunſchweigiſchen Herzöge empfingen die d'Olbreuſe nur als Madame d'Harbourg oder Gräfin Wilhelmsburg, nach einer Elbinſel bei Hamburg, deren hannoverſches Gebiet (Silhorn) ihr Witthum war.

Auf alles dieſes hatte der wunderliche Polichinell angeſpielt. Die dem Erbprinzen ertheilte Weiſſagung, welche ſich erſt anfangs der nächſten Jahrhunderte erfüllen ſollte, war für den Augenblick zwar noch völlig unverſtändlich, dem unerachtet brannte der Herzog vor Verlangen den Wunderthäter ſelbſt kennen zu lernen, der einen ſo koſtbaren und witzigen Narren ſich halten konnte, deßgleichen man an keinem Fürſtenhofe fand.

2.

Alles, was man von dem Grafen St. Gennaro hörte, konnte nur dem Wunſche Nahrung geben, ihn von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.

Er bewohnte einen Flügel des Palaſtes der Geſellſchaft der Väter Jeſu nahe den Bleidächern. Die Kranken und Bettler ſegneten die Schwelle, die ſie niemals verließen, ohne reichlich beſchenkt worden zu ſein. Jener mißgeſchaffene Zwerg war es, der die Gaben vertheilte, demnach konnte er unmöglich jene Rolle auf dem Marcusplatze geſpielt haben, um ſich Almoſen zu erbetteln. Entweder hatte der Graf ſein Herr

ihn ausgesandt, um den Herzog auf eine wunderbare Zukunft, die er ihm zu verkünden hatte, aufmerksam zu machen, oder die Carnevalsluft war ihm in die Glieder gefahren und nach italischem Brauche hatte er sich ganz der Raserei hingegeben, ohne im entferntesten seine Persönlichkeit zu schonen, die er bis zum Mißbrauch preis gab. Vom Grafen St. Gennaro hieß es ferner, daß er durch Handauflegen Krankheiten heile, Schlaf bringe und tödtliche Wunden schließe, daß er Abwesende aus fernen Ländern den Freunden und der Familie in sichtbarer Bildung erscheinen ließe, daß er seinem eigenen Geist gestatte aus dem Körper zu wandern, um plötzlich einem Fremden in Asien und Amerika, der ihn magisch gerufen, beizustehen, und endlich sogar, daß er Todte erwecken und Geister der ältesten Verstorbenen citiren könne, um ihnen Geheimnisse und zukünftige Dinge abzufragen. Geld hatte er wie Spreu und nach Fürstengunst fragte er wenig, die Fürsten suchten ihn, er sie nicht.

Aus allen diesen Gründen beschloß Ernst August sich heimlich und in unansehnlicher Verlarvung zu dem Wundermann hin zu verfügen, um sich demselben als einen Eingeweihten der magischen Wissenschaften kundzugeben und sich die ganze Zukunft seines Hauses von ihm enthüllen zu lassen.

An der Ausführung dieses Plans hinderte ihn eine Unpäßlichkeit, die er sich in Folge seiner Schwel-

gerien zugezogen hatte. Der Erbprinz und die Erbprinzeſſin eilten herbei, ihm ihre kindliche Ehrfurcht und Theilnahme zu beweiſen. Allein ſie fanden ihren Vater in einer ſehr ſchlimmen Laune. Er klagte über Kopfweh und Uebelkeit, über die Ungeſchicklichkeit ſeiner Leibdiener, die ihm ſo viel Verdruß machten, daß er noch den Tod davon haben würde, und über die Unwiſſenheit ſeiner Leibärzte. Den einen hatte er ſehr ungnädig entlaſſen, weil er die Unpäßlichkeit zu leicht nahm; der andere hatte ihm Mixturen, Pillen und Latwergen verſchrieben, eines übelſchmeckender als das andere. Endlich rief er völlig verſtimmt und mißmuthig: „Kinderchen! Ich fürchte faſt, daß ich vergiftet bin.“

Die Prinzeſſin blickte erſchrocken auf ihren Vater, der aber keineswegs wie ein Sterbender ausſah; ſie blickte auf ihren Gemahl, der heut wie immer gleichgültig und ſteif daſaß und endlich, weil ihr nichts anderes übrig blieb, fing ſie an zu weinen.

„Tretet näher, meine Kinder“; fuhr der Herzog fort. „Ich will Euch etwas in's Geheim vertrauen. In der That, ich bin übel daran und fürchte bald zu ſterben. Doch giebt es noch eine Rettung für mich. Nur, wenn man zu ſolchen Mitteln ſchreitet, muß man das Aufſehen meiden. Ich wollte Ihr verſtändet etwas von den höheren Wiſſenſchaften. Gleichviel. Ihr müßt mir glauben. Es giebt Menſchen, die mit Wunder-

kräften begabt und im Beſitz tiefer Geheimniſſe ſind. Ein ſolcher iſt, wie ich aus Büchern, Zeitungen und Familien-Briefen erſehen habe, der Graf St. Gennaro. Unſer Begegniß auf dem St. Marcusplatz iſt ein verhängnißvolles. Wenn wir auch vor den Menſchen keinen Werth darauf legen, ſo müſſen wir uns doch heimlich eingeſtehen, daß die glänzende Zukunft, die er uns prophezeit, unſere Herzen höher ſchlagen macht. Anfangs war es mein Wille mich mit dem zu begnügen, was ich vernehmen, und nicht weiter nachzuforſchen über Dinge, welche die Vorſehung uns verhüllt. Anders aber will es das Schickſal. Und daß ich hier auf dem Krankenbette mich quäle und ängſtige, iſt wohl ebenfalls ein Wink deſſelben, weiter zu forſchen nach dem, was ich ſchon vernommen, um mich weiter zu vervollkommnen in denjenigen Wiſſenſchaften, die mein Lieblingsſtudium ſind. Ich wünſche daher, daß du, mein lieber Sohn, in aller Stille, ſo weit es möglich iſt, zu dem Wundermanne gehſt, um ihn herzubeſchelden."

Prinz Georg öffnete den Mund, was er ſelten that und murmelte: Willſt du dich einem Manne anvertrauen, deſſen Herkunft dunkel iſt, und der durch nichts bei dir accreditirt als durch Gerüchte.

Nach dieſen Worten ſchwieg der Prinz wieder für lange Zeit.

Die Prinzeſſin nahm das Wort: „Wenn jener

Wundermann nun ein Betrüger iſt? Wenn er durch ſeinen häßlichen Narren nur unſere Leichtgläubigkeit reizen wollte? Wenn er zuvor uns heimlich hat ausforſchen laſſen, um uns Verheißungen zu ſagen, wie wir ſie wünſchen? Vielleicht iſt es ein Abenteurer, der darauf ausgeht unſere Schwächen zu erſpähen und zu benutzen, vielleicht ein Spion fremder Höfe oder gar ein Jeſuit, der unſer geheimſtes Sinnen und Trachten erforſchen will — um uns zum Uebertritt zur alleinſeligmachenden Kirche zu verleiten, wie es dem Oheim Friedrich geſchah."

„Still! ſtill!" unterbrach ſie der Herzog: „Ich ſagte es Euch im Voraus. Ihr redet wie die Ungeweihten, die ſich von ſolchen Geheimniſſen keinen Begriff machen können. Am Ende bin ich ſelbſt doch auch ein Regent und Staatsmann, ſo daß ich einen tiefſtudirten weiſen Mann von einem ſpionirenden Schurken zu unterſcheiden weiß."

Indem trat ſchüchtern ein Kammerdiener ein und ſagte dem Prinzen einige Worte leiſe. Dieſer ſchüttelte ſtatt aller Antwort den Kopf und der Diener wollte ſchon wieder davon eilen, als der Herzog fragte: „Was giebt es!"

— „Cavaliere Maccioni."

„Lupus in fabula!" lachte der Herzog. „Wenn man von dem Teufel oder einem Jeſuiten ſpricht, ſo iſt er nicht weit."

„Er ſoll kommen! Obgleich ich heute für niemanden ſichtbar bin, will ich ihn dennoch ſprechen, denn er iſt ein Mann, mit dem ſich über Manches reden läßt, was nicht an die große Glocke gehängt werden darf.“

3.

Vor dem Regierungsantritt Ernſt Auguſt's war Maccioni Biſchof in Hannover geweſen und hatte die Schloßkirche zum katholiſchen Gottesdienſt für den Hof geweiht.

Durch den kinderloſen Tod des Herzogs Johann Friedrich hatte die katholiſche Kirche eine ſehr wichtige Stütze in dem proteſtantiſchen Norddeutſchland verloren. Die Warnung der Prinzeſſin vor den Ränken der Jeſuiten, denen alles daran lag Ernſt Auguſt zum Uebertritt zu bewegen, war daher durchaus nicht ungegründet. Obgleich erſt neunzehn Jahre alt, hatte ſie viel Geiſt und ließ ſich mit Leichtigkeit auf fremde Anſichten ein*) und der Cavalier kam wie gerufen für den Herzog, um ſogleich zu erproben, ob der Wunderman mit den Jeſuiten aus einer Karte ſpiele.

„Cavalier!“ redete er ihn an. „Meine Kinder ängſtigen ſich meinethalben, obgleich ich mich ſo ſehr unwohl gar nicht fühle, und wir haben in der

*) So urtheilt gleichzeitig mit dieſen Begebenheiten der Mercure galant über ſie.

letzten Zeit ſo viel Wunderbares von dem Grafen St. Germano gehört, daß ſie darauf beſtehen, ich möchte dieſen berühmten Magier kommen laſſen, um augenblicklich aufſtehen und dieſen Abend die bella margaritha im festino olympico ſehen zu können."

Der ſchlaue Jeſuit aber war nicht ſo leicht zu fangen. Er hütete ſich wohl dem Herzog Recht zu geben und widerſprach nur, um ihn in ſeiner Anſicht zu beſtärken.

„Um Chriſti Wunden willen!" rief er mit ſcheinbarem Entſetzen. „Excellenza; wie können fromme Kinder einem geliebten Vater ſolch einen Vorſchlag machen. Wollen Sie das Seelenheil Ihres durchlauchtigen Herrn Vaters einer ſo großen Gefahr ausſetzen? — Nein, Durchlaucht, bleiben Sie bei La Fosse. So lange man nur glaubt durch Zahlen, Zeichen, herkömmliche Sprüche, inbrünſtige Geberden, willkürliche Combinationen, und eine ſelbſterſonnene Chemie zu übermenſchlichen Kräften zu gelangen, hat man noch kein Bündniß mit dem Erbfeind der Menſchheit geſchloſſen und ſein unſterbliches Theil noch nicht der Hölle vermacht."

„Hochwürdiger Herr!" erwiederte der Herzog, „Ihr läſtert einen Mann, zu deſſen Lobe ſich alle Stimmen vereinen und deſſen Weisheit und Wunderthaten die vornehmſten Prälaten rühmen."

— „Wer ſolche Künſte lobt, der lobt die Macht des — Gott ſei bei uns.“

Hochwürdiger Herr! Ich bin Proteſtant wie Ihr wißt, und fürchte deshalb den Teufel nicht allzuſehr.

— „Auch der Proteſtant iſt Chriſt! Der iſt nicht fromm, der nur die Wiſſenſchaft verachtet, eben ſo wenig der, welcher die Tage ſeines Lebens verträumt und die Kräfte ſeiner Seele verſingt und verbetet. Blinder Glaube iſt geiſtiger Tod. Auch die Erkenntniß hat ihren Werth; ſie vergönnt uns eine göttergleiche Herrſchaft über die rohen Elemente der Natur. Ich gebe das zu. Es giebt aber Geheimniſſe, gegen welche die Erkenntniß anrennt, um ſtarr und betäubt ſtehen zu bleiben. Es giebt Frevel, an die ſich nicht ohne Schauder und Haarſträuben denken läßt.“

— „Und ſolche Frevel wären?“

— „Die Bündniſſe mit der Hölle!“

Der Herzog lachte. „Kann die Hölle Gold machen? Sollte der Teufel das Lebenselixir beſitzen, woran mein kleiner La Fosse viel Zeit und ich viel Geld vergebens verſchwendet haben?“

— „Ich kannte den Grafen St. Gennaro ſchon vor dreißig Jahren, wo er gerade ſo war wie heut. Er altert nicht; die Hölle, die ihm dient, erneut ihm Lebenskraft und Jugend, bis der Pact, den er mit ihm geſchloſſen, um iſt, und bis dahin hat er Geld und

Ehren im Ueberfluß. St. Gennaro kann auch mehr als Gold machen und ſich verjüngen. Mit Hülfe des Böſen und durch Entweihung des Allerheiligſten kann er abgeſchiedene Seelen in die erſtorbenen Leiber zurückbannen; das iſt das Kunſtſtück, womit er ſo viel Aufſehen macht. Aus dem Munde wiederbelebter Todten empfängt er ſeine Schickſalsſprüche, die, wie unglaublich ſie auch klingen, doch ſtets in pünktliche Erfüllung gehen."

— „Und dieſes Märchen ſoll ich glauben?"

— „Kein Märchen, Durchlaucht. Ihr könnt Euch von der thatſächlichen Wahrheit jederzeit überzeugen. Auch in Venedig hier hat er eine durch ſeine Höllenkünſte wieder belebte Leiche bei ſich, die er zwingt, ihm die fernſte Zukunft zu verkünden."

— „Wäre etwa jener mißgeſchaffene Famulus ein ſolches Geſpenſt?"

— „Nein! Alle Hexerei beruht auf geſchlechtlicher Beziehung. Todte Männer haben Ruhe vor dem gewaltigen Zauberer. Er quält nur Weiberleichen."

„Warum denn," fragte mit zarter Stimme die junge Prinzeſſin, „ziehen die Gerichte einen ſo verruchten Frevler nicht zur Verantwortung?"

„Wohl geſprochen meine Tochter," nahm der Herzog ſehr befriedigt das Wort. „Hochwürdiger Herr, wie wollt Ihr uns erklären, daß weder weltliche

nach geiſtliche Gerichte die Macht haben ſo ſcheußlichen Frevel zu hemmen?"

— „Gnädigſter Herr! Die Hölle muß ihren Pact halten und weder Gerichte noch Folter können dem Frevler etwas anhaben, bevor ſeine Zeit um iſt."

„Aber" fragte die Prinzeſſin, „warum ſäumt die Kirche eine ſolche Scheinlebende aus der Gewalt eines ſolchen Höllenfrevlers zu befreien?"

„Braviſſimo!" rief der Herzog. „Prinzeſſin, Sie übertreffen heute ſich ſelbſt. Nun, Cavalier, eine Antwort."

— „Wenn der Menſch ein Bündniß mit dem Böſen ſchließt, und ihm befiehlt, dieſe oder jene ſchwarze That zu vollbringen, ſo kann ein Prieſter durch Aufopferung ſeines Lebens noch nicht einmal eine ſolche Schandthat hindern."

— „Und Meſſen und Litaneien ſchlagen auch nicht an?" fragte die Prinzeſſin.

— „Weihwaſſer, Reliquien und Exorcis nur würden beſſere Dienſte thun, zumal, wenn es die Seele einer Proteſtantin betrifft."

„Nein, hochwürdiger Herr!" rief die Prinzeſſin. „Ich weiß eine andere Deutung, die mir beſſer gefällt. Ich habe geſchwiegen, weil es mir nicht geziemt klüger ſein zu wollen als mein gnädiger Herr Vater. Jedenfalls aber darf ich von Thatſachen beſſer unterrichtet ſein, als Euer Hochwürden. Die Prophetin des

Grafen St. Gennaro, deren Blicke in eine unbegrenzte Zukunft reichen, ist keine Scheinlebende, sondern eine vornehme Kranke, die sich freiwillig der Cur des Wunderthäters anvertraut hat und von ihm Leben und Gesundheit erwartet. Sie ist auch nicht protestantisch, sondern katholisch und ein böhmisches Fräulein von Rosenberg, weitläufig verwandt mit meiner Ehrendame, dem Fräulein von Knesebeck."

„Dörtchen", rief der Herzog mit Erstaunen. „Heute übertriffst du dich selbst, diese Erklärung ist wenigstens einfach, faßlich und factisch."

Der Cavalier erhob sich dem Anscheine nach sehr bestürzt. „Verzeihung, Durchlaucht" sprach er, „wenn ich bitte mich in Gnaden zu entlassen. Ich kann dieses Gespräch nicht fortsetzen, wenn ich keinen Glauben finde. Ich habe das Meinige gethan, indem ich Sie vor diesem Wundermanne warnte. Gebe der Himmel, daß ich zu ängstlich war und Euer Durchlaucht Neugier ohne schlimme Folgen gestillt werde."

Er wurde sehr gnädig entlassen. Ueberhaupt fühlte sich der Herzog nach diesem Auftritte besonders munter. Kopfweh und Uebelkeiten waren dahin. Er verlangte aufzustehen. Verließ auch weislich sein Lager und würde sich für völlig hergestellt erklärt haben, wäre ihm dadurch der beste Verwand nicht aus den Händen gegangen, den Wundermann herzubescheiden, ohne sich irgend bloßzugeben.

„Dörtchen!“ sprach er nach einigem Bedenken freundlich zur Prinzessin. „Setze dich einmal an meinen Schreibtisch und schreibe auf Briefpelin, was ich dir vorsagen werde, denn es muß scheinen wie eine Etourderie von dir, womit ich nichts zu schaffen habe.“

Die Prinzessin gehorchte und der Herzog dictirte: „Sr. Excellenz dem Herrn Grafen St. Gennaro.“

Bei diesem Namen sprang die Prinzessin empor und beschwor den Herzog bei allem was heilig sei, sie zu schonen und sie in keine Verführung mit diesem gefährlichen Menschen zu bringen.

„Dörtchen“, ermahnte der Herzog, „noch eben hast du so klug und weise gesprochen wie eine Clairvoyante und mit einem Male bist du wieder so albern.“

„Behüte mich Gott davor eine Clairvoyante zu werden, wie die unglückliche Rosenberg, das ist die Weisheit und die Macht St. Gennaro's und daher schöpft er seine Sehergabe. Geruhen Eure Durchlaucht Personen zu vernehmen, die diesen Wundermann schon näher kennen.“

„Um so begieriger bin ich, mein Schicksal zu hören, wenn alles ganz natürlich dabei zugeht.“ — Er klingelte und befahl dem eintretenden Diener: „Ilten soll kommen.“ — Zu dem Prinzen und der Prinzessin fuhr er fort:

„Kinderchen, ich danke Euch für Euren freundlichen Beſuch und bitte, was hier geſprochen ward, nicht weiter zu verbreiten.“

Georg Ludwig machte eine tiefe Verbeugung, Sophie Dorothea eine zierliche Reverenz und Beide gingen.

Der Generaladjutant Ilten trat ein.

„Ilten, laſſe er der Gräfin Platen wiſſen, daß ich ſie ſchleunigſt erwarte.“

4.

„Seremiſſime! erhob ſich eine zärtliche, ziemlich tiefe weibliche Stimme und die Gräfin Platen machte eine ihrer koketteſten Reverenzen, indem ſie kläglich hinzufügte: „Alſo wirklich, mein armes Ernſt-Guſtchen, du biſt leidend?“

Mit wenig Worten ſetzte der Fürſt ihr auseinander, um was es ſich handele und daß vielleicht eine Myſtification römiſcher Pfaffen dahinter ſtecke, um ihn zum Uebertritt in die katholiſche Kirche zu bewegen. Indeſſen ſcheine das Werkzeug derſelben ein ſehr intereſſanter Wunderthäter zu ſein, den er um jeden Preis kennen lernen wolle. Nur dürfe der Anlaß nicht von ihm ausgehen, ſondern etwa von den Damen ſeines Hofes.

Die Gräfin ſchwebte zierlich nach dem Schreibtiſch, ordnete ihre Robe, um anmuthig auf den Seſſel hinzuſinken und warf folgende Zeilen zu Papier:

„Excellenz!

Der große Merlin war galant; der große Sanct Gennaro wird es nicht minder sein. Die Gesammtheit der Damen vom hannöverschen Hofe, unsere gnädige Frau Erbprinzessin an der Spitze, stirbt vor Begierde Sie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Dem weisen Beherrscher übernatürlicher Kräfte wird es nicht unbekannt sein, was weibliche Neugier vermag. Sie ist es, die mich zu diesem Schritte verleitet, mich schriftlich an Sie zu wenden, sie muß meinem eigenmächtigen Wagniß zur Entschuldigung dienen. Haben Sie Mitleid mit mir und uns allen, und sollen Ihnen ferner wunderbare und unerhörte Beschwörungen gelingen, so lassen sie sich von der Macht weiblicher Neugier, bei Ihrer Galanterie (welche unstreitig ein mächtiger Bann für Sie sein wird) beschwören: Erscheinen Sie! Erscheinen Sie! Erscheinen Sie!

N. S. Der Herzog verehrt Sie. Er ist eingeweiht in alle geheimen Wissenschaften, in denen Sie Meister sind. Doch für den Augenblick ist er leidend und — denken Sie nur! die üblichen Arzneimittel, welche seine Aerzte ihm verschreiben, wollen nicht anschlagen. Ach so geht es uns allen! Keine Mixtur auf der Welt kann uns helfen. Wir müssen Sie sehen."

Der Herzog war mit Stil und Concept außerordentlich zufrieden. Ich bin es schon gewohnt, sagte er,

und habe es von dir erwartet, meine Wünſche durch dich erfüllt zu ſehen. Nur von ſeinen eigenen Kindern kann man gar nichts haben und nicht einmal in einer Angelegenheit, die ihnen eben ſo nahe geht wie mir."

Der Magier erſchien. Ein großer ſchöner Mann. Dem Anſcheine nach nicht viel über Dreißig alt. Er war, wie alle Gelehrten der damaligen Zeit, ſchwarz gekleidet. Doch die Stoffe ſeines Anzuges waren koſtbar und ſeine fein-geflickte, mit Brüſſeler Spitzen beſetzte Wäſche glänzend-weiß. Im Jabot trug er einen Solitär von ſeltener Größe und Feuer. Er war nur nachläſſig eingeſteckt, als frage er nicht darnach ihn zu verlieren, indem er dergleichen Land und Spielwerk ja wieder machen konnte, wenn ihm die Laune dazu kam.

Mit einer einfachen Verbeugung begrüßte er den Herzog.

„Ihr kennt alſo," redete der Herzog ihn an, „die Vergangenheit und Zukunft und wißt mir zu ſagen, ob gewiſſe Wünſche, die ich hege, ſich erfüllen werden?"

„Freilich, gnädigſter Herr, erwiederte mit wohltönender Stimme der ſchöne gelaſſene Mann. Ich bedarf nur eines völlig leeren Zimmers in dieſem Palaſte. Die Fenſter müſſen verhangen ſein und die Thüren dicht ſchließen, damit ich nicht belauſcht wer-

den kann, wenn ich meine Geister rufe. Auch jedes Möbel, Tisch oder Stuhl, würde mich stören."

— „Bedürft Ihr keines Apparats außerdem?"

„Ich rede zu einem Geweihten, der wissen wird, daß die Weisheit verschiedene Grade hat. Zauberapparate, magische Chiffern, Wünschelruthen, Krystalle, eingesperrte Geister, Spiegel, Gerippe, Phantome dienen nur der untergeordneten Fähigkeit und Vorstellungskraft, um der Andacht und dem Eifer Nahrung zu geben. Ein Weiser höchsten Grades bedarf ihrer nicht mehr."

— „Leset Ihr auch in den Sternen?"

— „Warum nicht? Doch unterlasse ich es, weil ich es nicht brauche und meine Fähigkeit, Kraft und Fertigkeit für Operationen höherer Art geläufig erhalten will."

— „Wollt Ihr mein Horoskop sehen, welches ich mir selbst gestellt habe?"

— „Durchlaucht! Ich werde es meinem Famulus übergeben, und Euch sein Urtheil, welches kein unzuverlässiges ist, mittheilen. Ich muß meinen Geist für andere Arbeiten schonen."

— „Ich leide, wie Ihr seht, wollt Ihr mich heilen?"

— „Augenblicklich, Durchlaucht! doch unter einer Bedingung. Ich muß Euch eine Person vor Augen stellen, der Ihr mit Recht zürnen dürft. Seine Gar-

zenslaune hat ihn zu verwitzigem Uebermuth verleitet. Man darf die Rückſichten nicht vergeſſen, die hohe Herrſchaften zu fordern berechtigt ſind. — Ich habe ihm derbe Verweiſe gegeben und bitte Ew. Durchlaucht inſtändigſt, ihm nunmehr zu verzeihen."

— „Ich verſtehe Euch nicht! Ihr berühmt Euch die größten magiſchen Operationen ohne Apparat zu vollbringen, und wollt nicht einmal ſelbſt meine leichte Unpäßlichkeit heilen, ſondern bedürft Euren Famulus zum Beiſtand."

Der Magier lächelte: „Eben weil Eure Unpäßlichkeit, dem Himmel ſei Dank, eine leichte iſt. Bei gefährlichen Krankheiten, bei tödtlichen Blutungen lege ich die Hand auf. Allein der Kanonier iſt kein Piſtolenſchütze, der Virtuoſe auf dem Contrabaß ſtreicht nicht die Geige. Jede Kraft, um in ihrer Wirkſamkeit zuverläſſig zu bleiben, muß ſich in ihrer Sphäre behüten und üben. Zu verſchiedenartigen Thätigkeiten verwendet, bald in geringem bald in höherem Grade angeſpannt, verliert ſich Zuverläſſigkeit und gute Laune, welche jede Fähigkeit begünſtigen muß. Ich übe alle meine Schüler, je nach ihren Graden, ihre vollen Kräfte geläufig zu erhalten und verbiete ihnen ſich durch geringere Operationen zu zerſtreuen."

Der Herzog willigte ein ſich einer Behandlung des Famulus zu unterwerfen.

Der kleine Mann kam näher, und in ſeiner Allonge-

perrücke, seinem weiten Talar und seiner weißer Wäsche hatte er, wenn auch eben kein schönes, doch auch kein ganz abschreckendes Ansehen. Ein Costüm thut viel und der kleine La Fosse in seinem gelehrten Talare war eben auch viel schöner nicht.

Der Famulus nahte sich dem Bette des Herzogs und sprach in seltsam freundlicher Demuth: „Gerwhen Ihre herzoglichen Gnaden mir dero hochfürstliche Zunge zu zeigen.“

Der Herzog that es.

Der bucklichte Kleine fuhr fort: „Haben Serenissime geruht höchstihre leiblichen Excremente dero calemberglsch-grubenhagenschem Nachtstuhl zu verleihen, dermaßen, daß Höchstsie nicht umhin konnten, ihnen ihre allerhöchste Zufriedenheit zu schenken? Oder waren selbige, bedauerlicher Weise geeignet, dero Ungnade zu erwecken?“

Der Herzog fing laut zu lachen an, der Magier verwies seinem Famulus von neuem diese Dreistigkeit.

Der Herzog aber nahm den kleinen Mann in Schutz. „Auf Fürstenwort!“ sagte er. „Ich beneide Euch um diesen Famulus. Wäre er mein, so wollte ich ihn zu meinem Hofnarren machen. Mit Schmerzen vermisse ich eine so nützliche Curiosität in meiner Umgebung. Mein armer Caspar Aveisfeger, so hieß er, weil er meine Hofcavaliere stets zur Verzweiflung brachte, — mein Caspar riß die auserlesensten Pos-

ſen, ſo daß man ihn ſchon vergiften und todtprügeln wollte. Doch entging er allen Fallen, bis er in die Hände der proteſtantiſchen Pfaffen fiel, welche ihn dermaßen bekehrten, daß er jetzt im Tollhauſe ſitzt. Allein ich ſorge für ihn und er hat es gut. — Habt Ihr nicht davon gehört?"

— „Ja, gnädigſter Herr. Ich weiß, daß Eure lutheriſchen Pfaffen dieſen unerſchöpflichen Spaßmacher in einen verrückten Frömmler verwandelt haben."

— „Wäret Ihr im Stande mir meinen Narren wieder geſund zu machen? ich will ihn herkommen laſſen."

Der Famulus antwortete ſtatt ſeines Herrn. „Durchlaucht, Höchſtſie, wie dero Narr ſind beide unheilbar."

„Unheilbar?" lachte der Herzog. „Wie ſo, mein kleiner Freund?"

„Eure Durchlaucht ſind unheilbar, weil Sie nicht krank ſind, weil Höchſtihnen nichts fehlt und ſo zu ſagen kein Finger weh thut. Aus dero Narren kann eben ſo wenig etwas anderes werden als er ſchon iſt, denn wenn ein unerſchöpflicher Spaßmacher zu einem verrückten Frömmler überſchnappt, ſo bleibt er ein unerſchöpflicher Spaßmacher, der ſich nur aus dem Weltlichen in's Geiſtliche überſetzt hat."

Von neuem verwies der Magier ſeinem Famulus

das rückſichtloſe Benehmen und drohte mit exemplariſcher Strafe.

Allein der Herzog war anderer Meinung. „Ich bleibe dabei," ſagte er, „Euer Famulus hat ſeine Beſtimmung verfehlt. Er wird Euch vielen Verdruß machen, denn er taugt nicht zu dem Diener eines hochgelahrten Herrn, wie Ihr ſeid. Als luſtiger Rath hingegen würde er eine Zierde meines Hofes ſein. Auch finde ich, daß er in ſeinem ſchwarzen Talar und in der Allongeperrücke eine höchſt alltägliche Erſcheinung iſt, während er als Polichinell alle Blicke auf ſich zog, die Menſchen bewog ſtille zu ſtehen und vor Verdruß oder Lachen zu ſterben. Sage Er einmal, Er kleiner wunderlich gebauter Schwarzrock, hätte Er wohl Luſt in meine Dienſte zu treten?"

— „Ich werde mein Glück darin ſehen, ſobald mein großer Meiſter für gut erachtet, mich ſelbſtſtändig zu erklären."

— „Du biſt nicht ferne davon und weißt, was du zu thun haſt den Schritt zum Ziele zu beſchleunigen."

Es war kein Zimmer bereit, wie es der Magier verlangte, um ſogleich ſeine Operationen zu beginnen, ſie wurde daher zum anderen Tage feſtgeſetzt, und der Magier für heut in Huld und Gnaden entlaſſen.

Als er fort war, erhob ſich der Fürſt von ſeinem Lager. Er war hergeſtellt und erließ den Befehl, daß er in die Oper fahren würde. —

Ernſt Auguſt konnte das einfache Weſen und würdige Benehmen des Regiers nicht genugſam rühmen, unmöglich konnte Maccioni und deſſen Geſellſchaft ſeiner Meinung nach mit dieſem edlen beſcheidenen Manne aus einer Karte ſpielen, der nur für ſeine Wiſſenſchaften lebte, ohne ſich um Kirche und Fürſtenhöfe zu kümmern.

Die Erbprinzeſſin und die Gräfin waren über die plötzliche Geneſung des Herzogs, der ohne Medicamente, ſo zu ſagen aus freier Hand curirt war, erſtaunt; ſie fingen an, an den Wunderthäter zu glauben, der obendrein ein ſchöner und liebenswürdiger Mann ſein ſollte und gar nichts Schauerliches in ſeinem Weſen hatte. Sie verriethen dieſes Geheimniß der jungen Kurprinzeſſin; dieſe aber fragte:

„War der Herzog denn wirklich leidend?“

„Es läßt ſich nicht denken,“ meinte die Gräfin, „daß Sereniſſimus einen Betrug begünſtigen und einen Mann empfehlen wird, den er als Betrüger kennen gelernt hat.“

Dagegen ließ ſich freilich nichts einwenden und auch Sophie Charlotte ward neugierig.

Der Kurprinz erfuhr von Georg Ludwig, was

ſich am folgenden Tage im Palaſte Foſcarini, den Ernſt Auguſt bewohnte, zutragen ſollte, und als ſtreng proteſtantiſcher Herr unterſagte er ſeiner Gemahlin dieſem Auftritt beizuwohnen. Er hatte noch einen Grund den Magier widerwärtig zu finden, deſſen bucklichter Famulus war ihm ein Dorn im Auge. Auch der Kurprinz war klein und verwachſen und haßte und mied alle Bucklichten und Zwerge.

Charlotte aber wußte ihm ſo viele und triftige Gründe anzugeben, weshalb ſie ſich augenſcheinlich von der Möglichkeit ſolcher Operationen überzeugen müſſe, um den großen Leibniz, der ein Läugner und Verächter aller geheimen Wiſſenſchaften ſei, widerlegen zu können, ſo daß der Kurprinz nach einem langen und lebhaften Wortwechſel die Geduld verlor, ihr ſein dreieckiges Treſſenhütchen vor die Füße warf und aus dem Zimmer rannte. Dies war die Art, womit Sophie Charlotte alles bei ihrem Gemahl durchſetzte und jederzeit ſeine Einwilligung ſich zu verſchaffen wußte.

Der Magier erſchien. Er trug einen langen Talar, der bis zu den Knöcheln reichte. Seine Füße waren nackt und ruhten auf Sandalen, die mit Kreuzriemen befeſtigt waren. Ohne ſein ſchönes langes Haupthaar würde er einem Prieſter in der Charwoche geglichen haben.

Die eichne, meſſingbeſchlagene Thür eines völlig

leeren Zimmers, deſſen Fenſter mit Gardinen verhängt waren, und das Tageslicht nur dämmernd durchließen, wurde ihm vom Herzog ſelbſt geöffnet und er ſprach: „So iſt es gut.“

Bevor er es betrat, wandte er ſich an die brandenburgiſche Prinzeſſin:

— „Durchlaucht, ſoll ich Ihre Zukunft gleichfalls verkünden?“

„Hochgelahrter Herr!“ fragte Charlotte: „Das alles vermögt Ihr ohne weitere Vorbereitung?“

Der Magier lächelte: „Was helfen Kreiſe, Gläſer, Himmelsgloben und Sternbilder? Durch künſtliche und verzweifelte Mittel iſt wenig von Himmel und Hölle zu erzwingen. Wem es ernſt iſt, ſich ſelbſt zu erkennen; wer von Demuth und frommem Sinn geleitet in die Tiefen ſeiner Seele niederſteigt, der findet dort alles, was er braucht. Iſt unſer Gemüth ungefälſcht, können wir, wenn auch nur auf Stunden und Augenblicke, das wieder von uns werfen, was unſere erſten Eltern mit frevelhaftem Muthwillen an ſich zogen, ſo wandeln wir wieder im Paradieſe und die Natur mit allen ihren Kräften tritt, wie damals, im bräutlichen Jugendalter dem verklärten Menſchen entgegen. Dann ſehen und hören wir, was ſich uns durch Raum und Zeit entzieht. Wir ſind dort und hier, die Zukunft tritt heran und ſchüttet, ſo wie die Vergangenheit, ihre Geheimniſſe vor uns aus. Das

ganze Reich des Wissens und Begreifens steht uns offen und die himmlischen Kräfte werden unsere freiwilligen Diener."

So sprach der Magier, ging in das leere Zimmer und schloß die Thüre hinter sich.

Die hohen Damen weinten, der Herzog saß da starr vor Bewunderung und nur Prinz Georg war und blieb steif und gleichgültig wie immer.

„Ganz so spricht Leibniz!" rief Charlotte, „in der Theodicee, der Mensch soll aufhören Adam zu sein und Christus in sich aufnehmen."

„Das ist ein anderer Mann als mein kleiner La Fosse! meinte der Herzog; „der immer nicht viel mehr weiß, als ich."

„Ein Heiliger ist er!" rief die schöne Dorothea mit begeisterten Blicken. „Wenigstens in meinen Augen ist er es." — Plötzlich lauschte sie mit aufgehobenem Zeigefinger: — „Still! still! Ich höre flüstern."

Wirklich erhob sich in jenem Zimmer ein Geräusch von vielen Stimmen. Gespräch, Gezänk, Hin- und Wiederreden, und auf verschiedene Fragen, die der Magier that, hörte man ein höhnendes: „Nein! ich will nicht, ich spotte deiner." Der Magier erhob seine Stimme. Widerspruch und Hohngelächter wurden lebhafter und lauter.

Dorothea, anfangs die Verzagteste, gestern die

Klügſte und dann die Albernſte, war heute anfangs die Verzärtelſte und jetzt mit einem Male die Vorwitzigſte. — „Ha! das Schlüſſelloch“ flüſterte ſie; eilte behende und anmuthig zur Thür und guckte hindurch. — Doch mit einem lauten Schrei fuhr ſie zurück und verbarg das Antlitz in ihrem Fächer.

„Was haben Ihre Liebden?“ fragte Charlotte.

„Er hat ſeinen Talar abgeworfen!“ klagte Dorothea „und ſteht da im bloßen Hemde!“

„Was thut das?“ rief die philoſophiſche Charlotte und guckte ihrerſeits hindurch — „welch ein ſchöner Mann!“ ſagte ſie, „ein wahrer Hercules.“

„Durchlaucht,“ flehte die Platen, „haben Sie die außerordentliche Gnade mich einen einzigen Blick hindurchwerfen zu laſſen.“

— „Sehr gern, liebe Gräfin.“

„Mais mesdames!“ rief Ernſt Auguſt. „Quelles inconvenences!“

Das Streiten und Zanken im leeren Zimmer war inzwiſchen immer lauter geworden und eben legte die Gräfin ihre Stirn an die Klinke der Thüre, als heftige Exploſionen wie Piſtolenſchüſſe knallten und der Magier ſchreiend die Thüre aufriß, die Gräfin faſt umrannte und im bloßen Hemde das Zimmer betrat.

„Durchlaucht!“ klagte er erſchöpft. „Was haben Sie gethan. Sie ſetzen mein Leben in Gefahr. Ich

habe ein Zimmer verlangt, worin ich nicht belauscht werden kann!"

Der Famulus war hinein geeilt ihm seinen Talar zu holen, den er hastig überwarf, die Thür blieb sperrweit offen.

„Was ist geschehen?" fragte der Herzog.

— „Sie werden es gehört haben, die erzürnten Geister haben auf mich geschossen. — Jetzt muß ich nach Hause. Warten Sie ein Stündchen und ich bin wieder hier.

— „Erholen Sie sich wenigstens. Nehmen Sie eine Erquickung."

„Nein! wenn ein Pferd durchgehen will, muß es augenblicklich auf Ackerfeld sein Müthchen kühlen. Lasse ich das heute hingehen, so geschieht es morgen wieder und übermorgen bin ich verloren."

Er warf einen furchtbar wüthenden Blick in's Nebenzimmer und drohte mit geballter Faust hinein.

In heftiger Aufregung ging er, ohne sich weiter beim Herzog und den erlauchten Damen zu beurlauben. In sonderbarer Hast purzelte der mißgeschaffene Famulus ihm nach, so daß er seine Allongeperrücke bald verloren hätte, die, als er sie festhielt, eine Puderwolke hinter sich ließ. —

„Was soll man davon denken?" fragte Ernst August. „Am hellen Tage und in einem fremden Hause

ruft er Geiſter, zankt ſich mit ihnen und läßt auf ſich ſchießen. Wo kamen nur die Schüſſe her? Haben Geiſter auch Flinten und Piſtolen?"

„Waffen kann er nicht bei ſich gehabt haben," meinte die Gräfin. „Denn wie wir geſehen haben, hatte er den Talar über dem bloßen Hemde."

„Ich kann mir denken," ſagte der Herzog, „daß Geiſter allgegenwärtig ſind und ſich hörbar machen können, daß ſie aber Feuerwaffen führen, verletzen und tödten können, will mir nicht in den Kopf."

Eine Philoſophin hat immer mehr philoſophiſchen Muth als ein Philoſoph, das Weib iſt in allen Stükken entſchiedener und geiſtesgegenwärtiger als der Mann und greift zu dem Nächſten. Die Kurprinzeſſin zählte erſt ſechzehn Jahre, allein ſie war eine Schülerin von Leibnitz. Sie eilte in das Zimmer, deſſen Thür der Zwerg weit offen gelaſſen hatte, um ſich darin umzuſehen, und rief:

Aprochez mesdames et messieurs, il n'y a rien ici.

Ihr Beiſpiel gab auch den Anderen Muth. Man folgte ihr. In der That, das Zimmer war leer. Keine Spur von Pulverrauch! Nirgends eine Waffe.

„Mir ſteht der Verſtand ſtill!" erklärte die junge Philoſophin. „Zwar ſagt Leibnitz, daß die Magier durch geheimnißvolle Zurichtungen, Räucherungen, Gebet, Faſten und Kaſteiungen, unſere Imagination der-

maßen betäuben und exaltiren, daß ihr Spiel ſchon drei Viertel gewonnen iſt, ehe es beginnt. Allein wir ſind ganz profan hergekommen, wir blieben bei nüchternem und beſonnenem Humor und haben nun doch Zaubereien erlebt."

„Ihre Liebden alſo bequemen ſich dazu?" fragte der Herzog ironiſch, „die Competenz ihres untrüglichen Leibnitz in Zweifel zu ziehen, wenn er die Magie, Alchemie und Aſtrologie läugnet?"

„Nein! Durchlaucht! Ich bleibe dabei, daß alle Magier, wie Leibnitz ſagt, Betrüger ſind und alle geheimen Wiſſenſchaften blauer Dunſt."

Der Herzog, der eben dieſe Wiſſenſchaften protegirte, nahm dieſe Worte ſehr ungnädig. „Alſo auch dieſen Magier halten Sie für einen Betrüger?" fragte er ſcharf betonend.

„Ich muß es, um meinem großen Meiſter keine Schande zu machen. Wahrſcheinlich iſt er im Beſitz von Kunſtſtücken, die allen anderen noch unbekannt ſind und mit denen er geſchickt zu täuſchen weiß."*)

*) Wir wollen unſeren Leſern eingeſtehen, daß Sophie Charlotte Recht hatte; die Bauchrednerkunſt, ſo wie die Knallerbſen von beliebiger Größe, um geringere oder heftigere Exploſionen hervorzubringen, waren damals noch wenig bekannte Geheimniſſe. Auch Mehreres wird ſich naturgemäß und erfahrungsgerecht im Laufe der Erzählung erklären.

„Es iſt unerträglich!“ rief der Herzog höchſt unerhalten, „wenn das Ei klüger ſein will, als die Henne. Prinzeſſin! erſt ſeit drei Monaten ſind Sie brandenburgiſch und ſchon beſitzen Sie alle Süffiſance und Naſeweisheit einer Berlinerin. Ihre Aeußerungen über den Zauberer ſind ſehr unehrerbietig, ja ſo zu ſagen unanſtändig. Als Sie durch's Schlüſſelloch guckten, äußerten Sie ſich mit unverzeihlichem sans gene: Ein wahrer Hercules! Bitte in Zukunft ſich beſſer zu menagiren, wenn ich zugegen bin.“

— „Ich that dieſes, um meine liebe Schweſter von Celle zu beruhigen, die ſo höchſt alterirt darüber war.“

Der Herzog wandte ſich an Dorothea. „Wie, Prinzeſſin, waren Sie die Urheberin eines Auftrittes, welcher eine ſo außerordentliche Operation ſtörte, den Magier in Lebensgefahr brachte und ihn forcirte, ſich uns im bloßen Hemde zu präſentiren?“

Die ſanfte Dorothea ſtieß und zwickte ihren Gemahl, damit er ihre Vertheidigung übernähme. Georg Ludwig aber brummte:

„Brauchſt nicht durch's Schlüſſelloch nach nackten Männern zu gucken“

„Ich muß immer büßen“ klagte Dorothea, „wenn ſich Andere einen Spaß machen.“

„Schon gut!“ meinte der Herzog, „der Scandal wird nicht transpiriren, denn wir ſind unter uns

Bitte, Frau Gräfin als Mitglied unſerer Familie zu betrachten."

Entzückt über dieſe Gnade neigte ſich die Gräfin zu ihm, flüſterte ihm jedoch in's Ohr: „Ernſt-Guſtchen! ganz richtig iſt es mit dem Magier nicht. Sei auf deiner Hut!"

In dieſem Augenblick kehrte St. Gennaro wieder und trat unangemeldet ein. Er hatte Schnallenſchuhe, ſeidene Strümpfe und Atlasbeinkleider an, einen Stoßdegen an der Seite, kurz er war, bis auf das ungepuderte Haar, vollkommen hofmäßig gekleidet.

Ohne die vornehmen Anweſenden zu Worte kommen zu laſſen, lächelte er ſeelenruhig und mit ſtolzer Ueberlegenheit: „Alles iſt wieder in Ordnung und ich habe Schickſalsſpruch für jeden."

Ohne weitere Umſtände ging er in's Nebenzimmer. Die Thür blieb offen.

Zuerſt trat der Herzog ein, der Magier ſagte ihm:

„Jakob mußte um Rahel noch ſieben Jahre dienen. Wonach Sie trachten, geht erſt am 9. December Zweiundneunzig in Erfüllung."

Und welches Glück wird mein Sohn haben? fragte der Herzog.

„Ich ſage nur jedem ſelbſt, was ihm bevorſteht, und in ſeinem Belieben ſteht es, es zu verſchweigen oder bekannt zu machen."

Der Herzog konnte dieſe Discretion nur billigen.

Die Thür blieb fortwährend offen. Der Herzog trat hinaus und rief: „Georg!“

Der Erbprinz trat zu dem Magier und erhielt folgende Weiſſagung:

„Rechts einen Elephanten und links einen Maſtbaum wirſt du in London als König einziehen*).“

Georg trat hinaus und machte kein Hehl aus der Prophezeihung, die er ſo eben erhalten. Daß man darüber lachte, ſtörte ihn durchaus nicht. „Lacht ſo viel Ihr wollt,“ ſagte er, „wenn ich König von England werde, habe ich mehr Geld als Ihr alle miteinander.“

Sophie Charlotte war an der Reihe und ihr Schickſalsſpruch lautete: „Keine Mandane, aber die Mutter des Vaters eines deutſchen Cyrus.“

Lachend kehrte ſie in's Zimmer zurück und rief: „Der märkiſche Sand kann ſchon eine Mandane ver-

*) Georg Ludwig hatte nachmals zwei Maitreſſen, die eine war ſo unförmlich dick, daß man ſie den Elephanten nannte, die andere ſo überaus dürr und mager, daß man ſie die Kletterſtange, Maßbaum (mat de cocagne) nannte. Mit welcher Heiterkeit das freie engliſche Volk ihn empfing, als er mit einem ſolchen Harem in London anlangte, läßt ſich leicht denken. Im Uebrigen war ſein Verhältniß zu ſeinen beiden Maitreſſen zwar kein platoniſches, aber auch kein übertrieben ehebrecheriſches, er pflegte ſich mit ihnen einzuſchließen, um ſich mit ihnen in Bier zu betrinken.

tragen. Zum Glück habe ich nicht nöthig ihn anzufeuchten, sondern meine Schwiegertochter wird dies horribele Aroseir sein*)."

„Ich bin jetzt an der Reihe!" rief die lebhafte Dorothea und eilte zu dem Magier, welcher ihr verkündete:

„Ein lieblich-zierliches Gefäß hat die Vorsehung bestimmt, zwei mächtige Königshäuser aufkeimen zu lassen. Anmuthiges Mark englischer und deutscher Könige, hüte dich vor schwedischem Königsmark**)."

Die Prinzessin schrak heftig zusammen, faltete die weißen, niedlichen Hände und blickte den Magier flehend an, der wohlwollend und mitleidig lächelnd sprach:

„Sei guten Muthes. Folge meiner Warnung. Was ich dir verkündet, kommt nicht zum zweiten Mal über meine Lippen."

Als sie in's Zimmer zurückkehrte, war sie leichenblaß. Einer Ohnmacht nah sank sie auf den Sessel: „O!" seufzte sie: „Dieser Wahrsager ist fürchterlich. Ich werde ihm nie wieder zu nahe kommen."

*) Bekanntlich träumte Astyages, daß seine Tochter Mandane so viel Wasser verlor, daß ganz Persien davon überschwemmt wurde. Die Wahrsager deuteten dies auf den Welteroberer Cyrus.

**) Ihre erste und einzige Liebe war Graf Philipp von Königsmark, der schönste Jüngling seiner Zeit.

Die Gräfin Platen weigerte ſich entſchieden zu dem Propheten hinein zu gehen.

Er trat näher, blickte ſie ſcharf an, deutete auf die Prinzeſſin von Celle und ſagte leiſe: „Schonen Sie! um Ihrer Selbſt willen!“ Und zu Georg Ludwig fügte er hinzu: „Du überlebſt ſie kein volles Jahr*).“

Hiermit ging er, ohne ſich zu verabſchieden und wieder purzelte ihm der Zwerg, ſeine Perrücke feſthaltend, in lächerlicher Eile nach.

Ernſt Auguſt lachte. „Das iſt ein Hofnarr durch und durch,“ verſetzte er. „Ich möchte den Weiſen ebenſo gut verſtehen, wie den Narren.“

„Wie ſoll ich König von England werden?“ fragte Georg trocken, „wenn nicht eine Epidemie die Stuarts alle dahinrafft. Meine Mutter iſt gerade die letzte von allen. Die Prophezeihung lautet nicht übel, wenn ſie nur glaublich wäre.“

„Meine Geduld iſt auf eine harte Probe geſtellt. Als eine neuvermählte Prinzeſſin muß ich auf irgend einen Enkel warten, der die Welt erobert, um beurtheilen zu können, ob der Wahrſager ſeine Sache verſteht. Je nun, ich bin noch jung, wenn ich nur in

*) Wir kommen ſpäter auf dieſe Prophezeihung zurück. Sie iſt geſchichtlich.

der langen Zeit, bis alles eintrifft, die Weissagung nicht vergesse."

In dem Palaste der Väter der Gesellschaft Jesu saßen Maccioni und St. Gennaro in einem ernstlichen Gespräche begriffen. Der Bischof schien ungeduldig zu werden.

„Denkt nur zurück," sagte er, wie arm und dürftig Euer Leben war, bevor Ihr in unseren Orden aufgenommen wurdet. Jetzt habt Ihr Pracht und Ueberfluß. Wenn Ihr Geld bedürft, so nennt Ihr eine Summe und sie wird Euch. Wollt Ihr reisen, so schicken wir den Ruf Eurer Wunderthaten vor Euch her, und die vornehmsten Prälaten lassen es sich angelegen sein, Euch Fürsten und großen Herren zu empfehlen. Wir erwarten daher pünktlichen Gehorsam von Euch und daß Ihr mehr unseren Zwecken, als Eurem Ruhme dient."

„Hochwürdiger Herr! Der Magier ist fügsam, doch minder ist es seine Kunst. Was meine kleine Kunst betrifft, so stelle ich sie Euch zur beliebigen Verfügung, doch habe ich auch Kräfte, die mir selbst ein Räthsel sind, die ich selbst nicht beherrschen, viel weniger einer anderen Macht unterwerfen kann."

— „Was nennt Ihr Eure kleinen Künste?"

„Ich weiß zweierlei Kunststücke, welche den Menschen gerade deshalb wunderbar und unbegreiflich er-

ſcheinen, weil die Wiſſenſchaft ſich noch ihrer nicht bemächtigt hat. Ich bringe mittelſt oxydirten Pulvers eine donnernde Exploſion hervor, ohne Rauch, ohne Spur, wie einen Schuß aus Geiſterwaffe. Jeder Gelehrte kann zufällig dahinter kommen und das enthüllte Geheimniß wird zum Spielwerk, um Kinder zu erſchrecken. Eben ſo iſt es mit meiner inneren und künſtlichen Sprache, die wie aus der Ferne und wie die eines Fremden klingt. Auch dieſes Geheimniß der Kehle, des Schlundes und des Athems wird einſtmals offenbar werden und Gaukler in Marktbuden werden gegen ein Almoſen die Geiſterſtimmen, vor denen hohe und höchſte Perſonen heut noch zittern und erbleichen, der Menge preis geben. Ihr werdet geſtehen, daß ich mit dieſen meinen geringen Mitteln, mit dieſen gemeinen Kunſtſtücken große und wunderbare Wirkungen hervorbringe."

„Wer kann das läugnen?" ſagte Maccioni. „Mögen dieſe Künſte an ſich erbärmlich ſein, Eure Phantaſie und Geiſtesgegenwart machen Wunder daraus. Durftet Ihr doch wagen im bloßen Hemde vor dem Herzoge, zweien Prinzeſſinnen und einer Gräfin zu erſcheinen. Ihr ſeid ein ſehr geſchickter Mann, dafür haben Euch die Väter der Geſellſchaft Jeſu ſtets anerkannt. Erklärt mir jetzt auch Eure großen Kräfte."

— „Ihr kennt ſie. Die Macht, welche ich über

nervenschwache Jungfrauen habe, die sich in mich verlieben."

Der Bischof zuckte die Achseln.

— „In der That ist dieses eine Zauberei zu nennen, die ein Mensch auf den andern ausübt, indem er sich seines ganzen Innern bemächtigt. Wie ich das vermag, weiß ich selbst nicht. Meine eigene Kraft ist mir als Ursache ein Räthsel und nur in der Wirkung habe ich sie beobachtet und will Euch mittheilen, was ich erfahren."

„Ich bin begierig, ich zweifle nicht, daß wir uns alsdann verständigen werden."

„Nervenschwache Jungfrauen, denen ich nahe, empfinden eine Zuneigung zu mir, die, fern von aller Sinnlichkeit, sie vermag, in mir ihren Schutzheiligen, ihren guten Engel zu erblicken. Um mir zu folgen, verlassen sie Eltern, Geschwister, Bräutigam, begreifen ihren Undank und ihre Untreue und nehmen Zorn, Fluch und Enterbung als gerechte Strafe duldsam dafür hin. Wider Ermahnungen und Bitten haben sie nur Thränen und Betheuerungen, daß sie nicht anders können, daß sie nicht mehr sie selbst sind."

„Ich würde Euch dieses nicht glauben, fände sich nicht die Bestätigung wenige Zimmer von hier. Wie befindet sich Eure Cassandra?"

„Davon später. Jetzt hört, was ich kann und nicht kann. Meine Gewalt, die ich über solche Jung-

frauen habe, beſteht darin, daß ich ihnen einen künſtlichen Schlaf erzeugen kann, der ſich ſpäter von ſelbſt einſtellt, ihre Geſundheit und Kräfte aufzehrt, ja zuletzt ſie dahin bringt, daß ſie ſich nicht mehr auf ſich ſelbſt beſinnen können und kaum ihren eigenen Namen noch wiſſen. Mein Wille verweiſet ihre Seele nach einem beliebigen Ort in eine beliebige Zukunft und ſie müſſen ſehen und finden, was ich verlange. Es dehnt ſich in ihrem Kopfe, es dehnt ſich in ihrer Bruſt Gehirn und Nerven zu einer unſichtbaren, leichten Flüſſigkeit aus, die immer dünner und feiner wird, in eine ſchwindelnde Ferne dahin weicht und mit entſetzlicher Angſt auf das Selbſt zurückblickt, dem es völlig entfremdet werden. Dieſes feinfließende Weſen ſchaut mit ſüßem, bangem Schauer dann in alle andere Weſen fragend ein, und erhält Antwort, geiſterhafte Antwort, die ſie im Schlafe ausſagt. Allein es iſt ein Echo nur. Sie ſelbſt weiß nichts davon. Aus dieſem, dem ſogenannten hellſehenden Schlaf, ſie wieder wach zu rufen, iſt die größte Kunſt des Magnetiſeurs, denn das fließende, unſichtbare, weithin entflohene Weſen greift mit Entſetzen nur nach dem eigenen Ich zurück und kann es manchmal nicht wieder finden. Ich habe ſchon Erfahrungen gemacht, daß eine Hellſeherin, ſtatt zu erwachen wie ich wollte — mit einem Male zuckte und todt war."

— „Das alles wäre nicht zu glauben, wäre nicht

in einem Nebenzimmer der ſprechende Beweis davon. Wie geht es Eurer Caſſandra?"

— „Sie ſchläft!"

— „Und von ihr habt Ihr alle Prophezeihungen?"

— „Ja!"

— „Hannover wird die Krone von England erlangen und in der Mark Brandenburg wird ein Cyrus auferſtehen?"

— „So lauten die eigenen Worte meiner Aleſſandra, welche Ihr aus Achtung Caſſandra zu nennen beliebt."

Maccioni ſtampfte unwillig mit dem Fuße. „Kommen wird dieſer Cyrus, das iſt nur allzugewiß, denn Caſſandra, ſo laßt mich Eure Roſenberg immer nennen, Caſſandra geht nicht fehl mit ihren Prophezeihungen, davon haben wir ſchon die zuverläſſigſten und überzeugendſten Beweiſe. Dieſer Cyrus alſo wird ein Ketzer ſein, der, was noch von dem Reiche der heiligen Mutterkirche anhängt, ihr abtrünnig macht, während Hannover die engliſche Krone nehmen wird. England, Hannover, Brandenburg und Schweden. Da hätte ja das Antichriſtenthum ſein wohlbegründetes Reich, ſeine dicht vereinte Macht im Norden."

— „In der That, dieſe gefahrvolle Zukunft droht unſerer heiligen Mutterkirche."

„Und ſolche Prophezeihungen theilt Ihr Fürſten mit, die an dem lutheriſchen Ketzerglauben hangen? Heißt

das nicht die Abtrünnigen in ihrem Unglauben bestärken, dem Geiste des Widerstandes Recht geben und ihm Glück verheißen, um seinen ruchlosen Ehrgeiz anzufachen? Und diese Prophezeihung wird gar in Erfüllung gehen! O Ihr seid ein Hochverräther an Euren Wohlthätern, — den heiligen Vätern unsers Ordens."

Kleinlaut erwiederte St. Gennaro: „Ich habe blindlings meinen Obern gehorcht, und unverfälscht die Worte der Seherin nachgesprochen, ohne zu fragen, ob es gut sei, oder nicht. Ich habe meinem eigenen Ruf dadurch geschadet. Der Herzog war erstaunt, weil ich das Geheimniß seines Innern von 1677 ihm entgegenbrachte und Tag und Stunde ihm nannte, wo sein Streben sich vollziehen würde; die arme schöne Erbprinzessin erzitterte in den Tiefsten ihrer Seele, weil ich den Namen eines Jünglings nannte, für den ihr Herz schlägt. — Bis dahin war alles gut. Prophezeihungen aber, die erst nach einem Menschenalter eintreffen sollen, machen keinen Eindruck, denn der Prophet wird die Zeit nicht erleben, wo man ihn Lügen strafen kann, und die naseweise Kurprinzessin verhöhnte und verlachte mich. Auch eine gar zu unwahrscheinliche Prophezeihung wird nicht geglaubt, wie etwa die der englischen Krone an Hannover, wo neun Dynastien noch dazwischen sind."

— „Wie! Ihr hättet den brandenburgischen Cyrus nicht etwa prophezeiht, um Euren Namen an sei-

nen Ruhm zu knüpfen, damit, wenn er einſt die Welt erſchüttert, es heiße: der berühmte Magier St. Gennaro verkündete ihn ſchon im Jahre 1685."

— „Hochwürdiger Herr! Mein Gewiſſen iſt in Euren Händen. Ich bekenne, der Glanz des Nachruhms hatte etwas Blendendes für mich. Wenn ich deshalb ſtrafbar bin, ſo nennt mir eine Pönitenz, damit ich mich vor Euch demüthige."

— „Die Prophezeihung muß widerrufen werden."

— „Es wird nicht geglaubt!"

— „Die Zeit wird kommen, wo man ihrer gedenkt."

— „Dann wird der Widerruf fruchtlos ſein."

— „Hört mich an. Ich habe dem Herzog Märchen von einer weiſſagenden Caſſandra erzählt. Ich habe ſie für eine Verſtorbene, für einen Leichnam ausgegeben. — Sie iſt mager wie ein Skelett, und aſchfarbig wie eine Leiche. Sie muß, wenn ihr dieſes große Experiment in Gegenwart der Fürſtlichkeiten vornehmt, für einen Leichnam gelten, der, durch Eure Kunſt belebt, ſie einladet zurückzukehren in den Schooß unſerer alleinſeligmachenden Kirche."

— „Wenn ſie ihren Starrkrampf hat, den ich willkürlich hervorrufen kann, ſo gleicht ſie völlig einem Leichnam. Ihre Glieder ſind kalt und feucht' ihre Pulſe ſtocken und man kann ihr einen Spiegel

vor die Lippen bringen, es ſetzt ſich kein Lebenshauch daran."

— „Und Ihr könnt ſie auch jeden Augenblick wieder erwecken?".

— „Drei Striche von der Stirn bis unter die Bruſt und ihr Buſen hebt ſich, die Pulſe ſchlagen wieder und Wärme kehrt in die ſtarren Glieder zurück, daß ſie gelenkig werden."

„Vortrefflich! Der Herzog muß Eure Aleſſandra ſelbſt prophezeihen hören."

„Ei nun! Er ſoll mehr ſehen, als das. Nach einigen Manipulationen wird ſie ihre leuchtenden Augen weit aufthun, die ſtechenden Blicke zum Himmel emporheben, das Lager verlaſſen und prophezeihen."

— „Könnt Ihr Eurer Caſſandra nicht diejenigen Worte in den Mund legen, die ſie reden ſoll?"

— „Ich kann ſie zwingen in mein Inneres! zu ſchauen und diejenigen Worte zu nennen, die ſie in meinem Willen lieſt. Dabei aber wird ſie ſich in ſo entſetzlichen Convulſionen winden, daß der Herzog es nicht mit anſehen kann, geſchweige die Prinzeſſinnen, wenn ſie dabei ſein ſollten."

— „Je entſetzlicher ihre Krämpfe, deſto wunderbarer und unvergeßlicher der Auftritt."

— „Können wir es nicht bei den gewöhnlichen Kunſtſtücken bewenden laſſen, verſiegelte Briefe zu le-

ſen, verſteckte Gegenſtände zu ſuchen und innere Geheimniſſe zu offenbaren?"

— „Nein, die Prophezeihung muß dahin geändert werden, daß Hannover die Königskrone, und Brandenburg ſeinen Welteroberer nur dann von der Zukunft zu hoffen haben, wenn ſie zurückkehren in den Schooß der Kirche, der ſie abtrünnig geworden ſind."

— „Zwinge ich meine Aleſſandra, das im hellſehenden Schlafe zu ſagen, ſo läuft ſie Gefahr unter meinen Händen zu ſterben."

— „Sagt: zu einer Märtyrin, zu einer Heiligen unſerer Kirche zu werden."

— „Soll ich meine Kraft, der ſie unterthänig iſt, gebrauchen, um ſie zu ermorden?"

— „Wenn ſie eine Chriſtin iſt, wird ſie ſich glückſelig fühlen, zum Heil der Kirche ſterben und ſich den Engeln und Heiligen im Paradieſe zugeſellen zu können."

— „So gebt mir die Kraft, meine Kraft ſo zu gebrauchen. Ich finde ſie nicht in mir."

— „Euer Gehorſam wird Euch Muth verleihen und Andacht und Gebet Euren Willen ſtärken."

Gennaro rief mit Thränen: — „Aleſſandra iſt eine Seherin ſonder Gleichen; ſo weit reichte noch kein Blick in die Zukunft. Nichts iſt ihr verborgen."

— „Bei Eurem Gehorſam! Es ſoll ſo ſein, ich befehle es — Graf St. Gennaro. Ihr ſeid zu großem

Dingen auserſehen. Zeigt Euch der Wundergaben würdig, mit denen die Vorſehung Euch ausgerüſtet hat. Was jener Erzketzer Luther durch ſeine diaboliſchen Irrlehren uns geraubt hat, das ſchafft uns wieder durch Eure Kunſt. Die heilige Mutterkirche empfange durch Euch ihre feſten Stützen im Norden wieder."

Die Wenigen, die Aleſſandra bisher geſehen hatten, bemitleideten ſie entweder, oder erſchraken vor ihr, wie vor einer Geiſtererſcheinung. Sie war noch ſehr jung und todtenbleich, ſchwach und matt. In dem weißen, abgemagerten Antlitz glänzten die Augen in einem ſonderbaren Feuer. Sie hatte kaum Stärke genug, aus einem Zimmer in das andere zu gehen und es geſchah wohl, daß ſie mitten in der Rede abbrach und einſchlief.

Nach einer ſchlimmen Nacht, in welcher ſie von Schmerzen ſehr gequält war, klagte ſie am Morgen: „Ach welch ein geſpenſtiſches Leben, welch ſterbendes Daſein führe ich jetzt in deiner Nähe! Nun! ich fühle es, es geht zu Ende!"

„Nein, geliebte Aleſſandra!" tröſtete ſie der Magier. „Alles nähert ſich einer glücklichen Kriſe. In wenig Tagen iſt deine Geſundheit und die Blüthe deines Lebens wiedergekehrt. Dann biſt du wieder froh und heiter und haſt wieder Muth und Kraft wie in den erſten Tagen unſerer Liebe."

„Liebſt du mich noch?“ fragte ſie mit einem ſterbenden Blick.“

— „O Aleſſandra! dieſe Frage und dieſer Blick ſie wühlen mein Herz um. O! daß dieſe Zweifel dir nimmer wiederkehren!“

„Ich darf nicht ſprechen!“ antwortete ſie matt. „Deine Heftigkeit geht mir wie ein ſchneidendes Meſſer durch die Seele.“

— „Ich will ſanft ſein, Geliebte! ſprich deinen Kummer aus, nur zweifle an meiner Liebe nicht.“

— „Deine Liebe, iſt ſie dir wirklich heilig oder opferſt du ſie auf als Mittel zu andern Zwecken? — O mein Geliebter! Wenn du dich von jener Verbindung losmachen wollteſt, dich jener Geſellſchaft entzögeſt, die mir immer ſchrecklicher erſcheint und dich verderben wird.“

— „Nein, Aleſſandro. Dieſe Männer, von denen ich dir einmal in einer ſchwachen Stunde erzählte, kennſt und würdigſt du nicht. Sie wollen das Beſte, ihre Pläne ſind gut und ſtreben zum Heil der Menſchen, ſo ſeltſam auch ihre Wege, ſo krumm ſie auch laufen mögen; ihnen liegt es ob, dies zu verantworten, ich muß erfüllen, was ich ihnen gelobt habe. Ich kenne die Täuſchungen, die ich mir erlaube, allein ich bin von den guten Zwecken überzeugt.“

Die blaſſe, leidende Geſtalt ſeufzte ſchwer: „Ach, daß ich auf dieſe Weiſe in deinen weltlichen Abſichten

dir helfen muß, iſt vielleicht meine größte Sünde. Möge der Himmel ſie dir nicht anrechnen und mir meine Schwäche und Nachgiebigkeit verzeihen. Ach Liebſter!, wenn du noch einiges Erbarmen haſt, nicht mehr dieſe Experimente. — Nicht wahr, du verſprichſt mir das?"

„Ich verſpreche es!" ſagte er und reichte ihr die Hand. Indem ſie matt die ihrige hineinlegte, machte er, ohne daß ſie es merkte, die Striche, die den Schlaf herbeiriefen. Sie entſchlummerte mit einer Zuckung, indem ſie in halbem Wachen noch wimmerte: „Nicht Wort gehalten." —

Es war die höchſte Zeit, der Herzog und die Prinzeſſinnen nebſt Gefolge waren ſchon angelangt. Sie hatten ſich geſputet um pünktlich einzutreffen, ſo begierig waren ſie auf dieſe magiſche Operation, die am frühen Morgen ſtattfinden mußte. Georg Ludwig war nicht mitgekommen. Ihm mißfielen und ängſtigten dergleichen unheimliche Dinge.

Die fürſtlichen Perſonen mußten in den Vorzimmern Schmuck, Geld und was ſie ſonſt an Metallen bei ſich hatten, ablegen, und außerdem weite, weißleinene Mäntel mit Capuzen über ihre Kleider und hohen Friſuren werfen.

Endlich wurde ihnen die Thür eines runden Gemaches geöffnet. Rothe koſtbare Teppiche ſchmückten die Wände, die Fenſter waren mit Purpurdecken von

ſchwerer Seide verhängt, ein Bett von glänzendem Scharlach mit Gold verziert ſtand mitten im Zimmer und rothe Ampeln verbreiteten ein roſenfarbenes Licht. Seſſel waren nicht im Gemache, die fürſtlichen Perſonen mußten ſtehend einer Operation beiwohnen, die jedoch von keiner langen Dauer zu werden verſprach.

Der Magier ſchlug die ſchweren Bettverhänge zurück und eine jugendliche weibliche Leiche, das Crucifix in den gefaltenen Händen, lag auf dem Purpurbette. Der Friede des Todtenſchlafes auf dem bleichen abgemagerten Antlitz, das Haar war aufgelöſt und lag in ſchweren dunkeln Locken auf den Schultern.

Der Magier hielt einen Spiegel vor die bleichen geſchloſſenen Lippen, kein Hauch ſetzte ſich daran. Er lud die hohen Gäſte ein, näher zu treten und die Leiche zu befühlen, der Herzog nur folgte der Einladung, die Prinzeſſinnen wagten ſich nicht von der Stelle. Der Herzog fand an der Leiche keinen Puls und die Glieder kalt und ſteif.

Jetzt machte der Magier ſeine Manipulationen, die Leiche fing an zu athmen; ſchlug ein leuchtendes Augenpaar auf, richtete ſich mit dem alben Oberleib empor und ſah den Magier ſtarr und ſinnlos an.

Die Prinzeſſinnen ächzten und ſchluchzten.

Von neuem ſtrich der Magier mit beiden Händen in entgegengeſetzter Richtung, um ſie wieder einzuſchläfern und ihre Augen ſchloſſen ſich wieder, ſie ſank

in die purpurnen Polſter zurück und lag da, ruhig ſchlummernd, ihre Wangen rötheten ſich leicht, ihre Züge nahmen eine ſanfte Verklärung an.

St. Gennaro hatte einen andern Vorſatz gefaßt. Um ſeine Seherin zu ſchonen und dennoch ſeinen Oberen zu Willen zu ſein, ſowie auch, um die Prinzeſſinnen nicht durch die furchtbaren Krämpfe zu erſchrecken, in welchen die Kranke ſich winden mußte, wenn er ihr ſolchen Zwang anthat, hatte er beſchloſſen, ſie im Schlafe zu erhalten und mit ſeiner innern geiſterhaften Stimme aus ihrem Munde zu ſprechen.

„Was ſiehſt du?“ fragte er und antwortete darauf leiſe flüſternd, als käme die Stimme von ihr:

„O mein Geliebter, wie ſoll ich dir das ſagen in ſolcher Gegenwart. Sie hören mich, aber ſie glauben nicht. Die Wundergabe der Inſpiration iſt ihnen verſagt, die Anſchauung der Myſterien fehlt ihnen, das göttliche Geheimniß der Transformation iſt ihnen unzugänglich.“

„Was ſoll das heißen? ſprich!“ verſetzte der Magier wieder mit ſeiner eigenen Stimme.

Bevor er aber wieder die Antwort darauf gab, regte die Schläferin ſelbſt ihre Lippen und ſprach ſchlummermatt:

„O weh! o weh! Warum verkehreſt du ſo hold mit der Lüge. Nicht du! Sie ſprechen aus dir — dir — dir — ich? — Grauen, Angſt um dich,

Kein Licht! — Mein einziger Freund auf Erden! die — die — Keine Liebe in ihnen — Gott ſei dir gnädig!“

Der Magier verdoppelte die Striche, er verſtärkte ſeine innere Aufmerkſamkeit. Er erſchöpfte ſich, der Schweiß troff von ſeiner Stirn.

Noch niemals waren ſeine Operationen vergeblich geweſen, nur heut war Kraft und Anſtrengung umſonſt. Er ermattete und ſie begann wieder. — Was willſt du denn? — was ſoll ich? — Nein! nein! ich kann das nicht ſagen. Halte ein mit deiner Kraft. Du haſt mich ſchon getödtet, ich werde nicht mehr in die Tiefe des Irdiſchen ſchauen. Nun reicht der Strahl aus mir nicht mehr zurück. Er iſt zu kurz. Das Leben unter mir zu fern, weit weit weg. — Was ſoll ich noch? — Nein! Nein! Ich kann nicht, wie ſehr ich dich auch liebe — Hannover ſoll treu beharren, denn kein Prieſter, das Volk bringt ihm die Königskrone — Brandenburg ſoll treu beharren, denn kein Prieſter, das Volk bringt ihm die Kaiſerkrone — Nun iſt's vollendet! — Gott ſei dir gnädig! — beſſer, beſſer ſo. — Kein Sehnen mehr, kein Schmerz mehr — Freude war ſchon lange todt. —

Hierauf zuckte ſie, die Verklärung ſchwand aus ihren Zügen, und die leichte Röthe von den hageren Wangen, ſtarr und ſteif lag ſie wieder da, das Crucifix in den gefaltenen Händen. — Sie war wirklich geſtorben und geworden, was ſie ſcheinen ſollte: eine Leiche.

Wie ſinnlos ſtand der Magier da und rang die Hände.

Die Prinzeſſinnen ſchluchzten laut. Selbſt der Herzog war tief ergriffen. Er nahte dem Magier, um ihm ſeinen Dank und ſeine Bewunderung auszudrücken. Dieſer aber ſah und hörte nicht. Nach dieſem gewaltig erſchütternden Momente galt ſeine Zerrüttung aber nur für Erſchöpfung nach ſo unerhörter Wunderthat. Und ein ſo weiſer Prophet und Geiſterbanner ſchien jeder Achtung und Rückſicht werth. Von Ehrfurcht durchdrungen und betäubt von innerem Grauen und glänzenden Zukunftsverheißungen, entfernte ſich die fürſtliche Geſellſchaft.

Als ſie aus der Gondel ſtiegen und den Palaſt Foscarini betraten, ſah der Herzog einen ſeiner Lakaien, die ihm gefolgt waren, ein großes, in ein Tuch gehülltes Paket auf dem Arm tragen. Er ließ ihn fragen, was er da habe? die Antwort war: das Gaſtgeſchenk des Herrn Grafen St. Gennaro.

„Wahrlich, man kann die Grandezza nicht weiter treiben, als dieſer Gennaro," meinte der Herzog. „Nachdem er alle ſeine Kräfte zu einer ſeltenen magiſchen Operation aufgeboten, um uns eine glänzende Zukunft zu prophezeihen, ſendet er mir auch ein Gaſtgeſchenk und gewiß eine auserleſene Koſtbarkeit, würdig des größten Zauberkünſtlers auf Erden, würdig, einem regierenden Fürſten angeboten zu werden."

Der Lakai mußte das Paket in den Saal tragen und dort niederſetzen. Alle waren begierig auf Enthüllung der ſeltenen Koſtbarkeit, und der Großmarſchall trat näher, den Teppich, womit ſie verhangen war, hinwegzunehmen.

Allein die Koſtbarkeit vollendete ihre eigene Enthüllung. Der kleine Famulus ſchälte ſich, unter lautem Gelächter der Anweſenden, aus dem Teppich, nahte ſich mit demüthigen Geberden dem Herzog und ſprach:

„Durchlaucht wolle dieſe Kleinigkeit nicht verſchmähen.“

„Wahrlich! lachte der Herzog. Ich habe nicht zu viel geſagt, wenn ich dieſe Gabe würdig eines ſolchen Magiers nannte. Graf St. Gennaro konnte mir keine größere Freude machen, als indem er ſeines Famulus ſich beraubte, um ihn als luſtigen Rath mir zuzuſtellen. Du ſollſt es gut bei mir haben, kleiner Freund! damit Du niemals bereueſt die Weisheit mit der Thorheit vertauſcht zu haben.“

„Gnädigſter Herr! Man thut beſſer, als Narr ſich an einen wohlgedeckten fürſtlichen Tiſch zu ſetzen, denn als Weiſer in einem unterirdiſchen Kerker zu verſchmachten!“

— „Was ſoll das heißen, kleiner Freund?“

— „Das ſoll heißen: mein Herr und Meiſter hat wohl heute zum letzten Male die Sonne aufgehen

ſehen! Und beſſer würde es mir auch nicht gehen, hätte ich mich nicht einem Eurer rothen Rieſenlümmel als ein Gaſtgeſchenk des Grafen St. Gennaro übergeben und mich einwickeln und auf den Arm nehmen laſſen, wie ein unſchuldiges Wochenkind. So bin ich glücklich dem Palaſte Plantaleoni entkommen. Hier und in Eurem Gefolge werde ich hoffentlich ſicher vor Gift und Dolch ſein.“

— „Wer verfolgt Euch? die Inquiſition oder die Signoria?“

„Weder die eine noch die andere, denn alsdann wäret ſelbſt Ihr nicht im Stande, mich zu ſchützen. Habt Ihr es denn nicht gemerkt, daß die Operation mißrathen iſt?“

— „Mißrathen?“

— „Ja! die Seherin hat ausgeſagt, was ſie nicht ausſagen ſollte, die Wunder, die ſich vor Euren ſehenden Augen begaben, ſollten Euch empfänglich machen für die Inſpiration, die heiligen Myſterien und die göttliche Transformation. Die Königs- und die Kaiſerkrone ſollte keine Verheißung ſein für die Beharrlichkeit bei Eurem Glauben, ſondern als Lockung dienen, Euch zu convertiren. Die arme Caſſandra dauert mich. Sie blieb dabei, was ihr der Geiſt eingab und wollte ſich lieber zu Tode quälen laſſen, als eine Lüge ſagen. Sie war keine Leiche, ſie ward dazu erſt unter den Händen ihres magiſchen Operateurs.“

Der Herzog ſchwieg ernſt und finſter.

Die Kurprinzeſſin ſagte: „So hat Leibnitz doch Recht. Die geheimen Wiſſenſchaften ſind nur Betrug, die Weisheit iſt für den Fähigen und der Geiſt iſt die Weihe, den kein Menſch geben kann. Ein ſchlauer Gaukler wagte ein gefährliches Spiel mit uns.“

Vergebens verwendete ſich Ernſt Auguſt für den Grafen St. Gennaro bei der Signoria und ſelbſt beim Dogen. Niemand kannte ihn, niemand wollte von ihm wiſſen, man forſchte nach, und man fand, daß es in ganz Italien keine adelige Familie ſeines Namens gab. Kurz, der Magier blieb verſchwunden. Niemand wußte zu ſagen, woher er gekommen und woher er ſtammte und eben ſo wenig, wohin er gerathen war.

Der ehemalige Biſchof von Hannover unter Herzog Johann Friedrich, der Cavalier Maccioni, wollte die Sache zwar folgendermaßen deuten:

„Herzogliche Gnaden können als Geweihter ſich die Fragen ſelbſt beantworten. — Woher ſtammt dieſer St. Gennaro? — Aus irgend einem Lazzaronigeſchlechte, und der Höllenfürſt hat ihn geadelt, weshalb chriſtliche Genealogie und Wappenkunde keine Auskunft über ihn enthält. — Wohin iſt er gerathen? — Die Seele, die ſich freiwillig dem Satan übergiebt, iſt für Gott und Welt verloren, der Satan läßt ſich ſein Recht weder von Pabſt noch Kaiſer nehmen und

weltliche und geiſtliche Gerichte können einem Sünder nichts anhaben, der ſeinen Pakt mit der Hölle geſchloſſen. — Wie lautet ſolch' ein Pakt? — Das werden Ew. Durchlaucht wiſſen. — Die Hölle dient dem Menſchen ein, zwei, drei Menſchenalter hindurch, alsdann dient die Seele in Ewigkeit dem Satan. — Der Sünder, ſo lange er auf Erden wandelt, hat in ſichtbarer Geſtalt den Höllengeiſt um ſich, der ihm dient und nicht von ſeiner Seite weicht. Dieſer iſt bald ein Hund, bald ein Rabe oder auch ein furchtbar häßlicher Zwergmenſch, eine wahre Höllenfratze, der, ſo zu ſagen, das diaboliſche Weſen an der Stirn geſchrieben ſteht, was ſie in kriechende Demuth und widerwärtige Luſtigkeit zu verbergen bemüht iſt. Brauche ich dies alles Euch, gnädiger Herr, zu ſagen? Ihr kanntet den Famulus dieſes großen Zauberers und hattet Euer Wohlgefallen an ihm."

— „Wie, und dieſe luſtige Fratze wäre ein verkörperter Höllengeiſt geweſen?" fragte der Herzog.

— „Was ſonſt? Er iſt ſpurlos verſchwunden, wie ſein Meiſter, ohne Zweifel iſt er mit ihm zur Hölle gefahren."

Der Herzog ſchlug ein lautes Gelächter auf, zur größten Beſtürzung des hochwürdigen Maccioni.

„Wo iſt mein Narr?" rief er. „Mein luſtiger Rath! — Er ſoll ſich nicht in ſein Handwerk pfuſchen laſſen, am wenigſten von der katholiſchen Geiſt-

lichkeit. Ich verlange als proteſtantiſcher Fürſt meine proteſtantiſche Kurzweil.“

Der Zwerg eilte herbei. Als er aber den Cavalier erblickte, wollte er gleich wieder fort.

„Bleib!“ gebot der Herzog. „Willſt du wohl herein! — Dahin ſtelle dich. Hebe deine Affenmaſe hoch und gucke mir gerade in's Angeſicht, ſo weit es deine ſchielenden Augen geſtatten. — Was muß ich von dir hören, kleiner Freund? Du biſt die verkörperte Hölle, dein diaboliſches Weſen ſteht dir an der Stirn geſchrieben und du verbirgſt es hinter kriechender Demuth und widerwärtiger Luſtigkeit.“

Der kleine Mann zitterte, weinte und fiel gar poſſierlich auf ſein Knie. Er dachte nicht anders, als Maccioni wollte ihn wieder haben und habe den Herzog beredet, ihn wieder auszuliefern.

„Beruhige dich nur!“ lächelte der Herzog. „Ich bin ein lutheriſcher Fürſt und für mich iſt ein katholiſcher Teufel nur ein Hofnarr.“

Bei dieſem auffallenden Beweis von Ungnade war kein längeres Bleiben für den Cavalier. Ohne Wort und Gruß eilte er davon. — Nur einen einzigen wüthenden Blick warf er auf den kleinen Narren.

Ernſt Auguſt hatte kein Glück mit ſeinen Hofnarren. Sein Kaſpar Adelsſeger ſchnappte mitten in einer allegoriſchen Komödie über und ſtatt ſeine Rolle

durchzuführen, hielt er dem gesammten Hof und den vornehmen Darstellern und Darstellerinnen eine Buß- und Strafpredigt. Man glaubte anfangs der Herzog habe diese Schalkheit bestellt, um Schauspieler und Zuschauer in Verlegenheit zu setzen und um den protestantischen Pfaffen, welche damals so entsetzlich wider alles Comödienspiel eiferten, ein Aergerniß zu geben. Kaspar Adelsfeger war wirklich indessen verrückt geworden. Spuren von Melancholie hatte er schon früher verrathen. Er mußte in's Tollhaus.

Auch eine Zwergin hatte Ernst August, die er bisweilen in eine Pastete backen ließ. Die Schüssel trugen vier riesige Lakaien auf die Tafel. War die Pastete angeschnitten, so kroch die Zwergin heraus und tanzte auf der Tafel zwischen den Bechern, Schüsseln und Tellern einen Bolero, so gut sie konnte. Auch sie starb früh, in Folge einer Ohrfeige von Seiten eines Cavaliers, den zu küssen der Herzog ihr heimlich befohlen hatte.

Am schlimmsten aber ging es ihm mit diesem kostbaren Zwerg. Er brachte ihn nicht einmal bis nach Hannover. Schon an der sächsisch-bayrischen Grenze starb er unter heftigen Schmerzen und Convulsionen. Er behauptete Gift in einem Trunke Bier bekommen zu haben, der ihm in einem üblen Wirthshause gereicht worden war, wo das herzogliche Gefolge Halt gemacht hatte, um sich zu erquicken. —

Indeß hatte die unglückliche Seherin, die im kühlen Grabe jetzt nach allen Leiden und Qualen, die ſie ihrem eigennützigen und ehrgeizigen Geliebten verdankte, Ruhe gefunden, in jeder Hinſicht richtig prophezeit und wie ihre Schickſalsſprüche in Betreff des Hauſes Hannover ſich erfüllten, wird in den nachfolgenden Erzählungen möglichſt treu geſchildert werden.

Um die Begebenheiten in ihrem Laufe zu verfolgen, erſuchen wir den Leſer mit uns in die Vergangenheit zurückzukehren.

II.

Die Prinzessin von Ahlden.

Würdig und langſam, die Büchſe über die Schulter geworfen, von zwei Hunden gefolgt und ein Gärtnermeſſer in der Hand, ſchritt Herzog Georg Wilhelm längs der Doppelreihe regelmäßig beſchnittener Tannen nach dem Schloſſe zu. Dieſer ſorgfältig beſchnittene Baumgang ſollte eigentlich eine Reihe Soldaten vorſtellen. Doch gehörte eine lebendige Einbildungskraft dazu, darin eine grüne Leibwache zu erkennen, welche zu einem Spalier ſich gereiht hatte.

Höchſteigenhändig ſtutzte der Herzog bald hier, bald dort einen Zweig oder Buſch ab, der auszuwachſen anfing. In ſteif martialiſcher Haltung betrat er hierauf einen Pavillon, in welchem ſich zwei vornehme Frauen befanden: Eleonore d'Olbreuſe, die morganatiſche Gemahlin des Herzogs und die Gräfin Maria Chriſtiane Wrangel, Wittwe des Generals Kurt Chriſtoph von Königsmark. Er ließ ſich in einem weichgepolſterten Lehnſtuhl nieder, zog ſein Schnupftuch aus der Taſche und rieb damit das in Gold, Silber und Email auf dem elfenbeinernen Kolben ſeines Stutzen eingelegte Braunſchweig-Lüneburgiſche Wappen ab.

„In der That," begann die Gräfin Königsmark, „die Kunſtanlagen dieſes Parkes und beſonders dieſe Soldatenallee, iſt nicht genug zu bewundern. Ich kann Ew. Durchlaucht verſichern, daß ich mich mit eigenen Augen überzeugt habe, wie ſelbſt der König von Frankreich in ſeinem weltberühmten Verſailles nichts Aehnliches aufzuweiſen hat."

„Es freut mich," erwiederte der Herzog, „dieſen ſtolzen Monarchen, wenn auch nur in einer Kleinigkeit, überflügeln zu können. Doch müſſen Sie wiſſen, liebe Gräfin, daß dieſe meine eigene Idee mich teufelmäßige Mühe und tagtäglichen Aerger koſtet."

— „Aber die Idee iſt charmant und echt fürſtlich."

— „Sehr möglich. Nur iſt es viel leichter Bauerlümmeln das Reglement einzuprügeln, als unverſtändige Bäume in Dreſſur und Disciplin zu erhalten. Einige dieſer Stämme gehen ſogleich ein, andere ſterben nach und nach ab und wie Sie ſehen, bleiben ſtets ärgerliche Lücken in den Gliedern, die ſich ſo geſchwind nicht remplaciren laſſen. Andere wachſen wieder zu gut und haben ein ſo üppiges Wachsthum, daß bald ihre Naſen, bald ihre Arme ausſchießen, dermaßen, daß an meinen grünen Soldaten das Meſſer fleißigere Arbeit hat, als der Korporalſtock auf den Rücken meiner Rekruten von Fleiſch und Bein. Es iſt doch ſonderbar, daß die Natur,

von deren Herrlichkeit die Gelehrten ſo viel Rühmens machen, eine ſo gewaltige Neigung zu Unordnungen und unregelmäßigen Formen hat, daß ſie unaufhörlich verbeſſert und beſchränkt werden muß, um einem gebildeten Geſchmacke zu genügen." —

Indem lenkte ſich die Aufmerkſamkeit der Redenden auf drei zarte jugendliche Geſtalten, welche am Luſthauſe vorübergingen.

Es waren die dreizehnjährige noch unerwachſene Sophie Dorothea, Prinz Auguſt von Wolfenbüttel und der achtzehnjährige Philipp Königsmark.

„Mich dünkt, liebe Gräfin," ſagte der Herzog, daß meine Tochter, ſeit Sie unſeren Hof zum letzten Male geſehen, ziemlich gewachſen iſt — nur Schade, ſie iſt ein entſetzlicher Wildfang!"

— „Sagen Sie: ſie iſt ein Engel. Die Prinzeſſin von Celle verſpricht in dieſem zarten Alter ſchon, durch Reize und Vollkommenheiten, ihrer ſchönen Mutter ähnlich zu werden."

Der Herzog erwiederte eben ſo höflich: „Und was ſagen Sie zu Ihrem Philipp? Auf Fürſtenwort, er ſitzt zu Pferde wie Bucco*), führt ſein Klerett

*) Dieſer Bucco war der natürliche Sohn Georg Wilhelms mit einer italiäniſchen Tänzerin, Buccolini, der unter dem abgekürzten Namen Bucco erſter Stallmeiſter am Hofe ſeines Vaters ward.

wie die beſten Fechtmeiſter meiner weltberühmten Kriegsſchule und ſchießt ſein Rebhuhn ſo gut wie ich ſelbſt. O! liebe Gräfin. Unter meiner Aufſicht wird er nicht vernachläſſigt und vermöge ſeines vortheilhaften Aeußeren wird er einmal großes Glück machen."

„Für ſeine ritterlichen Vollkommenheiten," entgegnete die Gräfin, „kann er Ew. Durchlaucht nicht dankbar genug ſein, möge er dem Stifter einer ſolchen adligen Kriegsſchule*) Ehre machen!"

„Gräfin, Sie haben Recht!" rief der Herzog ſehr befriedigt. „Meine Reit-, Fecht- und Tanzmeiſter ſind die geſchickteſten in ganz Europa. Dafür aber koſten dieſe messieurs les maitres des armes u. ſ. w. aber auch ein teufelmäßiges Geld."

Das Geſpräch ward hier durch einen kleinen Zank unterbrochen, der ſich draußen zwiſchen der Prinzeſſin und ihren beiden jungen Begleitern entſpann.

„Ihr ſollt aber alle beide meine Ritter ſein," rief ſie in kindlichem Eifer. „Mit einem allein kann ich nicht ſpielen. Ich habe immer zwei Puppen gehabt. Die eine war der fromme, biedere Ritter Otto von Trautwangen, die andere war ein Sarazene Ab del Aſadon. Auguſt iſt Otto von Trautwangen und Philipp

*) Dieſe von Georg Wilhelm geſtiftete adelige Kriegsſchule (Lüneburger Ritterakademie) ging erſt im Jahre 1850 ein.

Ab bei Asadon und meine Puppen liegen jetzt im Nußbaumschranke. Ich mag sie nicht mehr, weil ich Euch habe. Daß Ihr Euch um mich zankt, gehört mit zum Spiel, allein Ihr zankt und streitet Euch im Ernste, und das ist kein Spiel mehr, dann nehme ich lieber meine Puppen wieder und lasse Euch laufen."

„Also deine Puppen sollen wir sein, mit denen du spielen willst?" fragte Prinz August Wilhelm von Wolfenbüttel.

— „Wie wollen wir uns denn belustigen, wenn wir nicht mit einander spielen?"

„Nein, Sophie!" sagte Philipp von Königsmark. „Du mußt dich für einen von uns entscheiden, denn wir haben unter uns ausgemacht, daß nur einer von uns dein Ritter sein soll. Du wirst ihn wählen und der andere räumt ihm das Feld."

— „Aber ich wähle Euch alle beide."

— „Nein, das geht nicht. Nur einer soll dich lieben und nur einen kannst du wiederlieben."

— „Aber ich liebe Euch alle beide wieder."

— „Nein, Sophie! das ist nicht möglich."

„Es ist wahrhaftigen Gott wahr!" rief die lebhafte Prinzessin und um es zu beweisen, umarmte sie beide und küßte sie.

Den ersten Kuß bekam August Wilhelm, ihr Vetter und Georg Wilhelm ließ ihn hingehen. Allein den zweiten Kuß bekam Philipp von Königsmark und dar-

über rief der Herzog: „Kreuzſakerloth!“ — Er wandte ſich an die Gräfin Königsmark.

— „Haben Sie die Unverſchämtheit wohl bemerkt? Ihr Herr Sohn hat ſich unterſtanden mein Fräulein Tochter zu küſſen.“

„Wenn ich recht geſehen, mein Fürſt!“ entgegnete ſtolz und kalt die Gräfin, „ſo war es die Prinzeſſin von Lüneburg-Celle, die meinen Sohn küßte und er kann nichts dafür.“

„Iſt es möglich?“ fuhr Georg Wilhelm ſeine Gemahlin an. „Sollte das vielleicht in Ihrem Vaterlande üblich ſein, mon amour, ſo paßt eine ſolche Erziehung nicht für das ehrbare, tugendſame Deutſchland, wo wir von unſeren Töchtern Zucht und Sitte fordern.“

Wie ſehr auch Georg Wilhelm unter dem Pantoffel ſeiner Eleonore ſtand, ſo blieb dergleichen immer nur Staatsgeheimniß und ſeine Souverainetät und von Gottesgnadenſchaft verlangte, daß er ſich ſtets als Haustyrann bewährte. Die Gräfin Königsmark hatte ihn in Verlegenheit geſetzt und er rettete ſich durch Bravour gegen ſeine Gemahlin, welche, ihrer heimlichen Gewalt ſich bewußt, die Augen niederſchlug und ſanft erwiederte: „Zürnen Sie nicht, mein Herzog. Bedenken Sie vielmehr, daß Sophie noch ein Kind iſt.“

— „Potz Kind und kein Ende!“ rief der tapfere Eheherr. Zu dreizehn Jahren iſt man kein Kind mehr, das zwei Cavalieren auf einmal um den Hals fällt,

um ſie zu küſſen. Was ſoll daraus werden, wenn ſie erſt drei, vier Jahre mehr auf dem Nacken hat."

„Mein Herzog!" nahm die Gräfin voll Würde das Wort. „Unſtreitig iſt die Prinzeſſin Sophia von Celle in dem zarten Alter von 13 Jahren bereits von ſo ausbündiger Schönheit, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn ſie als unſchuldiges Kind ſchon Leidenſchaften einflößen kann. Sollte daher Philipp von Königsmark eine Inclination zu Ihrer Fräulein Tochter gefaßt haben, welche zwar Tochter eines regierenden Fürſten, aber keineswegs eine ebenbürtige oder eine Erbprinzeſſin iſt, ſo erlaube ich mir in Anſchlag zu bringen, daß meine Söhne durch ihre Großmutter mit den Grafen von Naſſau, den Herzögen von Holſtein, den Landgrafen von Leuchtenburg, den Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen, ſowie mit allen Zweigen des uralten Guelphengeſchlechts, zu welchem Eure Durchlaucht ſelbſt gehören, ja ſogar mit den regierenden Königshäuſern von Dänemark und Schweden verwandt ſind. Auch fehlt es unſerer Familie keineswegs an ſtandesmäßigem Reichthum. Wir haben Beſitzungen in Bremen, Holſtein, Schonen, Ingermanland und Liefland. Wir haben wohlverbriefte Forderungen von vielen Millionen an die ſchwediſche Krone und nach dem Tode meines Schwagers, des unverheiratheten Feldmarſchalls Otto Wilhelm ſind meine Kinder die reichſten Edelleute im ganzen Norden."

Dieſes Geſpräch ward durch das plötzliche Er-

ſcheinen der jungen Prinzeſſin unterbrochen, welche athemlos ins Zimmer trat und weinend ausrief: „Zu Hülfe, lieber Vater. August und Philipp, ſtatt deutſcher Ritter und Sarazene mit mir zu ſpielen, entzweien ſich ernſtlich und haben ihre Degen gezogen, um ſich auf Leben und Tod zu ſchlagen.“

„Donnerwetter!“ rief der Fürſt, „das wird mir zu bunt. Erſt küßt man ſich und dann ſchlägt man ſich im blanken ſcharfen Ernſt? Hat man jemals eine ſolche Unverſchämtheit geſehen? Wart ich will Euch Mores lehren, ſo wahr ich Georg Wilhelm heiße.“

Er eilte in den Park. Wie ſehr er aber auch ſeine militäriſchen Schritte beſchleunigte, ſo blieb er doch weit hinter ſeiner ſchlanken Tochter zurück, welche den Kämpfenden zurief: „Ab bei Aſadon und Ritter von Trautwangen. Hier kömmt der Sultan von Babylon, Zaidens Vater. Haltet Frieden, oder er läßt Euch von ſeinen Sclaven in Feſſeln ſchlagen und in den Kerker werfen.“

„Blitzjungen!“ rief der Herzog keuchend ihnen von fern entgegen. „Augenblicklich ſteckt die Klempen ein. Was iſt das für ein Betragen in einem herzoglichen Schloſſe. Iſt das der Reſpect, den man vor ſeinem Fürſten hat? Den Burgfrieden habt Ihr gebrochen, Ihr leichtfertigen Pagen, und ich könnte Euch exemplariſch beſtrafen. Aber beſſer, ich habe ferner nichts mehr mit Euch zu ſchaffen. Ihr, mein Prinz,' reitet augenblicklich nach Wolfenbüttel oder zu Eurem Ohm

nach Braunſchweig. Und Ihr, Junker, ſetzt Euch zu Eurer Frau Mutter in den Wagen und fahrt mit ihr nach Stade. Auf drei Jahre ſeid Ihr von meinem Hofe verwieſen. Trachtet binnen dieſer Zeit Euch ſo zu benehmen, daß ich Euch meine Gnade wieder ſchenke."

Die Prinzeſſin wollte eine Fürbitte für ihre Freunde und Geſpielen einlegen. Ihr Vater aber gebot:

„Mein' Fräulein! Sie begeben ſich ſofort zu Ihrer Gouvernante, die Sie ohne Aufſicht mit zwei jungen Cavalieren hier herumſchlendern läßt, und beziehen mit ihr das höchſte Thurmzimmer, wo Sie drei Tage lang alle Beide nichts als Brod und Haferſuppe bekommen. Zu Ihrer Unterhaltung können Sie ſich Scrivers Seelenſchatz und Heimbergers Poſtille mitnehmen. Dixi."

Mit dem dixi, was der Herzog von ſeinen akademiſchen Jahren beibehalten hatte, bezeichnete er ſeinen feſtgefaßten Entſchluß, gegen den kein Widerſpruch oder Einwand ſich erheben durfte. Auch war noch keine Stunde vergangen, als ſchon die Prinzeſſin nebſt ihrer Gouvernante, der Fräulein von Knieſebeck, im Thurm, Auguſt Wilhelm zu Pferde nach Wolfenbüttel und Philipp Königsmark neben ſeiner Mutter im Wagen nach Stade ſaß.

— Nach drei Tagen war die Prinzeſſin wieder frei. Ihre Geſpielen aber ſah ſie erſt nach drei Jahren wieder.

Thomas Tausendpfünder.

Mit dem standesmäßigen Reichthum der Familie Königsmark stand es keineswegs so glänzend, wie die gute Gräfin behaupten wollte. Er stammte von dem Partheigänger Hans Christoph von Königsmark her, der unter Gustav Adolph, Torstensohn und Wrangel einer der unbarmherzigsten Plünderer und Brandschatzer des dreißigjährigen Krieges war. In Niedersachsen ließ er ganze Wälder umhauen und verkaufte das Holz an Hamburger und Bremer Kaufleute. Bei der Eroberung der Kleinseite von Prag, wodurch er allerdings den Hauptstoß zum Abschluß des westphälischen Friedens gab, machte er unermeßliche Beute. Er fand beim Commandanten, dem Grafen Colorebo, allein an 12 Tonnen Goldes. Er war ein herkulisch gebauter, riesenstarker Mann. Wenn der Zorn über ihn kam, nahm sein Antlitz den Ausdruck nordischer Berserkerwuth an und borstenartig, wie bei einem Eber, sträubte sich sein langes Haar empor, zum Entsetzen seiner Feinde wie seiner Freunde. Nach Ende des dreißigjährigen Krieges war er Statthalter in den von den Schweden eroberten deutschen Fürstenthümern Bremen,

Dicht bei Stade erbaute er eine Burg, zu Ehren ſeiner Gemahlin Auguſtenburg genannt, den Hauptſitz der Familie zur Zeit unſerer Erzählung. Unter den Bildern auf dieſem Schloſſe befand ſich auch das ſeine von einem deutſchen Maler angefertigt. Er hatte denſelben angewieſen, ihn mit „ſeinem heroiſchen Geſicht zu malen, welches den Feinden ein Schrecken einjage,“ und der Künſtler hatte dieſen Auftrag ſo zu ſeiner Zufriedenheit ausgeführt, daß man ohne Grauen nicht leicht das Bildniß betrachtete. Im Jahre 1651 erhielt er den Grafentitel und ſtarb darauf als Feldmarſchall. Er hinterließ ſeinen Söhnen ein unermeßliches Vermögen, ſo daß ſie in die erſten ſchwediſchen Familien ſich einheirathen konnten und durch ihre Frauen mit Königen und Fürſten verwandt wurden. Die Familie Königsmark war gegenwärtig ohne Zweifel eine der vornehmſten. Doch Glücksgüter ſind wandelbar. Eben die beträchtlichen, wohlverbrieften Forderungen an die ſchwediſche Krone war der Grund, daß die Familie in Ungnade fiel. Man ging ſogar damit um, ihre Güter einzuziehen und die letzte Hoffnung auf den reichen unvermählten Oheim, Feldmarſchall Otto Wilhelm, ſchien ebenfalls zu ſchwinden, weil dieſer, um ſein Vermögen und ſeinen Einfluß zu retten, genöthigt war, ſich mit einer begünſtigten Familie zu verbinden.

Philipp Königsmark, als er wegen ſeiner ritterlichen Kinderſtreiche aus Celle verwieſen ward, zählte

erſt ſiebzehn Jahre. Er begab ſich nach London zu ſeinem Bruder Carl Johann, der, kaum vier Jahre älter als er, ſchon weltberühmt geworden war und ſowohl wegen ſeiner kühnen Kriegsthaten auf der malteſiſchen Flotte, als auch wegen ſeiner ſonderbaren Abentheuer in Spanien, der vollkommene irrende Ritter genannt wurde. In der Familie Königsmark war die Rieſenſtärke, in der Familie Wrangel die Schönheit erblich. Letztere war Philipp in reichem Maße zu Theil geworden. Karl Johann hingegen hatte die Rieſenkraft ſeines Großvaters. In ſeinem ſiebzehnten Jahre war er bei Verfolgung eines türkiſchen Corſaren der erſte auf dem feindlichen Verdeck und während die Türken mit ihren Bootshaken von der malteſiſchen Galeere, die ſchon geentert hatte, ſich wieder frei machten, kämpfte er, ſein Schwert in der Rechten und mit der Linken ſich an ein Tau feſthaltend, gegen die ganze Mannſchaft, bis ein Türke liſtigerweiſe das Tau kappte, woran er ſich feſthielt und er rücklings in's Meer ſtürzte. Seine ſchwere Rüſtung (wie man ſie damals trug) zog ihn im erſten Augenblicke unter Waſſer. Freunde und Feinde gaben ihn verloren, doch ehe man ſich's verſah, oder während man noch auf die Stelle hinblickte, an der er verſunken, war er unter dem Schiffe durchgeſchwommen, hatte es von der andern Seite erklettert und fiel mit blankem Schwerte ſeinen Feinden in den Rücken, die nicht mehr wußten, ob ſie es mit

einem Menſchen oder mit einem Teufel zu thun hatten. Ehe ſie noch zur Beſinnung kamen, waren ſie wieder von den malteſiſchen Galeeren umgeben. An Vertheidigung war nicht mehr zu denken und um nicht in die Hände ihrer Erbfeinde zu fallen, ſprengten ſie ſich in die Luft, das Fahrzeug barſt und nur ein Theil davon flog auf. Auf der geretteten Seite des Schiffes ſtand der Sieger und hieb auf ſeine Feinde los, bis das Waſſer ihm bis an die Bruſt reichte, worauf er ſich wieder ins Meer warf und, nur von einem Pfeilſchuß verwundet, ſeine Galeere wieder erreichte.

Für dieſe ſeine erſte Kriegsthat erhielt er ſogleich vom Großmeiſter ſelbſt das Malteſerkreuz, ungeachtet er Proteſtant war. Nur kleine Abänderungen wurden dieſer Rückſicht halber mit dem Ritterkreuze vorgenommen, jedoch die Rechte eines Malteſerritters ohne weitere Beſchränkung zuertheilt.

Philipp wunderte ſich nicht wenig, von ſeinem Bruder, dem er mit ſchwärmeriſcher Verehrung entgegenkam, mit ſo heroiſcher Nachläſſigkeit empfangen zu werden.

„Du ſiehſt gut aus, mein Junge!“ war Carl Johanns erſtes Wort. „Du wirſt bei den Frauen dein Glück machen, wenn du klug biſt. Aber du biſt klug. Ich habe gehört, daß du dein Augenmerk auf die kleine Prinzeſſin von Celle gerichtet haſt. Das iſt wohlgethan, denn ſie iſt reich. Wie es mit uns ſteht, weißt du, der Königsmark'ſche Reichthum iſt

ein verworrenes Chaos, zersplittert, schlecht verwaltet, bedroht, und zum großen Theil in partibus, das heißt nicht infidelium, sondern fidelium, so nenne ich meine höchst infidelen Gläubiger. Glaube nur, Philipp, die Einkünfte meines väterlichen Erbtheils reichen durchaus nicht hin, meine Ausgaben zu bestreiten. Um unsere gute Mutter nicht zu oft zu belästigen, muß ich zu Juden und Wucherern meine Zuflucht nehmen. Besser ist's, ich heirathe eine reiche, unermeßlich reiche Frau. Ein verheiratheter Malteserritter ist noch nicht dagewesen und in London macht alles Seltene Glück. — Was dich anbetrifft, mein Bruder, so habe ich dir einen Platz in Hanberts berühmter Kriegsakademie verschafft, damit du dich in ritterlichen Künsten vervollkommnest. In der Kriegsschule des alten Soldatennarren von Celle, wie sehr er selbst davon eingenommen sein mag, ist schwerlich viel zu profitiren und du mußt dem Namen Königsmark Ehre machen. Auch den schwedischen Sprachlehrer Hansson habe ich für dich gewonnen, du mußt dich in der Sprache deines Vaterlandes üben, die dir noch gar nicht sehr geläufig ist."

„Lieber Bruder! Ich komme dir zu folgen, wohin du gehst, in Krieg und Tod."

— „Nein! Zu meinem Waffenbruder bist du mir noch zu zart und schwächlich, du mußt noch wachsen und deine Kräfte befestigen."

— „Bruder! Als du dein Malteserkreuz gewannſt, zähltest du auch nur achtzehn Jahre, wie ich jetzt.“

— „Du biſt nicht wie ich, du haſt nicht meine Körperkraft. Nimm mich nicht zum Vorbild, ich bin ein unbeſonnener hitziger Parteigänger, der ſtets ſeinen Hals wagt und Thorheiten begeht, die unter tauſend Mal immer nur ein Mal gelingen. Eine Armee kann ich nicht commandiren. Nimm dir unſeren Oheim Feldmarſchall zum Muſter in ſeiner ruhigen Größe, in ſeiner vorſichtigen, ſich beherrſchenden Tapferkeit. Du mußt etwas lernen und deshalb ſchicke ich dich zu Raubert in die Kriegsſchule.“

— „Ich bin aber der Knabe nicht mehr, der ſich in die Schule ſchicken läßt.“

— „Ruhig, mein Junge! Die Mutter und der Oheim Feldmarſchall haben dich unter meine Aufſicht geſtellt, und ich weiß was ich zu thun habe.“

Dieſes Uebergewicht, welches ſein nur wenige Jahre älterer Bruder gegen ihn geltend machte, ließ Philipp für den Augenblick die Ehrfurcht und Bewunderung vergeſſen, die er ſonſt für ſeinen heldenmüthigen Bruder hegte, und er erklärte in Ausdrücken, die den wachſenden Zorn Carl Johanns verſtärkten, daß er ſich dieſe Vormundſchaft niemals gefallen laſſen würde.

Mit einem Male aber nahm das ſonſt ſo ſanfte, männlich ſchöne Antlitz Carl Johanns einen furcht-

baren Ausdruck an. Seine herkuliſche Geſtalt richtete ſich rieſig empor, die Augen wetterleuchteten, die Stirnadern ſchwollen und klopften, und der Andrang des Blutes zum Kopfe war ſo gewaltig, daß ſich ſein Haupthaar borſtenartig emporſträubte.

„Wenn du jetzt noch ein Wort ſagſt, um mich zu reizen,“ drohte er, „ſo machſt du dich und mich unglücklich.“

Der zarte Antinous ſtand ſprachlos da. Sein Bruder glich mit einem Male dem Schreckensbilde des alten Feldmarſchalls auf Agathenburg. Philipp und ſeine Schweſtern hatten ihn nicht gekannt. Aber vor dem Bilde ihres Großvaters hatten ſie ſich ſtets als Kinder gefürchtet und wenn ſie Abends nicht zu Bette gehen wollten, brauchte man ihnen nur mit dem alten Feldmarſchall zu drohen, damit ſie artig wurden und Gehorſam leiſteten.

Philipp konnte ſeiner Verwunderung nicht Herr werden, was in der kurzen Zeit ihrer Trennung aus ſeinem Bruder geworden. War das noch derſelbe Carl Johann, der ihn zärtlich in die Arme ſchloß, als er heimlich, und mit Thränen in den Augen ſagte: Philipp! Keine Erziehung ſchlägt bei mir ein. Du biſt mir in allem überlegen, obſchon ich ſo viel älter bin. Ich muß mein Glück im Felde verſuchen. Tröſte die Mutter und beſänftige den Oheim Feldmarſchall.

Eine Flotte lag segelfertig im Hafen, um das von den Mauren hart bedrängte Tanger zu besetzen. Der ältere Königsmark hatte Carl II. von England seine Dienste angeboten und dieser König begünstigte ihn. Er erblickte in dem jungen irrenden Ritter gleichsam ein Abbild seiner eigenen Jugend, zu Zeiten wo er noch arm und flüchtig von Hof zu Hof wanderte und durch seine wundersamen Schicksale die Herzen der Frauen entzündete. Daß Carl Johann mehr Held, als Liebesritter war, beachtete er nicht. In den zahlreichen Bekümmernissen seiner Jugend war Frauengunst, die ihm im Ueberfluß zu Theil ward, ein genügender Trost gewesen und da dieser junge Herkules, wie wenig ihm auch daran lag, „im strengen Rath der Weiber nur bestochene Richterinnen hatte," gefiel er sich darin, in ihm verjüngt sich wiederzufinden.

Indeß ward die Flotte durch widrige Winde sechs Monate lang im Hafen zurückgehalten und Carl Johann hatte nicht warten gelernt. Tag und Nacht reisend, begab er sich über Frankreich und Spanien nach Tanger.

Er langte an gerade in dem Augenblick, wo die ausgehungerte Besatzung aus Verzweiflung im Begriff war, einen Ausfall auf Leben und Tod zu machen. Sein Pferd hatte sich noch nicht von der Reise erholt, allein er bestieg es und schloß sich der englischen Reiterei an. — Ob es ein gutes Pferd war? — Er

machte den Schock mit, hundert Schritt vor der Front. Alles war in Pulverrauch gehüllt. Die Mauren ſahen ihn heranſprengen. Die ausgehungerte engliſche Cavalerie hundert Schritt dahinter. In der Pulverdampfwolke, worin ſie gehüllt war, ſchien alles eine Maſſe. Ein paniſcher Schrecken, der ſo manche Schlacht entſchieden, ergriff die Türken, ſie flohen und Tanger war gerettet.

Als Königsmark vom Pferde ſtieg, umarmte ihn ein wildausſehender Kriegshauptmann:

— „Wer biſt du, unvergleichlicher junger Held! Edle Blume des dahinwelkenden Ritterthums? Nenne mir deinen Namen, auf daß ich ihn lobe und preiſe vor dem ſtaunenden Europa!“

Königsmark nannte ſeinen Namen.

— „Wie! vielleicht ein Enkel des alten Feldmarſchalls Hans Chriſtoph, meines Waffenmeiſters, eines jener letzten Ritter im Kampfe der Helden, und ein Sohn des Generals Gurt, meines Freundes und Gönners, der mich in Hamburg vom Gefängniß und in Holland vom Erſchießen rettete, oder ſollteſt du zufällig der Königsmark ſein, der vor einigen Jahren durch Tapferkeit in meinem Styl das Malteſerkreuz gewann?“

Königsmark bejahte und der wunderliche Kriegscumpan warf ſich mit einem Schrei des Entzückens an ſeine Bruſt und küßte ihn auf beide Wangen, indem

er ihn Bruder, Freund, Sohn, Perle der Ritterſchaft und Held des Zeitalters nannte.“

Weil ſein Benehmen die umherſtehenden Krieger und Bürger befremdete, fuhr er fort: „Tapfere Kameraden! einfältiges Bürgerpack! gaffender Pöbel! — Hier ſteht der tapferſte Ritter der Chriſtenheit. Ich meine nicht mich, ſondern dieſen Götterjüngling, der nicht nur wild und kühn wie Mars iſt, ſondern auch ſtark wie Simſon, Goliath oder Herkules. Das iſt er, dieſer Gelbſchnabel. Doch wie er zu dem Malteſerkreuz kam, durch eine That, um die ich ihn beneide, muß er uns ſelbſt bei einem dampfenden See von Punſch erzählen. Bis dahin ſoll man meinen Worten glauben, und wer dagegen muckt, der hat es mit mir zu thun, ich bin der Capitain van Braatz.“

Mynheer van Braatz war in Holland geboren und von adliger Abkunft. Ein echter Bramarbas, pflegte er auch gern von dem Ruhm ſeiner Ahnen groß zu prahlen. Krieg war ſein Element, Gefahr das was er ſuchte, und blindlings ſtürzte er ſich in die halsbrechendſten Abenteuer. Sein Wahlſpruch lautete: dem Kühnen iſt das Glück hold, und wenn die Hölle im Wege liegt, darf er keinen Umweg machen, ſondern muß in Gottes Namen mitten durch die Schwefelflammen ſtürzen.“

Seine unleugbare Tapferkeit ließ gewiſſe Schwächen an ihm überſehen. So z. B. gab er ſeinen

Feldoberſten ungebetenerweiſe Rath, und ſagte ihnen ohne Umſchweiſe ihre Mißgriffe und Fehler ins Angeſicht. Ihren Befehlen gehorchte er, ſo weit ſie ihm gefielen; der Kriegstrompete folgte er nur, wenn ſie zum Angriff blies; ſelten oder nie aber gab er Pardon, plünderte unbarmherzig und vertrank und verſpielte ſeine Beute augenblicklich wieder. Seine Leute (und er konnte nur ſolche gebrauchen, welche ihm unbedenklich in den heißeſten Kampf folgten) verehrten ihn wie einen Gott. Gegen ſeine Cameraden ſpielte er den Bramarbas, bis ſie ſeine Ueberlegenheit anerkannten. Dann war er ihr Freund, wo nicht, mußten ſie ſich mit ihm ſchlagen. Dieſes alles mochte wohl die Urſache ſein, daß er trotz ſeiner Tapferkeit und ſeines Adels immerwährend nur Capitain blieb.

Seine obengenannten Fehler traten im Frieden nur um ſo ſchärfer hervor. Zum Zeitvertreib ſpielte, lärmte, zankte und duellirte er ſich dann häufiger noch und lebte mit der Polizei in unaufhörlicher Fehde. In Hamburg wurde er einmal zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, vermuthlich weil er es mit dem Senate ebenſo gemacht hatte wie mit ſeinen Kriegsoberſten, ihm ſeine Mißgriffe und Fehler in's Angeſicht geſagt und gelehrt hatte, was er zu thun habe. Der Hamburger Senat nahm das ernſter. Allein Braatz ſchrieb an den Feldzeugmeiſter Curt von Königsmark, den er um des Vaters willen mit ſeiner Freund-

ſchaft begehrt hatte und bat um deſſen Vermittlung. Der Graf erfüllte ſein Verlangen.' Er ſtellte dem Senate vor, vermuthlich weil keine andere Entſchuldigung helfen konnte, daß der Capitain als unzurechnungsfähig zu betrachten ſei, weil er in Folge einer Kopfwunde ein wenig übergeſchnappt habe, und van Vraaz ward auf dieſe Verwendung hin wieder in Freiheit geſetzt, mußte aber das Verſprechen ablegen, das Gebiet der freien Reichsſtadt nie wieder zu betreten.

Kurze Zeit darauf entſpann ſich der Krieg zwiſchen Frankreich und Holland. Van Vraaz erinnerte ſich, daß er ein Holländer ſei und bot dem Prinzen von Oranien ſeine Dienſte an. Auch der Feldzeugmeiſter von Königsmark diente als Generallieutenant den vereinigten Staaten und der würdige Capitain umarmte ſeinen alten Freund und ſtellte ſich unter deſſen Oberbefehl.

Allein nicht lange blieb er bei der Armee. Er ſollte ſtets im Angeſicht des Feindes ſtille halten, ohne daß es zum Einhauen kam. Das konnte der brave van Vraaz nicht länger aushalten. Er glaubte zu entdecken, daß der Prinz von Oranien der große Feldherr nicht ſei, den Europa in ihm erblickte und konnte daher nicht umhin, eines Tages ſich in das Zelt des Generals en chef zu begeben, um ihm ſeine Fehler vorzuhalten und auseinander zu ſetzen, daß er den

Krieg auf eine ganz miserable Weise führe. Die Franzosen durch Oeffnen der Schleusen wie Grashüpfer zu ersäufen, sei gegen allen ehrlichen Kriegsbrauch. Dieses beständige Vermeiden von Schlachten sei feig und obendrein langweilig und das Belagern der Festungen halte nur den Muth der Soldaten nieder. „Mein Prinz!“ fuhr er fort. „Die alten Helden des dreißigjährigen Krieges haben auf eine andere Weise gefochten. Lassen sich Eure Hoheit, oder wie Sie sonst titulirt werden, von einem Veteranen belehren, der das Kriegshandwerk in der rechten Schule gelernt hat. Nehmen Sie morgen früh eine Flasche echten Jamaica-Rum vor die Zähne und lassen Sie sie in Ihre Gurgel auslaufen, das vertreibt das Phlegma. Dann setzen Sie sich zu Pferde, lassen einen Kriegsmarsch aufspielen und drauf auf die Franzosen, und sie in tausend Granatstücke zerhauen. Oder noch besser: Geradewegs auf Paris los marschirt. Lassen Sie die französischen Hunde die Kaufmannsgewölbe und Krämerladen durchwühlen. Was ist daran gelegen? Währenddem überrumpeln wir Ludwig XIV. in Versailles; zausen ihm die Allongeperrücke vom Kopfe, trinken seinen besten Wein aus, und machen uns mit seinen Maitressen lustig. Wie gefällt Ihnen das, mein werther Prinz? Wird das nicht ein Hauptspaß? Hurrah! Oranien Baven!“

Der ernsthafte Oranier nahm diesen Rath sehr

übel auf, ließ den kriegskundigen Sprecher aus der guten alten Schule vom dreißigjährigen Kriege verhaften und ſchickte nach deſſen Chef, um ihn über die Verwegenheit ſeines Capitains zur Rede zu ſtellen.

Graf Königsmark entgegnete, daß dieſer Braaß ein unnachahmlicher Haudegen ſei, der ſich im ſchwediſchen Dienſte an die freie Art zu ſcherzen gewöhnt habe, und ein unübertreffliches Vorbild den Soldaten gewähre, die ihm blindlings in den Tod folgten.

„Weil er ein Narr iſt," meinte Oranien, „ſo verzeihe ich ihm ſein Geſchwätz. Doch einen Fehler im Dienſt werde ich ihm nicht verzeihen. Sagt ihm das, lieber Graf, damit er ſein Bischen Verſtand zuſammen nehme."

Der Fehler im Dienſte blieb nicht lange aus. Kaum ſtand van Braaß wieder im Angeſicht des Feindes, als er, ohne Ordre abzuwarten, zum Einhauen commandirte. Eine Viertelſtunde ſpäter langte der Befehl an, als Braaß ſchon in der beſten Arbeit war. Gleichviel, er ward vor ein Kriegsgericht geſtellt, welches ihn zum Tode verurtheilte. —

Von neuem legte Königsmark Fürbitten für ihn ein. Braaß ward begnadigt, erhielt aber ſeinen Abſchied, ſo zu ſagen auf graues Papier geſchrieben.*)

Dieſer Schimpf ging ihm ſehr zu Herzen. Von

*) So daß man ihn nicht gut vorzeigen kann.

der Grenze der ſpaniſchen Niederlande ſchrieb er dem Prinzen eine' förmliche Kriegserklärung, drohte, an der Spitze eines franzöſiſchen Heeres wiederzukehren, den Prinzen gefangen zu nehmen und ſich zu revangiren für die ſchnöde Behandlung, die er einem Edelmann zugefügt habe. —

Er begab ſich darauf zu Turenne. Graf Königsmark hatte ihm ein Empfehlungsſchreiben mitgegeben, welches ſeine Fehler gelind andeutete und van Praag ward an die Spitze eines Häufleins Desperados oder enfants perdus*) geſtellt, und entſprach ſeinem Rufe. Turenne überſah ſeine Schwächen; die heiteren franzöſiſchen Officiere beluſtigten ſich mit dem wunderlichen Bramarbas, ſchlugen ſich auch zum Spaß mit ihm und Praag war hier in ſeinem Element. Er half Turenne die unglückliche Pfalz mit Feuer und Schwert verwüſten und erklärte ihn für einen Feldherrn von altem Schrot und Korn, wenn er auch ſchon hin und wieder dieſes und jenes an ſeinen Unternehmungen und ſeinem Verfahren auszuſetzen hatte, ſeine franzöſiſchen Cameraden gaben ihm lachend Recht, wogegen Praag ihnen erklärte, daß jeder Feldmarſchall ſeine Fehler habe und derjenige nur der Beſte ſei, welcher die wenigſten und kleinſten habe.

*) Verzweifelte, verlorene Söhne, und in Folge deſſen Wagehälſe, die ihr Leben auf ein Nichts ſtellen.

Als Turenne endlich fiel, wollte Vraaz ſeinen Degen niederlegen, denn nun gab es keinen Feldherrn mehr, der würdig war, ihm zu befehligen. Doch hatte er ſich an Oranien, der einen Ehrenmann, wie ihn, ſo ſchnöde maltraitirt hatte, noch nicht revangirt. Er ließ ſich daher zu der franzöſiſchen Armee in den Niederlanden verſetzen, um den Prinzen von Oranien gefangen zu nehmen und ihn an den nächſten beſten Baum aufknüpfen zu laſſen.

Wenn es ihm nicht gelang, ſo war es die Schuld des commandirenden Feldherrn, der ſich durch Oraniens künſtliche Manöver täuſchen ließ, welcher keine offene Schlacht annahm. „Er macht Kreuz- und Querſprünge, wie ein alter Haaſe," tröſtete ſich van Vraaz, „zuletzt aber fange ich ihn dennoch."

Der Friede vernichtete auch dieſe letzte Hoffnung. Der Capitain reiſte nach Paris, lebte dort wieder als Eiſenfreſſer, und beging ſolche Streiche, daß man ſich genöthigt ſah, ihm anzudeuten, er möge ſeine Penſion außerhalb Landes verzehren. Aus Mangel anderweitiger Beſchäftigung begab er ſich nach Tanger zu der engliſchen Beſatzung. Er war es, der den verzweifelten Ausfall angerathen hatte.

Als die engliſche Flotte anlangte, war alles ſchon gethan. Königsmark war der Flotte wie der Reiterei vorangeeilt, um ganz allein Tanger zu entſetzen. Er vollbrachte auch noch andere Heldenthaten in dieſem Kriege,

der ohne ihn nimmermehr ein offenſiver geworden wäre. In jenen Zeiten, wo die Macht des Schießpulvers ſich erſt zu bewähren angefangen hatte, um die hitzige Tapferkeit der beſonnenen zu unterordnen, nahm ein Ritter von ſo unerhörter Körperkraft, dem die ſchwerſte Rüſtung ein Spiel war und der mit dem Schwerte noch kühner zu ſpielen verſtand, es immer noch mit hundert Feinden auf.

Bei ſeiner Rückkehr nach London ward Carl Johann erſt vollends als ein Wunder jugendlichen Ritterthums empfangen, betrachtet und bewundert. Der König war ihm gnädig und die Damen ſchwärmten für ihn. Allein die Waffenfreundſchaft, welche er mit jenem wunderlichen alten Kriegshauptmann geſchloſſen, gereichte ihm und ſeiner ganzen Familie zum Unheil. Der tapfere Jüngling, der bei Hofe ſich ſo fein und vornehm zu benehmen wußte, verſtand im Umgang mit ſeinen Kriegscameraden nicht die Rückſichten zu behaupten, die er ſeinem neugebackenen, kaum dreißigjährigen Adel ſchuldig war.

Schon vor ſeiner Reiſe nach Tanger war er geſonnen, ſich zu vermählen. Die Glückliche, der er Herz und Hand zudachte, war die reichſte Erbin von England und aus einem der älteſten und edelſten Geſchlechter der Inſel.

Eliſabeth Percy, Tochter des frühverſtorbenen

Joscelyn, elften Earls von Northumberland, hatte von ihrem Vater ein unermeßliches Vermögen geerbt, und ein eben ſo beträchtliches von ihrer Großmutter zu erwarten. In ihrem dreizehnten Jahre ſchon ward ſie mit dem eben ſo reichen Lord Henry Cavendiſh Ogle vermählt, älteſtem Sohn und Erben des letzten Herzogs von New-Caſtle. Der Tod hatte ſie jedoch bald von dieſem verhaßten Bande befreit. Sie war jetzt Wittwe, unabhängig und von Freiern umringt. In der Stille wünſchte ſie als Gräfin Königsmark der Gegenſtand des Neides ihrer Mitſchweſtern zu ſein. Allein von Kindheit an gewöhnt, ihrer reichen Großmutter zu gehorchen, wagte ſie es nicht, ſich dem Einfluſſe dieſer herrſchſüchtigen Ariſtokratin zu entziehen. Dieſe beſtimmte ſie von neuem einem Manne von fürſtlichem Reichthum, dem berüchtigſten Wüſtling von ganz London, dem, wegen ſeiner Schamloſigkeit im Volke tiefverhaßten Eſquire Thomas Pyne. Weil er weiter keine Anſprüche hatte, als reich zu ſein, nannte man ihn bei Hofe wie in der ganzen Stadt: „den John von Tauſendpfunden.“

Hätte die ſechzehnjährige Lady Ogle ihrem Herzen folgen dürfen, ſo würde ſie den „vollkommnen irrenden Ritter“ gewählt haben. Ihre ſechzigjährige Großmutter hingegen zog vor, ſie mit dem John von zehntauſend Pfunden zu vermählen!

Welch ein ungleiches Nebenbuhlerpaar!

Als Carl Johann bei ſeiner Rückkunft aus dem Barbareskenkriege ſeinen Bruder wiederſah, ſprach er:

„Philipp, du biſt in dieſen zwei Jahren noch ſchöner geworden. Auch dein Anſtand, deine Sprache gefällt mir. Du ſprichſt jetzt beſſer franzöſiſch als ich, wie du mich denn jederzeit in allen Wiſſenſchaften übertroffen haſt. Das freut mich um deinetwillen. Ich bin ſicher, daß du bei Hofe Glück machen wirſt. Hoffentlich biſt du auch in den Kriegswiſſenſchaften fortgeſchritten. Das aber kann ich nicht beurtheilen. Ich werde dich nach Orſero ſchicken. Studire noch ein Jahr und werde wie der Oheim Feldmarſchall. Dann darfſt du wieder nach Celle zurück und kannſt deine kleine reiche Prinzeſſin heirathen.“

— „Gott gebe, daß ihre fürſtlichen Eltern nicht andere Pläne mit ihr haben.“

— Du wirſt dich als ein Königsmark bewähren, für den es keine Hinderniſſe giebt. Bei deiner Figur und deinem Anſtand mußt du bei Hofe ſein, was ich auf dem Schlachtfelde bin. Sei ein Wagehals bei Intriguen, wie ich bei Handſtreichen. Vielleicht kommen wir Beide dabei um. Was thut das! Wir dürfen jetzt nicht vergeſſen, was wir unſerer Mutter und unſeren Schweſtern ſchuldig ſind. Wir müſſen uns reich heirathen.“

— „Carl! Du verletzeſt mich. Ich liebe die reizende Sophia.“

— „Was thut das? Deſto beſſer! Um ſo weniger laſſe ſie dir nehmen. Doch iſt ſie noch ein Kind. Hat eine reifere Frau noch keinen Reiz für dich gehabt?"

Philipp erröthete.

„Pfui Bruder! Ich liebe nicht die Röthe der Scham auf einer Königsmarkiſchen Wange. Wir dürfen nichts begehen, was ſie hervorbringt. Doch ſind wir Menſchen und keine Engel. Wir müſſen wiſſen was wir zu thun haben und thun was wir nicht zu bereuen brauchen. Im Uebrigen ſtehen wir in Gottes Hand."

— „Haſt du nie geliebt?"

— „Ich liebe immer noch alle Frauen, aber jung müſſen ſie ſein und reich."

— „Du liebſt alſo des Geldes willen?"

— „Verſteh mich recht, Philipp. Ich bin ſo offenherzig nur gegen meinen einzigen Bruder. Ich brauche mehr Geld als ich habe und meine Zerſtreuung will ich auch. Ich werde geliebt, ich habe die Auswahl und laſſe mich nur von vornehmen, reichen und jungen Damen lieben. Paſſionirt bin ich gar nicht, und meine Geliebten ſind damit zufrieden. Ich mißhandle keine, ich ſchone jede, ſo lange ſie es verdient, verlaſſe keine, ſondern warte ab, daß ſie mich verläßt."

— „Sei nicht böſe, lieber Bruder, wenn ich dich an eine gewiſſe Lady Southampton erinnere, von der ich

gehört habe, was viel zu lachen gab und mir viele Neckereien meiner Cameraden zuzog."

— „Was haſt du denn gehört?"

— „Vor drei Jahren folgte ſie dir als dein Page in männlicher Tracht durch ganz Italien. In einem gewiſſen Wirthshauſe in der Lombardei ward ihr unwohl und du wollteſt ſie verlaſſen. Allein die Wirthin eilte dir nach und rief: Beſter Herr! Eilen Sie was Sie können hinauf zu ihrem Pagen. Er liegt in Kindesnöthen!"

— „Das iſt eine gute Schule, wo man ſich ſolche Dinge erzählt. — Ich kann dir aber verſichern, Philipp, daß ich wegreiſete, weil ſie mich los ſein wollte. Und als ich vom Pferde ſtieg um zu ihr zu eilen, ließ ſie mich nicht ein. Ihr unreifen Knaben, die Ihr Euch noch gar nichts verſucht habt, könnt über einen ſolchen Vorfall lachen. Allein das traurige Aufſehen eines ſolchen Abenteuers bewog die arme Lady in ein Kloſter zu gehen, wo ſie jetzt als Heilige lebt. Ich habe nichts zu bereuen. Ich that nur was ſie wollte. Ich laſſe keinen Mann im Stiche, viel weniger ein hülfloſ-ſchwaches Weib."*)

*) Die Lady gebar eine Tochter, Maria Dorothea von Holland-Königsmark, welche in demſelben Kloſter, wo ihre Mutter lebte und ſtarb, erzogen, nachmals von Ludwig XIV. eine Penſion erhielt und einen Grafen Carcado in der Bretagne heirathete.

— „Giebt es nicht noch mehrere Ladys, die auf dieſe Weiſe canoniſirt, in einen Heiligenſchrein geſtellt und in irgend einem Dome mit unter den Eiftauſend Jungfrauen angebetet werden können?“

— „Still, Philipp! das verſtehſt du nicht, du begreifſt nicht, daß es einen weh thun kann, wenn man, des beſten Willens ſich bewußt, dennoch ein Werkzeug des Verderbens wird. Du haſt kein Herz! Deſto beſſer für dich! Um ſo eher kannſt du bei Hofe dein Glück machen.“ —

In dieſem Augenblicke trat der Hauptmann van Braaz ein.

„Gott im Himmel“ rief er in ſeinem Dialekt, den er ſich aus allen Sprachen der Nationen, für und wider die er gefochten, zuſammengeſetzt hatte. — „Gott im Himmel! Was iſt das für eine langweilige Krämerſtadt. Das Volk hier hat nicht den geringſten kriegeriſchen Sinn, und iſt obendrein unerträglich grob. Obſchon ich das beſte Engliſch in allen drei Königreichen ſpreche, verſteht es mich nicht und hält mich bald für einen Gascogner, bald für einen Wallachen, bald für einen Waſſerpolacken.“ — Indem erblickte er Philipp und fragte:

„Wer iſt denn dieſer ſchöne Milchbart, dieſes Schaugericht von einem jungen Cavalier? Solch Zuckerwerk gehört in einen Glasſchrank oder unter eine Glas-

glocke; wenn er auf freier Straße herumwandelt, wird er von Luft und Feuchtigkeit beſchädigt."

Unwillkürlich hatte Philipp die Hand an den Degen gelegt.

„Recht ſo! Du rothwangiger Cherub!" fuhr van Vraatz höhnend fort. „Zieh immerhin' dein unſchuldiges, blutloſes Schwert, wider einen Geiſt des Abgrundes, der eine ganze Hölle voll brennenden Rum, einen ganzen Phlegethon glühenden Spiritus hinunterſchlürft, ohne daß es ihn rührt, ohne daß er die Farbe verändert. Wäre ich ein Conditor, als Spitze und höchſtes Meiſterſtück meiner Zuckerbäckerkunſt ſetzte ich dich auf eine himmelhohe Paſtete. Und Schmach dem Vorſchneider, der dich nicht mit dem flachen Tranſchirmeſſer abhebt, fein behutſam, ohne dich zu beſchädigen oder gar umfallen zu laſſen."

Philipp hatte die Hand vom Degen gelaſſen. Er wandte ſich an ſeinen Bruder und ſprach: „Carl, dies begegnet mir in deinem Hôtel! Du wirſt mir Rechenſchaft geben, wer dieſer tollbreiſte Narr iſt, der zu deinem Umgang gehört."

— „Sei nicht böſe, lieber Bruder!" lachte der ältere Königsmark, und ſtoße dich nicht an meinem Umgang. Es ſind Leute, die im Felde taugen, nicht aber in guter Geſellſchaft. Deine Satisfaction aber muß dir werden. Hauptmann van Vraatz! Entſchuldigt Euch wegen Eures beſtialiſchen Benehmens gegen

meinen Bruder, den Grafen Philipp Chriſtoph von Königsmark."

„Was höre ich, mein Achilleus, mein nordiſcher Löwe," rief van Vraaz mit Erſtaunen. „Dieſe Jungfernpuppe iſt dein Bruder, ein Königsmark, ein Enkel des großen Claus Chriſtoph's Verzeihung, Herr Graf. Ich kannte bisher nur den Feldmarſchall Vater und Sohn und dieſen heiligen Geiſt von Malteſer. Von einem vierten ſtand nichts in meinem Katechismus, doch freut es mich, Eure Bekanntſchaft zu machen, der Bruder Carl Johann's befehle über meinen Degen und mein Leben. Schon von wegen alter Bekanntſchaft mit Eurer Familie. Es werden nun fünfunddreißig Jahre ſein, daß ich mit Eurem Großvater die Kleinſeite von Prag erſtürmte. Euer Großvater hielt ſich wie ein Löwe. Der Helm wurde ihm vom Kopfe geſchlagen und was ſahen wir da? Sein Haar ſtand ſchnurgerade empor wie bei einem wilden erboſten Eber."

Der Oberſt würde noch weiter geſchwatzt haben. Aber Carl Johann gab ihm einen Auftrag, um ihn zu entfernen und ſprach zu Philipp: „Verzeihung noch einmal, lieber Bruder! Ich hätte dieſen Pramarbas augenblicklich zum Schweigen genöthigt; doch lag mir daran, dein Benehmen zu beobachten. Ich bin mit dir zufrieden. Du haſt Ruhe und Anſtand bewieſen. Du wirſt Glück machen bei Hofe. Ich ſtelle dich mit nächſter Gelegenheit dem Könige vor."

„Menagire dich, lieber Carl," warnte Philipp ſeinen Bruder. Du ſprachſt eben zu vertraulich mit deiner Tänzerin. Die Herren warfen ſich Blicke zu und machten bezeichnende Mienen, die Damen ziſcheln hinter ihren Fächern. —"

Es war auf einem Maskenball im königlichen Schloſſe zu Windſor und Carl Johann fragte:

— „Wer erkennt mich denn hinter meiner Maske?"

— „Jedermann" antwortete Philipp, „deine Statur verräth dich. Aller Augen ſind auf dich gerichtet!"

Indem nahte ſich den Brüdern eine Maske und ſprach zu dem älteſten: „Schöne Maske! Ich kenne dich. Du biſt Graf Königsmark. Wo habt Ihr ſo lange geſteckt? Ich ſuchte Euch, um ein Wort im Vertrauen mit Euch zu reden."

Carl Johann erkannte den König, welcher ſeine Stimme auch gar nicht verſtellt hatte und folgte ihm aus dem Maskengewühl in ein einſames Zimmer.

„Hört mich an! Chevalier!" begann er hier. „Während es ſich häufig trifft, daß ich im Staatsrath an Pferde, Hunde, hübſche Mädchen und Feſtins denke, habe ich eben ſo oft bei Trouble und Galanterie die gediegenſten Einfälle. So eben iſt mir in den Sinn gekommen, daß ich einſam bin, weil diejenigen, welche ſich meine Freunde nennen, meine Gunſt mißbrauchen, um für ſich, die Ihrigen und ihre Partei zu arbeiten.

Ihr hingegen ſeid loyal und bieder und, wie ich glaube, mir perſönlich zugethan. Ihr ſeid ein Chevalier preux heiter, elegant, nicht abhold dem Vergnügen und der Schönheit in jeglicher Geſtalt, kurz Ihr ſeid das alter ego meiner früheren Lage. Daher möchte ich Euch an England und meine Perſon feſſeln. Nur weiß ich nicht, wie ich es anzufangen habe, in dieſem Lande iſt man auf Fremde eiferſüchtig, und der Monarch gilt hier wenig. Ich habe fette Sinecuren zu vergeben, und würde mir, wenn ich ſie einem Fremden ververliehe, den Haß nur vermehren, den man ohnehin ſchon gegen mich hegt. Ich könnte Euch eine Stelle bei Hofe geben. In meinen Dienſten aber wird man nicht fett. Ich könnte Euch bei der Armee oder in der Flotte placiren. An ein Avancement jedoch wäre ſo leicht nicht zu denken. Kurz, ich bin nicht wie mein Bruder Ludwig in Frankreich, der mit ſeinem tel est mon bon plaisir Jedermann den Mund ſchließt. So bleibt mir denn nur eines übrig. Rathet einmal: was?"

— „Ew. Majeſtät perſönliche Gnade iſt hinreichend, jedweden, und beſäße er auch die glänzendſten Eigenſchaften und Ausſichten, hier zurückzuhalten."

— „Keine Schmeicheleien, Graf Königsmark. Ich habe etwas Anderes im Sinne. Ich will Euch nützlich ſein, das Ziel zu erreichen, wonach Ihr ſtrebt."

— „Wenn Ew. Majeſtät mir erlauben, als Krie-

ger zur Vermehrung Ihres Ruhmes beizutragen, ſo ſind alle meine Wünſche erfüllt."

— „Alſo auch Ihr könnt Euch verſtellen? Das habe ich nicht gewußt. Doch in Herzensangelegenheiten ſei das einem Ritter ohne Tadel erlaubt. Kurz und gut denn. Ihr angelt nach der kleinen Lady Eliſabeth."

Königsmark fühlte ſich im höchſten Grade betroffen.

Der König fuhr fort: „Euer Geſchmack iſt ein ſolider. Es giebt ſchönere Damen, die Euch gewogen ſind, doch eine reichere könnt Ihr nicht finden. Ich billige das."

„Ich bin erſtaunt und kann mir nicht erklären, wie mein tiefſtes Geheimniß Ew. Majeſtät zu Ohren kommen konnte."

„Nicht zu Ohren, Königsmark! zu Augen! zu Augen! ſagt. Ich ſah Euch mit der Kleinen tanzen und flüſtern. Carl Stuart verſteht ſich auf dergleichen Galanterien. Auf den erſten Blick erräth er das Verborgenſte. — Dieſesmal werdet Ihr doch ernſte Abſichten haben und die kleine Ogle nicht wie die Southampton oder die Yarmouth behandeln?"

— „O Majeſtät!"

— „Was liegt daran. Dergleichen kann einem vollkommenen irrenden Ritter begegnen. Auch ich vermochte nicht immer der Chronique scandaleuse zu ent-

gehen. — Auf welchem Fuße aber ſteht Ihr mit ihrem alten Drachen von Großmutter?"

— „Sire! Ich fürchte, ſie wird meine geringe Perſon nicht für ebenbürtig halten."

— „Natürlich. Auch hat ſie bereits ihrer Enkeltochter einen anderen Gemahl zugedacht."

— „Unmöglich, Sire! Davon hat mir Lady Ogle nichts geſagt."

— „Natürlich! Weil ſie es ſelbſt nicht weiß und nicht eher erfahren wird, als bis ſie zum Altar muß."

— „Und wer iſt mein gewaltiger Nebenbuhler?"

— „Thomas Thynn! Habt Ihr nie von ihm gehört?"

— „Ich glaube ihn hie und da geſehen zu haben."

— „Man nennt ihn ſeines Reichthums halber den Tauſendpfünder. Von beſonderem Herkommen iſt er übrigens nicht. Er iſt ſo glücklich, ſich der Gnade meines älteſten Sohnes, des Herzogs von Monmouth zu erfreuen, der ihn für ein ſüperbes Oldenburger Geſpann zum Parlamentsmitgliede machte."

— „Wenn Herr Thynn einen ſo mächtigen Beſchützer hat, ſo werde ich mich ſchwerlich behaupten können."

— „Warum nicht? Ihr habt einen noch mächtigeren Beſchützer, und der bin ich. Ich habe viele Gründe dazu. Erſtlich: Ich will Euch für England und für mich gewinnen. Zweitens ſie zieht Euch

ver, und nach den Geſetzen dieſes Landes iſt ſie unabhängig. Alſo die Natur und das Recht ſollen ſiegen. Drittens: Ihr ſeid mein Freund, und Tom Tauſendpfünder gehört zur ärgſten Oppoſition im Parlament. Viertens iſt dieſer Tauſendpfünder ein gemeiner Wüſtling, der während ſeiner Bewerbung um die Lady unter Eheverſprechungen Mädchen verführt, um ſie nachdem abzukaufen. Fünftens will ich meinem Abfalon eine Lection geben. Sein ſchwacher Vater wird ſeinem Günſtling die Braut vor der Naſe wegſtibitzen. Sechstens: — ja! — ſechstens — doch Ihr ſollt alles wiſſen. Denkt Euch! Lady Portsmouth*) giebt einen Ball und dieſe Hoch-Tory-Vogelſcheuche weiſt die Einladung zurück. — Gott im Himmel, was iſt ein König von England! Darf ich wagen meinem Bruder Ludwig von Frankreich unter die Augen zu treten? — Ha! wenn es dem geſchehen wäre! — Königsmark! Ein ſchlechter Ritter, der ſeine Dame ungeſtraft beſchimpfen läßt. Kommt! Augenblicklich wollen wir uns rächen."

— „Majeſtät!"

— „So tief iſt das Anſehen Carl's II. noch nicht geſunken, daß er den Hochmuth dieſer halsſtarrigen Herzen nicht beſiegen könnte, die Liebe und das Geſetz ſind mit uns. Der König wird Eure Braut

*) Maitreſſe König Carl's II. von England.

im Sturm für Euch gewinnen. — Bleibt nur in einiger Entfernung hinter mir."

Hartnäckig waren alle Stuart's, ſobald ſie einen Vorſatz gefaßt, und obendrein war der König von berauſchenden Getränken erregt. Auch Carl Johann, ſo ſanft und gutmüthig er für gewöhnlich war, verſchmähte nie, im Sturm zu nehmen was es auch ſei. Beide kehrten in den großen Saal zurück: Carl Johann in einiger Entfernung hinter dem König. —

Bei der erſten Pauſe der Muſik klatſchte der König in die Hände und rief: „Demaskiren Sie ſich meine Damen und Herren und laſſen Sie uns bis zur Tafel noch ein Weilchen plaudern."

Von allen Seiten eilten die Lakaien herbei, um die abgenommenen Masken auf Präſentirtellern zu empfangen.

Der König ging auf die Northumberland und ihre Enkelin zu, grüßte und ſprach mit der feinſten Ritterlichkeit, die ihm in höchſter Vollkommenheit zu Gebote ſtand:

„Dem Demaskiren danke ich das Vergnügen, zwei längſt vermißte Gäſte einmal wieder zu ſehen und zu begrüßen: die Herzogin von Northumberland und — Lady Ogle, die ich mit Betrübniß als Wittwe wiederfinde."

„Dieſer plötzliche Verluſt iſt, was uns ſo lange

das Glück raubte, Ew. Majestät unsere Aufwartung zu machen," sagte die Alte.

— „Eure Ehe, Lady Ogle, hat nur die heiteren Flitterwochen erlebt und Hymen, wie ich vermuthe, ist Euch nicht abschreckend geworden."

Elisabeth erröthete und senkte ihre Blicke. Ihre Großmutter wollte für sie das Wort nehmen. Der König aber ließ es dahin nicht kommen, er bot beiden seinen Arm und nachdem er im Saale einigemal mit ihnen auf und nieder gegangen war, führte er sie in ein Nebenzimmer, wo er zu der Alten begann:

„Wie weltklug und erfahren Ihr auch seid, Mylady, so ist es doch ein schwieriges und bedenkliches Geschäft, die Neigung Eurer schönen Enkeltochter zu leiten, damit ihre Wahl ihren persönlichen Eigenschaften wie ihrem hohen Stande angemessen sei. Was würdet Ihr sagen, wenn Euer König sich als Rathgeber anböte?"

— „Ew. Majestät sind allzu gnädig! Unsere Familienangelegenheiten sind zu einfach für so erhabene Beachtung."

— „Nicht doch, Mylady! Neben dem Freundschaftsdienst übe ich ein königliches Recht, erfülle ich eine lehnsherrliche Pflicht. Dem Könige Englands kann es nicht gleichgültig sein, in wessen Hände die großen Reichthümer einer Vasallin gerathen, und die Besitzungen der Percy's sind zum größten Theil

Lehnsgüter, bei deren Uebertragung der Lehnsherr von jeher mitzureden befugt war."

— „Ich bin zu ungelehrt, Sire! um einen Widerspruch zu wagen. Mich dünkt, wenn diese Rechte, von denen Ew. Majestät reden, jemals bestanden haben, so müssen sie längst aufgehoben sein, denn so viel ich weiß, haben die Percy's seit Menschengedenken ihre Töchter verheirathet, ohne den König zu befragen."

— „Sie sind nicht aufgehoben, sondern stets in Form königlicher Rathschläge benutzt und für Befehle angesehen worden."

— „Ich wage nicht zu widersprechen, Sire! Wozu auch? Es ist ja viel zu zeitig an eine neue Heirath mit Elisabeth zu denken. Sie hat ja kaum die Trauerkleider abgelegt."

— „Das schwarze Trauerkleid steht Blondinen so reizend, daß sie darin am meisten den Pfeilen Amors ausgesetzt sind."

— „Ich hoffe, Ew. Majestät machen diese Bemerkung nicht in Bezug auf meine sittsame, ehrbare Enkelin."

— „Vor diesem Gotte ist keine Nonne sicher."

— „In unserer Familie, Sire, kennt man diesen Gott nicht."

— „Mylady, Ihr Stamm ist eben so wenig wie der meinige und irgend ein anderer für heftige

Leidenſchaften unzugänglich geweſen. Wollen wir einmal nachſchlagen in den geheimen Familienchroniken?"

— „Wenigſtens für meine Enkelin ſtehe ich. Sie iſt zu jung und unſchuldig, um andere Wünſche als die ihrer Großmutter zu kennen."

— „Wirklich, Mylady? ſeid Ihr deſſen gewiß? Et ſo erlaubt mir doch die junge Wittwe auf eine kleine Probe zu ſtellen."

Hiermit wendete er ſich um und rief: „Graf Königsmark! tretet näher."

Carl Johann, der an der Thür gewartet, trat näher, ergriff die Hand der jungen Dame und ließ ſich auf ein Knie nieder.

„Holde, geliebte Eliſabeth!" rief er. „Geſtehe nur, daß du mir Herz und Hand verſprochen, daß du mir ewig angehörſt und keine menſchliche Macht uns trennen ſoll."

Eliſabeth zitterte, ſie wollte reden, allein die alte Herzogin warf ihr einen niederſchmetternden Blick zu und fragte: „Wer iſt der Herr, Lady Ogle, der ſo mit Euch zu reden wagt?"

„Ich bin Graf Königsmark," nahm Carl Johann das Wort; „und hoffe Eurer Gnaden nicht unbekannt zu ſein!"

Die Herzogin wandte ſich verächtlich von ihm und fragte ſpöttiſch:

— „Sire! Iſt es dieſer vollkommne, irrende Ritter, für den Ihr bei Lady Ogle den Werber macht?“

Königsmark wollte erwiedern was ſein Zorn ihm eingab. Der König aber gebot:

„Schweigt, Chevalier! Ich übernehme Eure Vertheidigung. Mylady, nur Eure Unkunde kann Euer Benehmen gegen dieſen jungen Helden rechtfertigen. Die Grafen-Krone dieſes Ritters iſt nicht alt. Seine Ahnen aber eben ſo zahlreich wie die Eurigen, Sie reichen zurück — Jetzt, Königsmark, mögt Ihr weiter reden.“

„— Bis zum Jahre 926, wo mein Geſchlecht ſich in der Mark Brandenburg niederließ, und ſchon im höchſten Anſehen bei den Markgrafen ſtand. Im Jahre 1346 begleitete einer meiner Vorfahren die Prinzeſſin Beatrix, Verlobte des Fürſten Erich Mönſen, nach Schweden und auch dort waren meine Ahnen mit den höchſten Würden und Ehren des Reiches bekleidet, während der deutſche Zweig ſich noch berühmter gemacht hat.“

„Die Herzogin von Northumberland,“ nahm der König wieder das Wort, „kann nicht ſo unkundig der Geſchichte ihrer Zeit ſein, um nicht zu wiſſen, wie der erſte Graf dieſer Familie einer der berühmteſten Helden des dreißigjährigen Krieges war, daß ſein Sohn der Feldmarſchall an Ehren und Kriegesruhm mit ſeinem Vater wetteifert und daß dieſer junge Held treu

dem Vorbilde ſeines Vaters und Urgroßvaters bereits Lorbeern errungen hat, von denen die ganze Chriſtenheit mit Bewunderung ſpricht. Frankreichs und Schwedens Könige wetteifern um ſeinen Beſitz und auch ich wünſche ihn zu behalten, ihn dem Adel Englands einzuverleiben und ihm nach und nach den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen zu bahnen. Mithin, Mylady, ſeht Ihr, daß ich keinem Unwürdigen das Wort rede."

„Falls es mir in den Augen der Lady Northumberland ein Verdienſt geben kann," fügte Königsmark hinzu, „ſo erlaube ich mir zu erwähnen, daß meine Familie nicht nur mit mehreren Fürſtenhäuſern Deutſchlands, ſondern mit den Königshäuſern von Schweden und Dänemark, ja genau genommen ſogar mit dem ruhmreichen Geſchlecht der Stuart's verwandt iſt."

„So?" lächelte der König. „Mir war das bisher noch unbekannt. Ihr habt alſo das Recht, den Titel mon cousin von mir zu fordern." Königsmark fuhr fort. „Ich habe noch zu ſagen, daß die Familie Königsmark beträchtliche Reichthümer, und Güter und Lehen in vielen Ländern beſitzt."

— „Ich wünſche dem Herrn Grafen Königsmark Glück zu allen dieſen Reichthümern und hohen Würden," erwiederte die Alte. „Man hat mir indeß geſagt, in Deutſchland ſei der Reichsgrafentitel für einige tauſend Gulden feil und eine Genealogie bis

Noah oder andere Patriarchen hinauf für ein Spottgeld zu haben."

„Mylady!" verſetzte Carl Johann. „Wir haben zwar nicht die Ehre von königlichen Baſtarden abzuſtammen, wie ſo manche Adelsfamilie Englands, aber wir haben auch keine geheime Familienchronik zu verſchweigen, denn wir pflegen uns in die Geſchichte einzutragen."

— „Ich zweifle nicht daran, Herr Graf, und erlaube mir nur zu bemerken, daß die Familie Percy ſich genöthigt ſieht auf die Ehre, ſich mit der reichen, uralten, geſchichtlich berühmten Familie Königsmark zu verbinden, Verzicht zu leiſten."

— „Ihr geht zu weit, Mylady!" rief der König. „Ihr überſchreitet Euer Recht. Lady Ogle iſt nach engliſchem Geſetze mündig, Ihr habt keine Antworten für ſie zu geben und am wenigſten eine unziemende. Faſſet Muth, Lady Eliſabeth. Zittert nicht. Euer König fragt Euch. Wollt Ihr Eure Hand dem liederlichen Thomas Thynn reichen, den Eure Großmutter Euch aufdringen will?"

— „Herr Thynn?" rief Eliſabeth. „Iſt das möglich, meine würdige Großmutter?"

— „Mit Recht wundert Ihr Euch, Lady Eliſabeth, über den Vorzug welchen Eure Großmutter dieſem Squire giebt, der an Rang tief unter Euch ſteht

und wegen ſeiner Sittenloſigkeit keines ehrbaren Mädchens würdig iſt."

— „Man hat Eure Majeſtät falſch berichtet. Herr Thynn iſt ein ſehr achtungswerther Mann und gehört zu den Vielen, die ſich um die Hand meiner guten Betty bewerben. Etwas Gewiſſes iſt darüber noch nicht ausgemacht."

— „Da hört Ihr's, Lady Eliſabeth, wie Eure Großmutter ſich Rechte anmaßt, die ſie nicht beſitzt. Dieſer junge Cavalier, der Eurer in jeder Hinſicht würdig und überdies mein Freund iſt, hat bereits Euer Wort und Verſprechen. Antwortet nur Ja! und Eure Verbindung ſteht ſo feſt, als hättet Ihr ſie am Altar geſchloſſen."

„Meine Enkelin," ſchrie die Herzogin erbittert, „iſt noch viel zu jung, um ohne meinen Rath einen ſo wichtigen Schritt zu thun."

— „Folgt Eurem Herzen, Lady Eliſabeth. Ein einziges Wort entſcheidet Eure Zukunft. Benutzt Euer Recht und vertraut dem Schutze Eures gnädigen Königs."

— „Verlange Bedenkzeit, Betty!" flüſterte ihr die Großmutter von der einen Seite zu, kniff ſie in den Arm, und wiederholte haſtig und wüthend „Betty, du ſollſt Bedenkzeit, Bedenkzeit verlangen."

Auf der anderen Seite kniete Königsmark, küßte ihr die Hand und bat ſie nicht länger zu zögern und

das Wort zu ſprechen, wovon ſein und ihr Lebensglück abhing.

Die junge Wittwe kannte weder die Welt noch das Leben. Sie liebte Königsmark, aber ſie war gewohnt ihrer Großmutter zu gehorchen. Eine Weile ſchwankte ſie zwiſchen ihrem Herzen und dem, was ihr bisher als Pflichtgefühl gegolten. Bevor jedoch ihr Wille ſiegen konnte, fing ihre Großmutter bitterlich zu weinen an: „Betty! haſt du mich denn gar nicht mehr lieb, daß du mich vor der Zeit in die Grube bringen willſt, durch eine ſo unbeſonnene übereilte Verbindung? Ich habe dich von zarter Kindheit an auf's zärtlichſte gepflegt, und du willſt dich in's Verderben ſtürzen. Du biſt das Glück, der Stolz, die Freude meines Alters und willſt dich in die Arme eines Abenteurers werfen?“

Jetzt wußte Eliſabeth vollends nicht mehr, was ſie ſollte und durfte. In ihrer Verwirrung nahm ſie zu einer Ohnmacht ihre Zuflucht und ließ ſich in Königsmark's Arme fallen.

Das leiſeſte „Ja!“ wäre von Entſcheidung geweſen. Die zärtliche Schwäche gab ſie ganz der Gewalt ihrer Großmutter zurück, welche dieſen Vortheil benutzend ein Geſchrei um Hülfe erhob.

Man eilte herbei und erblickte die junge Wittwe in den Armen Königsmark's.

„Die junge Dame iſt ohnmächtig geworden!“

ſprach der König mit einer ſpöttiſchen Geberde. „Schafft Hülfe herbei.“

— „Sie iſt von anderer Natur, als die Damen, mit denen Sie umzugehen gewohnt ſind, Sire,“ kreiſchte die Alte. „Eliſabeth! Meine Betty! — Ach ſie hat ſo ſchwache Nerven. Sie haben ſie getödtet.“

Indeß hatte ſich die junge Wittwe ſchon völlig erholt und zitterte vor Scham und Verwirrung, weil aller Augen auf ſie gerichtet waren.

„Laßt den Wagen der Lady Northumberland vorfahren,“ gebot der König, faßte Königsmark unter den Arm und verließ mit ihm das Zimmer.

„Ihr ſeht nun, Chevalier,“ fuhr Carl fort, „was dieſer trotzige Adel ſich gegen ſeinen König herausnimmt. Selbſt dieſes alte Weib widerſetzt ſich meinem königlichen Willen, der dieſes Mal doch mit den Geſetzen Alt-Englands übereinſtimmt, was ſonſt wahrlich ſelten der Fall iſt. Aber Geduld. Unſer Spiel iſt noch nicht verloren. Ich ſage unſer Spiel, denn Eure Sache betrachte ich wie die meine.“

Hiermit leerte er ein Glas ſpaniſchen Weines und fuhr beruhigter fort: „Der erſte Sturm iſt abgeſchlagen. Allein das Außenwerk iſt zerſtört, die Lady iſt compromittirt. Man ſah ſie in Euren Armen liegen, und mit einem rührend zärtlichen Blick ſich aufraffen. Ich müßte mich ſehr in Euch irren, oder Ihr bringt das ſchüchterne Täubchen dahin, in Gegen-

wart von Zeugen das verhängnißvolle Wörtchen auszusprechen und dann, ſo wahr ich Carl Stuart heiße, werfe ich einen Trumpf auf den Tiſch. Mag die Alte dann ſich ein Gallenfieber an den Hals ärgern, welches ſie zur Gruft ihrer zahlreichen Ahnen fördert. Es ſoll mir eine Freude ſein! — Sollte aber wider alles Vermuthen und gegen die weibliche Natur, die kleine Eliſabeth bei ihrer kindiſchen Furcht vor ihrem großmütterlichen Pereat verharren; ſo überredet ſie zu einem Enlevement oder ſchlimmſten Falls entführt ſie nach echtem Normannsbrauch mit Gewalt. Bei dieſem ungeſetzlichen Seitenſprung, oder bei einer ähnlichen kleinen Nothhilfe verlaßt Euch auf meinen Schutz. Ich traue Euch zu, daß Ihr nicht gegen Ritterehre und Pflicht handeln werdet."

In einer kalten ſtürmiſchen Herbſtnacht reiſte Königsmark nach London zurück und erſt gegen Morgen langte er an.

Das Abenteuer hatte angefangen Reiz für ihn zu gewinnen, und er glaubte ſogar die kleine Eliſabeth zu lieben. Ganz genau wußte er es ſelbſt nicht; ſein Blut flieg immer nur zu Kopfe, ſein Herz blieb ſtets ruhig. Eben deshalb verlangte er unruhige Herzen, die ihn verfolgten und die er nur mit Ritterlichkeit und Schonung zu behandeln brauchte, ſo lange

ſie deſſen würdig blieben. Ihn beſeelte die mächtigere Leidenſchaft, den fliehenden Feind vor ſich herzujagen; ein Rauſch bekanntlich, dem kein anderer gleichkömmt. Der Sieg über ein zärtliches Geſchöpf war ihm nur eine müßige Zerſtreuung, wenn er eben nicht im Kriege beſchäftigt war. Helden fühlen Mitleid mit der Hilfloſigkeit, werden von zarter Anmuth gerührt und von majeſtätiſchen Reizen ſogar an den Spinnrocken geſetzt. Dagegen verachten ſie Charakterſchwäche und kindiſche Zaghaftigkeit. Indeſſen galt es dieſes Mal eine Ritterthat zu vollbringen und eine leidende Unſchuld aus der Gewalt einer gefährlichen Hexe zu retten, welche beſchloſſen hatte ſie dem Ungeheuer John Tauſendpfünder zu opfern. Zugleich ſah er ſich durch die Hand der reichen Erbin und die Gunſt des Königs am Ziele aller ſeiner Wünſche und ſo war er denn entſchloſſen, die kleine Eliſabeth, es koſte was es wolle, zu erobern.

Er beſtellte beim Schlafengehen: um neun Uhr geweckt zu werden, doch fand er nur einen kurzen unerquicklichen Schlummer und als er erwachte, hatte er ein heftiges Fieber.

Nach dergleichen fragte Carl Johann wenig. Er machte Toilette, ſtieg zu Pferde und begab ſich nach der Wohnung ſeines Nebenbuhlers.

Dort ſtanden ebenfalls Pferde vor der Thür und ſein Mann kam ihm, die Treppe herunter, entgegen, im Begriff auszureiten.

Königsmark trat ihm entgegen, nannte seinen Namen und verlangte eine Unterredung.

Thomas Thynn's rosig aufgedunsenes Antlitz verfinsterte sich plötzlich. „Ich habe keine Zeit," sagte er; „der Herzog von Monmouth erwartet mich zu einer Lustpartie." —

„Sie müssen Zeit haben!" meinte Königsmark, „denn ich habe Ihnen ein sehr ernstes Wort zu sagen."

Der Tausendpfünder trat einige Schritte zurück und sprach: „Meine Zeit ist gemessen, ich kann Sie nicht in's Zimmer führen. Reden Sie hier."

„So sei!" versetzte Königsmark. „Mein Herr! Wir beide werben um dieselbe Dame. Die Großmutter begünstigt Sie. Die Dame selbst mich, und hat mir ihre Hand versprochen. Ich vermuthe, daß Sie zu stolz und edel sind, um Ihre Person einer Dame wider deren Wunsch und Neigung aufzudringen und ersuche Sie um Ihr Ehrenwort und Handschlag, ferner von Ihrer Bewerbung abzulassen."

„Dergleichen Dinge lassen sich nicht auf der Stelle abmachen, versetzte Thomas Thynn. Auch finde ich dieses Verlangen unpassend. Ich sehe nicht ein, weshalb ich Ihnen über meine Handlungen und Entschlüsse Rechenschaft zu geben habe. Leben Sie wohl."

Mit diesem Bescheide ließ er Königsmark stehen und eilte hinaus zu seinen Begleitern.

Königsmark rief ihm nach: „Sehr bald sollen

Sie weiter von mir hören!“ Er begab ſich nach dem Palaſte der Herzogin, und erfuhr dort, daß Lady Northumberland ſammt ihrer Enkelin mit dem früheſten Morgen ſich nach ihrem einſamen Schloſſe Perworth in Suſſex begeben hatten. Was ferner geſchehen würde, war leicht zu errathen. Unſtreitig wollte die Herzogin den Tauſendpfünder eben dahin nachkommen laſſen, und die arme Lady Ogle zwingen, ihm ohne Säumniß ihre Hand zu reichen.

Als Königsmark wieder zu Hauſe anlangte, traf er ſeinen Bruder, der zu ihm gekommen war, um über die geſtrige Maskerade mit ihm zu plaudern.

Carl Johann ſchrieb auf der Stelle eine Herausforderung und erſuchte den Tauſendpfünder Zeit, Ort und Waffen genau zu beſtimmen. Philipp ſollte dieſe Herausforderung überbringen und zugleich ſich erkundigen, ob Lynn ſich auch wirklich zu einer Luſtpartie mit dem Herzoge von Monmouth begeben, oder ob er nicht gar jetzt ſchon nach Perworth geritten ſei.

Philipp ging den Auftrag zu vollziehen und Carl Johann legte ſich auf ein Sopha. Sein Fieber war ſo geſtiegen, daß er ſich kaum noch aufrecht erhalten konnte. Mit genauer Noth nur hatte er vermocht, es ſeinem Bruder zu verbergen. —

Gegen Nachmittag erwachte er von einem ſtarken Schweiß ſehr ermattet. Philipp, der ſeinen Schlaf

nicht hören wollte, hatte im Nebenzimmer gewartet. Er trat näher und erzählte:

Die Herzogin habe kurz vor ihrer Abreise dem Squire ein Billet geschrieben, ihr sogleich nach Petworth nachzukommen. Tages zuvor aber habe der Tausendpfünder zwei Einladungen zu üppigen Bachanalien außer der Stadt erhalten: die eine vom Herzoge von Monmouth, die andere vom Lord Cavendish. Erst übermorgen könne er nach Sussex abkommen."

„Woher erfährst du das alles so genau?" fragte sein Bruder mit Erstaunen.

— „Ich habe den Hausbofmeister des Tausendpfünders gesprochen. Die Dienerschaft kannte mich nicht und aus meiner akademischen Uniform wußte man vollends nicht klug zu werden."

„Esquire Thomas Thynn?" fragte ich.

— „Leider nicht zu Hause!"

„Also schon nach Sussex?" rief ich und stellte mich hocherfreut, „desto besser; so brauche ich diesen Brief nicht abzugeben."

— „Nein, Sir! zum Herzog von Monmouth."

— „So will ich dahin und meinen Brief abgeben."

— „Versuchen Sie Ihr Glück. Ich fürchte, Sie treffen niemanden mehr. Sie sind zu Pferde außerhalb London."

„Wird der Squire vielleicht morgen nach Derwerth gehen?“

„Morgen iſt er zuverläſſig bei Lord Cavendiſh Earl von Ogle*) zu finden. Kommen Sie vielleicht von der Herzogin Northumberland?

„Nicht ſo eigentlich. Ich darf mich darüber nicht ausſprechen. Wenn ich nur wüßte, wann der Squire endlich einmal nach Suſſex wollte?“

„Uebermorgen ganz gewiß. Der Squire ward durch ein Billet der Herzogin von Northumberland ſchon dieſen Morgen benachrichtigt, daß man ihn in Derwerth augenblicklich erwarte. Er bat um einen zweitägigen Aufſchub, weil er geſtern bereits zwei Parthieen zugeſagt hatte. Der Diener, der dies Entſchuldigungsſchreiben nach dem Palaſte der Herzogin trug, brachte es unerdffnet zurück. Beide Lady's waren ſchon unterwegs und der Squire ſandte ihnen einen reitenden Boten mit ſeiner ſchriftlichen Entſchuldigung nach.“ —

„Ich ſagte dem redlichen Haushofmeiſter hierauf meinen Dank. Den Brief aber habe ich nicht abgegeben. Wir haben Zeit und ich will ihn perſönlich überbringen.“

So ſchloß Philipp ſeinen Bericht, indem er eine Börſe auf den Tiſch legte und hinzufügte:

---

*) Der Bruder des verſtorbenen Gemahls Eliſabeths.

— „Hier iſt dein Geld unberührt wieder. Ich durfte es nicht anwenden, ohne mich bloß zu geben. Der Tauſendpfünder hat keine Geheimniſſe in ſeinem Hauſe und die Dienerſchaft iſt treuherzig. Das Geld ohne Adel iſt plebeje. Der Tauſendpfünder prahlt mit ſeiner Schwelgerei. Du ſiehſt, er vernachläſſigt eine einträgliche Heirath zweier ausgelaſſener Luſtbarkeiten halber.“

„Philipp!“ verſicherte Karl Johann. „Ich bin ſehr mit dir zufrieden. Du biſt ſchlau und beſonnen über deine Jahre.“

— „Aber was fehlt dir, Bruder, du biſt blaß und zitterſt?“

— „Eine Erkältung. Morgen werde ich hergeſtellt ſein.“

— „Der Tauſendpfünder kömmt erſt ſpät nach Hauſe. Ich werde vielleicht die ganze Nacht auf ihn warten müſſen.“

— „Sobald du Beſcheid haſt, komme zu mir und mag es noch ſo ſpät ſein. Meine Unpäßlichkeit iſt unbedeutend.“

Spät in der Nacht kehrte Philipp mit ſehr zornigem Antlitz wieder. Er fand den Hauptmann van Vraatz bei ſeinem Bruder, deſſen Unpäßlichkeit einen bedenklichen Charakter angenommen hatte.

„Nun, Philipp?“ fragte der Kranke, „dein Antlitz iſt finſter. Hat dich der Haushofmeiſter genarrt? Iſt Thomas Thynn nach Suffex?“

— „Nein! Er iſt richtig von der Luſtpartie mit dem Herzog heimgekehrt.“

— „Du haſt ihn geſprochen? Er nimmt meine Aufforderung an?“

Braaß fuhr, wie vom Donner gerührt, empor: „Was höre ich, mein Engel, du willſt dich ſchlagen? Gott ſegne dich, mein Sohn. Ja! das hat noch deinem Ruhme gefehlt. Doch haſt du Fieber. Du ſelbſt biſt zu ſchwach.“

— „Still, Capitain! Laßt meinen Bruder zu Worte.“

— „Der Elende war trunken und ließ ſich von mehreren Lakaien die Treppe hinan helfen. Kaum daß er im Stande war, den Brief zu leſen. Er zerriß ihn und warf ihn mir vor die Füße.“ — „Ich bin Parlamentsmitglied“ lallte er, „und Bräutigam auch. Nach der Saiſon und nach den Flitterwochen kannſt du einmal wieder nachfragen, mein Junge, ob ich in der Laune bin, mich mit dem ſchwediſchen Abenteurer zu ſchlagen.“

„Ich ſtellte dem Trunkenbolde vor, daß er ſich beſinnen möge, mit wem er ſpräche.“

Er rief ſeine Lakaien und befahl ihnen: „Werft den unverſchämten Jungen hinaus!“

„Was höre ich," rief Traup, „du läßt dich hinauswerfen und von den Bedienten des Zehntausendpfünders mit Füßen treten und ohrfeigen, du rothwangiger, milchbartiger Schulknabe. Bist du ein Königsmark? Schäme dich tief in deinen Hals hinein!"

— „Laßt mich zufrieden, Capitain, Niemand hat mich je mißhandeln dürfen und auch dießmal habe ich meinen Rückzug in guter Ordnung angetreten."

— „Alſo retirirt biſt du, argloſes Lamm, du ſchüchterne Taube, du beleidigte Unſchuld — retirirt vor einem Kerl, der keine Ausforderung annimmt. — Und dergleichen geſchieht in einem civiliſirten Staate. — Dieſer Thomas Thynn hat ſeinen Adel, ſeine Menſchenwürde geſchändet. Er hat ſich ſeiner Menſchenrechte verluſtig gemacht. Ich ächte ihn, ich erkläre ihn für vogelfrei — Ueberlaſſe ihn mir, Simſon des Nordens! Nur erwarte nicht, daß ich ein gutes Schwert gebrauche gegen dieſe Eidechſe. Mit blanker Fauſt maſſakrire ich ihn. Ich erſchlage ihn mit einem Knittel wie einen wälſchen Ochſen. Oder ſoll ich dieſen Tauſendpfünder mit Pulver vollſtopfen, auf alle Viere legen und mit der brennenden Lunte wie einen überladenen Mörſer ſprengen. Nein! Ohrfeigen ſoll er haben rechts und links, wenn er mit der Braut vor den Altar tritt. Ich gehe ins Parlament und gebe ihm Naſenſtüber im Beiſein aller Mylords und Gentlemen."

„Schweigt endlich, van Braak," rief Carl Johann.

— „Ich bin ſtille. Aber es iſt eine Schande werth. Dieſer Hundsfott iſt mein guter Freund. Wir haben ſo manche Bowle Punſch geleert, ſo mancher Flaſche den Hals gebrochen. Wir haben uns an ſo manchen Orten getroffen, wo man nur incognito hingeht. —"

— „Endet Eure Reden, Hauptmann! und hört mir ruhig und aufmerkſam zu. Ich habe eine reiche, vornehme Braut. —"

— Die du doch nicht heirathen willſt? Das wäre eine Thorheit. Mein Goldherz, mit ſolcher Bagage muß ſich kein Soldat beſchweren, das giebt Kinder, Wiegen, Häuslichkeit, Sorgen und allerlei ſolch' Zeug, was den Menſchen zum Philiſter macht."

— „Still, van Braak! Es iſt mein feſter Entſchluß. — Thomas Thynn bewirbt ſich um dieſelbe Braut. Morgen fährt er mit Lord Ogle auf's Land, übermorgen nach Suſſex. Es gilt alſo, ihm aufzulauern und —"

— „Eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen, ſehr gern, weil er eine feige Memme iſt."

— „Seid Ihr von Sinnen, Hauptmann! Wir ſind hier in London. Thomas Thynn hat viele vornehme Freunde und Verwandte. Wofern Ihr ihm

ein Haar krümmt, ſchützt Euch weder Euer Adel noch Eure Tapferkeit vor dem Galgen. Ihr ſollt ihm auflauern und hierher bringen, aber lebendig, unbeſchädigt, ungekränkt. Ich muß ihn hier oder wo anders eingeſperrt halten, bis er ſich entſchließt, meine Herausforderung anzunehmen."

— „Alſo den Tauſendpfünder entführen? Hurrah! ein prächtiger Einfall. Wenn nun aber der Patron unbändig iſt und ſich zur Wehr ſetzt?"

— „Er ſcheint feig und iſt leicht zu ſchrecken. Ihr müßt Eure Sache klug machen. Ich möchte mit Euch Rath halten, wie das auszuführen wäre. Aber der Kopf ſchwindelt mir und es iſt ſchwer mit Euch zu reden, Ihr könnt den Mund nicht halten. Wir müſſen es bis morgen aufſchieben, morgen werde ich hoffentlich beſſer ſein."

— „Gönne dir Ruhe, mein tapferer Achilleus, mein verwundeter Philoctet, rief van Vraatz. Morgen werde ich mir meine Verhaltungsbefehle abholen."

Am folgenden Tage aber war Königsmark ohne Beſinnung und phantaſirte.

Van Vraatz ſtülpte ſeinen großen Federhut auf, ſchritt martialiſch auf und nieder und ſprach: „Ich brauche keine weitere Inſtruction. Ich ſelbſt entwerfe den Angriffsplan, mein Sohn Philipp, ſetze die Zim-

mer in Bereitſchaft für Thomas Thynn. Dieſen Abend werde ich ihn bringen. —"

Gegen Abend kam der Capitain wieder. Carl Johann befand ſich ein wenig beſſer.

„Die Sache iſt abgemacht, mein Goldſohn," ſagte Braatz, legte ſeinen ungeheuren Federhut ab und trocknete den Schweiß von der Stirne. „Der Weg zum Altar ſteht dir offen."

„Wo iſt Thynn?" fragte Königsmark.

„In Sicherheit! Der Tauſendpfünder iſt dir nicht mehr gefährlich. Werde nur geſund."

— „Laßt mich den ganzen Vorfall wiſſen, Hauptmann."

— „Sehr wohl, mein General, ich werde Rapport abſtatten. — Es war keine Zeit zu verlieren. Du warſt dieſen Morgen ſo gut wie von Sinnen. Es war nicht deine Schuld. Es liegt am Klima. Der Engländer hat ein für allemal ſeinen Spleen und hat ſich auf dieſe Weiſe mit ſeiner Inſel abgefunden. Für unſer einen giebt es zweierlei Tribut. Entweder, wir müſſen wie bruſtkranke Mädchen eine gute Zeit blaß und zitternd im Fieber phantaſiren, oder wir müſſen dieſer Nebelluft mit der Gurgel Trotz bieten. Königsmark, ich habe dir geſagt, trinke dampfenden Punſch, trinke glühenden Ginn. Mein Telemachos hat ſeinem Mentor nicht gefolgt, welcher die Minerva

ſelbſt war. So trage jetzt die Folgen deiner Ungelehrigkeit.“

— „Zur Sache, Hauptmann!“

— „Ganz wohl! — Da ich dieſen Morgen im vollſten Gurgeltrotze wider dieſe Nebelluft zu dir trat, erblickte ich meinen Hünen des Nordlands als gefeſſelten Sclaven tributpflichtig ihr unterworfen und wenige Augenblicke genügten mir, einen auserleſenen Feldherrnplan zu entwerfen. Ich begab mich zu dem polniſchen Schweine.“)

---

*) Sein Name war Georg Berabczyz, weil das aber den Engländern auszuſprechen unmöglich war, nannte man ihn Braraſky. Ganz Europa wimmelte damals von ſeltſamen adeligen Abenteurern wie unſer Hauptmann van Braatz. Carl Johann Königsmark, der ſich an ſolche Kriegsmänner attachirte, die ihm zu ſeinen kühnen Handſtreichen ſehr nützlich waren, verdarb dadurch eben jetzt in London ſeinen Ruf und ſtürzte ſeine ganze Familie in Miscredit. Auch dieſer Berabczyz war ein Edelmann, der ein bedeutendes, aber bald verpraßtes Vermögen geerbt hatte. Wie tief er noch unter dem Hauptmann van Braatz ſtand, läßt ſich ſchon daraus abnehmen, daß man ihn „das polniſche Schwein“ nannte, während van Braatz der Unüberwindliche hieß. Er war es bei Punſch und Whisky wie im Felde. — Nachdem Berabczyz ſein Vermögen durchgebracht, ging er bei einem Magnaten als Kutſcher in Dienſt. Viele arme polniſche Edelleute thaten daſſelbe. Weil Berabczyz nicht an Ordnung und Gehorſam gewöhnt war, bekam er eines Tages eine tüchtige Tracht Schläge. Dergleichen compro-

— „Vor dieſem eben wollte ich dich warnen! Nun, wenn der dabei war, ſo iſt es ja ein wahres Glück, daß die Sache gut ablief.“

— „Ich traf bei dem polniſchen Schwein einen gewiſſen Lieutenant Johann Stern, einen armen Schelm, aber einen prächtigen Kerl, der ſein Leben für eine halbe Krone wagt. Ich verſprach jedem in deinem Namen funfzig Pfund und einen tüchtigen Trunk nach vollbrachter That. Nachdem wir uns durch ein vortreffliches Frühſtück herausgefüttert und durch einen barbariſchen Trunk climafeſt gemacht hatten, bewaffneten wir uns, nahmen uns jeder ein Pferd aus deinem Stalle und drei deiner beſten Bedienten mit.“

Carl Johann ſprang vom Lager auf. Bei dieſer Kunde war ſein Fieber entflohen. „Meine Pferde!“

---

mittirte keineswegs den polniſchen Adel. Veradczyez jedoch ſah ſich deshalb gemüßigt, ſeinen Dienſt zu verlaſſen und begab ſich zur ſchwediſchen Armee unter Bengs Oxenſtjerna. Dahin gehörte er. — Er gab niemals Pardon, Er watete in Blut. Er ſäbelte alles zu ſeinem Vergnügen nieder. Weil er jedoch auch niemals das Commando abwartete, ſondern gleich darauf los ſchlug, konnte man ihn auch da nicht gebrauchen und weil er übrigens tapfer war, entließ man ihn mit einer Penſion. Oxenſtjerna, der ſein Gönner blieb, bat in Kungsöhr, wo Carl Johann Königsmark Carl IX. von Schweden ſeine Aufwartung machte, ihn von dieſem polniſchen Schweine zu befreien, und ſicherte die doppelte Penſion demſelben zu, wenn er dem Grafen

rief er. „Meine Livreen! ſo weiß ja ganz London, daß ich den Tauſendpfünder entführen ließ. Das alſo ſind die Dienſte, die Ihr mir leiſtet, tapferer van Praatz. Das iſt Eure ritterliche Dankbarkeit. Philipp! Philipp! wie konnteſt du zugeben, daß meine Pferde und meine Diener dazu genommen wurden.“

Philipp erwiederte: „Ich wußte von nichts. Ich war bei Hawart in der Akademie.“

— „Und wo iſt der Squire?“

— „Du ſollſt hören. Wir ritten durch's Thor nach Lord Ogle's Landhaus. Eine gute Strecke davon ließ ich Halt machen und ſchickte als ſchlauer Feldherr meinen John Stern zu Fuße voraus, um zu recognosciren. Stern kam mit der Nachricht zurück, daß gegen ſieben Uhr die ganze Geſellſchaft zur Stadt zu

---

Königsmark nach London folgen wollte. So kam denn Verabczyez mit Karl Johann nach London und gab ſeinem neuen Herrn oftmals Gelegenheit, ihn eigenhändig derb zu züchtigen. Doch ſelbſt Königsmarkſche Prügel beſſerten das polniſche Schwein nicht und Carl Johann mußte ihn fortjagen. Daher die Mißbilligung, daß van Praatz zu einem ſolchen delicaten Unternehmen das polniſche Schwein gewählt hatte, welches nicht holländiſch noch ſchwediſch noch ſonſt irgend eine Sprache verſtand, auch nie auf's Commando hörte, ſondern gleich alles niedermachte. Im Uebrigen war er ſtark wie ein Bär und van Praatz, der ſolche perſönliche Eigenſchaften liebte, fuhr fort, Freundſchaft zu halten mit dieſem vielfach geprügelten Ehelmann.

rückkehren würde. Eine Stunde und darüber warteten wir vergebens. Die Zeit wurde uns verteufelt lang, aber wir hatten glücklicherweise einige Bouteillen ächten Jamaica bei uns, und nahmen dann und wann eine Erfriſchung. Endlich kam die Geſellſchaft, ein Zug von zwanzig, dreißig Wagen mit Läufern, Vorreitern und Fackelträgern. Mit Feldherrnblick überſchaute ich die glänzende Schaar und achtete es nicht für gerathen, einen ſo überlegenen Feind anzugreifen. O ich commandire ſchlau und beſonnen! — Wir folgten in einiger Entfernung dem Zuge nach London, wo ſich die Wagen trennten. Der Wagen, in welchem unſer Tauſendpfünder ſaß, wurde ſtreng obſervirt. Das polniſche Schwein kennt alle Pferde in London und ſagte gleich: „Das iſt die Equipage von Thomas Thynn.“ Er fuhr nach Pallmall. Wir hinterher! Vor dem Hauſe des Herzogs von Monmuth hielten beide Equipagen. Der Herzog ſtieg aus und ſprach noch ein Weilchen mit Thomas Thynn. Er hatte den Fuß auf ſeinem Wagentritt. Ich machte meine Disposition zum Angriff.“

— „Mitten in London!“ rief Carl Johann, „in dem lebhaften Pallmall! Ging wirklich alles gut?“

— „Bewundernswürdig. Du wirſt erſtaunen. Im Augenblick, wo der Laquai nach Entfernung des Herzogs den Tritt aufſchlagen will, faſſe ich Poſto und wünſche Herrn Thynn einen ſchönen guten Abend. —

„Was iſt Euer Anliegen, Mann! Geſchwind!“ — „Kennt Ihr den Hauptmann van Praatz nicht, mit dem ihr ſo manchen guten Schluck habt durch die Gurgel laufen laſſen und ſo manche liederliche Nymphe incognito carreſſirt? Einen ſchönen Gruß vom Grafen Königsmark, er iſt krank, doch möchte er Euch gern dieſen Abend noch ſprechen.“

— „Elender! meinen Namen haſt du genannt?“

— „Das alles war Werk eines Augenblickes und läßt ſich ſo geſchwind, wie es ſich begab, gar nicht erzählen.“ — „Hole der Teufel deinen Königsmark!“ ſchreit der Tauſendpfünder. „Kutſcher, fahre zu!“ — Ha! den Kutſcher hatte das polniſche Schwein ſchon vom Bocke geriſſen. Dieſen Theil ſeiner Ordre hatte er verſtanden. Aber leider iſt er kurz von Begriffen, der Eſel hatte vergeſſen, daß er ſelbſt ſich auf den Bock ſetzen und fortkutſchiren ſollte, als jage ihn der Teufel und ſeine Großmutter. John Stern und deine Diener thaten das Ihrige, ſie hielten die Pferde, daß ſie fliegen und Funken aus dem Pflaſter ſchlugen. Während der Zeit unterhielt ich mich mit Thomas Thynn. Aber es war ſtockfinſter und der Kerl that, wie eine jungfräuliche Unſchuld, die ſich nicht carreſſiren laſſen will, und ſchrie: „Mord!“ Er hat eine ſüperbe Baßſtimme. Eine ganze Volksmenge wird herbeigelockt und fängt an mit zu ſchreien, die Wagenthür wird aufgeriſſen, und das polniſche Schwein, du weißt wie es iſt kann

nicht an ſich halten und muß alles maſſacriren. Richtig ſteckt er die Büchſe in den Wagen und brennt los.“

— „Gott im Himmel! Thomas Thynn iſt erſchoſſen.“

— „Mitten im Schrei blieb er ſtecken, wie wenn man einem Dorfküſter beim Vorſingen einen Stöpſel in den Hals pfropft. Wie viel er abgekriegt, konnte der Teufel in der Dunkelheit wahrnehmen. Auch war keine Zeit zum Unterſuchen da. Wir waren von Menſchen umringt; wir konnten es nicht mit ganz London aufnehmen und ſchlugen uns zu unſeren Pferden durch, die in der nächſten Straße hielten. Aber ſei ruhig, mein Sohn, einen tüchtigen Knacks hat er weg, ſo daß er dir nicht wieder in die Quere kommen kann.“

Carl Johann ward plötzlich glühend roth, ein grimmer Wahnſinn entſtellte ſeine Züge, ſeine Augen blitzten, ſein Haar ſträubte ſich.

„Bei meiner Seele!“ rief Vraaz, „du ſiehſt gerade aus, wie der alte Feldmarſchall vor Prag. Aber der Capitain van Vraaz fürchtet ſich nicht.“

Carl Johann, keines Wortes mächtig, packte ihn mit der Linken bei der Bruſt, ſchüttelte ihn und hob die geballte Rechte, wie um ihn zu erſchlagen.

„Ruhig, mein Sohn. Geh zu Bette und nimm ein kühlendes Pulver. Achilles und Patroklus, Oreſtes und Pylades, Caſtor und Pollux, Damon und Pythias dürfen nicht gegen einander wüthen. Hüte dich

alſo, mich zu reizen, oder ich werde ein brüllender Löwe, der Freund und Feind verſchlingt."

Gegen ſeinen Willen mußte er ſich ernſtlich zur Wehr ſetzen und tapfer auf ſeinen Gegner losgehen. Allein der Kampf dauerte wenige Augenblicke. Carl Johann packte ihn um die Hüften und ſchmetterte ihn zu Boden, daß ihm alle Knochen krachten. Hiemit war aber auch ſein Zorn beſänftigt. Dem Ueberwundenen reichte er die Hand, half ihm ſich aufrichten und fand endlich Worte.

— „Braaß! Ihr habt mich gebrandmarkt. In London auf offener Straße habt Ihr einen Meuchelmord in meinem Namen begangen. Mein Ruf als Ritter ohne Tadel iſt für immer dahin. Mein Leben hätte ich lieber gelaſſen. Steht auf und flüchtet, denn Ihr ſeid dem ehrloſen Tode am Galgen verfallen."

— „Ich, Hauptmann Braaß flüchten? Und bin ich nicht ein Edelmann? Ein Edelmann gehört nicht an den Galgen."

— „Wir ſind in London und ich habe dir vorausgeſagt, daß die Geſetze hier zu Lande den Edelmann nicht ausnehmen. Ich fliehe, krank wie ich bin. Philipp, gieb meinen Dienern Auftrag, mir das Nothwendigſte einzupacken. — Armer Bruder, dieſes Unglück trifft dich mit. Ihr alle werdet ſchwer darunter leiden!"

— „Eben darum fliehe ich nicht!" rief van Braaß. „Was ich eingebrockt habe, will ich ſelbſt

auch ausfreſſen und du ſollſt nicht darunter leiden. Nach Recht und Geſetz darf man mich nicht hängen, denn ich bin ein Edelmann und habe nur einem Bönhaſen einen Denkzettel gegeben, der ſich nicht ſtellen wollte, der eine Ausforderung, wie man ihm beweiſen kann, zerriſſen hat und alſo vogelfrei iſt.“

— „Das ſind Eure Begriffe, aber anders urtheilen die Landesgeſetze hier. Ich habe Euch gewarnt.“

— „Und wenn ich auch gehenkt werde! Lieber wäre ich zwar eines anderen Todes geſtorben. Der Menſch aber kann ſein Ende nicht beſtimmen. Mag's ſein. Dein Vater hat mir zweimal das Leben gerettet, du mir, ich weiß nicht, wie oft. Ich bezahle mit meinem Blute. Dir ſoll man nichts anhaben, ich nehme alles auf mich. Laß mir nur ein Denkmal errichten und meine Haupthelden-thaten darauf ſetzen. Füge hinzu, daß ich gehenkt ward, weil ich dir einen Freundſchaftsdienſt leiſtete, denn ein ſolcher war es. Das polniſche Schwein, das niemals nüchtern iſt, das niemals noch ſeinem Commando parirt hat, iſt Schuld an allem. Ich hätte ihn nicht mitnehmen ſollen. Und doch hat er, was er verdarb, einigermaßen wieder ins Gleiche gebracht. Wir waren umringt, ſahen uns ſchon ſo gut wie verhaftet und Thomas Thynn war gerettet. Sollten wir ihn in guter Ruh zu deiner Braut laſſen? Während du todtkrank und ohne Beſinnung da lagſt! Pfui! Ich hätte dir nicht wieder

vor die Augen treten mögen. So aber haben wir den Galgen riskirt und an dem Tausendpfünder ist nichts gelegen."

„Ich stand nach einer kurzen aber glorreichen Laufbahn auf dem Gipfel des Glückes!" klagte Königsmark. „Der König war mir gnädig, und wollte mich mit Geld und Ehren überhäufen. Jetzt ist alles dahin und obendrein meine Ehre befleckt. O! meine Mutter, meine Schwestern! Mein armer Philipp!"

— „Klage nicht! makelloser Ritter. Wir sind die Helden einer großen vergangenen Zeit. Ich zählte siebzehn Jahre, als ich unter deinem Großvater mithalf Prag einnehmen. Hätte ich damals gewußt, daß dadurch dieser hundsfönische Friede zu Wege käme, ich hätte meinem Chef gesagt: „General! Wir dürfen nicht alles thun! Denken wir an die Zukunft, an unsere Nachkommen." Dein Bruder, mein Achilleus, dieser Antinous, Adonis oder Narcissus gehört schon der neueren Zeit an. Er wird meinem Andenken Gerechtigkeit widerfahren lassen, falls ich wirklich gehenkt werden sollte."

— „Und ich kann auch nur mein Denkmal bestellen, du hast meinen Namen gegen Thynn genannt, hast dem Polacken und dem Lieutenant in meinem Namen eine Belohnung versprochen. Ihr habt Euch in meinem Hause bewaffnet, Euch meine Pferde und meine Diener mit genommen. Ich kann dem Verdachte nicht

entgehen, der Theilnehmer, wo nicht gar der Anſtifter dieſer Greuelthat geweſen zu ſein. Ich bin beſchimpft für alle Nachwelt."

— „Das biſt du nicht, du lagſt beſinnungslos im Fieber, du biſt noch krank."

— „Wo iſt der Polacke und der Lieutenant?"

— „Wir wurden zerſtreut. Es galt sauve qui peut. Nur ſeitwärts ſah ich Berasky's Säbel blitzen, der ſich durch die Menge hieb. Das iſt alles!"

Carl Johann klingelte und fragte ſeinen eintretenden Kammerdiener:

— „Sind meine Diener und Pferde zurück, die der Hauptmann Braaß mitnahm?"

Der Diener verneinte und Carl Johann gebot: „Packe meinen Mantelſack, ich muß augenblicklich reiſen."

„Incognito? mein vortrefflicher Achilleus."

„Der ſchnellfüßige Achill floh, wenn die Trojaner zu heftig wurden. Meine Diener und Eure Leute, Hauptmann, ſind ohne Zweifel ſchon verhaftet. Ich rette mein Leben und ſchäme mich deſſen nicht. Hauptmann, ſeid klug und kommt mit."

— „Ich bleibe und rette deinen Ruhm und deine Ehre für ewige Zeiten und würde ich auch mit glühenden Zangen zerriſſen."

Carl Johann umarmte ihn gerührt. „Du biſt zu gut für den Galgen," ſprach er. „Komm mit mir."

Philipp nahm das Wort. „Vielleicht ſteht alles beſſer als du denkſt, Bruder! Vielleicht iſt Thomas Thynn nur leicht verwundet und dann hat die Sache ſo ſehr viel nicht zu bedeuten.“ Er ging um Erkundigungen einzuziehen. —

Wenige Augenblicke ſpäter trat ein Conſtable mit Wache ein, um nach dem Hauptmann van Praag zu fragen. Königsmark zog ihn auf die Seite, drückte ihm einige Goldſtücke in die Hand und verlangte nähere Auskunft über den Stand der Dinge. Verasky und John Stern ſammt den Dienern waren verhaftet. Die Erſteren hatten bereits ausgeſagt, daß ſie vom Grafen Königsmark gedungen ſeien.

— „Das fehlt noch!“ rief Carl Johann empört. „So zeugt alles wider mich und der König ſelbſt wird mich für einen Mörder halten.“

— „Ja, Herr Graf! Ihr ſeid ſcharf im Verdacht.“

— „Iſt ſchon ein Verhaftsbefehl gegen mich erlaſſen?“

— „Noch nicht. Doch geſchieht es ſpäteſtens morgen und Euer Haus wird wohl ſchon dieſe Nacht bewacht werden. Ich rathe Euch, auf Eure Sicherheit bedacht zu ſein.“

Er ging und nahm den Hauptmann van Praag als Gefangenen mit.

Carl Johann wartete nur noch die Heimkehr ſeines Bruders ab, um ſeine Flucht anzutreten.

Philipp kam endlich und ſprach tief bewegt: „Thomas Thynn iſt leider noch nicht todt. Leider! ſage ich, denn er iſt ſchwer verwundet und giebt vielleicht ſchon dieſe Nacht ſeinen Geiſt auf. Er lebt alſo nur noch, um dich als ſeinen Meuchelmörder anzugeben. Vor ſeiner Thür iſt alles voll Menſchen, dein Name geht von Munde zu Munde. Drinnen war die Polizei.“

— „Leb wohl, Bruder!“ ſprach Carl Johann. „Ich hätte nicht gedacht, mich ſo von dir zu trennen. Das iſt aus dem vollkommenen irrenden Ritter, aus dem erſten proteſtantiſchen Malteſer geworden, der die Sagen der Ritter von der Tafelrunde zu vergegenwärtigen verſprach.“

— „Mußt du denn fliehen, lieber Bruder, mit dieſem ſchnöden Argwohn belaſtet? Wende dich an den König, der wird ſeinen Günſtling retten.“

— „Carl II. iſt unzuverläſſig und wetterwendiſch. Wer weiß auch, ob er die Macht hat, wenn er den Willen dazu haben ſollte. — Nein, Bruder. Ein Unſtern iſt über unſer Haus aufgegangen, und ich bin der erſte, der fällt. Alle meine ferneren Kriegsthaten und ſelbſt der glorreiche Tod auf dem Schlachtfelde, den ich ſuchen werde, können dieſe Makel nicht tilgen. Philipp! du haſt ſo oft den Kopf geſchüttelt zu dieſen böſen Geiſtern, die du um mich erblickteſt. Geſtehe, dein Bruder beherrſchte ſie. Kein Zauberer hielt je

ſeine Dämonen beſſer im Zaume. Sie zitterten vor mir und waren doch mit Leib und Seele mir ergeben. Allein das Fieber in der glänzendſten Kataſtrophe meines Glücks, ein Augenblick des Unbewußtſeins und ſie waren entfeſſelt. Aus Anhänglichkeit haben ſie mich geſtürzt und ſich an den Galgen gebracht. So ſpielt das Schickſal mit dem Starken."

— „Bruder! ſo ſah ich dich noch nie. Giebt es einen Unſtern, der meinen Carl Johann darniederbeugen kann?"

— „Ich ſage dir ja, es iſt der Unſtern unſeres Hauſes. Das Glück, das treuloſe, hat uns ſeine neidenswürdigſten Gaben verliehen, um uns zu verderben. Sieh! Schon unſer Grund iſt morſch und locker. Unſer König *) beraubt und plündert uns, und Carl Johann, die nächſte Stütze unſerer Zukunft, iſt gefallen. Wenig bewußtloſe Augenblicke reichten hin zu meinem heilloſen Verderben. Ich, der niemals krank war, warum mußte ich es gerade in dieſem Augenblicke ſein? Der Anfang zu unſerem Verderben iſt gemacht. Du wirſt es einſehen. Du weißt mehr Weltgeſchichte als ich, deine Erziehung war eine ſorgfältige.

*) Auch Carl XI. von Schweden war ein Fürſt der damaligen Neuzeit, er brauchte viel Geld, um ein galanter Fürſt zu ſein und viel Soldaten, um mit bewaffneter Macht zu drohen.

Gott' ſchütze dich und unſere glänzende Aurora! — Und nun kein Wort mehr! Wir ſind in den Händen der Vorſehung. Lebe wohl!"

Die Brüder ſchieden nach einer herzlichen Umarmung. Carl Johann warf ſich in den Wagen und fuhr nach Gravesend. Auf einem dort liegenden Schiffe wollte er nach Holland überfahren, bevor es ihm jedoch gelang ward er verhaftet, nach London zurückgebracht und erhielt ſein Gefängniß in Newgate.

Die ungewöhnliche Eile der ſonſt ſo trägen Juſtiz verrieth einen geheimen Einfluß mächtiger Feinde.

Ganz London war in Bewegung, der berühmte Königsmark hatte den wohlbekannten Tauſendpfünder auf freier Straße ermorden laſſen. Hof und Stadt nahmen im Voraus Parthei für und wider den ſchönen jungen Mörder. Die Herzogin von Northumberland war gleich bei der erſten Nachricht nach London gekommen, um aus Eigenſinn wie aus Trotz gegen den König ihre Enkelin dem Thomas Thynn noch auf dem Todtenbette antrauen zu laſſen. Thynn's Familie, Lord Ogle, der Herzog von Monmouth, die Percys und endlich auch die Southamptons und Marmouths, welche in ihm den Verführer ihrer ſchönen Frauen erblickten, ſuchten den ſchwediſchen Abenteurer in's gehäſſigſte Licht zu ſtellen und ſparten keine Verleumdung die öffentliche Meinung wider ihn aufzubringen. Hin-

gegen der König, der Hofadel und vor allen Dingen die Damenwelt erklärten ihn für unschuldig. Wider ihn sprach sein Verhältniß zu van Vraap und Vereczyczi, für ihn sein ritterliches Wesen und seine Tapferkeit. Es ließ sich nicht muthmaßen, daß der junge Herkules der Hülfe schamloser Banditen bedurfte, um einen Nebenbuhler zu bezwingen.

Sein Proceß nahm auch bald eine günstige Wendung. Es kam heraus, daß der Tausendpfünder während seiner Werbung um Lady Ogle, ein Mädchen unter Versprechung der Ehe verführt hatte, ingleichen daß er der Kammerjungfer*) fünfhundert Pfd. St. schriftlich zugesichert hatte, damit sie die Lady zu dieser Verbindung überredete. Vereczyczi blieb zwar bei seiner Aussage, von Königsmark gedungen zu sein. Jedoch erwies er sich vor Gericht als ein unfähiger, halbverrückter Geselle, während der tapfere van Vraap alles auf sich nahm, und sogar nachwies, daß die Feinde Königsmarks unter Zusicherung seiner Begnadigung nebst einer großen Geldsumme, seine Aussage wider Königsmark zu erkaufen versucht hatten.

Aber nicht nur in London, in ganz Europa erregte der Prozeß Aufsehen und war seiner Zeit das

*) Diese Kammerjungfer wurde klagbar und verlangte die fünfhundert Pfd. von der nunmehrigen Elisabeth Thynn, welche ja am besten wissen konnte, wie redlich diese Summe verdient war. Der Rechtsstreit darüber dauerte sehr lange.

alleinige Tagesintereſſe. Die Gerichtsverhandlungen, welche in Folio zu London 1682 erſchienen, fanden unerhörten Abſatz. Die Seſſionszimmer waren jedesmal zum Erſticken überfüllt.

Am 28. Februar 1682 erſchien endlich das Urtheil. Vor der Old-Bailey war eine zahlreiche Wache aufgeſtellt, die mit ihren Lanzen die andrängende Volksmenge abwehrte. Dann und wann trat ein Conſtable auf und rief:

„Liebe Freunde! Der Saal iſt übervoll. Keine Seele hat mehr Platz darin, man läuft Gefahr zu erſticken oder erdrückt zu werden. Es kann niemand mehr hinein!“

„Die Gerechtigkeit iſt öffentlich in Altengland!“ rief eine dicke Fiſchfrau.

„Das Volk will ſehen, wie man im Lande Recht ſpricht!“ fügte ein rieſiger Fleiſchergeſelle hinzu.

„Recht und Geſetz!“ ſchrie ein Matroſe und ballte die Fäuſte. „Old-Bailey iſt keine ſpaniſche Inquiſition und keine Sternkammer aus alten deſpotiſchen Zeiten. Der Mörder iſt ein Günſtling des Königs, der Lord Oberrichter ein Augendiener und die Geſchworenen ſind beſtochen. Gebt Acht, Leute, die Schufte werden freigeſprochen, darum verſperren ſie ſich hinter Schloß und Riegel und unterſuchen und urtheilen heimlich.“

„Du haſt ja ſchon gehört, Tom!“ entgegnete

der Conſtable, „der Saal iſt vollgepropft. Ueber tauſend Menſchen ſind darin, die bezeugen können, daß alles recht und gebührlich zugeht.“

— „Warum ſollen wir denn ausgeſchloſſen ſein? — Wir verlaſſen uns nicht auf andere. Tauſend Menſchen ſind in London ſchon zu haben, die alles Mögliche bezeugen. Wir wollen ſelbſt hören und ſehen. Drängt zu, Leute! immer zugedrängt!“

Ein neuer Verſuch zum Durchbrechen wurde unternommen und wieder abgewieſen.

— „Bei allen Teufeln!“ rief der Matroſe. „Ich muß hinein. Wird der vornehme Spitzbube freigeſprochen, ſo komme ich augenblicklich heraus und ſchwinge mein Halstuch! — Seht! das iſt das Zeichen. Gebt Raum, ihr braven Leute.“ Durch gute Worte und Rippenſtöße machte er ſich Platz, nahm einen Anlauf und ſprang über die gekreuzten Lanzen hinweg, ſtieß die hinterſten Wachen zurück und gelangte in den Gerichtsſaal.

Die Menge ſtieß ein tauſendfaches Hurrah! aus.

„Wenn die Buben freigeſprochen werden,“ riefen mehrere Stimmen, „ſo ſtürmen wir das Haus, ſteinigen den Lord Oberrichter und reißen die Mörder in Stücken!“

„Und das Herz des ſchwediſchen Grafen behalte ich mir vor!“ ſchrie die dicke Fiſchhändlerin. „Ich

will es auf dem Roſte braten und verzehren wie eine gebackene Flunder."

„Recht ſo, Sara!" rief eine Käſehökerin. „Du biſt die Frau, die Wort hält und ich liefre dir die Butter, den Biſſen fett zu machen."

Der Matroſe zeigte ſich wieder zwiſchen den Wachen, die ihn ungehindert hinausgehen ließen. Auf der oberſten Treppenſtufe blieb er ſtehen, ſchwang aber nicht ſein Halstuch, ſondern ſtreifte den rechten Aermel ſeiner Jacke auf.

„Leute!" rief er, „ſeht her den ſchwarzen Ring, den ich von der Sklavenkette habe."

— „Wir kennen das, Tom! wir haben es tauſendmal geſehen!"

Tom nahm ſeine Mütze ab und ſtrich das Haar zurück. — „Seht hier die Narbe eines mauriſchen Säbelhiebes!"

— „Wir wiſſen das, Tom! Warum ſchwingſt du dein Tuch nicht, iſt er verurtheilt?"

— „Vor vier Jahren, wie Ihr wißt, ſegelte ich mit einer Brigg im Mittelmeere, welches von türkiſchen Seeräubern genommen wurde."

Ein lautes Gelächter erhob ſich: „Still, Tom! ſtill! unſere Buben und Mädchen können das ſchon auswendig herſagen."

Tom fing, mit Thränen in den Augen, zu ſchreien an: „Ihr laßt mich nicht zu Worte kommen und doch

iſt der tapfere Jüngling, von dem ich Euch erzählte, der mich und viele andere aus der Sklaverei gerettet der tauſend Saracenen in die Pfanne gehauen hat, der mich pflegen ließ, weil ich zu viel gelitten hatte, um ihm folgen zu können und mir funfzig Dukaten ſchenkte, um heimzureiſen, Niemand anders als der ſchwediſche Graf Königsmark! — Nun frage ich Euch, Landsleute! da wir der tapferſten und edelmüthigſten Nation der Welt angehören, ſind die Thaten dieſes Ritters nicht echt britiſch, iſt er nicht ein braver, edelmüthiger Herr? Jedweder, der ein echt britiſches Herz im Buſen trägt, thue wie ich, oder ſeine Mutter hat mit einem Juden, mit einem franzöſiſchen Windhund gebuhlt.“ — Hiemit nahm er ſeine Mütze ab, warf ſie hoch in die Luft und ſchrie: — „Ein Hurrah dem ſchwediſchen Malteſer.“

Tauſende von Mützen und Hüten flogen in die Höhe. Ein tauſendſtimmiges Hurrah erhob ſich in die Luft und ſelbſt die fern Stehenden, welche Tom nicht hören konnten, ſchrieen mit.

„Und der iſt jetzt verurtheilt?“ fragte ein herkuliſcher Schmied.

„Hört, was geſchah, Freunde! Ich trete in den Gerichtsſaal, dränge mich vor bis an die Schranken und wer ſitzt auf der Bank der Angeklagten, mein Retter, mein Befreier, mein Wohlthäter, derſelbe, deſſen Blut ich noch vor wenigen Augenblicken trinken

wollte, den ich aber jetzt mit meinem letzten Blutstropfen vertheidigen muß, denn ich wäre ein Hundsfott, wenn ich anders handelte."

„Du hast recht, Tom. Du mußt ihm beistehen. Ist er also verurtheilt?"

„Die drei gemeinen Missethäter werden gehenkt, der Polacke in Ketten, die anderen beiden erhalten christliches Begräbniß."

„Aber der Graf, der Graf!"

„Ist einstimmig frei gesprochen!"

Ein Gemurmel des Unwillens ward laut: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Gott verdamme den Lord Oberrichter, der das Recht verdreht."

Der riesige Schmied nahm das Wort: „Tom! wir wissen, daß du ein braver Junge bist und deinen Befreier und Wohlthäter nicht im Stiche lassen darfst. Aber ein Mörder muß hängen, das geht nicht an, daß uns die Schweden hier auf unseren eigenen offenen Straßen todtschießen lassen."

„Schmied, ist in deinem Hirnkasten eine Schraube los? Können deine Bälge warm und kalt zugleich blasen? Kann ein Mensch Engel und Teufel zugleich, tapfer und feige sein? Mit dem kleinen Finger hätte er den Tausendpfünder todt drücken können und hätte keiner Büchsenkugel bedurft. Wer hundert Türken niedersäbelt, der dingt nicht drei Meuchelmörder, um

einen Weichling aus der Welt zu ſchaffen. Wenn du das glaubſt, ſo haſt du keinen Begriff von Ehre und Edelmuth."

„Du haſt Recht, Tom!" ſagte der Schmied und viele ſtimmten ihm bei.

In dieſem Augenblick trat Carl Johann aus Old-Bailey, gefolgt von ſeinem Bruder und einigen Freunden. Er iſt freigeſprochen! durchlief ein finſteres Gemurmel die Menge und drängte ſich um die Treppe, daß kein Durchkommen möglich war.

„Laßt mich durch! meine Freunde," ſprach ruhig Carl Johann. Doch Niemand rührte ſich. Es erhob ſich ein leiſes Murren, wie Meeresbrauſen kurz vor dem Sturm.

„Mitbürger!" rief Tom. „Ihr ſeht hier den Grafen Carl Johann Königsmark, deſſen Name an den Ufern des Mittelmeeres von Chriſten und Heiden mit Bewunderung genannt und von Hunderten geſegnet wird, die er aus den Ketten der Sclaverei und aus den blutigen Händen der Mauren befreit hat. Macht Platz!"

Doch die Menge blieb dicht und wankte nicht. Hie und da erhob ſich ſogar ein leiſes Pfeifen.

„Betrachtet dieſe hohe jugendliche Heldengeſtalt," fuhr Tom fort und die Begeiſterung gab ſeinem von Sturm und Wetter verwüſteten Antlitz und ſeiner rauhen Stimme Adel und Wohlklang. „Seht dieſen Stolz

in ſeiner Haltung. Leſet in dieſen männlich ſchönen Zügen die Ruhe des guten Gewiſſens. Glaubt nicht, daß Gott Meuchelmördern eine ſchöne und gebieteriſche Geſtalt verleiht! Es wäre eine Läſterung. Und ſehet ſeinen Bruder neben ihm, gleicht er nicht dem Engel Gabriel auf dem Altarbilde unſerer lieben Frauenkirche? Iſt das ein Kainsgeſchlecht? Wo iſt das Brandmal auf dieſen Stirnen?" — Während Carl Johann ſinnend ſeinen Vertheidiger betrachtete, und ihn nirgend hinzubringen wußte, erhoben ſich Stimmen in der Menge: Braver Tom! Wackerer Junge!

„Seht das Malteſerkreuz auf ſeiner Bruſt und er iſt kein Papiſt, er wird nicht mit den Päpſten und rothen Cardinälen in der Hölle brennen. Seht die Narben meiner Sclavenketten, die er gebrochen. Huſſah! dem ſchwediſchen Malteſer, Huſſah! dem Saracenenvertilger, Huſſah! dem Befreier ſeiner Chriſtenbrüder."

Das zahlreiche Gedränge wiederholte donnernd den Ruf und wich endlich.

„Jetzt folgen Sie mir, Herr Graf!" ſprach Tom zu ſeinem früheren Wohlthäter.

Kaum aber waren ſie mitten in der Menge, als oben auf der Treppe ein Lakai in Gallalivree ſich zeigte, in der einen Hand ein blutiges Tuch, in der anderen eine bleierne Kugel.

Ich bin der Kammerdiener des ſeligen Herrn Thomas Thynn. Seht hier das Schnupftuch von ſei-

nem edlen Blute gefärbt iſt. Seht hier die Kugel, die ſeine wohlwollende Bruſt zerſchlug, der gute, luſtige, freigebige Thomas Thynn ſo ſchändlich ermordet und der Lord Oberrichter ſpricht den Mörder frei, das verſtändige engliſche Volk bringt dem Mörder ein Huſſah. Wehe über London! wenn ſolch' frecher, ausländiſcher Mörder nicht nur mit heiler Haut davon kömmt, ſondern obendrein noch gefeiert wird."

Von neuem änderte ſich die Stimmung des Volkes und man ſchrie: Nieder mit dem Meuchelmörder.

Vergebens rief Tom: „Bevor Jemand Hand an ihn legt, muß ich eine Leiche ſein."

„Schlagt ſie Beide nieder!" hieß es in der Menge. „Eine Schande für uns, wenn er ſo davon kömmt. Altenglands Geſetze über alles."

Carl Johann erſtieg die Treppe wieder und rief mit ſeiner Heldenſtimme der tobenden Menge ein donnerndes Halt! zu.

„Von meinen Richtern freigeſprochen, habe ich das Recht frei auszugehen, wohin ich will. Wer iſt es, der es mir ſtreitig macht? Er nenne ſich, denn es iſt nicht Sitte im hochherzigen Volke der Briten, daß Hunderte und Tauſende über Einen herfallen. Gleiches Spiel heißt es in Altengland. Hier! ich lege meine Waffen ab. Trete vor, wer da will, Mann für Mann, oder auch drei, vier, fünf mögen zugleich kommen."

Das war entſcheidend. Kein Engländer ver-

ſchmäht eine Herausforderung und das Boxen iſt eine Nationalluſtbarkeit.

„Gleiches Spiel!“ wurde im Volke gerufen. „Was, giebt's in London keine ſtarken Kerle gegen einen Schweden?“

„Ich nehme ihn auf meine Hand,“ ſprach der herculiſche Schmied und augenblicklich ward Raum gegeben. Lautloſe Aufmerkſamkeit feſſelte die Menge.

Carl Johann blieb mit untergeſchlagenen Armen an der Treppe ſtehen. „Komm an!“ ſagte er.

„Was? mein Junge! Denkſt du das Boxen ſei Kinderſpiel oder willſt du dich wie ein Opferlamm erſchlagen laſſen? Ich balle meine Fauſt nicht gegen einen Feigherzigen. Allein das wird dir nichts helfen, die Weiber reißen dich in Stücken.“

Carl Johann deutete auf einen großen Haufen Straßenkehricht, einige Schritte von der Treppe, in welchen dieſer und jener ſchon hineingedrängt worden und mühſelig ſich wieder gerettet hatte.

„Kümmre dich um nichts, guter Freund!“ ſagte er. „Biſt du mit dieſem Lager zufrieden? Weich genug iſt es, aber nicht ganz rein.“

Der Schmied trat näher und ballte ſeine Rieſenfauſt. „Willſt du todtgeſchlagen ſein, mein Junge? ſo habe ich nichts dawider, denn du haſt mich herausgefordert. Bete ein Vater unſer, vielleicht biſt du dennoch ſchuldig. Biſt du fertig? Es gilt.“

Hiermit nahm er einen ungeheuren Anlauf, um ſeinem Gegner den tödtlichen Schlag in die Herzgrube zu verſetzen. Carl Johann aber, der mit ſcharfem Auge jede ſeiner Bewegungen beobachtete, bog den Stoß ab, packte den herculiſchen Schmied um die Hüften und ſchleuderte ihn hoch in die Luft, ſo daß er einen Bogen beſchrieb, in den großen Kehrichthaufen hineinfiel und beinahe darin verſank.

Ein gellendes Gelächter erfüllte die Luft, dem ein donnerndes Bravo erfolgte.

Der Graf hatte wieder ſeine Arme untergeſchlagen und fragte ruhig: „Wer will noch?“ — Niemand rührte ſich. — „Vielleicht du, Camerad? Du ſcheinſt mir ſo ziemlich der Stärkſte von Allen.“

Dieſe Worte galten einem coloſſalen Fleiſcher, der ſich aber nicht rührte, ſondern ſtarr und blöde den jungen Ritter anſah.

„Courage, Ochſenmichel!“ rief es aus der Menge. „Was frägſt du nach einem Puff in deinen Fettwanſt? Drei Zoll Speck ſind doch nicht empfindlich. Immer vorwärts. Sei patriotiſch. Es gilt Alt-Englands Ehre, die ſolche Speckbäuche herausfüttert.“

Der coloſſale Schlächtermeiſter wußte nur mit Ochſen umzugehen, nicht mit Rittern. Er wollte ſich der allgemeinen Aufmerkſamkeit entziehen. Allein das eben ſo coloſſale Fiſchweib trat ihm in den Weg.

„Nicht von der Stelle, du Wallfiſch! du Goliath!

du Falſtaff! Hätteſt du nur ſo viel Verſtand wie die Ochſen die du ſchlachteſt, du würdeſt die Aufforderung annehmen, mit einem Grafen zu boxen. Dieſe Ehre wird dir nicht alle Tage geboten."

„Boxe doch ſelbſt, alte Hexe," antwortete der ſogenannte Ochſenmichel. „Klattre zur Ehre Alt-Englands mit deinen dicken Röcken wie eine Krähe durch die Luft."

Königsmark war in ſeiner Heldenlaune. „Frauenzimmer von ſolchem Umfange in die Luft zu hiſſen iſt kein leichtes Stück Arbeit. Doch immer kommt an, Mutter. Ich werde galant ſein."

Von Neuem erhob ſich ein Gelächter.

Das wüthende Fiſchweib gab dem Ochſenmichel einen Fauſtſchlag in's Geſicht, daß ihm die Naſe blutete und ſagte dazu: „Siehſt du, ich will dir zeigen, daß ich auch einen Ochſen ſchlagen kann."

Der Ochſenmichel ließ ſeine Naſe bluten und ſprach gelaſſen: „Miſtreß Sara, Ihr kennt alle Fiſche in der Themſe, aber doch vielleicht noch nicht dieſen." Hiermit gab er ihr einen Backenſtreich, daß ihr das Blut aus Mund und Naſe floß. „Das iſt ein Backfiſch," fügte er hinzu. „Ein wenig hart. Man kann ſich ſeinen letzten Zahn daran ausbeißen. Aber ich wünſche Euch geſegnete Mahlzeit."

Neues Gelächter. Der Ochſenmichel ſuchte zu entkommen, das dicke, blutende Fiſchweib verfolgte ihn

mit ihrem beſten Geſchrei und ihren ausgeſuchteſten Schimpfworten. — Die Menge war in der heiterſten Stimmung.

„Jetzt vorwärts, Herr Graf!“ ſagte Tom.

„Finde ich endlich mein mir zugeſprochenes Recht, zu gehen wohin ich will?“ fragte Königsmark.

„Geht wohin Ihr wollt!“ wurde gerufen. „Der Tauſendpfünder war ein Lump, ein Säufer, eine liederliche Beſtie, der unſere Frauen und Töchter verführte.“ Man gab ihm Raum und Ausrufe der Bewunderung über ſeine Geſtalt, ſeine Rieſenkräfte und ſein echt britiſches Benehmen folgten ihm nach. In den nächſten Straßen öffneten ſich alle Fenſter, die Herren rieſen Huſſah und klatſchten in die Hände, die Damen wehten mit weißen Tüchern und warfen ihrem Liebling Bandſchleifen und Blumenſträuße zu.

Tom ſpähte indeſſen mit volkskundigem Sinne auf jedes Geräuſch und jede Bewegung. „Verdoppelt Eure Schritte, Herr Graf,“ warnte er, „es iſt ſchon wieder nicht richtig. Wie träge auch der Engländer an ſich iſt, ſo ſind wir unſerer viele beiſammen, doch leicht beweglich und wandelbar, wie die See, unſer Element.“

Wirklich erhob ſich ein Brauſen, Jauchzen und Pfeifen wieder und von neuem ſchoß die Menge, wie eine Waſſerfluth, nach und ein Stein von artigem Gewichte flog dicht vor dem Grafen nieder. Königs-

mark ſah ſich nach ſeinem langen Schwert um, allein ſein Page, dem er es gegeben und ſein Gefolge waren im Gedränge von ihm getrennt worden. Tom faßte ihn beim Arm und zog ihn in ein nahes Haus.

Noch einmal war es dem Kammerdiener Thynn's gelungen, mit dem blutigen Tuche und der Büchſenkugel das Volk aufzuregen.

„Was?" rief er. „Ihr jauchzt, wenn Eure beſten Vorer in den Koth geworfen werden? Soll denn dieſer Fremdling allen Geſetzen und Sitten und der ganzen Nation Schande anthun? Iſt ſeine Stärke gleich eine unerhörte ſeit Simſons Zeiten, ſo wiſſen wir doch, daß Simſons Kräfte in ſeinem Haupthaar beſtanden; worin aber die Kräfte dieſes Schweden beſtehen, wiſſen wir nicht. Wer weiß, ob er nicht irgend einen Talisman bei ſich führt, den er in Tanger von einem marokkaniſchen Zauberer erhalten hat, und der ihn ſtich-, ſchuß- und hiebfeſt macht. Aber gegen Knittel und Steine hilft er nicht, das hat mir ſein eigener Diener geſagt."

„Aha! Dieſer Kerl alſo ſteht im Bunde mit dem leidigen Satan!" rief es in der Menge. „So iſt es ja ein gottgefälliges Werk ihn todt zu ſchlagen. Steinigt ihn, reißt ihm das Teufelsſiegel ab."

Königsmark indeſſen war der Volkswuth entzogen. Er durcheilte mit ſeinem großmüthigen Füh-

rer Gänge und engwinkelige Gaſſen und ſie beeilten ihre Schritte um ſo mehr, da ſie ſich verfolgt ſahen.

Endlich rief eine Stimme hinter ihnen: „Um Gottes willen ſteht, Graf Königsmark, ich bin ſchon außer Athen und kann Euch nicht länger nachlaufen durch dieſes Labyrinth.“

„Wer da, Freund oder Feind?“ fragte Königsmark.

„Gut Freund!“ antwortete der Unbekannte, „Sir Joſua, Kämmerer des Königs und abgeſchickt von Seiner Majeſtät.“

„Was befiehlt der König?“

„Folg mir ſogleich zu ihm. Zur beſſeren Sicherheit ſteht eine Chaluppe bereit. Wie aber gelangen wir zum Fuß? In dieſem verdammten Theil der City kann ich mich nicht zurecht finden.“

„Die hochwohlgebornen Herren werden mir erlauben ſie zu führen,“ verſetzte Tom. „Wo liegt das Fahrzeug?“

„An der Londonbrücke.“

Der Seemann ging vorauf, die beiden Herren folgten, das Boot ward erreicht. Man ſtieg ein und das Boot, von vier tüchtigen Ruderern getrieben, flog ſtromaufwärts.

Jetzt erſt betrachtete der Graf den Matroſen näher und ſprach „Biſt du es, redlicher Burſche, der mich ſo wacker vertheidigt hat? Du thatſt recht mit ein-

zuſteigen, ſei überzeugt, daß ich geleiſtete Dienſte nicht unbelohnt laſſe. Nimm hin, braver Mann!"

Hiermit reichte er ihm ſeine Börſe, und Tom küßte die ihm dargebotene Hand, doch ſchob er das Geld zurück.

„Wie, mein Junge! Du verſchmähſt dein wohlverdientes Geld? Du haſt dein Leben dafür ausgeſetzt."

„Herr, ich bin zu tief in Eurer Schuld noch, betrachtet mich einmal, ich werde mich freuen, wenn Ihr mich wieder erkennen ſolltet."

Lange ſah der Graf ihn an, eine Menge Bilder ſeines jungen, abenteuerreichen Lebens zogen an ihm vorüber. Endlich fragte er: „Wärſt du der Sklave, den ich auf dem tuneſiſchen Seeräuberſchiff traf?"

„Ihr habt meine Ketten geſprengt und mich mit Geld zur Heimkehr reichlich verſehen."

„Ich erinnere mich! Aber wenn du kein Geld willſt, was kann ich für dich thun?"

„Mein einziger Wunſch iſt, Euer Gnaden Diener zu ſein. Ihr werdet mich ſchon brauchen können."

„Komm morgen in mein Hôtel, wir wollen weiter davon reden."

„Da dürfte der brave Mann zu ſpät kommen," verſetzte Sir Joſua, „um dieſe Zeit ſeid Ihr nicht mehr in London."

„Wie das?" fragte Königsmark befremdet, „wer ſchreibt mir mein Thun und Laſſen vor?"

„Ihr werdet es erfahren," ſagte Sir Joſua, ſchrieb mit Bleiſtift einige Zeilen auf Papier und reichte es Tom: „Willſt du dieſen Herrn beſtimmt treffen, ſo finde dich um Mitternacht an dem hier aufgeſchriebenen Orte ein."

Gleich darauf landeten ſie.

Als der dienſtthuende Kammerherr die Angekommenen meldete, hörte man die Stimme des Königs, welcher laut verlangte: „der Graf ſoll ſogleich hereinkommen!"

„Ich habe Euch herbeſchieden," redete er den Eintretenden an, „um Euch zu eröffnen, daß Ihr noch dieſe Nacht London verlaſſen müßt."

„Wodurch war ich ſo unglücklich mir die Ungnade Ew. Majeſtät zuzuziehen?"

„Meine Ungnade? davon iſt keine Rede. Wer kümmert ſich hier zu Lande um meine Gnade oder Ungnade? Seid nicht wie alle andern, Königsmark. Mißdeutet meine Worte nicht. Schiebt mir keine niedrigen Abſichten unter, wo ich es gerade redlich mit meinen Freunden meine. Kurz und gut, Euer Leben iſt in Gefahr."

„Ich bin von meinen geſetzlichen Richtern frei geſprochen."

„Aber das Volk rebellirt."

„Es hat mir zuletzt ein Hurrah gebracht."

„Und zum Deſert Euch mit Steinen geworfen. In Euer Hôtel könnt Ihr nicht zurück. Alle Fenſter ſind eingeworfen. Das iſt für heut. Morgen verſammelt ſich der Pöbel in aller Frühe wieder, erſtürmt Euer Haus und hängt Euch an den erſten beſten Laternenpfahl.“

„Sire! mein gutes Schwert —“

„Wollt Ihr gegen ganz London anfechten? Euer Schwert iſt gut, aber kein Zauberſchwert. Und Ihr ſeid kein raſender Roland, wenn Ihr auch einen guten Theil ſeiner Raſerei beſitzt. Ueberhaupt iſt es aus mit der Ritterlichkeit und den Heldentugenden. Jetzt herrſcht der Plebs, wenigſtens auf dieſer Inſel, und ſelbſt der vollkommen irrende Ritter hat ſich heute auf freier Straße mit dem Pöbel gebalgt.

„Die Polizei und die Soldaten Ew. Maj. ließen mich im Stich.“

„Da ſeht Ihr, was die geſetzliche und bewaffnete Macht hier ausrichtet.“

„Nachdem ich aber geſetzlich freigeſprochen bin, wird Ew. Maj. mächtiger Schutz —“

„Mein mächtiger Schutz bewahrt noch nicht einmal das Ei in einem Hühnerſtall. Als wir uns zum letzten Male ſahen, zeigte ich Euch, wie der Adel mich behandelt, und heute habt Ihr die Artigkeit meines Volkes kennen lernen. In dieſem ſchönen Lande iſt jedermann frei, nur dem Könige ſind die Hände und

Füße gebunden. Man behandelt mich, wie der Ruſſe ſeinen Heiligen, jetzt betet er ihn an und gleich darauf prügelt er ihn. — Ihr ſeht alſo, Graf Königsmark, daß ein König, der ſich ſelbſt nicht ſchützen kann, für ſeinen Freund auch mehr nicht, als eine ſichere Flucht beſorgen kann."

„Flucht? Sire! Nach dieſem Ausgang meiner Angelegenheiten?"

„Ihr ſeid in Gefahr, wenn Ihr Euch in Londons Straßen zeigt."

„Bei Greenwich liegt ein ſegelfertiges Schiff. Ich habe Euren Leuten Befehl gegeben Eure Sachen zu packen und an Bord zu bringen. Vor Tage lichtet es die Anker, Alles iſt bezahlt und Ihr könnt Euch ſpäter einmal darüber mit dem Hofmarſchall abfinden. — Wie glücklich biſt du, Königsmark! Jung, reich, ſchön, heldenmüthig, ſiegreich ſteht die ganze Welt dir offen. Bei allen Höfen, bei allen Kriegsherren, bei allen Frauen biſt du willkommen. Faſt ſo glücklich war ich damals auch, als ich noch die Welt durchirrte und oft nicht wußte, wo ich ein nächtliches Obdach oder ein Mittageſſen finden konnte, denn nicht immer traf man einen Fürſten, einen Edelmann oder einen Juden, der einem landflüchtigen, umherſtreifenden Prinzen Geld borgte. Und doch waren das die glücklichſten Jahre meines Lebens. — Als ich nach mei-

ner Rückberufung in dieſe Stadt einzog, ſollen mehrere Leute vor Freude geſtorben ſein. Aber das waren meine Flitterwochen mit der Nation. Jetzt! — Ach! wie ſtehen wir jetzt. Allmählig kamen ich und mein Volk zu der unglücklichen Entdeckung, daß wir nicht für einander paßten. Ich habe nie Anlagen zu einem conſtitutionellen König gehabt und die guten Engländer hatten während den langwierigen Unruhen alle ihre Anlagen verlernt, Unterthanen der Stuarts zu ſein. — Zuweilen fällt mir ein, dieſes undankbare Land zu verlaſſen. Welch ein königlicher Spaß, wenn ich dieſe Nacht dich begleitete und die Lords, die morgen zu meinem Lever kommen, das Neſt leer und den Vogel ausgeflogen fänden. Vielleicht aber auch macht es ihnen mehr Freude als Verdruß. Manchmal möchte ich der Krone öffentlich entſagen. — Carl V. und Chriſtine ſollen den Schritt bereut haben. — Wunderbar! Täglich fühlt man die Dornenſtiche der Krone und nimmt ſie ſich doch nicht vom Kopfe. Die Wenigen, die den Muth dazu hatten, waren nachmals ſchwach genug, es zu bereuen. — Ja! Macht iſt verlockend! Aber ich, der ich keine Macht beſitze, werde ich ein Kinderſpielzeug, eine leere Gaukelei betrauren? — Wäre ich jetzt in deinem Alter! — Du theilſt dein Leben zwiſchen Waffen, Wein und Weibern. Du gehſt ein wenig weiter noch als wir anderen Sünder, du hältſt dir Meuchelmörder!“

„Wie, Eure Majeſtät ſchenkt mir Ihre Huld und hält mich einer ſolchen Verworfenheit fähig?"

„Du haſt in Italien und Spanien gelebt. Man nimmt fremde Sitten an, ohne zu wiſſen wie."

„Sire! Geſtattet mir Euch von der Gegenwart eines Mannes zu befreien, der in Euren Augen ein verworfener Schurke iſt."

„Mein Gott, ich entſchuldige dich ja. Du haſt hitzige Leidenſchaften und liebſt die Lady. Du biſt mir dadurch nur um ſo angenehmer. Für uns andere Sünder iſt es ein wahrer Genuß mit jemanden zuſammen zu ſein, der noch um einige Grade tiefer geſunken iſt."

Mit Mühe hielt Königsmark an ſich. Seine Augen blitzten. Lippen und Wangen hatten ſich entfärbt, aber ſeine Stirn war geröthet und die Adern pochten ſichtbar, ſein Haar fing an ſich zu ſträuben.

„Beruhige dich, raſender Roland," lächelte der König. „Die Zeiten des Ritterthums und der Heldentugenden ſind dahin. Wir ſind jetzt alle Sünder. Zwar habe ich nicht eben einen Mord auf meinem Gewiſſen, dafür aber drücken mich andere Sünden. — Beziehe ich nicht jährlich eine Penſion vom Erbfeinde meines Landes, dem Könige von Frankreich? Habe ich ihm nicht Städte und Feſtungen verkauft? Habe ich nicht zu ſeinem Vortheile meine Heere auf dem Schlachtfelde geopfert und dafür franzöſiſche Maitreſſen mir

zuſchicken laſſen? Kann ein Monarch tiefer ſinken? — Es iſt heut nicht zum erſten Male, daß ich mir das ſage und meine Unterthanen veröffentlichen dreiſt in Rede und Schrift, daß ich ein unwürdiger, verächtlicher König bin. So tönt es durch ganz Europa; ſo wird mein Name der Nachwelt überliefert werden. Allein das bedenkt niemand, daß ich zu allem dem gezwungen ward. Wäre das Unterhaus ein wenig freigebiger gegen mich geweſen, nie wäre ich in dieſe Verſuchung gerathen. Ich habe von jeher Vergnügen, Luxus und Ueppigkeit geliebt. Vielleicht ein wenig zu ſehr. Allein mein gutes Volk verſchloß mir die Geldkaſten, jeden Schilling mußte ich herauszanken, herausſchmeicheln, herausbetteln und zuletzt, was das Allerſchlimmſte iſt: ich mußte betrügen. Ja, Carl! betrügen iſt das rechte Wort! — Wäre ich ein unabhängiger König, Herr dieſes reichen, freigebigen Landes, welches ſeine Schätze an ſeiner Conſtitution vergeudet und tauſend Blutſauger ſtatt eines Königs hat, mißtraute man dem Könige nicht, hielte man mir nicht ſtets feindſelige Rechte entgegen — bei Gott! der rechtſchaffenſte, edelſte, ritterlichſte König wäre ich geworden."

Es trat eine Pauſe ein, welche Königsmark benutzen wollte, um ſich zu verabſchieden. Doch war es Zeit zur Abendtafel und der König nöthigte ihn zu bleiben. Erſt ſpät in der Nacht entließ er ihn.

Ein königlicher Wagen brachte Karl Johann nach Greenwich, wo eine Nacht segelfertig lag und nur seine Ankunft erwartete, um die Anker zu lichten. Am Bord der Nacht fand er seinen Bruder und den treuen Tom.

Die drei Uebelthäter wurden mit dem Strange bestraft. Barodczycz wurde in Ketten gehenkt. John Stern erhielt nach der Hinrichtung ein christliches Begräbniß. Der Leichnam des unüberwindlichen Hauptmanns ward auf Königsmark's Veranlassung einbalsamirt und prächtig gekleidet in einem kostbaren Sarge nach Holland gebracht und dort beigesetzt.

Lady Ogle, die nunmehrige Wittwe des Tausendpfünders, heirathete zum dritten Male den Lord Sommerset. Ihr Sohn Algernon Sommerset, Baron von Percy und Earl von Northumberland, erbte die Schätze der Mutter, ihrer drei Männer und die der Großmutter.

Fortsetzung der Geschichte der Prinzessin von Ahlden.

Wir kehren jetzt an den Hof Georg Wilhelm's von Celle zurück. Wir sind im Jahre 1682, die drei Verbannungsjahre Philipps von Königsmark sind verstrichen und Eleonore d'Olbreuse ist seit zwei Jahren

ſchen als legitime Herzogin von Braunſchweig-Lüneburg anerkannt.

„Alſo biſt du wieder da, mein Junker!“ ſprach Herzog Georg Wilhelm, dem Philipp von Königsmark nach ſeiner Rückkehr aus London ſich vorſtellte. Laß ſehen, ob die Zeit deiner Verweiſung richtig abgelaufen iſt.“

Er nahm den Kalender des Jahres 1679 von der Wand und ſchlug nach. „Mai, den 17ten,“ murmelte er vor ſich hin. „Auf dem Punkte! Das iſt brav. Nun, was führt den jungen Herrn an meinen Hof zurück?“

„Ich komme, gnädiger Herr, mir Verzeihung für meine kindiſche Uebereilung zu holen und um Dero fernere Huld und Gnade zu bitten, wovon ich früher unſchätzbare Beweiſe erhalten zu haben mich rühmen kann.“

„Gut! deine Uebereilung ſoll vergeben ſein und die Fortdauer meiner Gnade von deinem Betragen abhängen. Sapperment! du biſt ein ganzer Cavalier geworden. Auch Artigkeit und gute Sitten ſcheinſt du gelernt zu haben. Gewachſen biſt du auch. Willſt du eine Stelle bei mir? Bei Hofe oder in der Armee? Dein Aeußeres paßt zu Beiden.“

Philipp hatte höhere Abſichten, wagte jedoch dies Anerbieten nicht abzulehnen und bat um Bedenkzeit.

„Das war ein ſchlimmer Handel, den dein Bru-

der in London hatte. Ein Günſtling des Königs, will ſich mit der höchſten Ariſtokratie liiren und läßt ſich mit Meuchelmördern ein."

„Durchlaucht! Ich kann als Zeuge Ihnen zuſchwören —"

„Weiß ſchon! weiß ſchon! heroiſcher Leichtſinn, martialiſcher Unverſtand. Ein tapferer Haudegen, aber keine Schule! Dir wäre es nicht paſſirt, mein Sohn, denn du haſt deine ritterliche Erziehung an meinem Hofe gleichſam von mir ſelbſt genoſſen."

„Dieſen Vorzug hat mir mein Bruder, obwohl er der ältere iſt, beim erſten Wiederſehen zugeſtanden. Ich werde niemals eine Armee commandiren können," ſagte er, „du aber hätteſt, wie der Onkel, Feldmarſchall werden können, hätteſt du dich in Celle beſſer menagirt. Die Kriegsakademie von Favart iſt nur ein ſchwacher Erſatz für die Schule, die du verlaſſen."

„Das hat dein Bruder alſo auch eingeſehen?" fragte der Herzog ſehr befriedigt.

„Durchlaucht! Ich hatte in London täglich Gelegenheit zu bemerken, wie ſehr das einleuchtet."

Philipp wußte viel zu erzählen, was die londoner Kriegsakademie dem Herzoge in einem ſehr ungünſtigen Lichte zeigte. Auch vom engliſchen Hofe entwarf er Schilderungen, die ſeinen fürſtlichen Gönner ſehr zufrieden ſtellten. Er ward überaus gnädig entlaſſen.

Minder günſtig war ſein Empfang bei der nunmehrigen Herzogin Eleonore. Auch ſein Nebenbuhler, Prinz Auguſt von Wolfenbüttel, war wenige Tage zuvor angelangt und ward von der Mutter begünſtigt. Sophie Dorothea zählte jetzt funfzehn und ein halbes Jahr. Lebhaft, leichtſinnig und von ihren Eltern verzogen, behandelte ſie den ſanftmüthigen Prinzen immer noch wie einen Spielgefährten, trieb tauſenderlei Poſſen mit ihm und war unerſchöpflich in Schelmſtreichen, wenn er ſeine Bewerbungen anbringen wollte. Die Herzogin, welche dem einzigen Töchterlein alles nachſah, ſah ſich demunerachtet genöthigt, den Prinzen zu ermahnen ſich minder ſchüchtern und nachgiebig gegen die Launen der muthwilligen Prinzeſſin zu benehmen. Prinz Auguſt folgte dieſem Rathe und ſein männlicheres Benehmen ſchien von Einfluß auf die Prinzeſſin zu ſein. Aber Königsmark langte an. Er hatte ſeine Verbannung bis auf Tag und Stunde pünktlich ausgehalten und das Herz des Vaters gleich mit Sturm eingenommen, die Mutter empfing ihn mit ſehr verfinſterter Stirn, entfernte ihre Frauen und ſprach hierauf zu Königsmark:

„Herr Graf, ich liebe die Aufrichtigkeit und wünſche deshalb den Grund Eures Hierſeins ſobald wie möglich zu erfahren. Kommt Ihr als Gaſt, oder ſucht Ihr Beförderung, ſo nenne ich Euch von Herzen willkommen.“

Philipp erröthete und ſuchte, wie bei dem Herzog, einer beſtimmten Antwort auszuweichen. Die Herzogin fuhr fort:

„Eure frühere Anweſenheit an dieſem Hofe endete nicht eben auf erfreuliche Art. Ein Cavalier, wie Sie, Herr Graf, kehrt nicht ſo leicht an einen Ort zurück, von dem er einmal verwieſen wurde, wenn ihn nicht ernſte, wichtige Urſachen dazu vermögen. Ohne Umſtände alſo, Herr Graf! Ihr trachtet nach der Hand meiner Tochter und zwar heimlich. Dieſe Eure Abſicht jedoch iſt ſo einleuchtend, daß Ihr nicht gut thut, ſie verheimlichen zu wollen.“

In ſeiner Beſtürzung und Verwirrung geſtand der junge Graf, was die Herzogin verlangte und berief ſich zu ſeiner Entſchuldigung auf die unbeſiegbare Leidenſchaft, die er für die reizende Sophie von Kindheit an gehegt.

„Ich verkenne den Werth Ihres Antrags nicht,“ erwiederte die Herzogin, „und würde vor einigen Jahren, als die Prinzeſſin als ebenbürtig anerkannt ward, denſelben annehmbar gefunden haben. Inzwiſchen aber hat ſich vieles ereignet. Unſere Stellung iſt nicht mehr dieſelbe und mein herzoglicher Gemahl und ich, wir ſind geſonnen einem Erbprinzen und nahen Verwandten den Vorzug zu geben *).“

*) Vor dem Bruder eines ſchwediſchen Grafen, der, eines Meuchelmordes verdächtig, vor Gericht geſtanden hatte.

„Und hat Sophie — ich wollte ſagen die Prinzeſſin — ſelbſt dieſe Wahl getroffen?“ fragte haſtig der junge Graf.

„Wozu dieſe Frage, Herr Graf?“

„Iſt Ihre reizende, einzige Tochter bereits verlobt?“

„Bedarf es der Eile, wo der Ausgang unzweifelhaft iſt? Eben deshalb rathe ich Ihnen ja freiwillig dieſen Hof zu verlaſſen, wo Ihnen der Schmerz — um nicht zu ſagen die Beſchämung einer abſchlägigen Antwort — bevorſteht.“

„Freiwillig? Nein! Ihre Durchlaucht! — Ich habe keinen Antrag ausgeſprochen und mein Schmerz wird heimlich ſein, wie meine Liebe. Die Entſcheidung meines Schickſals aus Sophiens eigenem Munde zu vernehmen, kann niemals zur Beſchämung mir gereichen.“

Nach dieſen Worten machte er eine feierliche Verbeugung und ſchritt aus den Gemächern.

Erſt im Hofcirkel ſah Philipp die Geliebte ſeiner Kindheit wieder.

„Willkommen, mon cousin!“ rief ſie ihm mit unbefangener Freundlichkeit entgegen. „Ma foi! Ihr ſeid ſehr gewachſen und ein ſtattlicher Cavalier geworden das heißt auswendig. Wie es inwendig mit Euch ſteht, kann ich nicht beurtheilen.“

Die Herzogin ward bleich vor Schreck über dieſes Benehmen ihrer jetzt ebenbürtigen Prinzeſſin. Das Fräulein von Kneſebeck, ihre Gouvernante und mehr noch ihre Vertraute, zupfte ſie beim Aermel. Vergebens! „Es iſt lange her, daß wir uns nicht geſehen haben," fuhr Sophie fort. „Und damals warst Ihr —" Sie drohte ihm mit dem Finger. — „Nun ich will edelmüthig ſein und nichts weiter ſagen! — Wir waren beide unverſtändige Kinder."

Hiermit verließ ſie ihn, eilte zum Erbprinzen, fing mit dieſem an lebhaft zu ſchwatzen und lachte dabei hell auf. Und erſt ſpät Abends, als Philipp ſich verabſchiedete, gönnte ſie ihm wieder einige freundliche Worte.

Die folgenden Tage ging es nicht beſſer. Der Erbprinz ſtand im Vortheil durch höheren Rang und nahe Verwandtſchaft. Er durfte ſich Vertraulichkeiten erlauben. Wenn aber Philipp mürriſch ihn beobachtete, ſo eilte die Prinzeſſin quer durchs Zimmer, faßte ihn bei der Hand, ſpottete über ſein finſteres Antlitz und zog ihn mit ſich zum Erbprinzen, um beide in ein Geſpräch zu verwickeln. Weil ihr aber dieſes ſtets mißlang, wandte ſie beiden den Rücken und die beiden Jünglinge wechſelten dann einige Blicke des Zornes und des Haſſes und verließen einander nach einer kalten und hurtigen Verbeugung.

Wochen verſtrichen, ohne daß Philipp Gelegen-

heit fand ſich der Prinzeſſin nahen und aus ihrem Munde die Entſcheidung ſeines Schickſals zu vernehmen. Immer klarer ſtellte es ſich bei ihm heraus, daß die Prinzeſſin ihn ſo eigentlich nicht liebte. Sie iſt eine Kokette, dachte er, der es ſchmeichelhaft iſt zwei Bewerber zu haben und die den dritten und vierten auch gern ſehen würde. Schon gab ihm ſein Stolz ein, freiwillig das Feld ſeinem Nebenbuhler zu räumen. Ja, eines Abends, als die muthwillige Prinzeſſin, zur Freude ihrer Mutter, ihn mit Neckereien und Spöttereien gepeinigt und verfolgt hatte, und zuletzt in ihrer munteren Laune ſogar beleidigende Anſpielungen ſich erlaubte, verließ Königsmark plötzlich die Gemächer und war in Begriff zur Stelle abzureiſen.

Da berührte eine derbe Hand ſeine Schulter, er blieb ſtehen und erkannte zu ſeiner größten Beſtürzung den Herzog.

„Biſt du ein Soldat?“ fragte dieſer. „Haſt du bei mir noch nicht gelernt, daß Feſtungen im Augenblicke, wo ſie ſich ergeben wollen, einmal noch zu den Waffen der Verzweiflung ihre Zuflucht nehmen und mit glühenden Kugeln ſchießen? Ein tapferer Krieger läuft nicht aus dem Feuer.“

Philipp blieb, im Vertrauen auf ſeinen mächtigen Beſchützer.

Am folgenden Morgen saß er in einer Laube am äußersten Ende des Schloßgartens und überlegte bei sich, ob es nicht am gerathensten sei, sich dem Herzoge zu entdecken, um durch dessen Vermittlung zu einer Unterredung mit der Prinzessin zu gelangen, als er von Neuem einen Schlag auf der Schulter fühlte, dieses Mal von einer sehr leichten Hand.

Es war die Prinzessin, welche die frühe Tageszeit benutzte, um ohne ihre Gouvernante im Garten herumzuschwärmen, und die gleich wieder davon eilte.

Es war ihm ein Leichtes sie einzuholen und in die Laube zurückzuziehen.

„Aber Philipp!" zürnte sie, „du erlaubst dir wieder Gewaltthätigkeiten, willst du schon wieder den Burgfrieden brechen? Ich schreie Hülfe."

„Ich habe Wochen und Monate vergebens getrachtet einen Augenblick dich allein zu finden. Du mußt mich hören. Jetzt oder nie."

„Was willst du denn von mir?"

„Du sollst mein Urtheil sprechen."

„Ueber Störung des Burgfriedens? Ueber die Vermessenheit, die Tochter eines regierenden Herzogs festzuhalten? Es laute wie das Meinige, was ich vor drei Jahren um deinetwillen erhielt. Laß dich mit dem Fräulein von Knesebeck drei Tage lang bei Haferſuppe und Scriver's Seelentrost in's oberste Thurmzimmer einsperren, dixi."

„Ich beſchwöre dich bei allem was dir heilig iſt. Nur für einen Augenblick laß deinen Muthwillen.“ Er kniete nieder und ergriff ihre Hand:

„Sophie, wir ſind zuſammen aufgewachſen, wir haben als Kinder mit einander geſpielt. Von früheſter Jugend an habe ich dich geliebt. Ich ward dafür beſtraft. Drei Jahre lang mußte ich fern von dir leben, treu meiner erſten Liebe kehre ich zurück und finde nun denſelben verhaßten Nebenbuhler wieder um dich und bin deiner Gegenliebe wieder eben ſo ungewiß, wie damals. Was ſagſt du nun, Sophie Dorothea?“

„Daß du recht haſt, daß alles vollkommen wahr iſt, wie du es geſagt haſt. Wenn du es verlangſt, will ich es dir ſchriftlich geben.“

„So fühlſt du alſo keinen Funken von der Flamme, die mich verzehrt?“

„O ja! Meine Hand brennt mir ſo ſehr, haſt du ſie gedrückt?“

„Ich meine, ob du mich liebſt?“

„Warum nicht! Gewiß, lieber Philipp, ich liebe dich ſehr.“

Der Jüngling fiel auf ſeine Knie und bedeckte ihre Hand mit Küſſen. „Ach! himmliſche Sophie, wie glücklich machſt du mich durch dieſe Worte! Und mein Nebenbuhler, den ich um deinetwillen tödtlich haſſe, iſt dir gleichgültig?“

„Meinſt du den guten Auguſt? Nein! er iſt ſo ſanft, ſo fromm, ich liebe ihn auch.“

„Ihn auch?“ rief Philipp emporſpringend. „Gerade ſo antworteteſt du vor drei Jahren. Du mußt fühlen, daß es endlich Zeit iſt, dich zu entſcheiden.“

„Nein! dieſe Zeit iſt noch nicht gekommen. Ich werde erſt den funfzehnten September ſechzehn Jahre alt und fühle mich in meiner gegenwärtigen Lage ſo glücklich, daß ich an keine Veränderung denken mag.“

„Und wann willſt du dich entſcheiden?“

„Vielleicht, wenn ich mein achtzehntes Jahr vollendet habe.“

„So lange noch ſoll ich warten?“

„Andere Ritter haben noch länger ſeufzen müſſen. Kennſt du das alte Teſtament? Jakob diente ſieben Jahre um Rahel. Der dritte Theil von einer Rahel bin ich doch wohl auch, daß ich eine ſo kurze Probezeit verlangen kann.“

„Verſprich mir wenigſtens, daß Prinz Auguſt binnen dieſer Zeit keine Fortſchritte in deiner Gunſt machen ſoll.“

„Geſchieht das, ſo iſt es deine Schuld. Sorge dafür, daß bis dahin deine Wagſchale ſinkt. Ich entſcheide mich für keinen eher, als bis die Zeit gekommen.“

Von neuem ſank Philipp ihr zu Füßen und bedeckte ihre Hand mit Küſſen. Ja im Vertrauen

auf die Jugendfreundſchaft hätte er vielleicht auch das friſche, zierliche Mündchen in Anſpruch genommen, wäre nicht aus einem Seitenwege plötzlich Prinz Auguſt getreten.

Königsmark ſprang auf. Der Prinz ſtand unbeweglich wie eine Bildſäule, ſeine ſonſt ſo milden Augen ſprühten Blitze, unwillkürlich hatte ſeine Hand den Degen ergriffen.

„Auguſt!“ rief Sophia, „was willſt du thun? Soll ſich der Auftritt hier wiederholen, der vor drei Jahren uns allen dreien übel bekam? — Graf Königsmark hat ſo eben von mir vernommen, was ich dir ſchon öfter wiederholt habe, daß ich vor dem vollendeten achtzehnten Jahre meine Freiheit nicht vergeben will. Aus Dankbarkeit für meine Aufrichtigkeit küßt er mir die Hand, daſſelbe habe ich auch dir bisweilen geſtattet. Denn bis dahin ſoll keiner einen Vorzug erlangen, noch eine Zurückſetzung erleiden. Und jetzt noch eines, meine Herren, da wir einen Augenblick für uns haben, was nicht alle Tage geſchieht: Eure Eiferſucht ängſtigt mich, Euer unverſtändiger Haß hat Euch ſchon zu Gewaltthaten verleitet. Ich habe erklärt, daß ich zwiſchen Euch, meinen Jugendfreunden, den Geſpielen meiner Kindheit, wählen werde, denn in meinen Augen geltet Ihr alle Beide für die ritterlichſten und vollkommenſten Jünglinge, die es giebt. Meine Jugend und Unerfahrenheit aber könnte leicht mich irre geführt

haben, denn Ihr haſſet und verabſcheut Euch! Welches ſind die haſſens- und verabſcheuenswerthen Eigenſchaften, die einer an dem anderen wahrnimmt und die ſein feindſeliges Benehmen gegen ihn rechtfertigen? Geſteht nur, Ihr findet nichts Tadelnswerthes einer an dem anderen und Ihr verfolgt Euch nur, weil Ihr Nebenbuhler ſeid, das iſt unritterlicher Neid und niedere Abgunſt. Wollt Ihr des Vorzuges würdig ſein, den ich Euch vor allen Eures Gleichen gebe, ſo lernt gegenſeitig Euren Werth ſchätzen und Eure Vorzüge würdigen. Wo nicht, ſo dulde ich nicht länger Eure Bewerbung, die zu Vergehungen und Gewaltthaten führt. Wenn ich nicht wäre, würdet Ihr Euch immer noch lieben. Wir liebten uns als Kinder. Warum ſoll das aufhören? Erwähle ich einen von Euch, ſo tauſche ich mir für zwei treue Jugendfreunde einen gebieteriſchen Eheherrn und einen beleidigten Widerſacher ein. Das iſt kein Tauſch, bei dem ich gewinne. Alſo vertragt Euch, oder ich heirathe einen Dritten."

Die Jünglinge ſtanden einander gegenüber und maßen ſich, in einem gewaltigen inneren Kampfe begriffen, mit unſicheren Blicken.

Sophia Dorothea lachte hell auf. „Auguſt! Philipp!" rief ſie. „Seht Ihr denn nicht ein, daß wir wieder Otto von Trautwangen und Mirafadon ſpielen? Und wir ſind doch keine Kinder mehr. Wohlan! Alſo ſpricht Zaide, die Tochter des Sultans von Ba-

bylon. Wer mich am meiſten liebt, reiche ſeinem Gegner die Hand.“ Nach dieſen Worten eilte ſie haſtig davon.

Langſam zog der Prinz die Hand vom Degengriff, um ſie ſeinem Nebenbuhler zu reichen.

„Sophia hat Recht,“ ſprach er. „Wir dürfen uns nicht haſſen, wenn wir ihre Gegenliebe als ein freies Geſchenk ihres Herzens in Empfang nehmen wollen.“

Philipp zögerte, ſeinen Nebenbuhler mit argwöhniſchen Blicken meſſend.

„Schlag ein, Königsmark! denn du mußt. Unſere Jugendfreundſchaft ſei hiermit wieder erneut und wen ſie auch zurückſetzen mag, bleibt dennoch ihr Ritter.“

Da warf ſich Philipp mit aller Leidenſchaft ſeiner Jugend ſeinem früheren Todfeind in die Arme. „Auguſt!“ rief er, „du biſt beſſer als ich. Jetzt aber ſchwöre ich dir, ich bin dein Freund für immer, ſollteſt du auch der Glückliche ſein, und meinen letzten Blutstropfen laſſe ich für Sophia, denn wie leichtſinnig ſie auch ſcheint, ſo denkt ſie doch groß und edel.“ —

Dieſer Schwur, den Königsmark leiſtete, wurde treulich gehalten und die Schickſalsmächte verzeichneten ihn mit ſcharfem Stifte auf die Tafel der Beſtimmung.

Eine Stunde ſpäter ſah die Herzogin Eleonore aus ihrem Fenſter zu ihrem Erſtaunen die beiden

Todfeinde von geſtern, traulich ſchwatzend, Arm in Arm durch die Soldaten-Allee dem Schloſſe zuſchreiten.

Aufgebläht und ſelbſtvergnügt ſaß Herzog Georg Wilhelm in ſeinem ſammetnen, goldgeſtickten Lehnſeſſel vor einem grünen, mit Schriften bedeckten Tiſche. Am anderen Ende deſſelben hatte ſein Miniſter beſcheidentlich auf einem Tabouret Platz genommen.

Seine Durchlaucht hatte eben ein tapferes Frühſtück von Hirſchzimmer, vergoldetem Schweinskopf und ähnlichen nahrhaften Leckereien eingenommen; behaglich verdauend ſprach er zu ſeinem Miniſter:

„Bernſtorf! Er ſoll was Neues von mir erfahren. Der junge Königsmark hat ſich geſtern bei mir als Bewerber um meine Tochter gemeldet.“

„Ich hatte bereits im Voraus einen ſchwachen Soupçon davon.“

„Das war nicht ſchwer zu merken. Nun alſo, was denkt Ihr von der Partie?“

„Die Meinungen meines hochfürſtlichen Herrn ſind ſtets meine eigenen.“

„Er Schelm! Ich habe meine Meinung noch gar nicht geſagt. Er bekommt ſeinen Gehalt dafür, daß er denken und Rath geben ſoll. Ich ſitze mit der Wagſchale da, und wäge die Gründe für und wider ab. Alſo rücke er mit ſeinen Anſichten heraus.“

„Nach meiner ſchwachen Einſicht ſprechen Rück-

ſichten auf das Wohl des Staates für den Erbprinzen von Wolfenbüttel.“

„An dem Jungen iſt nichts auszuſetzen. Aber ſein Vater iſt ein Phantaſt, ein Poet, der ſeinen Fürſtenſtand mit Hirtengedichten, Liebesliedern und Liebeshiſtorien entwürdigt und außerdem arm iſt. Bettelwirthſchaft die, in Braunſchweig-Wolfenbüttel. Was haben beide Brüder außer Büchern, Pergamenten und ähnlichem Futter für die Mäuſe?“

„Wenn Eure Durchlaucht dero Tochter dem Prinzen von Wolfenbüttel bewilligen, ſo wird er ein reicher Fürſt.“

„Wohl wahr! Ich bin der einzige von allen Fürſten meines Hauſes, der ſich einige Sparpfennige geſammelt; die aber nicht zu einem Almoſen für meine Herren Vettern beſtimmt ſind. Indeſſen, mein Freund, ſind die Staatsrückſichten wohl zu beachten, auch meine Gemahlin theilt ſeine Anſichten in Betreff des Prinzen von Wolfenbüttel und wir wollen das in gebührende Ueberlegung ziehen. Jetzt laſſe er hören, was für den Junker ſpricht.“

„Durchlaucht! Ich wüßte nicht, was für den ſpräche.“

„Was? der Junge iſt von guter Raçe und verſpricht in die Fußtapfen ſeiner Vorfahren zu treten. Er hat ſeine ritterliche Erziehung unter meinen Augen,

gleichſam von mir ſelbſt erhalten. Und das iſt nichts, Monſieur?"

„Halten zu Gnaden! durchlauchtiger Herr, ich wußte nicht, daß der junge Graf ſo glücklich iſt, dero Gnade zu beſitzen. Er wird unſtreitig eine glänzende Zukunft haben, und ich bewundere die weiſe Vorausſicht meines gnädigen Fürſten. Auch iſt er ein ſchöner Mann, vielleicht neigt ſich die Prinzeſſin ebenfalls auf ſeine Seite." —

„Pappperlapap! Prinzeſſin Sophia Dorothea iſt zu gut erzogen, um dergleichen Gemüthsaffectionen Raum zu geben. Und was die Zukunft anbetrifft, ſo ſitze ich nicht in Gottes Rath. Eben ſo wenig verſchenke ich meine Gnade aus bloßer Laune, ohne Rückſicht auf Verdienſt."

„Hochgeborner Fürſt wollen meine wohlgemeinten aber übelgeſetzten Worte nicht ungnädig aufnehmen. Ich meinte —"

„Schon gut! die Reichthümer und Beſitzungen der Familie Königsmark ſind mir lieber als manches deutſche Fürſtenthum.*) Wie ſich die alte Gräfin

*) Der hohe ſchwediſche Adel behauptete damals fürſtlichen Rang, unter dieſen waren die Königsmark die reichſten. Selbſt als ſie ausgeplündert waren, behielten ſie immer noch die Wrangelſchen Güter mütterlicherſeits und große Summen, welche ihr Vater in der Hamburger Bank niedergelegt hatte.

verlauten ließ, wird ſein Oheim, der Feldmarſchall, nicht wieder heirathen. Sein Bruder, der Haudegen, bricht über lang oder kurz den Hals, die Schweſtern werden anſtändig verſorgt und ſo fällt das ganze Vermögen endlich unſerm Philipp zu."

„Durchlaucht werden zu Gnaden halten. Wie unſer Reſident in Stockholm berichtet, macht die Reductionscommiſſion*) Anſprüche auf den größten Theil der Königsmark'ſchen Beſitzungen und hat die Güter in Schonen vorläufig mit Sequeſtration belegt."

„Was?" rief der Herzog, „befaßt ſich unſer Reſident damit, Fabeln und Lügen zu rapportiren**)?

*) Der ſchwediſche hohe Adel hatte ſich in dem dreißigjährigen Kriege reich geplündert, während die ſchwediſchen Könige immer Geld zur Unterhaltung ihrer Heere brauchten und ſich genöthigt ſahen, ganze Grafſchaften zu verkaufen. Carl XI. ging damals mit dem Project einer Flotte um zum Schutz ſeiner deutſchen Beſitzungen (faſt die ganze deutſche Nordküſte, Liefland, Eſtland ꝛc. gehörte den Schweden), wie auch um Norwegen zu erobern. Zu dieſem Zwecke wurde mit Bewilligung des Volkes und des niederen Adels eine Commiſſion niedergeſetzt, um die verkauften Lehne wieder einzuziehen. Auch ſämmtliche baar vorgeſtreckte Summen blieben unbezahlt und man behalf ſich, wenn kein anderer Grund vorhanden war, damit, „der König kann ſonſt nicht beſtehen." Wie der hohe Adel Deutſchland ausgeplündert hatte, wurde er von Carl XI. wieder ausgeplündert.

**) In der That wurde dieſer Staatsſtreich mit fabelhafter Rückſichtsloſigkeit ausgeführt.

Setze Er ihm eine tüchtige Nase auf, Bernstor, wenn sich die Sache nicht bestätigt."

„Durchlaucht! Ich muß hinzufügen, daß der Feldmarschall nicht von seinen Neffen beerbt werden wird, weil selbiger sich mit der Tochter des Reichsvesten De la Gardie zu vermählen Willens ist."

„Und Philipp, der als Bewerber meiner Tochter auftritt, sollte die Perfidie gehabt haben, mir dieses ganze Malheur zu verschweigen? Aber der arme Junge kennt noch selbst sein Mißgeschick nicht."

„Er kömmt geradewegs von Agathenburg *), wo der Feldmarschall selbst im größten Incognito war."

„Hm! hm!" brummte der Herzog. „Das verändert allerdings die Sache. Der arme Junge dauert mich. Aber wenigstens aufrichtig hätte er sein sollen."

„Vielleicht dachte er, bei Eurem Reichthum, gnädigster Herr, würde diese Veränderung seiner Verhältnisse nicht in Anschlag kommen."

„Nein! Es ist unverzeihlich! Dergleichen verträgt sich nicht mit der Ehre und Reputation eines Edelmannes. Mit dieser Sache ist es aus. Ich werde meine Tochter nicht mit einem Vettler verheirathen. Man muß sich an den Prinzen halten. Ich werde mir alles gehörig durchdenken und überlegen und sage ich

*) bei Stade, das Stammschloß der Familie; heutigen Tages, sowie die Familiengruft, völlig zerstört.

mein dixi, ſo bedeutet das: Punktum, wie er weiß. Er iſt entlaſſen, gehabe er ſich wohl! —"

Bernſtorf hatte einen hellen politiſchen Blick und wirkte eifrig für das Beſte ſeines Herrn und des Landes, wenn er nicht beſtochen war. Ganz anders war es, wenn ſein eigenes Intereſſe in's Spiel kam, welches er allem Anderen vorzog. Er begünſtigte den Prinzen von Wolfenbüttel aus Anhänglichkeit an das Haus Braunſchweig, um Sophia Dorothea's großes Vermögen der Familie zu erhalten. Aber jetzt hatte er den Herzögen von Braunſchweig-Wolfenbüttel einen großen Dienſt geleiſtet. Er hatte es umſonſt und in der Stille gethan und konnte dergleichen nicht vor ſich ſelbſt verantworten. Er ſann und ſann und gelangte zu folgendem Reſultate:

Georg Ludwig, Erbprinz von Hannover, war erſt kürzlich in London geweſen und hatte um die Hand der engliſchen Prinzeſſin Anna angehalten. Bei ſeinem ſteifen und ſchweigſamen Weſen hatte er ſich aber nur einen bedeutenden Korb geholt und damit, wie mit dem Doctordiplom der Univerſität Oxford, war er von dieſer überaus koſtſpieligen Reiſe finſter und ſchweigſam wie immer, nach Hannover zurückgekehrt und begnügte ſich wieder mit ſeiner Maitreſſe, der Frau von Buſche, dem nachmaligen Gleyhanen, Schweſter der Gräfin Platen, der Maitreſſe ſeines Vaters.

Auf dieſe Umſtände fußend, ſchrieb Bernſtorf an Herzog Ernſt Auguſt und meldete ihm das Mißgeſchick der Familie Königsmark und daß in Folge davon Graf Philipp kein annehmbarer Freier mehr für die Prinzeſſin von Celle ſei, mithin ihre Vermählung mit dem Prinzen von Wolfenbüttel als wahrſcheinlich bevorſtehe. Dieſe intereſſante und gewiß auch höchſt wichtige Nachricht beeile er ſich in gewiſſenhafter und ſubmiſſer Dankbarkeit ſeinem hochfürſtlichen Gönner augenblicklich mitzutheilen.

Mit erhitztem Angeſichte, einen offenen Brief in der Hand, trat Ernſt Auguſt zu ſeiner Gemahlin. Leibnitz war bei ihr und las ihr aus einem lateiniſchen Manuſcripte vor, ſtand aber beim Eintritt des Herzogs ehrfurchtsvoll auf, verbeugte ſich ziemlich ſteif und entfernte ſich.

Der Herzog war ziemlich verdrießlich. „Was will dieſer blaſſe, ſchiefbeinige Kerl hier!“ rief er. „Sein Platz iſt in Wolfenbüttel, um die Geſchichte Braunſchweigs zu ſchreiben, wofür er bezahlt wird. Der Hofprediger hat mir geſagt, daß dieſer Menſch ein Spinoziſt, d. h. ein unnützer Freidenker iſt.“

Die Fürſtin reichte ihm das Manuſcript, es war betitelt „Theodicee.“

Der Herzog warf einen Blick darauf und fragte mürriſch:

„Weiß der Kerl mehr von Gott, als Unsereiner?“

Die Herzogin erwiederte stolz: „Erlauben mir Ew. Liebden zu bemerken, daß diese Schrift über Euren und Eures Hofpredigers Horizont weit hinausgeht.“

Noch mehr gereizt, rief der Herzog: „Dieser Mensch, Madame, mit seinen spitzfindigen Grillen, zieht Sie von den wichtigsten Interessen ab, und verführt Sie, sich bei den Gelehrten lächerlich und bei der Geistlichkeit verhaßt zu machen.“

„Als Bischof von Osnabrück haben Ew. Liebden auch wenig nach dem Beifall der Orthodoxie gefragt.“

„Madame! es ist mir höchst fatal, meine Gemahlin und meinen Hof wegen Atheismus und Ketzerei bespöttelt zu sehen. Ich werde Leibnitz fortschicken, denn er ist der Urheber dieses Skandals.“

„Herr Gemahl! In diesem Tone reden Sie heut mit mir zum ersten Male. Bitte ernstlich darum, daß es auch zum letzten Male sei. Kümmere ich mich um Eure Vergnügungen und Zerstreuungen? Ich wünsche daher auch in meinen Beschäftigungen und Studien ungestört zu sein. Verweisen Ew. Liebden Leibnitz von unserem Hof, so vertreibe ich die Platen sammt ihrer Schwester. Ew. Durchlaucht verlasse sich darauf, daß Sophie Stuart im Stande ist, das durchzusetzen.“

Ernst August war ganz bestürzt über diesen un-

erwarteten Widerſtand. „Sophia!“ ſprach er, „ließ Latein und ſchwärme gelehrt, ſo viel und mit wem du willſt, nur nimm deine Gedanken zuſammen, wenn ich mit deutſchen Briefen komme, wo es ſich um das Wohl unſerer Kinder handelt.“

Augenblicklich war Stolz und Widerſpruch von der Herzogin gewichen, und ſie fragte beſorgt:

„Es handelt ſich um das Wohl unſerer Kinder?“

Der Herzog reichte ihr den offenen Brief, ſetzte ſich zu ihr, ergriff ihre Hand und wartete nicht ab, bis ſie ihn durchgeleſen hatte, ſondern ſprach bedenklich:

„Die Sache iſt ernſthaft, Königsmark iſt aus dem Felde geſchlagen, hätte das Fräulein von Harburg*) dem Schweden die Hand gar nicht, ſo hätte ſie ihm nur ihr Geld zugebracht und Lüneburg wäre uns ſicher geblieben. Aber die Gräfin Harburg iſt geſetzlich anerkannte Herzogin, ihre Tochter eine ebenbürtige Prinzeſſin und die Erbfolgebeſtimmungen unſeres Hauſes ſind ſehr unbeſtimmt und zweideutig.“**)

„Doch können nur Söhne erben.“

„Die Theilbarkeit iſt eingeführt und es iſt die einzige Tochter. Was hilft mir mein gutes Recht,

*) So nannte Ernſt Auguſt die Prinzeſſin von Celle noch heut, weil ſie ihm Verdruß und Aerger machte.

**) Wir erinnern unſere Leſer an die Uebereinkunft der ſieben Brüder und an das Teſtament Herzogs Georg.

wo gegenwärtig alles auf Macht ankommt. Mein Bruder ſteht ſich gut mit dem Prinzen von Oranien. Die Herzöge von Wolfenbüttel halten ſich an Frankreich, und den Kaiſer muß ich ſchonen, denn ich erwarte etwas anderes von ihm.*) Stirbt mein Bruder, ſo nimmt der Prinz von Wolfenbüttel Beſitz, und klage ich in Wezlar**), ſo kann der Proceß hundert und zweihundert Jahre dauern und zuletzt müſſen wir ihn doch verlieren, denn Sophia Dorothea hat das Geld und wir ſind dem Vater große Summen ſchuldig. Jedenfalls auch geht uns Wilhelmsburg verloren***) und dieſe Inſel allein iſt eine fürſtliche Beſitzung."

„Mein Gott, welch ein Unglück!" rief die Herzogin.

„Es läßt ſich noch ſteuern," meinte der Herzog, „aber freilich koſtet es Opfer und Demüthigungen."

„Und was wäre zu thun?"

„Unſer Georg muß ſich entſchließen, Sophia Dorothea zu heirathen."

Empört über eine ſolche Zumuthung erhob ſich die Herzogin von ihrem Seſſel.

„Herr Gemahl! mein Erſtgeborener, mein Erb-

---

*) Die Kurwürde.

**) Siehe eine Beilage über das Reichskammergericht.

***) Das Witthum Eleonorens d'Olbreuſe.

prinz, der Urenkel engliſcher Könige, der Enkel des böhmiſchen Königs, ſoll ſeine Hand einer Baſtard-Prinzeſſin reichen, der Tochter einer franzöſiſchen Marquiſe, die vor zwei Jahren nur Frau von Harburg war?"

„Das war es, was mich ſo verdrießlich machte. Darum hatte ich ſolche Wuth auf deinen krummbeinigen, gelehrten Schwarzrock. Kann der dich mit ſeiner lateiniſchen Theodicee tröſten, wo man ſich in dergleichen ſchicken muß?"

Die Herzogin verſank in ein tiefes Nachdenken. Der Herzog ging mit kurzen und leiſen Schritten im Gemach auf und nieder, um ſie nicht zu ſtören.

Nach langem Schweigen begann ſie: „Meinen Kindern zu Liebe kann ich mich demüthigen, nur des Erfolgs will ich ſicher ſein."

„Das hängt von dir und — von Bernſtorf ab. Der ſchlaue Fuchs hat nicht umſonſt an mich geſchrieben. Zweifelsohne unterſtützt der alte Schurke den Prinzen von Wolfenbüttel, nur um eine anſehnliche Remuneration von mir zu erpreſſen."

„Wir dürfen kein Opfer ſcheuen, mein Gemahl! Wie iſt es anzufangen die Verbindung mit dem Prinzen von Wolfenbüttel zu hintertreiben und die mit unſerem Georg anzuknüpfen?"

„Ich wage es nicht, denn ich bin bei meinem Herrn Bruder und meinem Herrn Erbprinzen nicht

ſonderlich beliebt. Doch meine kluge Sophie vermag alles was ſie will."

„Mein Herr Gemahl beliebt zu ſcherzen. Die Theilnahme, die ich bei der Harburgerin finde, gleicht ziemlich meinem Haſſe."

„Aber du kannſt ihr imponiren und der Herzog fürchtet dich. Reiſe nur hinüber. Deine Gegenwart und Bernſtorf's Beiſtand werden allvermögend ſein."

„Wie gewinnen wir Bernſtorf?"

„Geradezu durch Geld läßt er ſich nicht beſtechen. Er liebt die Debors. Beizukommen iſt ihm aber leicht, denn ſein Raritätencabinet iſt das Steckenpferd, welches er tummelt. Auch verlangt er ſchon lange nach einem gewiſſen Schloſſe, wozu ich ſogleich eine Schenkungsurkunde ausfertigen werde. Sodann bedarf es noch irgend einer auserleſenen Koſtbarkeit, die nicht blos ihres Geldwerthes, ſondern auch ihrer geſchichtlichen oder naturwiſſenſchaftlichen Bedeutung halber eine merkwürdige Seltenheit iſt. Wo iſt aber ein ſolches Kleinod aufzufinden? Das Wenige, was ich beſitze, iſt längſt in das Raritätencabinet dieſes Haifiſches gewandert. Vielleicht haſt du noch etwas Paſſendes?"

„Ich will einmal nachkramen. Etwas gar Seltenes wird ſich ſchon auch noch finden. Ich werde den Erbprinzen gleich mitnehmen."

„Um Gotteswillen, der kann nicht einmal neben

dem verlorenen Königsmark aufkommen. Lieber ſein Portrait und auch das iſt gewagt."

„Mein Sohn iſt kein Hofſchranze, ſondern ein Kriegsheld, der ſchon in Oſten und Weſten Lorbeeren errungen. Der kleine Schwede hat noch nicht die Sporen verdient."

„So ſprichſt du als Mutter. Aber laß das, Sophie. Ich weiß beſſer, welchen Eindruck er macht und du haſt es mit einer franzöſiſchen Marquiſe und deren verzogenen Tochter zu thun."

Sophie, vermöge ihrer eigenthümlichen Entſchloſſenheit, wollte augenblicks die Reiſe antreten und mit Mühe nur bedeutete ihr der Herzog, wie nöthig es ſei, den Herzog ſeinen Bruder und den Kanzler Bernſtorf von ihrer Ankunft in Kenntniß zu ſetzen.

Sie begab ſich darauf in ihre Gemächer, ließ Grabo rufen und arbeitete mit ihm die ganze Nacht hindurch.

„Mon coeur!" ſprach Herzog Wilhelm am 15. September des Jahres 1682 früh Morgens zu ſeiner Gemahlin. „Wir bekommen heut großen Beſuch. Die Herzogin Sophie in eigener Perſon."

Eleonore erſchrak faſt bei dieſer Nachricht. „Dieſe Ehre iſt uns noch niemals widerfahren," ſagte ſie. „Was will ſie denn hier, die ſtolze, hochgelehrte Königstochter?"

„Davon ſchreibt ſie nichts.“

„Es trifft ſich gut, daß gerade heut unſerer Tochter Geburtstag iſt und ich auf eine kleine Fête dieſen Abend bedacht war.“

„Daran findet ſie kein Vergnügen, mon coeur, auch weiß ſie, daß ich ungern Aufwand mache.“

„Womit aber werden wir ſie unterhalten?“

„Ihr größtes Vergnügen beſteht darin, einen proteſtantiſchen und einen katholiſchen Geiſtlichen in einen Religionsſtreit zu verwickeln.“

„So wollen wir den Hofprediger und den katholiſchen Paſtor Primarius dieſen Abend zur Tafel laden. Wäre es nicht gut, den geiſtlichen Herren vorher zu ſagen, was man von ihnen verlangt, damit ſie ſich einigermaßen darauf vorbereiten?“

„Bei Leibe nicht. Sie würden ſich dazu nicht hergeben. Ihre Königliche Hoheit verſteht es, ſie aufeinander zu hetzen, ohne daß ſie etwas merken und das eben macht ihr den meiſten Spaß.“

Die Herzogin Sophie kam ſo ungewöhnlich früh, daß ſie Georg Wilhelm noch im Schlafrock überraſchte.

„Guten Morgen!“ rief ſie, indem ſie nach einem leiſen Pochen in die Thür trat. „Die Gattin Eures Bruders bringt Euch ihren Glückwunſch zu dem Geburtstag Eurer Tochter. Mein Gemahl hätte mich gern begleitet.“

„Wie iſt es möglich, Königliche Hoheit, daß Ihr ſo zeitig eintreffet?“

„Ich wollte gern die Erſte ſein, deshalb verließ ich Hannover geſtern Abend und brachte die Nacht im Wagen zu.“

„Ich bedaure ſehr, daß Eure Ruhe ſo geſtört worden iſt.“

„Eine Nacht im Wagen oder im Bette gilt mir gleich, erwiederte die Herzogin, wenn ich dadurch einen beſondern Wunſch erfüllen kann.“ *)

Noch niemals war die Herzogin ſo zuvorkommend und herablaſſend geweſen. Sie ſagte ihrem Schwager tauſend Artigkeiten, die ganz nach ſeinem Sinne waren, nannte Eleonore zum erſten Male ma belle soeur, womit ſie die ehrgeizige Herzogin faſt zu Thränen rührte, denn eine ſtrenge ſtolze Königstochter erkannte ſie in dieſen Worten als eine rechtmäßige Fürſtin, als ihres Gleichen an. Endlich wandte ſie ſich auch an Bernſtorf und äußerte: „daß es ein Hauptzweck ihrer Reiſe ſei, ſein viel geprieſenes Muſeum zu ſehen.“

Ihrem Beſuche liegt ganz was Beſonderes zu Grunde, dachte der alte Georg Wilhelm, denn ſie iſt zu herablaſſend. Meiner Seele! Ich hab's. Sie will für meinen Bruder Geld borgen. Aber trotz ihrer Feinheit

*) Geſchichtlich. Siehe die Memoiren von Sophia Dorothea.

und Höflichkeit laſſe ich mich nicht fangen, ſondern werde auf Zurückzahlung der ungeheuren Summen beſtehen, welche ich dem Verſchwender nach Osnabrück ſandte.*)

Die Herzogin begab ſich nach Bernſtorf's Hauſe, nur von einer Kammerfrau gefolgt, die Begleitung ihrer belle soeur und ihrer Niece hatte ſie ſich verbeten, um ungeſtört und aufmerkſam die berühmte Sammlung zu muſtern.

Die Zimmer waren mit Naturalien, Kunſtſachen, Antiken, Koſtbarkeiten und Curioſitäten vollgeſtopft, die ungeordnet, ohne Plan und Geſchmack, aufgehäuft dalagen. Die Herzogin rühmte alles, was Bernſtorf ihr zeigte, über die Maßen, ohne den Gegenſtänden beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Flüchtig eilte ſie aus einem Zimmer in's andere und als ſie ſich im letzten befand, ſchickte ſie ihre Kammerfrau hinweg, ließ ſich auf einen Seſſel nieder, lud Bernſtorf ein, ſich neben ſie zu ſetzen und begann:

„In der That, die Muſterung dieſer koſtbaren und ſeltenen Sammlung hat mir viel Vergnügen gemacht und zum Danke dafür möchte ich ſie mit irgend einem Beitrag vermehren. Nur beſitze ich wenig oder gar

---

*) Wir erinnern unſere Leſer, daß Ernſt Auguſt erſt ſeit 1679, vor drei Jahren alſo, ſeinen Krummſtab niederlegte und Herzog von Hannover ward.

nichts, was eines Platzes darin würdig wäre, bis auf ein einziges Familien-Kleinod, welches ich gerade bei mir habe."

Hiermit zog sie eine große, mit Diamanten reich besetzte Dose hervor, deutete auf das Deckelgemälde und fuhr fort: „Dieses Portrait Gustav Adolf's in seiner Jugend ist das ähnlichste, was es von ihm giebt, es ward im Jahre 1620 gemalt zu einem Geschenke für meinen Vater, den König von Böhmen. Gustav Adolf beabsichtigte damals eine Heirath mit meiner Tante, der pfälzischen Prinzessin Catharine."

„Und eines so kostbaren Familienkleinods will sich Ihre Königl. Hoheit berauben, um es ihrem unterthänigsten Diener zu verehren?" rief Bernstorf, der mit Entzücken das Bild betrachtete.

„Wo kann es besser aufgehoben sein, als in dieser Sammlung?"

Bernstorf pries den Kunstwerth und die geschichtliche Merkwürdigkeit dieses Kleinodes und die Dose wog so schwer in seiner Hand, die Diamanten waren von so seltenem Feuer und reinem Wasser, daß er in der Stille auch noch einen dritten Werth, den reellen, ihr zugestehen mußte.

Die Herzogin fuhr fort: „Wenn Ihr es nicht übel nehmt, Herr Geheimer Rath, so möchte ich auch wohl einen kleinen Tadel in Betreff Eurer Sammlung aussprechen, sie macht den Eindruck nicht, den sie wohl

hervorbringen könnte, wären dieſe Koſtbarkeiten nicht ſo ſehr übereinander gepackt, wären ſie nach Beſchaffenheit und chronologiſch geordnet."

Bernſtorf beklagte, daß ſeine Mittel ihm nicht geſtatteten, ein ſo weitläufiges Local, wie dieſe Sammlung erfordere, daran zu wenden. Die Herzogin aber meinte:

„Mich dünkt, das Schloß Oberlinden müßte zur Aufſtellung derſelben ſehr paßlich ſein. Dieſe ſchöne Beſitzung gehört meinem Gemahl, welcher ſehr bereitwillig ſie Euch für Eure Sammlung ſchenken wird."

Bernſtorf machte große Augen. Als gewiegter Staatsmann durfte er nicht länger zweifeln, daß man wichtige Dienſte von ihm fordere.

„Dieſe Beſitzung," erwiederte er, „iſt zu werthvoll und koſtbar, ohne mich vorher auf eine Weiſe dieſer Gnade werth gemacht zu haben."

„Eure Verdienſte um unſer fürſtliches Haus ſind ſchon von der Art, daß Schloß Oberlinden nur als geringe Belohnung dafür gelten kann. Doch liegt es in Eurer Hand, uns einen Dienſt von großer Bedeutung zu leiſten und zugleich Eurem Gebieter zu nützen."

Bernſtorf erklärte ſich bereit, für das Fürſtenhaus ſeinen letzten Blutstropfen hinzugeben.

„Es handelt ſich hier nicht um Blut, ſondern um diplomatiſche Gewandtheit," erwiederte Sophie. „Euer ergeſtriger Brief hat meinen Gemahl ſehr beſorgt ge-

macht. Wir haben Lüneburg bisher als unser rechtmäßiges Erbe betrachtet. Ich bin also hergekommen, den Herzog Georg Wilhelm zu bestimmen, damit ein Erbfolgestreit und ein vieljähriger Krieg vermieden werde, die Hand seiner Tochter unserem Erbprinzen zu bewilligen."

Das war es, was Bernstorf erwartet hatte, allein Schwierigkeiten erhöhen den Werth der Sache.

„Unmöglich, Ihre Königliche Hoheit," rief er. „Der Herzog hat, wie ich die Ehre hatte Ihnen zu melden, sich bereits für den Prinzen von Wolfenbüttel entschieden und seine Pertinacität in solchen Sachen ist allbekannt."

„Glücklicherweise ist das dixi noch nicht erfolgt. Wir müssen daher rasch sein und ich will Euch einen kleinen Operationsplan mittheilen, so gut ihn eine Frau ersinnen kann."

Sie entwickelte ihm den Plan, den sie in der vorvorigen Nacht mit Grote ausgearbeitet hatte und der Minister sprach mit ungeheuchelter Bewunderung: „Wie ist es möglich, daß die Herzogin Sophie bei ihrer gründlichen Gelehrsamkeit und ihrem erhabenen philosophischen Geiste auch noch diese diplomatische Sicherheit und so genaue Kenntniß unseres Hofes besitzt!"

Am folgenden Morgen begab sich Bernstorf zu seinem Gebieter.

„Nun, Bernſtorf. Er hat ſtundenlang mit der gelehrten Schwägerin in ſeinem Raritätencabinet discourirt, hat ſie ſich mit ihm in ſein koſtbares Gerumpel vertieft, oder hat Er ihre philoſophiſche Distraction benutzt, ihr die Geldnoth abzufragen?'

„Beides, Durchlaucht."

„Alſo Geld will ſie?"

„Nein, Durchlaucht, kein Geld."

„Was ſonſt? Er iſt heut einſilbig. Heraus damit."

„Ich kann nur ſagen, was ich weiß. Ihre Königliche Hoheit beklagen ſich, daß Hochfürſtliche Gnaden Dero durch langjährige Erfahrung gewonnene Staatsklugheit fremden Fürſten zu Nutze kommen laſſen. Der Prinz von Oranien unter andern, wie weltbekannt iſt, ſchickt um Rath nach Celle, dahingegen dero jüngerer Bruder ganz ſeiner eingebildeten Selbſtklugheit überlaſſen bleibt, da mein gnädiger Gebieter, als Haupt der Familie, ihm manche Unannehmlichkeit erſparen, von manchem übereilten Schritt ihn zurückhalten könnte."

„Das hat meine Frau Schwägerin geſagt?"

„Ja, es ſind ihre eigenen Worte."

„Da ſieht er, Bernſtorf, daß die Frauen immer klüger ſind, als die Männer."

„Mit Ausnahmen, Gnädigſter! Man ſchickt nicht her nach Celle, um ſich auch ein Gutachten der Frau Herzogin einzuholen."

„Das wollte ich mir auch schönstens verbitten. Gott sei Dank! Ich bin Regent in meinem Lande."

„Und doch sind die Zungen Eurer Unterthanen bisweilen rebellisch."

„Bah! Sie sagen, ich sei ein Tyrann, ein Despot. Daraus mache ich mir nichts. Erst wenn sie die Steuern und Recruten vermindert haben wollen, schlage ich mit einem Donnerwetter drein!"

„Ach nein, Durchlaucht! Man sagt gerade das Gegentheil. Ich weiß nicht, ob ich es auszusprechen wage, aber man meint, der gnädige Landesherr wäre zu gut."

„Ich zu gut? Welcher Lümmel hat das gesagt, den Kerl lasse ich hängen."

„Man gebraucht sogar einen anderen Ausdruck."

„Nun, welchen?"

„Verhüte der Himmel, daß solch rebellisches Wort über meine Zunge kömmt."

„Heraus damit, bei meiner Ungnade."

„Gott vergebe dem ruchlosen Volke diese Lästerung der geheiligten Person des Fürsten."

Der Herzog stampfte mit dem Fuße und schrie: „Bernstorf, mache Er mich nicht toll."

„Man spricht von einer Person, die einen unbeschränkten Einfluß auf Euch ausübt."

Der Herzog war eine Weile stumm vor Aerger. Endlich begann er mit wuthgedämpfter Stimme:

„Bernſtorf, nehme Er ſeinen Abſchied. Nur Er kann es ſein, von dem das Volk glaubt, ich laſſe mich von ihm bei der Naſe herumführen. Ich will dem Pack zeigen, daß ich allein regieren kann und doch liegt ein Funke Wahrheit in dieſem dummen Geſchwätz. Er hat dann und wann ſeine geheimen Anſichten. Er ſtellt ſeine eigenen Betrachtungen an.“

„Gott weiß,“ rief Bernſtorf kläglich, „wie unſchuldig ich an einer ſolchen Verwegenheit bin. Jedermann im ganzen lüneburgiſchen Lande weiß, daß ich bei meinem gnädigen Herrn nie etwas ausrichten kann. So gar keinen Einfluß hat noch niemals ein Miniſter gehabt. Nein, Ew. Durchlaucht, von einer viel höher ſtehenden Perſon iſt die Rede, wenn Ihr es wiſſen wollt.“

„Von wem denn, doch nicht von der Fürſtin?“

„Das muß wahr ſein! Ew. Durchlaucht treffen den Nagel ſtets auf den Kopf.“

„Und das ſagt Er mir erſt heute?“

„Ja! Denn ich gelte nichts bei Ew. Durchlaucht. Ich darf mir nichts herausnehmen. Aber der Verdacht, den Eure Durchlaucht auf mich werfen, hat mich auf's Aeußerſte gebracht. Heute habe ich die Courage, Ew. Durchlaucht in aller Unterthänigkeit die Wahrheit zu ſagen, wenn Hochdieſelben ſie zu hören geruhen.“

„Laß Er hören.“

„Die meiſten Officiere in Ew. Durchlaucht Armee ſind Franzoſen und Dero Landeskinder werden dadurch zurückgeſetzt *)."

„Nun, was iſt dabei?"

„Die hochgeborne Frau Fürſtin iſt eine Franzöſin und ihre Landsleute gehen Dero Landeskindern vor."

„Verdammt! die Kerle ſollen alle ihren Abſchied haben."

„Ferner haben wir einen Italiener im Geheimen Rath."

„Den Stechinelli behalte ich, dafür kann die Fürſtin nicht" **).

„Ferner haben Ew. Durchlaucht die Hand Eurer Prinzeſſin Tochter dem Prinzen von Wolfenbüttel beſtimmt, deſſen Bewerbung von Dero hochfürſtlichen Gemahlin unterſtützt wurde."

„Iſt er toll, Bernſtorf? Er ſelbſt hat mir ja das angerathen."

---

*) Es iſt geſchichtlich, daß Bernſtorf ſich dieſer Thatſache gegen die Fürſtin bedient hat.

**) In ſeinen luſtigen Tagen traf Georg Wilhelm dieſen Stechinelli als Bettelknaben auf dem Marcusplatze zu Venedig. Der Knabe gefiel ihm, er nahm ihn mit ſich, machte ihn zum Baron und geheimen Rath, bewahrte aber ſorgfältig deſſen Bettlerlumpen auf, um ſie ſeinem Günſtling zu zeigen, wenn dieſer gar zu übermüthig würde.

„Aus politiſchen Rückſichten zum Beſten des Landes.“

„Gilt ihm denn die Regulation ſeines Fürſten nichts?“

„Durchlaucht, ich weiß mich auf meine Sphäre zu beſchränken. Auf meine geringe Perſon richtet ſich keine Aufmerkſamkeit. Uebrigens circulirt auch die Rede, daß Ew. Durchlaucht ſich mehr für den Grafen Königsmark intereſſirten, die Muthmaßung liegt alſo auch nicht fern, daß der gnädige Herr gegen ſeine eigene Ueberzeugung von ſeiner hohen Gemahlin zu dieſer Sinnesänderung geſtimmt und überredet worden iſt.“

„Wie ſind denn dieſe Neuigkeiten ins Publicum gekommen?“

„Die beiden Herren Bewerber ſind jung und unbeſonnen. Ich will jedoch nicht behaupten, daß ſie es ausgebracht.“

„Freilich! Sieht er das nicht ein? Ich jage ſie beide zum Teufel.“

„Durchlaucht, weil ich durchaus die Wahrheit ſagen ſoll, mache ich Euch aufmerkſam, daß die gnädige Prinzeſſin ſehr ſanguiniſchen Temperaments iſt.“

„Das iſt wahr, ſie iſt verteufelt lebhaft.“

„Unſtreitig theilt ſie mit beiden jungen Herren deren zärtliche Affectation. Raubt man ihr beide auf einmal, ſo könnte leicht etwas geſchehen.“

„Etwas geſchehen! Wie meint er das?“

„Ich meine, ſie könnte ſich zu Tode grämen, oder den Verſtand verlieren, oder ihren Eltern entfliehen, oder ſonſt etwas Deſperates vornehmen.“

„Bernſtorf, Ihr ſeid ein unverſchämter Eſel.“

„Halten zu Gnaden Ew. Durchlaucht, beſſer ein unverſchämter Eſel, als ein abgeſeimter Schuft, der ſich verſängt, ſeinen allergnädigſten Landesherrn bei der Naſe herumzuführen.“

„Schere er ſich zum Teufel!“

Bernſtorf verbeugte ſich und ging.

Während der Herzog noch heiß vor Aerger mit großen Schritten auf und nieder wandelte, nirgends einen Ausweg ſah und keinen fand, dem er die ganze Schuld aufbürden und an dem er ſeinen Aerger auslaſſen konnte, ließ ſich die Herzogin Sophie anmelden.

In Augenblicken, wo Georg Wilhelm für ſich ſelbſt rathlos war, gab es keinen beſſeren Troſt für ihn, als wenn Andere kamen, ſich Rathes bei ihm zu erholen und dieſe hatten alsdann ſchon halbgewonnenes Spiel. Seine kluge Schwägerin war ihm daher jetzt eben herzlich willkommen.

Sophie begann das Geſpräch mit eben ſo viel Klugheit als Vorſicht. Sie beklagte die Uneinigkeit der beiden Brüder.

Georg Wilhelm meinte zwar, „mein jüngerer Bruder kann nicht verlangen, daß ich nach ſeiner Pfeife tanze.“ Sophie aber ſagte:

„Die Ueberlegenheit des Alters und der Erfahrung muß fern von Empfindlichkeit und Erbitterung bleiben, ſie vergiebt ſich nichts durch beharrliche Gelaſſenheit. Um darzuthun, wie nothwendig die Einigkeit beider Brüder jetzt ſei, begann ſie mit Herzog Wilhelm von Celle und kam auf deſſen Söhne und ihren Vertrag der Untheilbarkeit der Lüneburgiſchen Lande, auf das zweifelhafte Teſtament des Herzogs Georg, welches mit der Primogeniturbeſtimmung allerdings nicht übereinkam. Dieſer Widerſpruch ſei aber längſt ſchon durch den Vertrag beider Brüder geſchlichtet, Lüneburg und Hannover in Zukunft zu vereinen. Beide Brüderhöfe hatten daher von nun an dieſelben Zwecke zu verfolgen und alle Nachtheile gemeinſam zu tragen.

Bei dieſer Einleitung fing Georg Wilhelm dennoch an für ſein Geld zu fürchten.

Sophie aber fuhr fort. „Der Erbprinz iſt in dem Alter ſich zu vermählen, ſein Verſuch in England lief ungünſtig ab. Dieſe Zurückſetzung müſſen beide Brüder ſchmerzlich empfinden. Deshalb bin ich hier und auch mein Gemahl wäre gern hergekommen, wenn ſeine Geſundheit es erlaubt hätte, um mit Ew. Liebden Rathes zu pflegen.“

Eben wollte Georg Wilhelm ſagen: „Mein Gott, ich bin ja in derſelben Verlegenheit mit meiner Tochter.“ Allein er wagte noch nicht die Herzogin errathen zu haben, ſondern fragte: „Ihr wünſcht alſo, Frau Schwägerin, daß ich Euch eine paſſende Schwiegertochter vorſchlage?“

Die Herzogin bejahte es und er nannte ihr alle Europäiſche (verſteht ſich proteſtantiſche) Prinzeſſinnen der Reihe nach her. Sophie aber fand an allen etwas auszuſetzen.

„Ihro Liebden ſind eine ſehr difficile Schwiegermutter!“ rief endlich Georg Wilhelm. „Ich kann Euch nicht mehr helfen, es ſei denn, daß Ihr für Euren Herrn Sohn eine mauriſche Prinzeſſin bekehren laſſen wollt.“

„Herr Schwager haben einen ſehr chriſtlichen Hof vergeſſen, an welchem eine holde Blume blüht, die meinem Georg die liebſte ſein würde.“

„Welcher Hof wäre dies?“

„Der Hof zu Celle.“

Obſchon Georg Wilhelm dieſes geahnet, wollte er doch nicht ſeinen Ohren trauen. Jetzt konnte er Bernſtorf ſeiner Gemahlin, ſeiner Tochter, dem Prinzen Auguſt und Königsmark ein Schnippchen ſchlagen, der ganze verworrene Handel war geſchlichtet.

„Frau Schwägerin, begann er, wißt Ihr wohl, daß Alles, was Ihr mir da ſagt, *mein* Project iſt?“

„Was höre ich!“

„Ich liebe meinen Bruder nach wie vor, mag er ſich auch noch ſo ſchroff und widerhaarig zeigen. Allein ich habe eine Tochter und ſorge für ihr Wohl. Ich gedachte ſie mit dem jungen Königsmark zu vermählen. Allein dieſe Familie hat neuerdings zu große Decadencen erlitten. Daß ſie Herzogin von Wolfenbüttel werden ſollte, war nur eine Grille meiner Frau. Sophie Dorothea wird keinen Prinzen eines regierenden Hauſes heirathen, es ſei denn den Erbprinzen Georg von Hannover, und ich will Euch ſagen, woher ich von jeher mit dieſem Plane umging. Ich gab einmal in früheren Jahren meinem Bruder das Verſprechen, unvermählt zu bleiben. Später änderte ich meinen Sinn, nicht mein Wort. Ich nahm eine morganatiſche Gemahlin und iſt ſie auch jetzt anerkannte Herzogin und meine Tochter ebenbürtig, ſo habe ich doch auf das Erbfolgerecht meiner Söhne verzichtet, um meinem gegebenen Verſprechen keinen Eintrag zu thun. So hätte ich mich ſchon längſt erklärt, wäre Ernſt Auguſt zugänglich und Georg nicht in London geweſen. Jetzt iſt es mir um ſo lieber, daß dieſer Antrag von Hannover ausgeht, ja es iſt freundſchaftlich und ſchweſterlich von Euch gehandelt, daß Ihr, die Königstochter, die Verwandte von ſo vielen Königshäuſern, ihn perſönlich mir überbringt.“

Die Herzogin ſchämte ſich faſt dieſes ihres allzu-

leichten Sieges. Die Unterredung endete damit, daß ſie ihrem Schwager das Bildniß ihres Sohnes einhändigte mit den Worten:

„Endlich iſt es Zeit, das Geburtstagsangebinde meines Gemahls für die Prinzeſſin von Celle zu überreichen.“

Schwerlich hat Cäſar, bevor er der Erſte in Rom war, ein höheres Selbſtbewußtſein gehegt, als an dieſem Tage Georg Wilhelm von Celle. Martialiſch ſah er den ganzen Hof über die Achſel an. Er fragte nach Bernſtorf. Eiligſt wurde hingeſchickt. Bernſtorf aber lag krank im Bette, er betheuerte ſich dieſen Morgen dermaßen alterirt zu haben, daß er ſeinen Tod vor Augen ſähe.

Der alte Schelm iſt nicht krank, meinte der Herzog. Es will ihm nur nicht in den Kopf, daß ich ſelbſt regieren kann und ihn nicht gebrauche.

Auch die Fürſtin wußte nicht woran ſie war und was das impoſante Weſen ihres Gemahls nach der kurzen Unterredung mit der Herzogin zu bedeuten hatte.

„Eleonore!“ ſprach Georg Wilhelm mit einem Beiſchmack von Ungnade, „du haſt gegen meinen Willen dem Prinzen von Wolfenbüttel Hoffnung auf die Hand unſerer Prinzeſſin Tochter gemacht; ich will hoffen, daß dieſes nur eine Caprice, eine Phantaſie zu deiner Diſtraction war.“

„Nein, gnädiger Herr, Sophie Dorothea iſt jetzt eine ebenbürtige Prinzeſſin und ein Schwediſcher Graf von zweideutigem Charakter und Vermögen iſt keine Partie mehr für ſie.“

„Miſche dich nicht in Staatsſachen mon coeur! Es ſind meine perſönlichen Angelegenheiten und ich allein will über die Hand meiner Tochter verfügen.“

„Herr Gemahl, Familienangelegenheiten ſind keine Staatsſachen und ſeit Menſchengedenken iſt es Recht und Sitte, daß Mütter auch ein Wort drein reden, wenn es ſich um die Vermählung ihrer Kinder handelt.“

„Ich ſage nein! ma chère! Nachdem ich wohlbedächtig meine Wahl getroffen, wirſt du mir deinen Beifall und der Prinzeſſin deinen Segen geben.“

Eleonore kannte und fürchtete die ſouverainen Launen ihres Gemahls, bekümmert erwiederte ſie:

„Hochfürſtliche Gnaden haben bereits Dero Conſeil-Präſidenten krank geärgert, die Reihe hält jetzt wohl an mir.“

„Eleonore, weißt du, warum Ihre königliche Hoheit die Frau Herzogin von Hannover uns jetzt mit ihrer Gegenwart erfreut?“

„Das ſteht hoffentlich mit dieſer Sache in keiner Verbindung. Ein ſo ſelbſtſtändiger Fürſt, wie der Herzog von Celle, wird nicht der klugen Gemahlin

ſeines jüngeren Bruders bedürfen, um in Angelegenheiten ſeiner eigenen Familie zu verfügen."

„Allerdings verfüge ich in dieſer Angelegenheit mit Zuſtimmung meines jüngeren Bruders und ſeiner klugen Gemahlin; denn ich bin willens meine Prinzeſſin Tochter mit meinem Neffen dem Erbprinzen von Hannover zu vermählen, dixi."

Freudig erſchrocken blicke Eleonore ihren Gemahl an. Alle ihre Wünſche waren gekrönt, ihr lebenslängliches kunſt- und mühreiches Streben weit übertreffen; ihre geliebte einzige Tochter ſollte ganz dem Fürſtenhauſe angehören, wo ſie nur eingedrungen war. — „Was höre ich, Georg! Unſere Sophie Erbprinzeſſin von Hannover? Die Schwiegertochter einer Stuart?"

„Ja! ma belle amie! So habe ich beſchloſſen und bitte dein Project mit dem Prinzen von Wolfenbüttel dir aus dem Sinne zu ſchlagen."

„Nur eine Frage noch erlaube mir, lieber Georg! Beſtätigt es ſich, daß die Briefe von Wien in Betreff der Kurwürde jetzt günſtig lauten?"

„Sehr günſtig! Eigentlich käme der Kurhut mir zu, denn ich bin der ältere Bruder. Allein aus Rückſichten für meine Tochter bin ich nachgiebig."

„Ach, ſeufzte Eleonore mit Thränen, wenn mir der Himmel doch nur die Gnade ſchenken wollte, meine Tochter als Kurprinzeſſin zu ſehen."

Ein koſtbarer Kapaunen wurde ſervirt. Georg Wilhelm trank ein Gläschen über den Durſt, Eleonorens Antlitz ſtrahlte vor Freuden und Sophie Dorothea mußte ihre heiterſten Lieder vorſingen, wofür die Herzogin Sophie, die man wie eine Heilige verehrte, ſie einen leibhaftigen Engel, un vrai bijou, ein Muſter von einem Fürſtenkinde nannte und ſie mit Liebkoſungen und Schmeichelworten überhäufte.

Gleich nach dem Frühſtück reiſte die Herzogin nach Hannover zurück, während Bernſtorf krank im Bette lag.

Daß etwas ganz Außerordentliches bei Hofe vorgehe, leuchtete jedermann ein. Nur was es ſei war noch ein Geheimniß, wovon am allerwenigſten Sophie Dorothea eine Ahnung hatte.

Erſt gegen Abend fand es Eleonore gerathen, ihr niedliches Töchterlein, die überaus glücklich über den Beifall der klugen Herzogin war, auf das noch größere, ihr bevorſtehende Glück vorzubereiten. Aber ſchon bei dem Namen des Prinzen Georg Ludwig erblaßte die Prinzeſſin und ſprach beklommen:

„Unmöglich! geliebte Mutter. Das Wort meines Vaters iſt unverletzlich, ein Verſprechen meiner theuren Mutter heilig. Ich, die Tochter ſolcher Eltern, kann keinen doppelten Wortbruch begehen.“

„Einen doppelten Wortbruch? In wie fern?“

„Weil ich mich bereits verſagt habe an den

Grafen Philipp von Königsmark und an den Prinzen von Wolfenbüttel.“

„An zwei zugleich? — du hätteſt jedenfalls den Prinzen von Wolfenbüttel zuerſt nennen ſollen. Ein Erbprinz geht dem Grafen voran. Uebrigens ſetze ich voraus, daß meine Tochter keine anderen Rückſichten kennt als kindlichen Gehorſam, ſo daß, ſollte ſie für den Fall, daß ſie wirkliche Verſprechungen gegeben habe, ſolche nur in ſofern gelten können, als ſelbige nicht mit ihren erſten und heiligſten Pflichten im Widerſpruche ſtehen.“

„Aus kindlichem Gehorſam eben habe ich mich an beide verſagt. An den Grafen Königsmark, den ich vorausſchicke, aus Ehrfurcht vor meinem gnädigen Herrn Vater und an den Prinzen von Wolfenbüttel aus Liebe zu meiner zärtlichen Mutter. Mein Gehorſam iſt an den Befehl meiner Eltern gefeſſelt. Dieſer Befehl war ein doppelter und ich mußte zweifach gehorchen. Schon ein zweifacher Gehorſam iſt kein Gehorſam mehr, ſondern nur Aufſchub des Gehorchens. Ich habe mich daher zu einer Wahl zwiſchen dieſen beiden verpflichtet. Meine Wahl ſollte auf denjenigen fallen, für den ſich meine Eltern im Laufe der Zeit vereinigen und entſcheiden würden, bis dahin wollte ich ledig bleiben. So weit geht kindlicher Gehorſam und weiter darf er nicht gehen. Ein Befehl, der heute ja und morgen nein ſagt, iſt kein Befehl mehr und

der Gehorſam der heute dem ja und morgen dem nein gehorcht, iſt kein kindlicher mehr, den Liebe und Ehrfurcht bedingen, ſondern thieriſche Dienſtbarkeit, zitternde Sclaverei, die nichts von Liebe und Ehrfurcht ahnen."

„Ein Glück, daß dich der Herzog nicht hört. So darfſt du nur zu mir reden. Alſo was iſt dein Entſchluß jetzt, ſeit du weißt, wohin ſich deine Eltern entſchieden haben?"

„Meine gütige Mutter hat meine Hand dem Erbprinzen von Wolfenbüttel zugeſagt und findet nach reiferer Ueberlegung, daß ich nicht für ihn paſſe. Der arme Auguſt, er meint es treu und herzlich. Es wird ihn tief betrüben. Jedoch würde er nur meine Hand und nicht mein Herz beſitzen und ich darf nur einen wählen. Ich betrachte mich daher als künftige Gräfin Königsmark."

„Prinzeſſin, Ihr redet wie eine Bürgermamſell von Eurem ſechzehnjährigen Herzen."

„Es iſt wahr, ſüße Mutter, ich that Unrecht mein thörichtes Herz in Anſchlag zu bringen, ſondern hätte von meinem Glücke reden ſollen, da ich weiß, wie ſehr es dir am Herzen liegt. Ich erblicke mein Glück in dieſer Verbindung. Zwar iſt Philipp wild und eigenmächtig, doch liebt er mich weit heftiger als Auguſt, ihn würde ich zu Tode betrüben, wenn ich

ihn verſchmähte, und aus eigner Willkür nehme ich das nicht auf mein Gewiſſen."

Eleonore ſchüttelte den Kopf. „Liebes Kind, es betrübt mich ſehr, daß du aus jugendlicher Unerfahrenheit die Sachen ganz anders anſiehſt, als ſie ſtehen. Wir verlangen allerdings von dir nur kindlichen Gehorſam, keine Dienſtbarkeit, keine Sclaverei. Unſere Befehle hängen gewiß auch nicht von Willkür ab, vielmehr haben wir einen weit härteren, mühſeligeren Gehorſam zu leiſten als du. Du empfängſt nur Befehle von deinen zärtlichen vorſorgenden Eltern, wir empfangen unſere Befehle von feindſeligen fremden Mächten, von der verworrenen grillenhaften Zänkerei kleinlichgeſinnter auswärtiger Höfe. Dieſen Befehlen oder richtiger geſagt Rückſichten müſſen wir ſclaviſch gehorchen. Und heute ſprechen ſie ein unwiderrufliches Ja! morgen das dictatoriſche Nein. Derſelbe Gehorſam, den deine Eltern nach Außen hin leiſten müſſen, wird auch von dir ihnen gegenüber verlangt, denn du lebſt nur in der Familie, ſie in der Welt."

„Dem Himmel ſei Dank, rief Sophie Dorothea lebhaft, daß der Hof von Celle ſich nie dieſer äußeren Dienſtbarkeit gefügt hat."

„Wie meinſt du das, meine Tochter? Ich verſtehe dich nicht."

„Süße Mutter! Mein Vater war klug und muthig genug, ſein eigenes freies Glück zu ſuchen;

und er hat es in dir gefunden, das lehrt tägliche Erfahrung. Wird er ſeiner einzigen Tochter ein Glück verſagen, was er ſelbſt ſo ſchön ſich aufgebaut hat?"

Von dieſem kindlichen Sophismus der Leidenſchaft wäre Eleonore faſt überwunden worden, hätte ſie jemals den Herzog geliebt. Die franzöſiſche Marquiſe war aber nur aus Ehrgeiz und Habſucht Fürſtin von Celle geworden. Der jugendliche Eigenſinn, womit ihre Tochter ein unſchuldiges Glück verfolgte, diente ihr gleichſam zum Vorwurf und ſie konnte ſich in kein Einverſtändniß damit finden. Ihre Mienen wurden ſtreng, ihr Ton beinahe verweiſend, indem ſie fortfuhr:

„Höre auf, Sophie! ſolche Luftſchlöſſer zu bauen. Ich habe dich nicht mit dem Prinzen von Wolfenbüttel verlobt, ſondern ein für allemal verboten an den Grafen Königsmark zu denken, der jetzt ein Abenteurer, ein Habenichts iſt. Dein Vater hat eben ſo wenig dich verlobt, ſondern ein für allemal erklärt, daß du nie an einen ihm ſo widerwärtigen Hof wie den Wolfenbüttelſchen kommen ſollteſt. Deine Eltern waren durchaus conſequent und befehlen dir hiermit den Erbprinzen von Hannover zu heirathen, der binnen Kurzem ein Kurprinz ſein wird. Hoffe nicht deinen Vater anderen Sinnes zu machen, denn er hat bereits ſein dixi geſagt."

Sophie Dorothea, wie zierlich und fein ſie auch gewöhnlich war, hatte doch das leicht erregbare Blut und war ſehr heftig in augenblicklichen Ausbrüchen der Leidenſchaft. Kaum hörte ſie, daß das unwiderrufliche Schickſalswort gefallen ſei, als ſie laut aufſchrie und weinend und verzweiflungsvoll ſich zu den Füßen der erſchrockenen Fürſtin warf.

„Mutter! Ich ſoll fort von hier und ohne dich, den Vater und meine Jugendfreunde einem fremden Manne angehören, einem wilden Krieger, der ſtets im Felde iſt. Ich bin furchtſam und verzagt, ich zittre vor allem, was ich nicht kenne und ach ich kenne nur Celle, die ganze Welt iſt mir fremd! Euer einziges verzärteltes und verzogenes Kind gebt Ihr zu fremden Menſchen, wer wird mich lieben, wer wird mit meinen Untugenden Nachſicht haben, da ich doch hier gewohnt bin, daß jedermann mir meinen Willen thut. Meine Verwandte haben ſich ſtets feindſelig gegen mich erwieſen, ſie haben mich verachtet und zurückgeſetzt, wenn ſie mich jetzt verlangen, ſo thun ſie es ihres Vortheils halber und bin ich erſt in ihren Händen, ſo werden ſie mich ſchon todt ärgern, oder ich ſterbe bald vor Sehnſucht nach Celle und nach Euch.“

Die Fürſtin ſuchte ſie zu beruhigen, ſo gut ſie konnte. Sie rieth ihr von dem Herzoge Aufſchub zu erbitten und ihn möglichſt zu verlängern. Sie verſprach ihr dazu ihre Unterſtützung und Bernſtorf's

Hülfe, denn zu einer Vermählung, die ihr verhaßt ſei, könne Niemand ſie zwingen, und falls ſie geſonnen ſei, für immer ledig zu bleiben, ſo ſtände das ganz in ihrem Willen."

Die Prinzeſſin aber ſchüttelte troſtlos das ſchöne Köpfchen. — „Was hilft das alles, wenn der Vater einmal ſein dixi ausgeſprochen? Wäre er dabei geblieben, mich Philipp, ſeinem Liebling zu geben, ſo brauchte ich nicht von Celle fortzugehen und wir wären alle zuſammengeblieben, ſo lange uns Gott das Leben ſchenkt. Jetzt wird bald mehr zwiſchen uns ſein, als ein Paar Meilen Weges."

Nachdem die Prinzeſſin ſich ſatt geweint und geklagt, ging ſie zu Bette, und die Fürſtin, die der Schmerz dieſer jungen Seele mehr ängſtigte als rührte, war kaum allein, als ſie ſogleich an Bernſtorf ſchrieb.

Sie wußte nicht, daß er mit der Herzogin von Hannover aus einer Karte geſpielt. Sie glaubte an ſeine Krankheit in Folge einer harten Behandlung von Seiten des Herzogs, bei dem er die mißliebigen Wolfenbüttelſchen Intereſſen zu lebhaft vertreten hatte.

Sie meldete ihm daher das Hannoverſche Heirathsproject als eine Neuigkeit, erklärte ſich damit völlig einverſtanden, beklagte aber die Abneigung ihrer Tochter dawider und verlangte ſeinen Rath, dieſe ſchonend beizulegen.

Am folgenden Morgen war Bernſtorf wieder hergeſtellt, ſprach mit dem Herzog und der Herzogin und am Hofe zu Celle war heute gleichſam Korbmarkt.

Den erſten Korb bekam der Prinz von Wolfenbüttel aus den ſchönen Händen der Fürſtin. Sie berief ſich auf politiſche Rückſichten, auf die Uneinigkeit der beiden Höfe von Celle und Wolfenbüttel, auf die Mühe, die ſich Bernſtorf zu Gunſten des letzteren gegeben und wie dieſe, ſowie ihre eigenen Verwendungen an dem eiſernen Willen des Herzogs geſcheitert ſeien.

Den anderen bedeutend größeren Korb, denn es war eine Verweiſung aus Celle für immer damit verbunden, erhielt Königsmark aus der rauhen Kriegerhand Georg Wilhelm's.

Als er ſich zu ihm begab, kam der Prinz von Wolfenbüttel ziemlich verſtört aus den Gemächern der Fürſtin. „Philipp!“ rief er ihm im Vorübereilen zu. „Sei glücklich! Sophie iſt für mich verloren, doch wir bleiben Freunde, wie wir einander verſprochen, obſchon du mich aus dem Felde geſchlagen haſt.“

Mit freudeſtrahlendem Antlitz trat Philipp vor ſeinen fürſtlichen Gönner, aus deſſen Munde er nichts Geringeres, als die Erfüllung ſeines glänzendſten Wunſches erwartete.

Der Herzog aber empfing ihn mit finſteren Mienen. „Mein Junge!“ hub er an. „Deine Familie

hat bedeutende Unglücksfälle gehabt, und ich kann dir nicht verdenken, daß du mir das verſchwiegen haſt. Ich ſelbſt und jeder andere würden in deiner Stelle eben ſo gehandelt haben. Es wäre ein Tiſchen zuviel verlangt, daß ein Freier ſeinen eigenen Ruin ausposaunen ſoll. Es wäre ſogar eine Erzdummheit geweſen. Aber wie du ſiehſt, bin ich dennoch dahinter gekommen."

Philipp begriff augenblicklich, wie die Sache ſtand und entgegnete ſehr gefaßt:

„Durchlaucht! Es iſt allerdings wahr, daß die vielen Millionen, die meine Familie unſeren Königen vorgeſchoſſen, ſo gut wie verloren ſind. Doch das iſt kein Ruin zu nennen, die Capitalien, welche mein Vater in der Hamburger Bank niedergelegt, ſtehen feſt, wie der Polarſtern am Himmel; und haben nicht auch Ew. Durchlaucht Fürſten Geld vorgeſchoſſen, was nie wieder zurückbezahlt wird? Auch unſere Beſitzungen und Grundſtücke in Schonen ſind mit Beſchlag belegt, die Wrangelſchen Güter aber, die meiner Mutter gehören und unſere Beſitzungen in Liefland, Stade und Bremen, deren Flächeninhalt ſich einigermaßen mit den Lüneburger Landen meſſen kann, ſind uns geblieben."

„Junge! du wirſt unverſchämt."

„Darf ich Ew. Durchlaucht fragen, weshalb ich

dieſe Verluſte meiner Familie hochdenſelben hätte mittheilen ſollen?“

„Der Junker wird einſehen, daß bei ſo bewandten Sachen die Hand der Prinzeſſin nichts mehr für ihn iſt.“

„Durchlaucht! wenn ich ſo kühne Hoffnungen hegte, obſchon die Frau Herzogin mir leider abgeneigt iſt, ſo ſchöpfte ich den Muth dazu aus den Winken und Andeutungen, welche Ew. Durchlaucht mir huldreichſt zukommen ließen.“

„Hm! Hm!“ brummte der Fürſt. „Es iſt wahr! Ich that es. Aber jetzt habe ich andere Abſichten mit meiner Prinzeſſin Tochter. Sie wird ihre Hand meinem Neffen dem Erbprinzen von Hannover reichen und Er, mein Junker, wird Celle ſtehenden Fußes verlaſſen und ſich nie wieder hier ſehen laſſen.“

Von Philipp's ſchönen Wangen wich die zarte Röthe, um ſich brennend nach der Stirn hinaufzuziehen, ſeine großen ſchwarzen Augen wetterleuchteten und ſeine Lippen entfärbten ſich. Auch er gewann mit einem Male das martialiſch Königsmark'ſche Angeſicht, nur daß ſein langes ſchwarzes Lockenhaar ſich nicht ſträubte, ſondern nach wie vor in weichen Locken Schultern und Nacken umwallte.

Der Fürſt war befremdet einen Schritt zurückgewichen. Philipp aber fragte mit großartiger Mäßigung:

„Eure Durchlaucht! Woher bin ich ſo unglücklich,

Dero völlige Ungnade ſo plötzlich auf mich geladen zu haben? Noch habe ich meine Sporen nicht verdient. Noch beſteht mein ganzer Ruhm darin, dadurch, daß ich mich in Dero Kriegsſchule auszeichnete und Euer beſter Schüler bin, mich Eurer Gunſt und Huld zu erfreuen. Der Enkel Curt Chriſtoph's, der Neffe Otto Wilhelm's, der Bruder Carl Johann's wird dem Namen, den er führt, keine Schande machen. Aber Dero Ungnade zerſtört alle Träume meiner ehrgeizigen Dankbarkeit für die fernſte Zukunft. Sollte ich jemals Thaten vollbringen, würdig meines Großvaters, meines Oheims und meines Bruders, ſo werde ich jetzt nicht ſagen dürfen, das habe ich in Celle gelernt von meinem gnädigen Herzog dem tapferen Georg Wilhelm, denn mein Herzog hat mir, ſeinem beſten Schüler, ſeine Gnade entzogen. Er verläugnet mich, er verweiſt mich ſogar."

„Philipp!" ſagte der gutmüthige alte Herr ziemlich verlegen, „du ſprichſt mit einer glatten Zunge."

„Ew. Durchlaucht ſollte nur nicht auf falſche Zungen hören, die mich hinterrücks bei Euch verſchwärzen."

„Nein, Philipp! Niemand hat dich angeſchwärzt, Niemand ſagt dir Arges nach."

„Warum denn verweiſt mich Ew. Durchlaucht ſo plötzlich und ſchonungslos auf immer?"

„Donnerwetter!“ polterte der Herzog. „Ich laſſe mich nicht ausfragen.“

„Ich ſoll es nicht wiſſen?“

„Raiſonnire Er nicht und parire Er Ordre!“

„Ew. Durchlaucht wollen mich alſo in Unwiſſenheit darüber laſſen und ich weiß Dero Geheimniſſe zu ehren.“

Hiemit verbeugte er ſich und ging.

„Ich glaube gar“ ſprach der Herzog aufgebracht bei ſich, „der Junge wollte mich ad absurdum führen.“

Philipp wollte ſich bei der Herzogin verabſchieden und wurde nicht angenommen. Er fragte nach der Prinzeſſin — in ihren Gemächern herrſchte Unruhe und Beſtürzung. Sie war in der Nacht gefährlich erkrankt, man fürchtete für ihr Leben.

Philipp ſchlug ſich vor die Stirn. Er wußte jetzt woran er war. Sie verabſcheute ihren zukünftigen Gemahl, ſie hatte ihre Liebe zu ihm verrathen, das war der Grund ſeiner plötzlichen, ſchonungsloſen Verbannung. Er knirſchte vor Schmerz und Ingrimm. Er liebte ſie in dieſem Augenblick zum Raſendwerden.

Er ſuchte den Prinzen von Wolfenbüttel auf.

„Was iſt dir, Philipp?“ fragte Auguſt. „So ſieht ein Glücklicher nicht aus.“

„Ich bin nicht glücklich, ſondern aus Celle für immer verwieſen.“

„Verwieſen?“

„Was wirſt du thun?“

„Noch einmal will ich ſie ſehen und ihr Lebewohl ſagen.“

„Unglücklicher!“

„Dann gehe ich nach Braunſchweig und heirathe meine Couſine.“

„Iſt das ein Troſt für dich?“

„Ich achte mein Leben für ein verlorenes und thue meinem alten Oheim, vielleicht auch meiner Couſine einen Gefallen damit.“

„Auguſt!“

„Was gedenkſt du zu thun?“

„Ich trete in türkiſche Dienſte und ſuche den Prinzen von Hannover auf dem Schlachtfelde auf.“

„Philipp!“

„Du wirſt ſie noch einmal ſehen. Sage ihr das. Sage ihr, daß mein Blut und meine Herzſchläge ihr gelten. Sage ihr, ich träume alle Nacht von ihrem Bette und ſie liegt darin und wenn ſie todtkrank fieberud abgezehrt, entſtellt und ſterbend iſt, ſo verlange ich nur, ſie in meine Arme zu ſchließen*).“

„Philipp! Philipp! Was verlangſt du von mir.“

„Vergieb, Auguſt! Ich vergaß daß du eben ſo daran biſt.“ —

*) Dieſe Reden ſind wörtlich aus den Briefen, die Königsmark an ſie ſchrieb.

„Komm mit nach Wolfenbüttel. Laß uns in unſerer Freundſchaft den Troſt für unſere Leiden ſuchen.“

„Freunde müſſen wir bleiben. Vielleicht bedarf ſie unſerer einſt und dann wollen wir bei der Hand ſein und alles für ſie wagen. Schwören wir das.“

Sie ſchwuren und trennten ſich nach herzlicher Umarmung.

Als Sophie Dorothea von ihrer Krankheit genas, war ſie eine vollkommene Prinzeſſin. Ihr jugendlicher Muthwille war gemildert, ihr Leichtſinn faſt verſchwunden. Sie gab ernſthaften Betrachtungen Raum und ließ ſich mit Leichtigkeit auf fremde Gedanken und Anſichten ein. Am 21. November 1682 wurde ihre Vermählung auf's glänzendſte gefeiert, in der Pracht der Umgebung, dem Lärm der Feſte, bei der Freude ihrer Eltern, den Schmeicheleien der Hofleute, bei Muſik, Tanz und Hochzeitslärm, ſchien ſie die Vergangenheit vergeſſen und alles verſchmerzt zu haben. Wenige Tage ſpäter ſchied ſie von ihren Eltern und vertauſchte das friedliche heimathliche Schloß und den Park, der Zeuge ihrer Jugendſpiele war, mit dem üppigen, ſchlüpfrigen, in Parteien zerfallenen Hof von Hannover.

Katharina von Buſche geborene Meiſenbach, die Maitreſſe Georg Ludwig's, von welcher der Leſer ſchon gehört hat — ſie hieß nachmals, ihrer Wohlbeleibtheit

halber, der Elephant, war aber heute noch ſehr proportionirlich — Katharina von Buſche hatte Anſtandshalber die Weiſung erhalten, vor Ankunft der neuen Erbprinzeſſin ſich vom Hofe zu entfernen. Doch konnte ſie ſich nicht entſchließen Hannover zu verlaſſen, ohne ihre legitime Nebenbuhlerin wenigſtens flüchtig nur geſehen zu haben. Nicht eben, weil ſie ſie fürchtete; faſt alle Braunſchweigſchen Fürſten waren von liebenswürdiger Gutmüthigkeit und Treue und verſtießen weder Maitreſſen noch Günſtlinge, wie ſehr es dieſe auch verdienen mochten. Georg Ludwig hatte ſchon zu Osnabrück ſeine Maitreſſe kennen gelernt, als er nur der Sohn eines tief in Schulden ſteckenden Biſchofs war. Um keinen Preis würde er als Erbprinz von Hannover ihr eine Kränkung zugefügt haben. Seine Heirath mit der reichen, niedlichen Prinzeſſin von Celle hatte er ihr daher als eine politiſche Nothwendigkeit vorgeſtellt, bei der ſein Herz nicht mit im Spiele ſei. Er hatte ihr betheuert, daß ſeine Gleichgültigkeit gegen dieſe Celliſche Zierpuppe an Abneigung grenze und daß auf eine Gegenliebe von einem ſo koketten und leichtſinnigen Geſchöpf ihm gar nichts ankäme. — Katharina fand alles dieſes ſehr einleuchtend.

Eliſabeth von Platen jedoch, ihre ältere Schweſter, die Maitreſſe des Herzogs Auguſt (welche der Leſer gleichfalls ſchon kennt) verwies ihr dieſe Leichtgläubigkeit.

„Du hätteſt früher auf mich hören ſollen. Damals als der arme Biſchofſohn zu Osnabrück zu deinen Füßen kniete, hätteſt du auf eine Trauung zur Linken beſtehen ſollen, wie es die ſchlaue Franzöſin gemacht hat, die jetzt legitime Herzogin von Celle iſt. Ich dächte, unſere Familie zählte eben ſo viel Ahnen, wie die Familie d'Olbreuſe. Jetzt biſt du ihrer Tochter halber vom Hofe verwieſen und wer weiß, ob du jemals wieder zurückgerufen wirſt."

Unter militairiſchen Ehrenbezeigungen, den Glückwünſchen der Behörden und dem Freudengeſchrei der Menge zog die Erbprinzeſſin in Hannover ein. Der Palaſt der Platen ſtieß an das herzogliche Schloß und die Fenſter einiger Gemächer gingen auf den Schloßhof. Hinter Jalouſien wohlverborgen, lagen die Schweſtern auf der Lauer, um die Prinzeſſin aus dem Wagen ſteigen zu ſehen.

„Nun, da wäre ja das Wunder von Celle!" meinte Eliſabeth.

„Und der Prinz ſpringt vom Pferde, um ihr eigenhändig ausſteigen zu helfen?" fragte Katharina befremdet, „gehört das zur Etikette?"

„Da kömmt mein dickes Ernſt-Guſtchen auch angewatſcheit. Die ganze Treppe herunter ihr entgegen; das iſt viel. Sieh einer, wie freundlich er auf ſie einredet. Er küßt ſie gar auf die Stirn! Der

graue Sünder wird ſich doch nicht etwa in dieſen Backfiſch verlieben? Warte, alter Narr!“

„Verſprich mir eins, meine theure Schweſter, wenn dieſer neue Stern bei Hofe mich wirklich verdrängen ſollte, daß du mich rächſt.“

„Ich kann nichts verſprechen, das hängt von der Prinzeſſin ab. Benimmt ſie ſich artig und beſcheiden gegen mich, ſo laſſe ich ſie in Frieden; will ſie aber glänzen und vorlaut ſein, ſo mag ſie ſich vor mir in Acht nehmen.“

„Und für deine Schweſter willſt du gar nichts thun?“

„Liebe Katharina, ich kann meine ſichere Stellung bei Hofe und meine Behaglichkeit um deinetwillen nicht auf's Spiel ſetzen!“

„So rathe mir wenigſtens, was zu thun iſt.“

„Schade daß wir nicht katholiſch ſind. In dieſem Falle pflegt eine Dame in deiner Lage in ein Kloſter zu gehen. Da wir proteſtantiſch ſind, kann ich dir keinen anderen Rath geben als, laß den Hofprediger kommen und tröſte dich mit der Poſtille. — Aber jetzt entſchuldige mich, liebe Schweſter. Es iſt hohe Zeit, daß ich an den Hofcirkel denke.“

Katharine ſtieg in den Reiſewagen und weinte vor Aerger und Verdruß. Die andere trat vor den Spiegel, erneute ihre Schminke und friſchte ihre Toilette auf, um in möglichſter Vollkommenheit in dem glän-

genden Hofcirkel zu erſcheinen, der ſich zu Ehren der angelangten Erbprinzeſſin verſammelte.

Wirklich hatte Sophie Dorothea während ihrer Krankheit die Prinzeſſinnen-Probe beſtanden. Sie war jetzt vollkommen. Selbſt das feindſelige Auge der Platen mußte dieſes eingeſtehen.

Die Herren und Damen des Hofes wurden ihr der Reihe nach vorgeſtellt. Ihr Lächeln war überaus reizend und ſie hatte für jeden ein freundliches Wort. Sogar als die Frau von Platen ihre Reverenz machte, verſetzte ſie:

„Ich wußte ſchon, daß Sie es ſind, Madame. Dieſe glänzende Erſcheinung konnten Sie nur ſein.“ —

„Wie findeſt du die Prinzeſſin?“ fragte Ernſt Auguſt ſeine Maitreſſe, die er in ſein Nebenzimmer gewinkt hatte.

„Ich bin erſtaunt. Eine wahre Zierde, eine Perle unſeres Hofes. Sie ſoll ein Wildfang ſein, ohne Zucht und Sitte. Was läßt ſich von dem bürgerlichen Hofe deines Bruders auch erwarten. Aber ſie benimmt ſich, als käme ſie geradewegs von Verſailles.“

„Ihre Mutter iſt eine ſehr feine Frau, von der beſten Erziehung.“

Hiermit endete das Geſpräch, Ernſt Auguſt, der in ſeiner Schwiegertochter hauptſächlich nur das Siegel auf die Urkunde der Vereinigung und Untheilbarkeit der Lüneburgiſchen und Calenbergiſchen Lande

erblickte, war zufrieden, daß das Erſcheinen der Prinzeſſin bei Hofe von allgemein günſtigem Erfolge war und ſelbſt die Platen ihr Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Auch die Herzogin Sophie entdeckte eben die glücklichen Anlagen an ihrer Schwiegertochter, wodurch ihre Tochter ſich nachmals den Namen der philoſophiſchen Königin erwarb. Beide lauſchten mit inniger Aufmerkſamkeit ihren Worten, wenn ſie ſich im Gebiet der höheren Speculation erging. Dieſe drei Sophien waren die Einzigen an dieſem leichtfertigen Hofe, die an ſo erhabener Converſation Geſchmack fanden.

Nachdem Sophie Dorothea ihre Jugendliebe bekämpft, war ihr einziges Streben jedermann zu gefallen und alle für ſich einzunehmen und das gelang ihr eine geraume Zeit. Ihre Gefallſucht rügt noch im Jahre 1686 das Pariſer Hofjournal, der Mercure galant, mit den Worten: „Es iſt ſchwer, bei ſo vielen glänzenden Eigenſchaften der Eigenliebe zu entgehen. Allein es iſt ein Fehler, der ſeiner Zeit hart geſtraft wird.“

Auch mit ihrem Gemahle lebte Sophie Dorothea anfangs ziemlich glücklich. Sie gebar ihm einen Sohn und eine Tochter, und ſeine häufige Abweſenheit im Türkenkriege oder am Oraniſchen Hofe dienten mit dazu ihre gegenwärtige Lage erträglich zu machen.

Selbſt mit der Gräfin Platen ſtand ſie anfangs nicht übel. Sie hatte den Vorzug der Jugendfriſche

und der natürlichen, einſchmeichelnden Schönheit. Eliſabeth hingegen war mehr eine impoſante Schönheit, welche aber ihr dreiunddreißigſtes Jahr ſchon zurückgelegt hatte. Um dieſes zu verbergen trug ſie bedeutend Schminke auf und nahm alle Morgen Milchbäder. Die Milch aber, womit ſie morgens ihre Reize erfriſcht, wurde gleich nach vollendetem Bade, nebſt Brod, in ihrem Palaſte an die Armen vertheilt, zum Beweis, daß man auch ſchamlos-wohlthätig ſein kann.

Sophie Dorothea liebte ſchöne Kleider und Koſtbarkeiten, und glänzte täglich in auserleſenem Putze und prächtigem Geſchmeide. Eliſabeth hingegen liebte die Pracht, hielt einen fürſtlichen Hofſtaat und gab glänzende Feſte.

Auch Frau von Buſche ward an den Hof zurückgerufen, gewann jedoch das Herz des Erbprinzen nicht wieder. Ernſt Auguſt aber erhob ihren Mann zum Baron, um die Verdienſte zu belohnen, die ſeine Gemahlin ſich um den Erbprinzen erworben hatte.

Nur bis zum Jahre 1685 blieb Sophie Dorothea ſo ziemlich mit allen in gutem Vernehmen, wie ſich dieſes ja ſchon zu Anfang unſerer Erzählung herausſtellte, wo der Leſer die Erbprinzeſſin nebſt anderen Perſonen dieſes Hofes aus dem Carneval zu Venedig hat kennen lernen. Erſt mit dieſer Zeit beginnt das Mißgeſchick Sophie Dorothea's.

Die Herzogin hatte damals durch die Vermählung ihrer Tochter mit dem Kurprinzen von Brandenburg eine ihrer Zuhörerinnen verloren, wenn ſie ihren metaphyſiſchen Eingebungen nachhing. Auch ihre Schwiegertochter ward ihr entführt, durch Ilten, welcher kam, ſie zum Carneval von Venedig abzuholen, allwo ihr Gemahl ſie erwartete, der aus Ungarn zurückgekommen war. Die Herzogin mußte ſich daher nach einer geiſtreichen Hofdame umſehen, welche die aufmerkſame und wißbegierige Zuhörerin machte, wenn ſie zu philoſophiren Luſt hatte, und ſie fand eine ſolche in dem Fräulein Meluſine von Schulenburg, einer ſehr jungen und ſehr hochgewachſenen Dame.

Bei ſeiner Heimkehr von Venedig erblickte Georg Ludwig dieſes philoſophiſche Hoffräulein und ihre Jugend und ihr hoher Wuchs rührten ihn, er gab ihr ſeine Liebe zu erkennen und Meluſine war aus dem Geſchlechte der Meiſenbach. Die Gräfin Platen ſah ſich demnach veranlaßt dieſes Verhältniß zu befördern und zu begünſtigen. Vielleicht gaben ſich die Hohenſtaufen weniger Mühe die Kaiſerkrone in ihrer Familie erblich zu machen, als die Gräfin Platen, um die Hannoverſche Maitreſſenwirthſchaft dem Hauſe Meiſenbach zu erhalten. Dieſem Zwecke opferte ſie alles und kannte weder Rückſichten noch Schonung.

Wenn wir der Prinzeſſin von Orleans glauben dürfen, die eine ſehr zuverläſſige Feder führt, ſo war

dieſe Meluſine von Schulenburg eine Tochter der Gräfin Platen und Herzogs Ernſt Auguſt, alſo die Halbſchweſter Georg Ludwig's. Eine Mutter alſo begünſtigte das Verhältniß ihrer eigenen Tochter mit deren Halbbruder. Allein nach ſolchen Inceſten fragte man in damaliger Zeit wenig und die Geſchichte iſt reich an Beiſpielen davon.

Die Herzogin und die Prinzeſſin, gefolgt von einigen Damen, hatten ſich auf die Plateform des Schloſſes begeben, um eine Mondfinſterniß zu obſerviren. Leibnitz hatte einen neuen Teleſkop hinaufſchaffen laſſen und gab ihnen Anweiſung dazu.

Es war eine laue Sommernacht und Sophie Dorothea ſetzte ſich durch ihre glückliche Faſſungsgabe und durch ihre kindlichen Bemerkungen über die Größe und Pracht der Weltordnung bei der Herzogin in beſondere Gunſt.

Als alles vorüber war, verließ man die Plateform und die einſchmeichelnd gefällige Erbprinzeſſin geleitete ihre Frau Schwiegermutter bis zum Eingang ihrer Gemächer, dort ſchied ſie von ihr unter beſonderen Dankſagungen für das erhabene Schauſpiel am Himmel, deſſen Anblick ihr die Herzogin gewährt habe.

Um mit dem Fräulein Kneſebeck und der Kammerfrau ihre eigenen Gemächer zu erreichen, mußte ſie einen Theil des Schloſſes durchſchreiten, der ihr noch

völlig unbekannt war. Die Kammerfrau trug eine Laterne und bemerkte zu ſpät, daß ſie ſich in den Gängen geirrt und ſtatt rechts hätte links gehen müſſen. Sie wollte wieder umkehren, ſtieß aber unvorſichtigerweiſe mit der Laterne an einen Pfeiler, die Flamme erloſch und ehe ſie die Laterne öffnen konnte, ſie wieder anzublaſen, war auch der Docht ſchon ausgeglommen. Die Damen waren im Finſtern allein, ſie fanden dies ſpaßhaft und lachten. Vorſichtig tappten ſie vorwärts. Mit einem Male entdeckten ſie einen Lichtſchimmer durch eine Thürſpalte und hörten Kindergeſchrei und eine rauhe Stimme, welche es zu beſchwichtigen ſuchte.

„Wo mögen wir nur ſein, Saßdorf?“ (ſo hieß die Kammerfrau) fragte die Prinzeſſin. „Sie haben uns wahrſcheinlich in den neu angebauten Flügel geführt. Pochen Sie vorſichtig an. Erſchrecken Sie die beſorgte Mutter nicht.“

Die Saßdorf pochte leiſe an. Die beſchwichtigende rauhe Stimme ſchwieg, doch wurde nicht geöffnet.

Die Saßdorf wiederholte das Pochen, ohne daß Herein geſagt wurde, aber ein Schlüſſel ſtak in der Thür. Die Saßdorf öffnete, ſchloß aber gleich wieder die Thür und ſagte: „Kommen Sie, Gnädigſte! das iſt nichts für Sie.“

„Aber wir ſind im Dunkeln!“

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, Gnädigſte! kommen Sie.“

„Was haben Sie, Saßdorf?“ ſagte die lebhafte Sophie Dorothea. „Es werden doch keine Räuber und Mörder im Schloſſe ſein?“

Nach dieſen Worten öffnete ſie ſelbſt die Thür und trat in ein helles Vorzimmer, durchſchritt daſſelbe, öffnete eine zweite Thür und befand ſich jetzt in einer allerliebſten Wochenſtube, wo eine bleiche Wöchnerin in einem ſchneeweißen Bette lag und ein zärtlicher Vater die koſtbare Kinderwiege ſchaukelte, in welcher ein derber Säugling lag und ſchrie.

Die bleiche Wöchnerin war das lange philoſophiſche Fräulein Meluſine, der zärtliche Vater der fleiſe Erbprinz Georg Ludwig und der ſchreiende Säugling ſollte von ſeiner rauhen Stimme in den Schlaf gelullt werden, die er ſonſt ſo ſelten nur zum Reden, geſchweige gar zum Singen gebrauchte.

Die Prinzeſſin aber kam von einem Schauſpiel am Himmel, zu welchem die weiſe Sophie ſie eingeladen, welches der berühmte Leibnitz ihr erklärt und welches ihr die Größe und Pracht der Weltordnung offenbart hatte. — Allein der Geſchmack iſt verſchieden und die Natur bleibt Natur, am Himmel wie in der Wochenſtube.

Der Auftritt, der erfolgte, darf hier nur angedeutet werden.

Die Prinzeſſin nämlich fragte ihren Herrn Gemahl: ob ſie in einer Entbindungsanſtalt für unzüch-

lige Dirnen ſei, oder in einem Findelhauſe für fürſtliche Baſtarde.

Georg Ludwig verbarg ſein martialiſches Angeſicht in den Händen, denn herzlich und gutmüthig ſind die Calemberger und er fühlte, daß ſeine Gemahlin Recht hatte.

Als ſich die Prinzeſſin aber auf ihren Vater berief, der gleichfalls ein tapferer Herr war, auf ihre Mutter, eine feine, weltkundige Dame, auf die Erziehung, die ſie von ſolchen Eltern empfangen, auf die Zurückſetzungen, denen ſie ſich fügen mußte, weil ihre Mutter unebenbürtig ſei und endlich auf ihre Kindespflicht als Tochter eines reichen regierenden Herzogs, der Hannover Schätze und Gebiet zubrächte und einer edlen vielfach hintangeſetzten und gekränkten Mutter, als ſie aus allen dieſen Gründen ſich auf ihre Zeugen, das Fräulein Kneſebeck und die Kammerfrau Saßdorf berief und noch mehr Lärm machen wollte, um fernere Zeugen herbeizurufen und eine Eheſcheidung verlangte, — da erhob ſich Georg Ludwig und ſprach mürriſch:

„So laß es doch gut ſein, Sophie. Was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Mache nicht mich und dich zum Geſpötte und ſchone eine ſehr hinfällige Wöchnerin und ihr neugebornes Kind.“

Die Prinzeſſin aber erklärte, daß ſie keineswegs aus Zuneigung für die Perſon ihres Gemahls, ſondern nur aus Gehorſam gegen ihre Eltern, aus Standes- und Staatsrückſichten ſich entſchloſſen habe, Erbprin-

zeſſin von Hannover zu werden. Möge ihr Herr Gemahl leben wie er wolle, wenn er nur ihr Bett verſchone. Den Standes- und Staatsrückſichten habe ſie ſich aber einmal geweiht und denen wolle und könne ſie nichts vergeben. Entweder wolle ſie Scheidung, oder ſollte ſie den Rückſichten ferner gehorchen, ſo müßten Buhlerin und Baſtard augenblicklich aus dem Schloſſe, welches durch ſie ſchon hinreichend geſchändet worden ſei.

„Sophie!“ ſagte Georg Ludwig mit unwirrſchen Mienen. „Du haſt mich nun beſchämt vor deinem Fräulein und deiner Kammerfrau, willſt du mich noch vor der ganzen Welt beſchämen? Und wie ſoll ich denn mitten in der Nacht eine Wöchnerin, die vor zweimal vierundzwanzig Stunden erſt niedergekommen iſt, ſammt ihrem neugebornen Kinde aus dem Schloſſe ſchaffen?“

„Kneſebeck!“ befahl Sophie Dorothea, „nehmen Sie den Säugling, weihen Sie ihm jegliche Sorgfalt. Auch ich bin Mutter, ich werde mich nicht an einer Wöchnerin und einem neugebornen Kinde verſündigen, doch verlange ich auch die mir gebührenden Rückſichten. Das Weibsbild mögen die Hexenacken in einer Portchaiſe fortſchaffen. — In einem herzoglichen Schloſſe, was ich mit Recht bewohne, ſoll mein Herr Gemahl durch ſeine Laſterwirthſchaft mich nicht vor Gefolge und Geſinde demüthigen.“

In dieſem Augenblick bekam die Wöchnerin Krämpfe und (war es nun Verſtellung oder nicht) ſie zuckte, wand ſich, wimmerte und ſchrie.

Da verlor Georg Ludwig die Beſinnung. „Weib!“ ſchrie er, außer ſich vor Wuth: „Was willſt du hier, was ſchleichſt du mir nach? Ja! du haſt mich ertappt. Aber das ſoll dir übel bekommen! Das iſt mein Kind und ehe du der Wöchnerin ein Haar krümmſt, drehe ich dir den Hals um.“

Hiermit ergriff er die zarte Prinzeſſin, ſchleppte ſie zur Thür hinaus durch die Vorzimmer nach dem Corridor und ſinnlos vor Zorn legte er dort ihr beide Hände um den Hals, drängte ihren Kopf gegen die Mauer und wollte ſie erwürgen.

Das Geſchrei ihrer Begleiterinnen hallte gellend durch die Wölbungen, und Hofherren und Diener eilten mit Lichtern und Laternen herbei.

Aber ſtarr und ſtaunend blieben ſie ſtehen. Niemand wagte die Prinzeſſin zu retten und ſich ſelbſt ins Verderben zu bringen, indem er gegen alle Sitte und Reſpect Hand an einen Prinzen legte.

Der verzweifelten Gegenwehr Sophie Dorotheas gelang es endlich, ſo viel Athem zu gewinnen, daß ſie die Worte ausſtoßen konnte: „Tödte mich. Nach elf Monaten ſtehſt Du vor Gott.“

Wie vom Donner gerührt, ließ der Prinz von ihr ab. Es waren die Worte jenes Magiers zu Venedig,

die ihm ſchon einmal kalte Schauer verurſacht hatten, ehe er es noch für möglich gehalten, daß er ſeine junge Gemahlin jemals gewaltthätig behandeln würde. —

Die ohnmächtige Prinzeſſin ward von ihren Frauen in die Gemächer getragen, Georg Ludwig kehrte zu ſeiner langen Meluſine zurück und die Hofherren und Diener zerſtreuten ſich wieder.

Junge zärtliche Prinzeſſinnen können mitunter ein ſehr zähes Leben haben. Sophie Dorothea verließ am anderen Morgen vollkommen wohl ihr Lager. Verdruß und Todesangſt hatten nicht die mindeſten Spuren hinterlaſſen, nur von den Mißhandlungen ihres durchlauchtigen Eheherrn waren blutrünſtige Spuren an ihrem zarten Halſe hinterblieben. Sie legte deshalb ein koſtbares Halsband und einige Perlenſchnuren mehr um und ließ ſich bei dem Herzog melden.

Dieſer war mehr als väterlich gegen ſeine niedliche Schwiegertochter geſinnt. Er nannte ſeinen Sohn einen brutalen Unteroffizier, verſprach ihm ernſtliche Vorwürfe zu machen, ſeine Meluſine ſammt ihrem Säugling außer Landes zu weiſen, liebkoſete ſie, rühmte ihre ſchwarzen Augen bei ihrer weißen Haut und ihrem kaſtanienbraunen Haar, ihr Grübchen im Kinn und meinte, ſolch eine pikante Schönheit habe einen geheimnißvollen Reiz, wogegen eine regelmäßige Schönheit höchſtens einem Künſtler zum Studium dienen könne, nimmer aber Herzen erobern würde. „Der Erbprinz,“

fuhr er fort, „wird nicht blind ſein und ernſtlich ſeine lange Meluſine einer ſo reizenden Prinzeſſin vorziehen.“

Sophie Dorothea wollte heute keine Schmeicheleien, ſondern Eheſcheidung.

„Fiekchen!“ ſprach der Herzog, „denk' an deine Kinder, an deine Eltern, an die Ehre und das Wohl beider Höfe.“

„Ich habe an das alles gedacht. — Aber ich denke auch an mich ſelbſt. Wenn auch der Erbprinz Verweiſe bekömmt und ſeine Buhlerin außer Landes gejagt wird, ſo wird er doch einſt regierender Herr ſein, das elende Weib zurückrufen und mich und meine Kinder ihr und ihren Baſtarden nachſetzen.“

Für alles, was der Herzog einwenden konnte, hatte Sophie Gegengründe, ſie hatte in den philoſophiſchen Geſprächen mit der klugen Herzogin ſchon zu viel profitirt. Ernſt Auguſt wußte weiter nichts, als ſie an ſeine Gemahlin zu verweiſen.

Bei der Herzogin Sophie fand ſie allerdings überwiegende philoſophiſche Gegengründe.

„Liebe Tochter,“ ſprach dieſe, „Sie haben Geiſt genug und ſind hinlänglich mit der Welt bekannt, um ihre Stellung und ihre Pflichten zu erkennen. Die kindlichen und politiſchen Rückſichten, die Sie bewogen haben, eine Verbindung mit meinem Sohne einzugehen, müſſen Sie auch hindern, dieſelbe wieder aufzulöſen. Auch ſind Sie Mutter. Fürſten folgen in Ehebünd-

niſſen nicht der Neigung ihres Herzens. Gehen Sie alle Europäiſche Höfe durch, überall iſt es eine andere als die Fürſtin, welche das Herz des Fürſten beſitzt. Ausgenommen davon ſind nur der ſtrenge Oranier und mein Couſin Karl XI. in Schweden. Nehmen Sie mich ſelbſt zum Beiſpiel. Wie lebt mein Herr Gemahl? Und fällt es mir irgend ein, mich darum zu kümmern?"

„Frau Herzogin! Sie ſind eine Königstochter und noch verwandt mit vielen Königinnen. Ich bin es meiner vielfach zurückgeſetzten und gekränkten Mutter ſchuldig, darauf zu dringen, daß ihre Abkunft endlich vergeſſen werde. Eine Prinzeſſin darf ſich nicht ſo behandeln laſſen, wie ich behandelt worden bin."

„Hat Euch der Herzog nicht Genugthuung verſprochen?"

„Ich verlange Gerechtigkeit!"

„Welche?"

„Trennung! Ich bin vor meinem Gemahl meines Lebens nicht ſicher."

„Frau Erbprinzeſſin! Aus Euch ſpricht nicht das Recht, ſondern die Leidenſchaft. Ihr haſſet meinen Sohn und dawider hilft weder Belehrung noch Ermahnung."

Hiermit wandte ſie ihrer Schwiegertochter den Rücken. Dieſe beſtellte ihren Wagen und fuhr, ehe jemand es vermuthen konnte, nach Celle.

Der ganze Hof war in der größten Beſtürzung. Die Vorwürfe, die der Erbprinz ſich ſelbſt machte, überwogen alle Verweiſe, die man ihm irgend geben konnte.

Indeſſen hatte die Gräfin Platen den ganzen Vorfall, bald nachdem er geſchehen war, ſchon erfahren und war auf dem geheimen Gang, der aus ihrem Palaſte nach dem Schloſſe führte, zu ihrer Tochter der Wöchnerin geeilt.

Noch in der Nacht hatte ſie einen Courier an Bernſtorf ausgefertigt, um ihm den Vorfall zu melden und ihn zu erſuchen, das ſo eben Geſchehene, bevor ſich die Prinzeſſin bei ihren Eltern beklage, dem Herzog und der Herzogin im „rechten" Lichte zu zeigen. Zur Erklärung des rechten Lichtes lag ein bedeutender Wechſel auf ein Hamburger Kaufmannshaus bei, mit der höflichen Bitte, ihn encaſſiren zu laſſen und die Summe in depoſito zu halten, bis man ihrer bedürfe.

Verdrießlich warf Bernſtorf am andern Morgen früh das Schreiben hin. „Es wird einem alten Staatsmann zu ſauer gemacht, brummte er kopfſchüttelnd. Man macht auch gar zu viel Lärmens in Hannover."

Und je mehr er darüber nachdachte, deſto einleuchtender ward ihm, daß dieſes ein ſchlimmer Han-

bel wäre, der ſich nur ſchlichten ließe, indem man alles Mögliche aufbot, die Prinzeſſin zu verſöhnen, die im größten Rechte ſei.

Dieſes meldete er augenblicklich durch einen Eilboten zurück und fügte das Verſprechen hinzu, die Eltern vorzubereiten und zu beſänftigen, ehe die Prinzeſſin mit einer Klage ſich hierher wenden könne.

Er machte ſich an's Werk. Bei der verſtändigen weltklugen Eleonore hatte er leichtes Spiel, ſie ſah ein, daß ihre Tochter einen anderen Stolz hegen mußte als ſie, daß die Tochter eines regierenden Fürſten in dem nicht ihr Heil erblicken konnte, was einer gebornen Marquiſe ſchon für das höchſte Ziel ihres Ehrgeizes galt. Sie weinte und fühlte, daß ſie ihr einziges Kind in Pflichten und Verhältniſſe gebracht habe, die auf ihre lebhafte Phantaſie und ſorgfältige Erziehung lähmend einwirken mußten.

Viel ſchwieriger war es für den ſchlauen Bernſtorf den Fürſten zu bearbeiten, der ſich ſeinem ſiebzigſten Jahre näherte und je älter er ward, um ſo eiferſüchtiger auf ſeine ſouveraine Selbſtſtändigkeit hielt. Um ihn zu irgend etwas zu beſtimmen, mußte man ihm ſtets das Gegentheil vorſchlagen und dieſes ſo eifrig verfolgen, bis er ſein dixi ſprach.

Bernſtorf hatte das betrübteſte Geſicht was er irgend zu ſchneiden im Stande war als er beim Herzog eintrat.

„Was fehlt Ihm Bernſtorf? Hat eine Ueberſchwemmung, eine Feuersbrunſt Statt gefunden? Oder ſind Soldatenlümmel deſertirt? Da ſoll doch das heilige Kreuzdon —“

„Etwas Schlimmeres noch, Durchlaucht. Es giebt eine Hölle auf Erden, das iſt eine unglückliche Ehe. Es giebt eine Plage für durchlauchtige Fürſten und das iſt der Skandal. Es iſt, Gott ſei es geklagt, nicht länger zu verſchweigen, daß ſeit dem hochfürſtlichen Beilager, wozu die gnädige Erbprinzeſſin weder ihre Inclination noch ihren Conſens gab, zwiſchen den hohen Contrahenten eine beklagenswerthe fraideur eingetreten iſt, welche zu gegenſeitigen Emportements geführt hat.“

„Was hat ſich begeben? Doch nichts Unanſtändiges?“

„Es courſiren allerdings Gerüchte, welche ich aber im Voraus für abſurde Erdichtungen erkläre.“

„Die Hofrelationen ſind alle voll des Lobes meiner Tochter und wenn ſie von Verſailles käme, heißt es, kann ſie ſich nicht beſſer benehmen. In Celle iſt Manches, was der Aufmerkſamkeit meines Bruders Ludwig werth ſcheinen dürfte.“

„Durchlaucht, das war vor drei Jahren, aber ſeit dem letzten Wochenbette der durchlauchtigen Frau Erbprinzeſſin hat ſich die Inclination des Herrn Erbprinzen Durchlaucht einem gewiſſen Hoffräulein zuge-

wendet, was der Frau Prinzeſſin nicht lange verborgen blieb. Hochdieſelben, welche niemals ihrem Herrn Gemahl auch die geringſte Nachſicht erwies, hat dann nach fleißigem Nachforſchen endlich beide überraſcht, während des Erbprinzen Durchlaucht, das hochwohlgeborne Fräulein war nämlich einige Tage vorher mit einem Liebespfand niedergekommen, zwiſchen ihrem Bette und der Wiege daſaß. Dieſer Anblick verſetzte die durchlauchtige Prinzeſſin in ungemeinen Affect oder rein herausgeſagt, in die äußerſte Rage."

„Das kann ihr niemand verargen."

Gewiß nicht! Wenn Hochdieſelben ſich in ihrem gerechten Emportement nur hätten moderiren können. Prinz Georg blieb ſehr gelaſſen bei den harten Schmähungen, deren ſich die Prinzeſſin gegen die Concubine bediente, obſchon dieſelbe erblaßte, in Krämpfe fiel und ſich wand wie ein Wurm."

„Starb ſie vor Schrecken?"

„Das nicht. Die durchlauchtige Prinzeſſin aber ſtürzte zuletzt wie eine heidniſche Medea auf die Wiege, um dem unſchuldigen Kinde höchſt eigenhändig den Hals umzudrehen."

„Gott bewahre! ſagte der Herzog, das iſt eine ſchreckliche Geſchichte. Und ſie hat den Balg maſſacrirt? Nur heraus damit. Ich bin auf Alles gefaßt."

Eben wollte Bernſtorf antworten, als man das Raſſeln einer Equipage vernahm. Der Herzog eilte an's Fenſter und rief zornig: „Welch ein Flegel unterſteht ſich da, in vollem Trabe mitten durch meinen Park zu fahren?“

Es war die Prinzeſſin zu Bernſtorf's größter Beſtürzung! — Weder hatte er das erwartet, noch konnte ſie zu einem ungelegeneren Momente anlangen, als gerade wo er im Begriff ſtand ſie anzuſchwärzen. Doch ein alter Staatsmann läßt ſich durch keinen Querſtrich ſo leicht aus der Faſſung bringen und als der Herzog mit Erſtaunen fragte. „Was hat denn das wieder zu bedeuten?“ verſetzte der ſchlaue Miniſter:

„Durchlaucht weiß noch nicht Alles, die Frau Prinzeſſin hat Recht. — Indem der Prinz ſie zurückhielt das Kind zu erwürgen, hat er ſie auf eine höchſt impardonable Art behandelt.“

„Was, er hat ſich doch nicht unterſtanden Hand an die Prinzeſſin zu legen? Hat er ſie mißhandelt, der rohe Menſch?“

„Durchlaucht werden jetzt Alles von Dero Prinzeſſin Tochter ſelbſt vernehmen. Statt vor dem Herzog und der Frau Herzogin zu lamentiren, hat hochdieſelbe wahrſcheinlich vorgezogen, heimlich zu echapiren. Der Skandal iſt einmal da, am beſten iſt, was nicht für einander taugt, zu trennen.“

„Iſt er bei Troſte, Bernſtorf?“

„Möge jetzt Feindſeligkeit obwalten zwiſchen den Brüderhöfen, mögen die fürſtlichen Kinder ihrer mütterlichen Pflege verluſtig ſein, möge das zarte Leben des Erbprinzen die Untheilbarkeit der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Lande wieder in Zweifel ſtellen und der Zankapfel für alle Zukunft hingeworfen ſein: ich waſche meine Hände in Unſchuld. Das Heirathsproject zwiſchen Dero Prinzeſſin Tochter und dem Erbprinzen von Hannover haben Ew. Durchlaucht höchſtſelbſt zu formiren geruht und es als wichtiges Staatsgeheimniß wohl verwahret, bis es reif war, ſo daß nicht einmal Dero devoteſter Diener eine Ahnung davon hatte."

„Schweige Er. Ich weiß was ich zu thun habe, ohne Ihn. Die Prinzeſſin gehört nicht hieher, ſondern nach Hannover. Ich will ſie nicht ſehen. Sie ſoll augenblicklich wieder zurückreiſen."

Die Bitten der Fürſtin vermochten dennoch endlich den Herzog, ſeine Tochter zu ſehen, und als ſie ihm erzählte, daß ſie auf keine Weiſe, weder in Wort noch That die Schranken der Mäßigung überſchritten, daß ſie nur den vielfach erhaltenen Weiſungen ihrer Eltern Folge geleiſtet, Alles zu überſehen, nur hinſichts ihres Ranges ſich nichts zu vergeben und nicht zu dulden, daß ihr die mindeſte Rückſicht verſagt werde, daß ſie in Folge deſſen nur auf augenblickliche Entfernung der Concubine und ihres Baſtards aus dem

herzoglichen Schloſſe beſtanden habe, — und als ſie endlich gar die Spuren der tödtlichen Mißhandlung, die ſie von ihrem Gemahl erlitten, an ihrem Halſe zeigte, da gerieth der Herzog in eine unbeſchreibliche Wuth. Er brach in die entſetzlichſten Verwünſchungen und Schmähungen gegen ſeinen Schwiegerſohn aus und wollte ſich mit ihm ſchlagen. Die Thränen und Bitten der Mutter und Tochter vermochten kaum ihn zurückzuhalten den Courier, der eine Herausforderung auf Piſtolen überbringen ſollte, augenblicklich abzufertigen.

Der alte Herzog war wirklich dermaßen außer ſich, daß man für ſeine Geſundheit zu fürchten anfing und ſelbſt Sophie Dorothea war geneigt ihre Flucht zu bereuen, nur wußte ſie nicht, zu welch einem anderen Mittel ſie füglich hätte greifen ſollen. In dieſer Rathloſigkeit verging ein guter Theil des Tages.

Dieſe Zeit benutzte Bernſtorf, um eiligſt nach Hannover zu melden, daß dieſer ſchlimme Handel auf keine andere Weiſe beizulegen ſei, als durch völlige Nachgiebigkeit des Erbprinzen. Auch war aus dem beigefügten Bericht, deſſen, was ſich zu Celle begeben, nur allzu einleuchtend, daß die wichtigſten Intereſſen beider Höfe auf dem Spiele ſtanden und alle Schritte zur Verſöhnung von Hannover ausgehen mußten.

Wirklich auch beruhigte ſich der alte Herzog

einigermaßen, als er einen Brief ſeines Bruders erhielt, welcher das Geſchehene aufrichtig beklagte und ſich entſchuldigte, daß er ſowohl wie die Herzogin der Erbprinzeſſin Tochter nicht augenblicklich zugeſtanden, daß ſie im vollſten Rechte ſei. Dazu aber wäre nöthig geweſen, auch den Erbprinzen zu hören, wozu aber die geliebte Erbprinzeſſin ihren Schwiegereltern keine Zeit gelaſſen, indem ſie auf ihrem ſehr bedenklichen Entſchluß einer Eheſcheidung feſt beharrte. Prinz Georg ſehe nunmehr das Unverantwortliche ſeines Benehmens völlig ein und werde alles aufbieten, ſeine reizende Gemahlin wieder zu verſöhnen. Er wolle nicht nur die ihr zugefügte Kränkung reuig abbitten, ſondern nach beſten Kräften ihre Zuneigung wieder zu gewinnen ſuchen, ſo daß ſie nicht umhin können werde, ſie ihm wieder zu ſchenken.

Sophie Dorothea fühlte was ſie ihrem Stande und ihren Eltern ſchuldig ſei, und nach einem zärtlichen Abſchied von beiden kehrte ſie nach Hannover zurück.

Der Hof befand ſich zu Herrnhauſen (dem nahe gelegenen Hannoverſchen Verſailles). Auf die glückliche Nachricht von der Rückkehr der Prinzeſſin ſandte man ihr einen Eilboten entgegen, um genaue Nachricht über die Zeit ihrer Ankunft einzuziehen. Der Bote begegnete ihrer Equipage unterwegs und ſprengte ventre a terre nach Herrnhauſen zurück. Man ſah

den Wagen daher kommen, eilte an die Fenſter, der Herzog und die Herzogin grüßten freundlich der Ankommenden zu und Prinz Georg ging hinunter, um ſeine Gemahlin aus dem Wagen zu heben, der vor dem Portal anlangte.

Kaum aber erblickte Sophie Dorothea den Erbprinzen, als ſie Befehl gab, vorüberzufahren. Der Schlag ward wieder zugeworfen, der Lakai ſprang hinten auf und die Erbprinzeſſin fuhr nach Hannover, wo man auf ihre Ankunft nicht vorbereitet war und nichts zu ihrem Empfang eingerichtet hatte.

Dieſes Benehmen war im höchſten Grade beſchämend, nicht nur für den Erbprinzen, ſondern auch für ihre Schwiegereltern. Die Prinzeſſin, welche in ihren Memoiren dieſen Vorfall ſelbſt erzählt, giebt ihre Gründe dazu nicht an. Wahrſcheinlich hatte ſie den Rath von ihrer Mutter erhalten, nicht zu früh nachzugeben und ſich jedenfalls auf den Schutz des Celliſchen Hofes zu verlaſſen.

Von dieſer Zeit an bildeten ſich am Hofe zu Hannover zwei Parteien, die ſich heimlich mit allen Waffen der Liſt und des Verrathes auf's erbittertſte bekämpften.

Ein Hauptpunkt bei der Vermählung Sophie Dorothea's mit Georg Ludwig war die Wiedereinführung der bereits unter den ſieben Brüdern be-

ſchloſſenen Untheilbarkeit der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Lande und daß allemal der älteſte allein regieren ſollte*). Dadurch fühlten ſich Georg's jüngere Brüder zurückgeſetzt, denn ſie hatten keine Ausſicht jemals regierende Herren zu werden. Der zweitgeborne Auguſt, war von nachgiebiger Gemüthsart, allein er fiel 1690 in Siebenbürgen gegen die Türken. Deſtomehr nahm ſich Maximilian dieſe Beeinträchtigung zu Herzen. Er haßte ſeinen Bruder und nährte, wo es in ſeinem Intereſſe lag, deſſen Uneinigkeit mit der Erbprinzeſſin, worin ihn ſeine jüngeren Brüder unterſtützten, ſo wie die Herzöge von Wolfenbüttel, die ebenfalls ein Auge auf die Lüneburgſchen Lande hatten**).

Der Herzog war aufgebracht über das letzte

*) Primogenitur, Majorat.

**) Die Herzogin Sophie ſchrieb über die Primogenitur und Untheilbarkeitsbeſtimmung nach Wolfenbüttel: „Arm Guſtchen wird ganz verſtoßen. Sein Vater will ihm gar kein Unterhalt (Gebiet) mehr geben. Ich lache den Tag und ſchreie die ganze Nacht hierüber, denn ein Kind iſt mir eben ſo lieb als das andere. Ich habe ſie alle unter meinem Herzen getragen und die unglücklich ſein, jammern ein (einem) am meiſten. Was Gott will, muß man mit zufrieden ſein. Aber dieſes iſt ein harter Punkt, denn ich bin ein Narr meiner Kinder.“ Die Herzoge von Wolfenbüttel unterſtützten das Widerſtreben der Mutter und der nachgebornen Söhne.

Vernehmen der Prinzeſſin, die Herzogin Sophie behandelte ſie ſehr kalt, an eine ernſtliche Verſöhnung mit ihrem Gemahl war nicht zu denken und dieſer ſetzte, nachdem die Schulenburg ſich völlig wieder erholt, ſein Verhältniß mit ihr fort. An der Spitze dieſer Partei ſtand die Platen. Die Prinzen aber und die galante junge Herrenwelt waren für die Prinzeſſin. Daß Sophie Dorothea gefallſüchtig.*) war, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, allein ihr blieb nur das einzige Mittel ſich für die Brutalität ihres Gemahls und die Feindſeligkeit der Platen zu rächen. Um jenen zu verachten und dieſe zu ärgern, zeigte ſie ſich ſo liebenswürdig wie möglich und ließ ſich von jedermann anbeten. Nach heimlichen Liebhabern fragte ſie nichts. Die glänzendſten Helden des Hofes mußten ihr

*) Die Herzogin von Orleans ſogar beſchwert ſich über die Gefallſucht der Prinzeſſin. Ihr Halbbruder Carl Ludwig, ihr Liebling, den ſie ſtets mein Carlutzchen, mein Schwarzkopfel nannte, war 1688 in Morea gegen die Türken gefallen. Noch 14 Jahre ſpäter ſchreibt die Herzogin: „Carl-Lutz macht mich noch die Prinzeſſin vor allem haſſen, denn hätte die ihn nicht mit ihrer verfluchten Koketterie verfolgt, ſo wäre er in Hannover blieben und nicht umkommen.“ Wahrſcheinlich alſo hatte ſie den ſchönen Klaugrafen ſo offen begünſtigt, daß man ihn fortſchicken mußte. Ueberhaupt wollte ſie mit ihren Liebhabern glänzen und daher ihre großen Unvorſichtigkeiten.

öffentlich zu Füßen liegen, ohne daß ſie ſich etwas vergab *).

Die Platen nahte ſich jetzt den Vierzigen und daß ſie immer noch mit Sophie Dorothea in die Schranken treten wollte, zog ihr empfindliche Spöttereien von Seiten der Prinzen zu.

Prinz Maximilian beſonders ließ keine Gelegenheit vorüber, ſie an ihre alternde Schönheit zu erinnern. So verbat er ſich in ihrer Gegenwart und wenn der Herzog es nicht hörte, die Milch zum Kaffee oder Thee, indem er behauptete, einen entſetzlichen Widerwillen zu hegen gegen alles, woran Milch käme. Eine boshafte Anſpielung auf die Morgenbäder der ſchönen Gräfin.

Ein andermal machte er auf einem glänzenden Feſte, welches einen Jahrmarkt vorſtellte, wo ein Theil der Gäſte die Verkäufer, andere die Käufer ſpielten, einen Wunderdoctor, der ſeine Eſſenzen anpries und träufelte den Damen auf ihre geſtickten Battiſttücher die feinſten Parfums. Der Platen pries er ſein vortreffliches Ungariſches Waſſer an und behauptete, das gäbe einen Teint wie Milch und Blut. Indem er den Stöpſel abzog, machte er eine raſche Bewegung, als wollte er das offne Fläſchchen über-

*) Wenigſtens verbreitet dieſe Anſicht ein Licht über ihr Weſen und bringt Zuſammenhang in ihre ferneren Schickſale.

reichen, ſpritzte aber den ganzen Inhalt deſſelben der armen Gräfin in's Geſicht, ſo daß ihre Schminke, von dem ſcharfen ungariſchen Waſſer aufgelöſt, in rothen Strömen auf ihren weißen Halskragen niederfloß. Alle Umſtehenden brachen in ein lautes Gelächter aus, während der Prinz, als ſei ihm dieſes aus Ungeſchicklichkeit widerfahren, ſich in Entſchuldigungen erſchöpfte. Der Herzog nahm ihm dieſes ſo übel, daß er ihn vom Hofe verwies.

Ohne großen Kummer ſchied Prinz Maximilian von Hannover, wo ſeinem Ehrgeiz kein ſonderliches Ziel bevorſtand. Er reiſte nach Wien, wandte ſich von da aus an die Höfe von Berlin, Copenhagen und den Papſt und verſprach Letzterem, katholiſch zu werden, wenn durch Vermittlung des Kaiſers und den Einfluß Frankreichs die Untheilbarkeit und Primogenitur abgeſtellt und ſein Bruder, nach Ableben Georg Wilhelm's, Lüneburg und er dereinſt Hannover bekäme.

Auch das genügte ihm noch nicht. In Gemeinſchaft mit ſeinem Hofmeiſter dem Grafen Oberſtlieutenant Moltke und mit deſſen Oheim dem Oberjägermeiſter und Kämmerer Otto Friedrich Moltke entwarf er den Plan, ſeinen Vater auf einer Sauhatz entführen zu laſſen und ihm die Aufhebung der Untheilbarkeit und Primogenitur abzuzwingen. Den 21. December 1691 ſollte dieſer Plan zur Ausführung kommen.

Zwei Tage zuvor, am 19. December, trat die Gräfin Platen*) früh morgens in das geheime Arbeitszimmer des Herzogs, ein Portefeuille in der Hand. Sie ließ es sich nicht nehmen, überall wo er war und zu jeder Stunde, wie sie es für gut fand, sich zu ihm zu begeben; heute sogar verriegelte sie die Thür hinter sich.

„Was willst du, Elisabeth? Ich habe ernstlich zu thun! Du störst mich wahrlich!"

„Ist denn dein Land kein aufgezogenes Uhrwerk mehr, das stets im rechten Gange bleibt?"

Der Herzog rühmte sich dessen, um in Hannover wie ehemals in Osnabrück sich der Regierungssorgen zu entschlagen.

„Ich brauche Geld! Ich muß wirklich einmal meine Finanzen nachsehen."

„Mein armes Ernst Gustchen! Was würde aus dir werden, wenn ich nicht über dich wachte!"

„Nu, mein Schatz?"

„Dein liebenswürdiger Prinz Maximilian —"

„Donnerwetter! unterbrach sie der Herzog. Ist die fatale Geschichte mit dem Ungarischen Wasser denn noch immer nicht vergessen?"

Im Ganzen wußte sich die Platen sehr wohl zu

*) Der Baron Platen war seit 1682 vom Herzog in den Grafenstand erhoben.

beherrſchen, nur was ſie an ihre welkende Schönheit erinnerte, erregte ihre Leidenſchaften und zumal von Milch und Ungariſchem Waſſer konnte ſie nichts hören, ohne außer ſich zu gerathen. Prinz Max hatte ſie damit zu ſehr beſchämt.

Bei der Erwähnung des Ungariſchen Waſſers verzerrten ſich auch heute ihre Züge, ihre Lippen zitterten und Zuckungen durchflogen ihren Körper.

„Wie ſiehſt du aus, Eliſabeth!“ rief der Herzog. „Ich bitte dich, betrachte dich im Spiegel.“

Ein Blick in den Spiegel machte die Gräfin vor ſich ſelbſt erſchrecken und überzeugte ſie, wie ſehr ihr Faſſung Noth thue. Erſchöpft warf ſie ſich in einen Seſſel und war nahe daran in einen Thränenſtrom auszubrechen, doch war ſie ſchon wieder beſonnen genug es zu unterlaſſen, um ihre Schminke zu ſchonen.

„Ernſt Guſtchen!“ hub ſie mit zärtlichem Vorwurf an, „verdiene ich das um dich? Säe ich Zwietracht in deiner Familie? Will ich dich mit deinen Kindern entzweien? Nur der Fürſtenhut ſoll dir nicht vom Kopfe geriſſen werden; was du lebenslänglich mit all deinen Kräften erzielt und erſtrebt, nicht wieder in's Nichts zurückſinken und deine Herzogthümer nicht dereinſtens unter deinen fünf Söhnen ſich zerſplittern. Doch, wie du willſt, ich dringe mich nicht auf, ich kann auch ſchweigen.“

Hiermit erhob ſie ſich und ſchritt der Thüre langſam zu, ſo daß der Herzog, der ſchon als Biſchof von Osnabrück ſehr wohlbeleibt war, deſſen Corpulenz aber in Hannover an's Unförmliche ſtreifte, Zeit gewann, aufzuſtehen und ihr den Weg zu vertreten.

„Bleib, Eliſabeth. Was haſt du?"

„Ein andermal, Ernſt Guſtchen. Heut haſt du mich böſe gemacht. Jetzt gehe ich und beſinne mich, ob ich dir dieſe Brieftaſche gebe, oder ſie in's Feuer werfe. Man muß niemand in ſeinem Glauben ſtören und am wenigſten einen Vater in ſeinem Vertrauen auf ſeine wohlgearteten Kinder."

„Gieb mir die Brieftaſche, ich befehle es dir."

„Ich laſſe mir nicht befehlen. Warte bis Morgen, vielleicht bin ich dann in beſſerer Laune."

Der Herzog riß ihr die Brieftaſche aus der Hand.

„Keine Gewaltthaten," rief ſie und ſtellte ſich, als wollte ſie ſie wieder nehmen.

„Wo iſt der Schlüſſel?"

„Den bekömmſt du nicht."

Der Herzog ſprengte das Schloß.

„Iſt es ſo gemeint?" ſpottete die Gräfin. „Nun, du haſt mich geärgert, magſt du deinen Aerger auch jetzt haben. Weil dein Sohn mit den Jeſuiten conſpirirt und dem Papſt, dem Kaiſer und den Franzoſen katholiſch zu werden verſpricht, wenn ſie ihn zum Herzog von Hannover machen." Sie ſetzte ſich ihm gegen-

über, um ſich an ſeinem Zorn und Vaterſchmerz zu weiden, während er die Menge von Papieren durchlas.

„Nun, nun, Ernſt Guſtchen!“ fuhr ſie fort. „Nimm es dir nur nicht allzuſehr zu Herzen! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, dein Sohn will auch einmal Herzog ſein. Es ſchickt ſich nicht für den edelen Biſchof von Osnabrück, dazuſitzen als betrübter Herzog von Hannover. Nimm ein Exempel an dem König David, der auch einen Abſalom hatte.“

„Weib! woher haſt du dieſe Briefe?“

„Bernſtorf hat ſie mir ſo ſucceſſive zugeſchickt.“

„Der alte Gauner! Erſt verleitet er meine Söhne zur Verſchwörung, dann zeigt er ſie an.“

„Es iſt ehrenwerth von ihm, daß er ſich nicht verleiten ließ, obſchon man ihm die größten Verſprechungen gemacht.“

„Hätte man ihm baar bezahlt, ſo wären dieſe Papiere nicht in deinen Händen.“

„Ich will nicht läugnen, daß ſie mir theuer genug zu ſtehen kommen. Der alte Nimmerſatt will durch koſtbare Geſchenke ſtets in dienſtfertiger Laune erhalten ſein, aber dafür iſt er dann auch treu. Er hat dein Leben und die Zukunft d. ner Lande gerettet. Das iſt in meinen Augen Alles werth. Freilich ganz offen iſt er auch nicht. Er hat ſo ſeine Vorbehalte, ſeine Reſervationes, ſeine Zweideutigkeiten, die er für ſich behält und nicht preis giebt.“

„Wie meinſt du das zum Exempel?“

Die Platen zeigte auf einige Stellen in den Briefen Maximilian's, welche auf eine Theilnahme Sophie Dorothea's hinwieſen, als ſei ſie geſonnen, Rache an ihrem Gemahl zu nehmen.

Ernſt Auguſt lächelte: „Betty, willſt du mich glauben machen, daß jemand gegen ſich ſelbſt conſpiriert? Es iſt ein großes Stück Land, um das ſie ſich und ihre Kinder bringen würde.“

„Haß und Rache führen weit und Prinz Auguſt von Wolfenbüttel machte ihr einſt die Cour. Alte Liebe roſtet nicht.“

„Eben ſo wenig wie dein Haß und deine Rachſucht. Bei jedem Aergerniß, bei jeder Widerwärtigkeit erinnerſt du mich an die ſchlechte Geſinnung derjenigen, die du nicht leiden kannſt.*) Wenn auch Sophie Dorothea leichtſinnig genug ſein kann, ſich zu ſolchen Perfidien verleiten zu laſſen, ſo iſt ſie wenigſtens nicht gemein und dumm genug dazu. Glaube nur, du verlierſt in meinen Augen, wenn du auf ſo plumpe Weiſe mich als Werkzeug deines Privathaſſes benutzen willſt.“

*) Ein probates Mittel, ſeine Feinde aus der Gunſt eines Fürſten zu bringen. Dadurch gewöhnt ſich ein Fürſt daran, ſolche Perſonen und Unannehmlichkeiten für unzertrennlich zu halten.

„Vortrefflich! Durchlaucht. Gebt Bernſtorf bei ſeinem Gebieter an, ſchickt mich auf die Feſtung, bewilligt Eurem verrätheriſchen Sohn ein gutes Stück Land und ſprecht Eure unſchuldige Schwiegertochter heilig.“

„Meinetwegen. Du ſollſt deinen Willen haben. Ich will die Sache ſtreng unterſuchen und niemand ſchonen.“

„Bernſtorf muß geſchont werden, du darfſt ihn nicht als Spion und Verräther hinſtellen, wenn er dir ferner ähnliche Dienſte leiſten ſoll.“

„Gut! Ich will augenblicklich an ihn ſchreiben. Doch wirſt du einſehen, wie ſehr dieſe Rückſicht eine Unterſuchung erſchwert, da wir jetzt alles in dem Lichte erblicken werden, was dem grauen Sünder beliebt darüber zu verbreiten. —

Daß Sophie Dorothea an dieſem Complot völlig unſchuldig war, iſt nicht zu bezweifeln, eben ſo wenig wie, daß Bernſtorf, wenn ſie einigermaßen dabei betheiligt geweſen wäre, ſie in jeder Hinſicht rein gebrannt haben würde.

Wir theilen jetzt unſeren Leſern in aller Kürze den Verlauf dieſes Proceſſes mit, nur dann, da wir bis

zum Jahre 1692 gelangt sind, wo mit Ertheilung der Kurwürde unsere erste Erzählung schließt, den Faden der Begebenheiten weiter zu spinnen.

Am Abende des 19. Decembers, an welchem sich der zuletzt beschriebene Auftritt begeben, saß man auf dem Schlosse an den Spieltischen. Auch der Herzog machte seine Partie und der Oberjägermeister von Wolfe stand als dienstthuender Kammerherr hinter seinem Stuhle.

Ein Cavalier trat zu dem Herzog, um ihm einen Brief aus Celle darzubieten.

Der Herzog nahm den Brief, stand vom Spieltisch auf und sprach: „Monsieur Wolfe, nehme Er meine Karte.“ Hierauf ging er.

Wolfe war entzückt über diese Gnade und die Ehre, den Platz des Fürsten einzunehmen und spielte die Partie zu Ende.

Der Fürst kam nicht wieder und Wolfe wollte sich endlich nach Hause begeben. Langsam und würdig stieg er die breiten Steinstufen der großen Steintreppe herunter, denn er war viel zu hochmüthig, beim Kommen oder Gehen im Schlosse Nebentreppen zu betreten.

Mitten auf der Treppe trat der Generalmajor von Weihe zu ihm mit den Worten:

„Herr Oberjägermeister! Sie sind Arrestant.“

Melike griff an seinen Degen, um sich zur Wehr zu setzen. Der General aber zeigte ihm den fürstlichen Verhaftsbefehl und deutete auf seine Gardereiter, die im Schloßhof standen.

Melike überreichte seinen Degen, ward einstweilen in die Marschallstube gebracht und erst nach Mitternacht in's Staatsgefängniß beim Cleverthor abgeführt.*)

Folgenden Tages wurde in Melike's Hôtel Haussuchung gehalten und versiegelt. Die eben so rangstolze Frau Oberjägermeisterin schob bei Eröffnung ihres Schlafzimmers den Räthen ihr silbernes Nachtgeschirr hin mit den Worten: „Da, Ihr Herren! Wollt Ihr das nicht auch versiegeln?"

Die Räthe begnügten sich, ihr zu erklären: „daß die Sachen, wie sie ständen, mit diesem Kleinod nicht abzukaufen seien und vielleicht ein ganz anderer Preis nächstens dafür geboten werden würde."

So geschah es auch. Der sonst so langsame Gang der Justiz ward beflügelt und Melike verurtheilt, mit glühenden Zangen gezwickt, lebendig gerädert und geviertheilt zu werden.

Ein Scharfrichter zu damaligen Zeiten, wenn er Anerkennung und Belobigung erlangen wollte, mußte seinem Delinquenten oder Patienten nicht nur die

*) Damals war es ein Staatsgefängniß, jetzt sperrt man nicht einmal mehr Demagogen dort ein.

ſchärfſte Folter zu wiederholten Malen beibringen können, ohne ihm die Beſinnung zu rauben, ſondern auch eine ſo dreifache Todesmarter an ihm vollſtrecken können, ohne zu früh ihm das Leben zu nehmen.

Die Moltke'ſche Familie wie der ganze Adel waren empört bei dem Gedanken, daß eine Perſon ihres bevorzugten Standes wie ein gemeiner Verbrecher dem Pöbel das Schauſpiel einer Hinrichtung gewähren ſollte. Alle Verwendungen des Adels, ſelbſt die Fürſprache der Herzogin und der Zufall des zwölfjährigen Sohnes und endlich das Anerbieten von Seiten Moltke's, ſeine zahlreichen Güter abzutreten, bewirkten weiter nichts, als die Milderung der Todesſtrafe in Enthauptung.

Aber auch dieſe Milderung beruhigte den Adel noch nicht und ein Fluchtplan wurde entworfen.

Buchholz hieß der treue Diener, der die Erlaubniß hatte, ſeinem Herrn im Gefängniß aufzuwarten. Dieſer zerſtörte mittelſt ätzender Mittel die Fenſtergitter und brachte ſeinem Herrn ein Seil, um ſich daran hinunter zu laſſen.

Auf die Nacht vor dem Oſterfeſte ſollte die Flucht bewerkſtelligt werden. Moltke, bevor er ſie antrat, hinterließ in ſeinem Kerker folgende höhniſche und rachedrohende Zeilen:

Chriſt iſt erſtanden,
Meltke entgangen,
Wird an ihn denken,
Wird dir nichts ſchenken.

Die Wache am Glevertor ward mit Wein, der mit berauſchenden Mitteln verſetzt war, trunken gemacht und der treue Buchholz ließ ſeinen Herrn zum Fenſter hinaus. Weiter unten riß plötzlich das Seil. Meltke kam zwar unbeſchädigt zur Erde, ſtieß aber doch einen Schrei aus, daß der Poſten aufmerkſam wurde. Zwar bat Meltke: „Laßt mich laufen, Ihr ſollt hundert Thaler haben.“ Umſonſt. Der Poſten ſchrie im Muthe des Rauſches: „Wache heraus!“ und Meltke ward in ſeinen Kerker zurückgeführt. Bei ſeinem Eintritt wollte er ſich ſeines Zettels an den Herzog wieder bemächtigen, aber der Unteroffizier kam ihm zuvor und las die Reime höchſt wahrſcheinlich gleich in der Wachtſtube vor, denn am andern Tage wußte ſie die ganze Stadt und freute ſich über das Mißlingen des Fluchtverſuches. Die Straßenjungen ſangen zur Beantwortung ſeiner Verſe an den Herzog:

Chriſt iſt erſtanden,
Meltke entgangen
Und wieder gefangen.

Am 15. Juli endlich fand Meltke's Hinrichtung, die erſte eines Adeligen, in Hannover ſtatt.

Um zehn Uhr Morgens fuhr Moltke in seiner eigenen schwarzbekleideten Staatskutsche zum Richtplatze. Zwei Rappen mit schwarzen bis zur Erde reichenden Decken behangen zogen sie in langsam feierlichem Schritt. Der Wagen bewegte sich durch ein vierfaches Militair-Spalier und außerdem ging noch Wache voraus. Zwei Prediger saßen bei dem Verurtheilten im Wagen, der eine neben ihm, der andere ihm gegenüber. Zu beiden Seiten des Wagens gingen die Diener in langen Trauermänteln, das wüthende Gemurmel des Volkes zog Moltke eine Ohnmacht zu, auf dem Richtplatz aber hatte er seine völlige Fassung wieder. Ein langer Trauermantel floß von seiner Schulter und von seinem Hute wehte ein schwarzer Trauerflor bis zur Erde nieder; in der Hand hatte er ein Gebetbuch. Er entblößte sein Haupt und grüßte die Officiere. Als der Stab über ihn gebrochen ward, setzte er seinen Hut wieder auf und trat mit seinen beiden Seelsorgern in den innern Kreis. Während er seine Oberkleider ablegte, sang er: „Vor Gericht, Herr Jesu, stehe ich hier." Hierauf kniete er nieder und ließ sich von einem eigens dazu bestellten Unterofficier die Augen verbinden. Als der rothgekleidete Scharfrichter näher trat, um zu untersuchen, ob auch am Halse des Delinquenten nichts dem Schwerte entgegen sei, erkannte er diesen unter dem Tuche an seinen Strümpfen, sprang zornig auf, riß sich die Binde von den Augen und

rief: „Ich habe gesagt, daß niemand mich berühren soll.“ Darauf kniete er zum zweiten Male nieder, ließ sich vom Unterofficier noch einmal das Tuch umbinden und empfing den Todesstreich.

Weder die Alt- noch Neustadt wollte der Leiche eine Grabstätte auf ihrem Gottesacker einräumen. Erst auf Befehl des Herzogs ward sie an der Mauer der neustädter Kirche verscharrt. Der Haß gegen Meltke ging so weit, daß die Todtenfrau, die ihm Kopf und Hals gewaschen und wieder angeheftet hatte, von der Gemeinde sofort des Dienstes entlassen wurde.

In der damaligen protestantisch-bigotten Zeit war das Begräbniß eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit und man hungerte und darbte lieber lebenslänglich — nur um für ein würdiges Begräbniß für sich und die Seinigen zu sorgen.

Als man nach hundert Jahren eine Reparatur an der Mauer der neustädter Kirche vernahm, fand man Meltke's Gerippe wieder, kenntlich am durchhauenen Halswirbelknochen.

Prinz Maximilian kehrte nie wieder nach Hannover zurück, das Jahr darauf ging er zur katholischen Kirche über und starb, losgesagt von seiner ganzen Familie, 1726 zu Wien als Generalfeldmarschall.

Die böſe Gräfin.

Gegen Ende des Jahres 1692 befand ſich eines Nachmittags ein Theil des Hofes bei der Herzogin.

Sie ſelbſt ſaß mit der Gräfin Platen an einem Tiſche und zeichnete allegoriſche Figuren und Embleme zu einem Vorhang, der in Folge der Freudenbotſchaft aus Wien zu einer Feſtlichkeit geſtickt werden ſollte, der Stoff war ſchon in einen großen Rahmen geſpannt und die Garnirung in voller Arbeit.

Der Herzog ſaß in einem großen Lehnſtuhl, ſah wohlgefällig den ſchönen Stickerinnen zu und ſagte ihnen Artigkeiten über ihre Perſon und ihre Arbeit. Prinz Georg ſaß neben der Schulenburg und flüſterte eifrig mit ihr, vielleicht um ſeine Gemahlin zu ärgern, die aber ſtolz genug war, gar nicht darauf zu achten.

„Alles im Leben hat ſeine Licht- und Schattenſeiten," ſprach der baltige Kurfürſt „und auch meine neue Würde bringt ihre Laſten mit ſich, die gar ſchlimm auf meine Finanzen wirken. Wenn ich auch ein Freund von Feſten und Vergnügen bin, ſo meide ich doch ſo viel ich kann den übertriebenen Prunk und Luxus. Dieſes Mal indeſſen iſt es ein Anderes. Ich darf hinter meines Gleichen nicht zurückbleiben und muß ſo zu ſagen mit den Wölfen heulen. Das heißt, ich

muß meinen Hofſtaat vergrößern, Juwelen für meine Gemahlin kaufen und eine hohe Allongeperrücke mir aufſtülpen. Auch ein neues Opernperſonal habe ich mir verſchrieben und meine Garde mit hundert Faullenzern vermehrt, von denen keiner unter drei Ellen lang ſein darf. Solche Rieſenlümmel koſten ein tüchtiges Werbegeld. Sie kommen dieſer Tage hier an, gehörig dreſſirt und eingeprügelt in der Kriegsſchule meines Herrn Bruders von Celle. Eine ſolche Mannſchaft erfordert einen ſtattlichen Anführer und mein Sohn Carl hat einen ſolchen für mich verſchrieben. Seine Wahl verdient nach allem, was ich höre, meinen ganzen Beifall und wir werden nächſtens den ſchönſten und liebenswürdigſten Cavalier ſeiner Zeit hier bei Hofe ſehen, was ich den Damen hiermit zur Warnung geſagt haben will, damit ſie ihre Herzchen fein in Acht nehmen."

„Darf man Ew. Durchlaucht fragen," nahm die Platen das Wort, „wer dieſes Wunder von Ritterlichkeit iſt?"

„Ihr werdet ihn ſchwerlich kennen, meine Liebe, denn ſo viel ich weiß iſt er niemals hier geweſen, doch iſt er am Hofe zu Celle und in der Kriegsſchule meines Bruders erzogen."

„Philipp Königsmark!" rief die Prinzeſſin und erröthete vor Freude. Alle Erinnerungen ihrer glücklichen Kindheit und heiteren Jugendſpiele erwachten in

ihrer Seele und ſie ſollte nicht mehr allein ſtehen in dem öden, koſtbaren Einerlei, was ſie umgab. Endlich ſollte ſie einen Freund finden, auf deſſen Treue ſie bauen konnte.

„Ganz recht!“ antwortete der Herzog. „Er war ein Spielgenoſſe Eurer Kindheit.“

„Wenn ich nicht irre,“ fügte die Platen hinzu, ſo nahm er kurz vor Eurem Verlöbniß plötzlich ſeinen Abſchied vom Celler Hofe.“ Sie blickte bei dieſen Worten auf den Erbprinzen, der aber vertieft in der Unterhaltung mit ſeiner Meluſine auf nichts zu achten ſchien. Die Gräfin erhob ihre Stimme. „Da Prinzeſſin Sophie Dorothea eine Jugendbekannte des Grafen Königsmark war, ſo wird ſie uns am beſten ſagen können, ob dieſer junge Cavalier wirklich ſo gefährlich iſt, wie Seine Durchlaucht behaupten?“

„Ich habe kein Urtheil in ſolchen Dingen, Frau Gräfin, und wenn ich eines hätte, würde ich in Gegenwart einer ſo erfahrenen Kennerin, wie Sie ſind, nicht wagen es abzugeben.“

Die Gräfin biß ſich auf die Lippen und der Herzog flüſterte ihr zu: „Das haſt du verdient, kannſt du denn nicht Frieden halten?“

„Wollen uns Eure Durchlaucht nicht ſagen, wann dieſer unvergleichliche Cavalier hier zu erwarten iſt, damit wir uns mit dreifachem Erze zu panzern Zeit gewinnen?“

„Er kann jeden Augenblick hier eintreffen," erwiederte der Herzog.

„Mit Ew. Durchlaucht Erlaubniß, er iſt ſchon hier," nahm ein Kammerherr das Wort, ſtolz vor Freuden mit ſolch einer intereſſanten Neuigkeit in das fürſtliche Geſpräch ſich miſchen zu können „und wird wahrſcheinlich nur ſich umkleiden, um ſogleich ſeine Aufwartung zu machen."

In ſelbſtgefälliger Glückſeligkeit fuhr der Kammerherr fort zu berichten: „Als ich vor wenigen Stunden nach dem Schloſſe fuhr, war auf dem Steinwege alles voller Menſchen. Ich ließ fragen, was es gäbe und vernahm: Ein fremder Prinz ſei angelangt und im Hôtel de Hanovre abgeſtiegen. Meine Pflicht erheiſchte nähere Erkundigungen einzuziehen und ſo erfuhr ich denn, daß der neue Oberſt angelangt ſei mit 29 Bedienten und 52 Pferden und Maulthieren."

„Welch eine Suite für einen Obriſten!" bemerkte der Herzog. „So iſt die heutige Jugend. Und man ſagte doch vor mehreren Jahren die Familie ſei ruinirt."

„Sie werden ein ſchönes Häufchen aus der ſchwediſchen Redaction bei Seite gebracht haben," meinte die Herzogin. „Vielleicht kann unſere reizende Prinzeſſin-Schwiegertochter uns auch darüber etwas Näheres ſagen?"

„Ich bin ſo glücklich Ihrer Liebden Einiges mittheilen zu können."

Wir wollen nicht die eigenen Worte der Prinzessin hierher setzen, sondern unseren Lesern das Nöthige über die Schicksale der Familie Königsmark in aller Kürze berichten:

Carl Johann, wie Carl Stuart ihm dieses mit Recht zugestanden, fand eine sehr günstige Aufnahme am Hofe Ludwigs XIV. Er trat in dessen Dienste, nahm an verschiedenen Feldzügen Theil und vollbrachte, wie immer, ritterliche Kraftstreiche, deren Abenteuerlichkeit aber seinen französischen Cameraden mißfielen. Ihr Nationalgefühl litt darunter, daß sich ein Fremder auf solche Weise vor ihnen auszeichnete. Ludwig XIV. gab ihm daher ein eigenes Regiment, dessen Offizierstellen Carl Johann größtentheils mit seinen hochadeligen Landsleuten besetzte, welche, von Carl IX.' ausgeplündert, ja zum Theil an den Bettelstab gebracht, gerne fremde Kriegsdienste annahmen. Als aber dieses Regiment gegen die Hugenotten verwendet werden sollte, weigerte sich der vollkommene irrende Ritter, gegen seine Glaubensgenossen zu Felde zu ziehen und wollte lieber gegen die Türken, die Feinde der Christenheit, fechten. Ludwig XIV. war in seinen späteren Jahren sehr katholisch, dennoch versagte er diesem ritterlichen Sinne seine Anerkennung nicht. Die Türken waren ihm nützlich, sie beschäftigten den deutschen Kaiser, mit dem er in immerwährendem Kriege lag, dennoch gestattete er seinem Günstling, den er mit Geschenken

überhäuft hatte, als franzöſiſcher Obriſt in kaiſerliche Dienſte zu treten.

Er focht unter den Befehlen ſeines Oheims, des Feldmarſchalls, der in Dienſten der Republik Venedig, Bundesgenoſſin des Kaiſers, in drei Monaten drei Feldſchlachten entſchied und vier Feſtungen einnahm, war überall wo der Kampf am heißeſten wüthete. In der entſcheidenden Schlacht bei Argos hatte er ſich nach unerhörter Anſtrengung das anſteckende Fieber zugezogen, ſank auf's Krankenlager hin und fühlte den Tod mit raſchen Schritten nahen.

Er beklagte ſich laut, ſterben zu müſſen, ehe er etwas Großes gethan. Sein höchſter Wunſch war, den Heldentod auf dem Schlachtfelde zu finden und ein tückiſches, ſchleichendes Fieber raffte ihn jetzt in der Blüthe ſeiner Manneskraft dahin.

Sein Oheim tröſtete ihn an ſeinem Krankenlager, indem er ihm alle große Feldherren nannte, denen es ebenfalls verſagt worden auf dem Felde der Ehre zu ſterben.

Am 27ſten Auguſt 1686 ſtarb im kaum vollendeten achtundzwanzigſten Lebensjahre einer der kühnſten und tapferſten Helden, die es je gegeben. Krieg war ihm ein Bedürfniß, Kampf eine Freude, Gefahr ein Vergnügen. Er ſchmückte ſich und ging zur Schlacht, wie zu einem Feſte. Weil er aber nur Gelegenheit fand perſönliche Tapferkeit zu offenbaren, erregte er

nur augenblickliche Verwunderung und ein früher natürlicher Tod auf dem Krankenlager hinderte ihn seinen Namen in die Weltgeschichte einzutragen. Am 15. September des folgenden Jahres ſtarb auch Otto Wilhelm von Negroponte, gleichfalls auf dem Krankenbette. Elfmal ging das Fieber an ihm vorüber. Zum zwölftenmale leitete er im Fieber noch vom Verdecke ſeines Schiffes aus, allwo er ſich auf einen Stuhl feſtbinden laſſen mußte, dann vom Caſütenfenſter aus und zuletzt von ſeinem Bette aus, die Schlacht, bis er endlich der Kriegsgedanken ſich entſchlagen mußte. Seine Gemahlin, die ihn auf ſeinen Feldzügen begleitet hatte, las ihm die Pſalmen vor, die er ſelbſt gedichtet hatte. So entſchlief er. Seine Krieger betrauerten tief den Tod ihres unüberwindlichen und uneigennützigen Feldherrn, der niemals einen Antheil an der Beute genommen, wie manches reiche türkiſche Lager auch in ſeine Hände gefallen war.

In Stockholm machte ſein Tod wenig Aufſehen. Allein die Republik Venedig ſetzte ihm eine ſteinerne Bildſäule im Arſenal mit der Unterſchrift: „Semper victori“ (dem ſteten Sieger), die trauernde Wittwe gelangte mit den Särgen ihres Gemahls und ihres Neffen gegen Ende des Jahres nach Venedig. Später ſtellte ſich auch Philipp, der letzte Königsmark der ſchwediſchen Linie ein. — Vielleicht weinte er an den Särgen ſeines großen Oheims und ſeines tapferen

Bruders, dies hinderte ihn jedoch nicht die Freuden des Carnevals zu genießen. Seine Mutter überlebte den Verlust ihres Lieblings nur wenige Jahre.

Die Prinzessin fügte dem hier Mitgetheilten hinzu, daß Philipp von Königsmark und seine Schwestern die einzigen Erben des nicht unbedeutenden Vermögens der Gräfin Königsmark, so wie der Reichthümer seien, womit die Republik Venedig den Feldmarschall und Ludwig XIV. Carl Johann begabt hatten, und die Herzogin sprach mit Erstaunen:

„Ich nehme heute, geliebte Tochter, zum ersten Male ein ganz neues Talent an Euch wahr. Ihr seid eine Politikerin, trotz dem besten Hofgelehrten*)."

„Meine Weisheit ist so weit nicht her!" lächelte Sophie Dorothea. „Sie kommt von Braunschweig."

„Ihr habt das alles von Leibniz?"

„Nein! Prinz August von Wolfenbüttel meldete mir das alles. Er und Königsmark sind Waffen-

---

*) Die damalige Politik war keine wissenschaftliche. Sie befaßte sich nicht mit Staats-, Handels-, Länderkunde u. s. w., sondern beschränkte sich auf Kenntniß der Höfe, der Monarchen, deren Neigungen, Leidenschaften, Schwächen, Günstlingen und Maitressen. Fürsten und Adel wußten nur was ihnen zunächst lag, nach dem Uebrigen wußten sich die Hofgelehrten umsehen. Diese Weisheit einer kaum 24jährigen Prinzessin war daher in der That auffallend.

brüder. Und ihre Freundschaft auf Leben und Tod habe ich gleichsam gestiftet. Königsmark war immer wild und zänkisch, wenn wir als Kinder spielten und wollte überall der Erste sein. Wolfenbüttel hingegen war nachgiebig und gefällig, that was ich wollte und stand mir bei gegen Königsmark. Diese Zänkereien waren unser bester Zeitvertreib und damit endeten unsere Spiele gewöhnlich. Als nun vor neun Jahren beide Jünglinge sich wiederfanden, hatte Königsmark edlere Sitten angenommen und der Wolfenbüttler war ein Mann geworden. Beide konnten nicht umhin sich anzuerkennen, welche vortheilhafte Veränderungen mit ihnen vorgegangen waren und wenn sie sich als Kinder stets feindselig entzweit hatten, so schlossen sie jetzt den engsten Freundschaftsbund."

So schwatzte die Prinzessin in natürlicher Unbefangenheit, denn ihre kluge Mutter hatte ihr eingeschärft, möglichst aufrichtig zu sein, nur das Anstößige zu vermeiden und sich niemals auf Intriguen einzulassen, um des Schutzes ihres Vaters sicher zu sein. Die Herzogin aber neigte ihre Lippen zu dem Ohre ihres Gemahls und flüsterte:

„Es war doch eine Unvorsichtigkeit von dir, den Königsmark kommen zu lassen. Sie hat ihre Stütze in Celle, sie steht sich gut mit den Wolfenbüttlern, sie kann gefährlich werden."

„Bah", erwiederte eben ſo leiſe der Herzog. „Sie will ja nur prahlen und groß thun."

„Aber man kann ſie mißbrauchen und ſie in Intriguen gegen uns verwickeln, wovon ſie ſelbſt nichts merkt. Zudem waren Königsmark und der Wolfenbüttler ihre ehemaligen Freier, alte Liebe roſtet nicht. Was ſoll daraus werden?"

„Eben deshalb ließ ich ihn kommen. Mag ſie ſich ein wenig compromittiren, damit ſie nicht ſo hochfahrend iſt und wir uns mit Celle beſſer ſtehen. Auch will ich Frieden hier bei Hofe haben, mag ſie ſich mit Königsmark einlaſſen, wenn ſie nur vorſichtig iſt, damit Georg nichts merkt. Sie wird ſich dann gefälliger und nachgiebiger gegen ihren Mann benehmen."

Ernſt Auguſt hatte noch einen dritten Grund, den er aber ſeiner Gemahlin nicht mittheilte.

Ehe Melike nämlich zum Tode ging, enthüllte er die Verſuche der Gräfin Platen, die Erbprinzeſſin in ſeinen Prozeß zu verwickeln. Sophie Dorothea erfuhr es und beklagte ſich darüber bei ihrem Vater nach Celle, welcher in einem langen Briefe ſeinen jüngeren Bruder derb den Text las über die Frechheit und Hinterliſt ſeiner Gunſtdame. — Geſetzt nun auch, Sophie Dorothea, der bisher durchaus nichts anzuhaben war, ließe ſich nicht mit Königsmark heimlich ein, ſondern machte nur keine Ausnahme mit ihm, das heißt, ſie nahm von ihm wie von allen

anderen jungen und ſchönen Männern öffentliche Huldigungen an, ſo genügte das ſchon um ſie in Celle anzuſchwärzen und zu verkleinern und dadurch zukünftige Naſen des älteren Herrn Bruders im Voraus abzulenken."

Während das herzogliche Paar noch flüſterte und tiefe Stille in den Gemächern herrſchte, meldete der dienſtthuende Hofjunker den Gardeobriſten Graf Königsmark an.

„Soll ich ihn hier oder in meinen Gemächern empfangen?" fragte der Herzog, wie ſich gebührte, ſeine Gemahlin, bei der er ſich befand.

Bevor aber die Herzogin noch ihre Bewilligung geben konnte, rief die Gräfin Platen, die ſich niemals Zwang anthat, ſchon:

„Hier! Um Gotteswillen hier! Wir brennen vor Verlangen, das ritterliche Prachtexemplar mit eigenen Augen zu bewundern."

Königsmark trat ein, verbeugte ſich vor der herzoglichen Familie und begrüßte die Anweſenden mit ſo edlem Anſtand und ſo anmuthigem Weſen, daß die Platen von ſeiner Schönheit und ſeinem Benehmen gerührt und geblendet ein lautes Ach! ausſtieß.

Zu ihrem Verdruſſe aber wandte ſich Königsmark völlig unbefangen an die Erbprinzeſſin mit den Worten: „Ich bin erſtaunt und wage kaum die glänzende

Blüthe in ihrer ſtrahlenden Entfaltung wieder zu erkennen."

In der That ſtand Sophie Dorothea jetzt auf dem Prachtgipfel ihrer Reize, welches ſich aus ihren ehelichen Verhältniſſen leicht erklären läßt. Auf dem Carneval von Venedig, damals wo der Mercure galant eine ſo vortheilhafte Schilderung von ihr entwirft, war ſie von ihrem zweiten Wochenbette und einer langwierigen Unpäßlichkeit kaum geneſen. Seitdem war, wie ſich Bernſtorf ausdrückte, die beklagenswertheſte Froideur zwiſchen ihr und ihrem Herrn Gemahl eingetreten und eine Prinzeſſin, die ſieben Jahre lang nur darauf ausgeht, gut auszuſehen, kann in ihrem ſechsundzwanzigſten Jahre ſehr gut die Pracht und Friſche jungfräulicher Blüthe mit der milden Schönheit und der veredelten Anmuth einer Mutter vereinen.

Je treffender dieſes Compliment war, deſto mehr gereichte es der Gräfin Platen zum Aerger, den ſie kaum bemeiſtern konnte, als Sophie Dorothea mit ihrem reizendſten Lächeln erwiederte:

„Seien Sie mir willkommen, wie alles, was mich an meine Kindheit und an Celle erinnert."

Ernſt Auguſt, der nur darauf bedacht war, ſeine Schwiegertochter ein wenig zu compromittiren, um ihren Einfluß in Celle zu untergraben, — denn abgeſehen davon, daß er ihrem Vater tief verſchuldet war, brauchte er jetzt mehr als je deſſen brüderlichen Finanz-

beiſtand, — freute ſich, daß dieſe beiderſeitige Galanterie einen ſo vortrefflichen Anfang nahm.

„Herr Graf", hub er an, „bevor Ihr in meine Dienſte tretet, muß ich Euch noch meinen väterlichen Dank ſagen für den Dienſt, den Ihr meinem Sohne in Ungarn geleiſtet. Ihr habt ihn, da er von Spahis und Janitſcharen umringt war, vom Tode oder Gefangenſchaft gerettet."

„Gerettet? Nein! Kurfürſtliche Gnaden, das iſt zu viel geſagt. Dero Herr Sohn, der Sprößling eines Heldengeſchlechtes, ſprengte in den dichteſten Haufen der Feinde und ich folgte nur ſeinem tapferen Beiſpiele. Er hieb ein ſo lange er den Arm rühren konnte, da mußte ich auch etwas thun und hieb mich und ihn heraus, das ſind Alltagsbegebenheiten, zumal im Türkenkriege, die der Erwähnung Ew. Kurfürſtlichen Gnaden nicht werth ſind."

Durch die Benennung Kurfürſtliche Gnaden hatte Philipp bereits die volle Gunſt des Herzogs erlangt, der mit ſelbſtgefälligem Lächeln erwiederte:

„Lieber Graf! Ihr irrt Euch, denn Ihr gebt mir einen Titel, der mir nicht zukommt."

Königsmark erwiederte: „Ich komme vom ſächſiſchen Hofe, wo man an dieſen Titel gewöhnt wird und Se. Excellenz Graf Strattmann hat mir verſichert, daß kaiſerliche Majeſtät ihrem treueſten und mächtigſten Vaſallen endlich habe Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Ich kann mich daher eines Irrthums nur freuen, der mich veranlaßt hat der Erſte zu ſein, der Euch bei einem Titel nennt, deſſen Ihr ſo ſehr würdig ſeid und den Ihr auch ſchon führet."

„Ihr kommt von Dresden?" fragte der Herzog. „Ihr wart alſo beim Kurfürſten?"

„Eigentlich beim Kurprinzen, ich hatte die Ehre ihn auf ſeinen Reiſen zu begleiten."

„Iſt es wahr?" fiel die Gräfin ein, die es ſich nie nehmen ließ, in die Unterhaltungen fürſtlicher Perſonen ſtets dreinzureden — „Iſt es wahr, daß dieſer junge Prinz das ſtärkſte Hufeiſen brechen und mit einem einzigen Schlage einen Ochſen tödten kann?"

„Dieſer Herr beſitzt eine außerordentliche Körperkraft."

„Beſaß dieſe nicht auch Euer Bruder?"

„Ja, meine Gräfin! Es findet ſich mehr als eine Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Herrn und meinem verſtorbenen Bruder. Dieſelbe Körperkraft, dieſelbe Kampfluſt, dieſelbe Neigung zur Pracht und zu ritterlichen Abenteuern."

„Fügt auch hinzu, bemerkte der Herzog: dieſelbe Huldigung dem ſchönen Geſchlechte und daſſelbe Glück bei den Damen. Bei Eurem Bruder und Auguſt dem Starken ſeid Ihr in einer guten Schule geweſen, mein junger Freund."

„Allein der Lehrling blieb in jeder Beziehung weit hinter seinen Lehrern zurück. Lorbeeren wachsen zu hoch für mich und Myrthen blühten nicht auf meinem Wege.“ Diese letzten Worte sprach Königsmark fast mit Wehmuth. Sie waren für Sophie Dorothea gesagt.

„Ist es wahr,“ fragte die Platen wieder, „daß der Kurprinz incognito in einem Stiergefecht auftrat, oder war das Euer Bruder?“

„Beide, meine Gnädige, thaten es und bestanden, eh sie bei Hofe erschienen, dieses für Fremde sehr gefährliche Abenteuer.“

„Erzählt uns doch etwas davon. O wie hübsch muß es sein, einem Kampfe zuzusehen, wo ritterliche Gewandtheit die rohe Kraft bezwingt.“

Philipp schwieg und sah den Herzog an mit einer fragenden Miene, welche deutlich ausdrückte: „Sire! Sind Sie es nicht, der hier Befehle ertheilt?“

Dieser indeß sprach: „Ich bitte Euch, erzählt Beides.“

„Mit Erlaubniß Ew. Durchlaucht berichte ich zuerst das Abenteuer des Kurprinzen, welches zur Feier des Beilagers König Karl's mit seiner zweiten Gemahlin statt fand, während das Stiergefecht, wo mein Bruder seine sonderbare Tapferkeit fast zur Mißbilligung der Spanier entwickelte, zu Ehren seiner ersten Gemahlin abgehalten wurde.“

Mit großer Gewandtheit ſchilderte er hierauf, wie Auguſt der Starke als deutſcher Held und Prinz, freilich incognito, auf ſeinem erprobten Schlachtroß dem Stiere entgegenritt, aber ohne ſich zu rühren in der Bahn hielt, ſo daß die Zuſchauer ſchon höhnten: zeig was du kannſt, Faullenzer, während der Stier durch brennende Pfeile, die man ihm aufs Fell ſchoß, durch Lanzenſtöße und Steinwürfe immer mehr zur Wuth gereizt wurde, bis er ſich endlich in Wahnſinn und Verzweiflung, nur um etwas zu haben, was er mit den Hörnern wegſchleudern und mit den Hufen zerſtampfen konnte, auf Roß und Reiter ſtürzte, die wie ein Steinbild da hielten. Dieſen Augenblick benutzte der Kurprinz, ſeinen Hirſchfänger zu ziehen und zugleich mit einem einzigen Hieb den Kopf des Stieres von dem gewaltigen Rücken glatt abzuſchlagen. Der Kampf war in dem Augenblick beendet, wo er begann. „Mein Bruder hingegen, fuhr er in ſeiner Schilderung fort, liebte ſtets das Unerhörte zu thun, woran nicht leicht ein Menſch zu denken pflegt. Er hatte ſich zuvörderſt erkundigt, welches der beſte Stier ſei, den man kämpfen laſſen würde und hatte zu ſeiner großen Zufriedenheit vernommen, daß ein ganz ungewöhnlicher andaluſiſcher Koloß herausgelaſſen werden würde. Dieſem trat er entgegen, aber ohne Waffen, mit einem Laſſo (einer Schlinge). Die Zuſchauer lachten, als er ſie ihm umwarf, denn ein andaluſiſcher Stier, der zu ſolchem

Kämpfen gezüchtet und abgerichtet wird, iſt mehr, als ein amerikaniſcher Büffel. Alle Zuſchauer fühlten ſich beleidigt. Ein Fremdling verhöhnte ihr liebſtes Volksvergnügen und ſchleppte ihren beſten andaluſiſchen Stier an einer Schlinge durch die Bahn. Sie nahmen Partei für den Stier und ſchrien: Stier, ſei kein Feigling! Stier, zeig, daß du ein Spanier biſt! Stier, es gilt deine und unſere Ehre! Der Stier that ſein Beſtes. Er ſträubte ſich daß er dampfte und ſeine Muskeln bebten. Allein es half ihm nichts, fuhr Königsmark fort. Mein Bruder war der Stärkere und wer weiß, was daraus geworden wäre, denn die Spanier ſchienen dieſen Schimpf nicht länger dulden zu wollen und machten Miene, ihrem Stier zu Hülfe zu kommen. Glücklicherweiſe riß der Laſſo. Für ſolch einen Kampf gab es keine ſtärkeren. Mein Bruder und der Stier ſtürzten zu gleicher Zeit zu Boden. Die parteiiſche Nation rief: Bravo, Stier! ſiegreicher Stier! Mein Bruder, über dieſe Ungerechtigkeit erhitzt, überließ ſich ganz ſeiner Tollkühnheit und wollte den Stier jetzt mit bloßen Händen bei den Hörnern packen und feſthalten. Aber die Spitzen der Hörner ſtreiften ſeine Schenkel, ſein Blut floß und er mußte einen kleinen Luftſprung machen. Das verdroß ihn noch mehr, als die Unzuverläſſigkeit ſeines Laſſos. Er erhub ſeine mächtige Fauſt und ließ ſie zwiſchen die Hörner des Stieres wie auf einen Ambos fallen, daß

der Schlag und das Gepolter des fallenden Ungethüms dicht hintereinander erfolgten wie Pelotonfeuer. Jetzt erst ließen ihm die Spanier Gerechtigkeit widerfahren und feierten seine That mit gellendem Beifall. Mein stolzer Bruder aber, ungerechter gegen sich selbst, als es ein Spanier, der für einen andalusischen Stier Partei nimmt, irgend gegen einen Fremden sein kann, wollte von einem Siege nichts wissen, wo er von einem Stiere gleichsam entwaffnet und nachdem sogar verwundet worden war."

Während dieser Erzählungen hing die Blaten an den Lippen des schönen jungen Obristen, etwa wie — wenn ein classischer Vergleich in jener Hof- und Maitressenzeit nicht völlig unanwendbar ist — wie Dido, als Aeneas die Zerstörung von Troja beschrieb.

Sie wollte mehr hören da er schwieg und fragte, was er in dem Augenblick fühlte, als sein Bruder unbewaffnet dem wüthenden Stier entgegentrat.

„Frau Gräfin. Ich hetzte den Stier auf meinen Bruder und ward darin noch von unserem treuen Tom unterstützt, einem englischen Seemann, einem verwegnen Wagehalß. Mein Bruder sah gern solche Leute in seinem Gefolge und unser treuer Tom ließ es sich nicht nehmen, in seiner blauen Matrosenjacke mit weiten Beinkleidern sich dem Volke zu zeigen."

„Wie war denn Euer Bruder gekleidet?"

„Wie ein Toreador. Weiße Atlasbeinkleider, kurz und mit Gold gestickt, rothe Strümpfe, ebenfalls mit Gold durchwirkt und eine knappe Jacke, deren Nähte so breit und reich mit Gold gestickt waren, daß der dunkle Stoff nur fleckenweise hervorguckte."

„Und Ihr trugt ein ähnliches Kleid?"

„Nein, Frau Gräfin. Man hat dort auch ein mexikanisches Costüm von keiner Farbe, oder vielmehr von allen. Es wird aus buntschillernden Vogelfedern gemacht, wogegen die Goldstickereien auf Nähten und Besatz erblinden."

Die Gräfin warf ihm einen Blick zu, in dem sich ausdrückte, in solchem Costüme hätte ich Euch sehen mögen. Er aber, um ihr zu zeigen, daß er nicht gekommen sei sie zu unterhalten, stand auf und wollte sich verabschieden.

„Bleibt noch," sprach der Herzog sehr gnädig „und gönnt uns ferner Eure Unterhaltung. — Ihr habt längere Zeit in kursächsischen Diensten gestanden?"

„Ja! Hochfürstliche Gnaden. Der hochselige Johann Georg III. vertraute mir den Befehl seines Cuirassierregiments."

„Und Ihr habt den glänzenden Hof verlassen, ohne an meinem Hofe eine höhere Stelle anzunehmen, wo Ihr den Glanz, die Vergnügen, die Zerstreuungen nicht findet, die Eurer Jugend gefallen."

„Durchlaucht! Ich glaube wohlgethan zu haben.“

Der ſteife Georg ſprach endlich auch ein Mal ein lautes Wort: — „Wie ſo? Warum hättet Ihr nicht beſſer gethan zu bleiben wo Ihr waret? Darf man wiſſen, was Euch eigentlich von dort vertrieb?“

„Sehr gern, mein Prinz, erwiederte Philipp mit einer höchſt unbefangenen Miene. Ich konnte nicht länger mit anſehen, wie ein Fürſt ſeine liebenswürdige junge Gemahlin auf empörende Weiſe durch ſeinen Umgang mit einer frechen Buhlerin demüthigte.“

Georg erröthete und Meluſine erblaßte. Selbſt der Herzog und die Gräfin horchten hoch auf und wußten nicht, ob das nicht etwa auch auf ſie gehen ſollte.

„Das vertrieb nicht nur mich aus Dresden,“ fuhr Königsmark fort, „ſondern auch meinen gnädigen Herrn Kurprinzen. Wir durchſtreiften halb Europa, nahmen Theil an verſchiedenen Feldzügen und als wir endlich heimkehrten, fanden wir die Frau Kurfürſtin noch unglücklicher und die ſchamloſe Sybille noch frecher als je zuvor *). Unter dieſen Umſtänden konnte mir

*) Sybille von Neitſchütz ſoll von Ernſt Auguſt 40,000 Thaler erhalten haben, um ihren fürſtlichen Gebieter günſtig zu ſtimmen für Hannover bei Erlangung der Kurwürde.

nichts willkommner ſein, als das Anerbieten des Prinzen Karl, in ſeines Herrn Vaters Dienſte zu treten und ich ſäumte nicht es anzunehmen."

„Iſt es denn wirklich an dem, fragte die Platen, daß Sybille von Neitſchütz und ihre Mutter die Generalin von Rochlitz durch Zauberkünſte den Kurfürſten an ſich feſſeln? Die junge Hexe ſoll eine Hieroglyphenſchrift in blutgetränkter Leinewand gehüllt unter dem linken Arm tragen; wenn ſie dieſen Talisman ablegt, ſoll ſie, wie man ſagt, ihrem fürſtlichen Geliebten zuwider ſein."

„Man ſpricht auch von einem magiſchen Armbande, Liebestränken und Beſchwörungen. Sie geht jetzt ſtark darauf aus, ſich zur Reichsgräfin erheben zu laſſen und ſodann ſich mit dem Kurfürſten in beſter Form zu verheirathen. Sie hat ſchon ſein ſchriftliches Verſprechen, daß ihre Kinder als eheliche anerkannt werden ſollen und dieſe Urkunde, aus der ſie in ihrem Hochmuth kein Geheimniß macht, lautet unter anderen: Indem keineswegs in der heiligen Schrift zwei Weiber zu haben verboten, ſondern Exempel anzuführen ſind, daß ſelbiges von der Kirche zugeſtanden wird. — Doch ſolche Weiber ſind, wie ich fürchte, der Beachtung fürſtlicher Hoheiten nicht werth."

Bald wurde Königsmark der erklärte Günſtling an dieſem Hofe. Der Herzog fand ſich von ſeinen

Erzählungen angenehm unterhalten. Der junge Cavalier war in den meiſten europäiſchen Ländern geweſen, kannte aufs Genaueſte alle Höfe und wußte als Vertrauter des Prinzen von Sachſen viel von deſſen galanten Abenteuern zu erzählen, welche dem alten fürſtlichen Herrn vielen Spaß machten.

Die Damen bezauberte Königsmark durch ſeine Prachtliebe, ſeine Verſchwendung, ſeine glänzende Uniform und durch ſeinen unnachahmlichen Anſtand in welchem ſich höfiſche Vornehmheit mit kriegeriſcher Unbefangenheit vermiſchte. Er zählte jetzt dreißig Jahre, vermöge ſeiner feinen Züge und ſeiner glänzenden Geſichtsfarbe ſchien ſeine jugendfriſche Geſtalt jetzt erſt in Manneskraft überzugehen, als habe er kaum funfundzwanzig Jahre.

Seine ſchwarzen Augen blitzten voll Muth und Lebensdurſt unter der hohen edlen Stirne, von der die vollen ſchwarzen Locken weich auf Schultern und Nacken fielen, ein höhniſches Lächeln, welches häufig um die friſchen zierlichen Lippen ſpielte, verrieth Siegesbewußtſein und hohe Selbſtſchätzung. Mochte er nun auf ſtolzem Roſſe ſein Regiment zur Parade führen oder auf dem Canapée Lully's neueſte Opern trillern, oder den Plan zu einem Feſte entwerfen, oder auf einer Maskerade mit Witz und guter Laune einen Charakter durchführen — Alles was er that ward bewundert und entzückte.

Die Gräfin Platen hatte vom erſten Augenblick ſeines Erſcheinens an ihm ihr Herz geſchenkt und verhehlte durchaus nicht, was ſie für ihn fühlte. Sie hatte heftige Leidenſchaften, die ſie nicht beherrſchen konnte, wie große Gewalt ſie auch über ſich hatte. Aber Königsmark legte Werth auf ſich und war nicht leichten Kaufs zu feſſeln. Anfangs ließ er ſie ſchmachten, ſetzte ihrem zärtlichen Entgegenkommen Kälte und Hohn entgegen und brachte ſie durch Eiferſucht zur Verzweiflung, indem er ſeine Aufmerkſamkeit der Erbprinzeſſin weihte, die nicht wenig ſtolz darauf war, die Huldigungen dieſes glänzenden Cavaliers im Angeſicht des ganzen Hofs zu empfangen.

Später, nach mehreren vertrauten Unterhaltungen mit ſeiner Jugendfreundin, ließ er ſich bei ihr melden und wurde ungezwungen angenommen. Er geſtand ihr, daß er von ihrer Nebenbuhlerin, der hochfahrenden Gräfin geliebt werde und daß er dieſe Schwäche der allesvermögenden Gunſtdame benutzen wolle um ſie zu compromittiren, zu ſtürzen und den Hof von ihrem ſchädlichen Einfluß zu befreien.

Sophie Dorothea war damit einverſtanden, ſo weit ſie ſelbſt nicht dabei zu kurz komme. Sie verlangte allemal die erſten Huldigungen dieſes ausgezeichneten Cavaliers und ſeine geheimen Nebenzwecke durften der offenen Ergebenheit, die ſie von ihm verlangte, nicht im Wege ſein.

Demnach hatte Königsmark einige Schwierigkeiten, den verſprochenen Plan zu verfolgen und in ihren Briefen wirft Sophia Dorothea ihm häufig vor, daß er der Gräfin zu groſſe Aufmerkſamkeit erweiſe.

Wie ſich von ſelbſt verſteht, war es nicht Eiferſucht, ſondern nur Gefallſucht und koketter Ehrgeiz, welche der Prinzeſſin ſolche Briefe in die Feder gaben. Unſchuldige Liebe und treue Zärtlichkeit wohnen nicht bei Hofe, wo wenigſtens zur damaligen Zeit Verrath und Hinterliſt ihr Spiel trieben und Liebe, Freundſchaft, Ergebenheit nur Maske war, um ſelbſtſüchtige Pläne zu verfolgen. Geſetzt, daß Königsmark die Prinzeſſin ernſtlich geliebt hatte, ſo waren dieſe Jugendgefühle und Schwärmereien längſt von ihm gewichen. Auch litt er damals an einer Krankheit, die an allen Höfen ſtark graſſirte und von der ſelbſt fürſtliche Perſonen nicht frei blieben; eine Krankheit, die ihn wohl in den Stand ſetzte eine Dame zu compromittiren, ihn aber völlig unfähig machte, ſich auf ein zärtliches Verhältniß mit einer Prinzeſſin einzulaſſen, die von ihrem Gemahl vernachläſſigt und unterdrückt ward. Sophia Dorothea mochte ihm immer noch theuer ſein. Vielleicht auch erinnerte er ſich mit Freuden, was er als Knabe einſt für ſie gefühlt hatte. Jetzt aber war ſie ihm eine ſehr nützliche Freundin, denn ſie war die reichſte Prinzeſſin in Deutſchland und er befand ſich in der entſetzlichſten Geldnoth. Dies hinderte ihn

doch nicht, ſich nach wie vor mit Pracht und Aufwand zu umgeben, die Stellung bei Hofe ward immer glänzender und feſter und im Vertrauen auf ſeine Unwiderſtehlichkeit benahm er ſich ſelbſt gegen den Herzog nicht wie ein Obriſter gegen den ſouverainen Fürſten, bei dem er im Dienſte ſteht, ſondern wie Ernſt Auguſt ſelbſt einmal ſagte:

„Wie es ſcheint, glaubt Freund Königsmark mir eine Ehre erwieſen zu haben, indem er ſich herabließ als Gardeobriſt in Dienſte zu treten. Ich kann weder über ſeine Pünktlichkeit im Dienſte, noch über ſeine Beobachtung der Hofetikette Klage führen. Allein er kömmt mir vor wie ein fremder Prinz, der ſein Hoflager bei mir aufgeſchlagen und in Erwartung eines Feldzugs ſeine Truppen mit den meinigen vereint hat.“

Wenn ſchon der alte Ernſt Auguſt dieſes Anſehen und Gewicht, was ſich Königsmark zu geben wußte, ſcherzend anerkennt, wie mußte erſt die feinerzogene, hofartige, weltunkundige Sophia Dorothea einer ſo gewinnenden Perſönlichkeit vertrauen! — Zu ihrem Unglück legte ſie auch ihr ganzes Schickſal in ſeine Hände.

Um dieſe Zeit brachte der alte Grote endlich den Kurhut und der ganze Hof ſchwamm in einem Meere von lärmenden Feſten und ermüdenden Freuden, daß

man ſich endlich wieder nach einer langweiligen Alltäglichkeit ſehnte, um ſich zu erquicken und auszuruhen.

Der Hof begab ſich nach dem fürſtlichen Jagdſchloſſe Linzburg.

Mehrere Tage ſchon hatte man ſich an dem gewohnten Hofeinerlei wieder erfriſcht, als der neue Kurfürſt eines Morgens nach dem Frühſtück im Parke mit einem Male ſeine Hautboiſten kommen und zum Tanze aufblaſen ließ. Die Gräfin Platen war die Erſte, welche ſich dankbar und empfänglich für dieſe angenehme Ueberraſchung erwies. Sie erhob ſich, faßte den jungen Obriſt bei der Hand und forderte ihn zu einem Bolero auf.

Tanz beſonders, aber auch Geſang und Declamation waren unentbehrliche Talente, um ſich bei Hofe auszuzeichnen. Zu Ehren hochfürſtlicher Perſonen bei Vermählungs- und Huldigungsfeſten traten nicht Schauſpieler und Virtuoſen auf, ſondern der Hof ſelbſt. Die Erbprinzeſſin von Hannover zeichnete ſich durch ihren Geſang und Tanz beſonders aus. Im Uebrigen leiſtete jeder, was er vermochte. Es kam ja nicht darauf an, wie eine Rolle geſpielt wurde, ſondern wer ſie ſpielte.

Königsmark, ein vortrefflicher Tänzer, hatte an Ort und Stelle den Bolero gelernt und er genirte ſich wenig, alles kleidete ihn. Er tanzte wild und luſtig. Um ihm einigermaßen gleich zu kommen, ſchloſſe die

Gräfin Muth aus ihrem Herzen und tanzte leidenschaftlich wie ein junges Mädchen.

Alle Zuschauer erklärten, daß sie diesen Tanz niemals hätten in solcher Vollkommenheit aufführen sehen. Der Kurfürst aber meinte, ein wenig Besonnenheit und Beobachtung wäre wünschenswerth gewesen. „Ich liebe Feuer und Gewandtheit, nur muß sich eine Dame nicht ganz und gar vom Tanzteufel beherrschen lassen."

Einige Tage später begab sich der Kurfürst nach Regensburg zum Reichstage. Der Kaiser hatte den Kurfürsten eine neue hohe Gnade gewährt. Nach vielfältigen Streitigkeiten hatte er ihnen bewilligt, auf mit Sammet beschlagenen Bänken zu sitzen und den Thronteppich so weit vergrößern zu lassen, daß sie alle ihre Füße darauf setzen konnten.

Welch ein Glück für den jüngsten neunten Kurfürsten, gleich die Füße auf den Thronteppich zu setzen und war er auch streng verpflichtet, stets mit dem Kaiser zu stimmen, so war ein solches Vorrecht doch noch größerer Opfer werth.

Die Gräfin hatte jetzt größere Freiheit und arbeitete fleißig an ihrer Eroberung. Bei Hofe flüsterte man viel von Zusammenkünften und Schäferstunden dieses glücklichen Paares.

An einem glühenden Julitage hatte sie mit dem Fräulein Knesebeck in einer schattigen Laube Kühlung gesucht und beschäftigte sich mit einer feinen Näherei,